

Gerfried Mandl/Ilja Steffelbauer
(Hgg.)

KRIEG IN DER ANTIKEN WELT



MAGNUSVERLAG

»Der Krieg ist der Vater aller Dinge«, soll schon Heraklit um 500 v. Chr. gesagt haben. Und auch wenn man diesem kryptischen Ausspruch des »Dunklen« nicht ganz folgen will, so ist doch ersichtlich, dass das Phänomen Krieg, verstanden als zwischenstaatliche Auseinandersetzung, ein unserer Geschichte immanenter Faktor ist.

Die Geschichte der Menschheit ist vor allem eine Geschichte vieler gewaltsamer Zusammenstöße, und kaum ein Ereignis mobilisiert die Menschen so sehr wie der Krieg. Staaten entstehen und vergehen im Wechselspiel von Krieg und Frieden, für Gesellschaften liegt darin häufig der Anstoß zu einem grundlegenden Wandel. Dabei geht es nicht nur um Militärtechnik, Feldzüge und Eroberungen: Der soziale Aufstieg über das Militär ist nur ein Beispiel dafür, wie der Krieg gesellschaftliche Strukturen verändern kann und sich dabei auch selbst verändert. Viele Aspekte des Krieges werden hier bewusst aus dem Blickwinkel anderer wissenschaftlicher Disziplinen betrachtet. Vom Kriegerrecht über sprachhistorische Entwicklungen bis hin zum Geschlechterverhältnis, der Krieg spiegelt sich – gerade in der Antike – in allen Bereichen der Gesellschaft.

In ihren Beiträgen spüren die Autoren diesen »Randerscheinungen« des Krieges nach, illustriert durch Abbildungen, Graphiken und Karten.

Mensch und Krieg – mit dem Band zur Antike starten wir unsere neue Reihe zu einem der wichtigsten Themen der Menschheitsgeschichte.

Gerfried Mandl/Ilja Steffelbauer
Krieg in der antiken Welt

KRIEG UND GESELLSCHAFT

Herausgegeben von

Thomas Kolnberger und Ilja Steffebauer

Krieg in der antiken Welt

Krieg im mittelalterlichen Abendland

Krieg in der europäischen Neuzeit

Krieg in der industrialisierten Welt

Krieg in der globalen Welt

In Kooperation mit dem
Verein zur Förderung von Studien zur
interkulturellen Geschichte, Wien

Gerfried Mandl/Ilja Steffebauer (Hgg.)

KRIEG IN DER ANTIKEN WELT

Magnus Verlag

© 2007 Magnus Verlag, Essen
Alle Rechte vorbehalten
Redaktion: Mira C. Arora
Satz: Hans Winkens, Wegberg
ISBN 978-3-88400-520-0

Kriegs- und Militärgeschichte ist Teil der allgemeinen Sozialgeschichte. Sie beschäftigt sich mit kriegerischen Ereignissen und ihrem gesellschaftlichen Kontext. Die Kriegsführung der Kontrahenten spiegelt deren Gesellschaftsordnung wider – militärische Organisation ist vom ›zivilen Leben‹ nicht zu trennen. Diese Wechselbeziehung ist unübersehbar und erübrigt die Frage, ob denn der ›Krieg der Vater aller Dinge‹ sei: Er ist es nicht; bleibt aber ein bestimmender Faktor für Bereiche, die über den engeren Kreis von Krieg und Militär hinausgehen. »Tatsächlich bestätigen die bisherigen Veröffentlichungen, dass Militärgeschichte unabhängig vom jeweiligen Zeitbereich methodisch als Politik-, Verwaltungs-, Diplomatie-, Sozial-, Alltags-, Kultur-, Wirtschafts-, Stadt-, Technik- und Geschlechtergeschichte betrieben werden kann.«¹

Dieser Feststellung trägt die Reihe Rechnung: Es wird nicht versucht, eine Universalgeschichte des Militärischen, eine *histoire totale* zu schreiben. Stattdessen vereint jeder Band methodisch Beiträge von der Mikrohistorie bis zur Strukturgeschichte, deren Leitmotiv Krieg in seinen historischen Rahmenbedingungen ist. Die einzelnen Beiträge sollen ein Gesamtbild gleich einem pointillistischen Gemälde ergeben. Die Punkte sind nicht willkürlich gesetzt, sondern folgen gezielt Längs- und Querschnitten. Die Längsschnitte orientieren sich aus pragmatischen Gründen an den konventionellen Epochengrenzen der europäischen Geschichtsschreibung (Antike, Mittelalter, Neuzeit, Industrie-, Globalzeitalter). Die räumlichen Einzugsbereiche der einzelnen Epochen sind nicht deckungsgleich, da sie durch die kulturelle und nicht zuletzt militärische Reichweite der jeweils dominierenden Gesellschaften bestimmt waren. Die Welt des Mittelalters ist eine andere als die der Antike. Die gegenwärtige Welt ist eine globale. Die Querschnitte verfolgen ein bestimmtes Thema durch alle Bände. Dadurch besteht die Möglichkeit, einen Aspekt von Krieg und Gesellschaft quer zu lesen.

1 Nowosadtko, Jutta: Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Berlin 2002, 17

*Abnungslosigkeit darüber, was er bedeutet,
treibt niemanden in den Krieg,
und Angst hält keinen davon ab,
der einen Nutzen in ihm sieht.*

Hermokrates von Syrakus (Thuk. 4, 59)

Krieg in der antiken Welt

Die Beiträge zum vorliegenden Band untersuchen Krieg, Militär und Gesellschaft von der Entstehung der altmediterranen Welt in der Bronzezeit bis zur Formierung neuer Kulturerdteile diesseits und jenseits des Mittelmeeres in der Spätantike. So gibt die Chronologie die räumliche Erstreckung vor: Es ist die circummediterrane Welt, in der die Kulturen Südeuropas, der Levante und Nordafrikas durch das verbindende Meer interagierten. Über viele Jahrhunderte war dies ein stabiler kultureller Kernraum. Niemals isoliert, empfangend er ebenso oft Impulse von außen, wie er selbst in die angrenzenden Räume ausstrahlte. Jenseits des unmittelbaren Einzugsbereichs des Mittelmeeres liegen daher weitere Räume dieser Welt des Altertums. Seine deutlichste historische Ausprägung erlangte dieser Verflechtungsraum in Gestalt des Imperium Romanum. Das Zentrum des Kernraumes lag zuerst im hellenistischen Osten und verschob sich dann durch Roms Aufstieg zur territorialen Großmacht nach Westen. Roms Ausgreifen jenseits der Alpen schloss auch Gesellschaften in West- und Zentraleuropa an diesen kulturellen Kernraum an. Die Dynamik der römischen Expansion ermöglichte, ihm eine umfassende politische Gestalt und ein gemeinsames kulturelles Gepräge zu verleihen. Mit dem politischen Scheitern Roms zerbrach dieses Gefüge: Im Norden sollte ein christliches Europa entstehen, im Süden die islamische Zivilisation.

CHRONOLOGIE	<i>Ein militärhistorischer Abriss des Altertums .</i>	10
<i>Anfang der Zukunft</i>	<i>Khaled Hakami</i> Evolution durch Krieg Oder warum der Krieg nicht der Vater aller, aber doch der meisten Dinge ist	11
<i>Vorklassik</i>	<i>Mario Rausch</i> Das Zeitalter der Hopliten Bauern, Bürger und Soldaten im archaischen und klassischen Griechenland	32
<i>Klassik</i>	<i>Patrick Sänger</i> Augustus – Herr über 28 Legionen Das militärische Erbe der Republik und die kaiserzeitliche Armee	64
<i>Das lange Ende</i>	<i>Bernhard Palme</i> Feldarmee und Grenzheer Das römische Militär in der Spätantike	85
RAUM	<i>Militärische Expansion und Geographie . . .</i>	114
<i>Militärzonen</i>	<i>Thomas Kolnberger</i> Das Konzept der Militärzone Die geographische Reichweite militärischer Systeme	115
<i>Raumvorstellungen</i>	<i>Arthur M. Eckstein</i> Die Grenzen der Expansion Roms Soziale, geopolitische und geographische Aspekte	129

<i>Grenzen der Projektion</i>	<i>Raimund Karl</i> Kelten und Germanen Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Militärorganisation 158
<i>Ethnic Soldiering</i>	<i>Jürgen Flick</i> Der Ritt in die Mitte Reitervölker im Dienste Roms 195
OPERATIVES	<i>Die Praxis der Kriegsführung</i> 214
<i>Logistik, Strategie und Taktik</i>	<i>Alfred Hirt</i> Magnesia Entscheidung am Sipylos. Phalanx, Elefanten und Streitwagen gegen römische Legionäre .. 215
<i>Command and Control</i>	<i>Julia Taita</i> »Das Auge des Heeres« <i>Strategós</i> und Seher im archaischen und klassischen Griechenland 238
ERGONOMIE	<i>Bewaffnung im sozialen Kontext</i> 258
<i>Krieger und Waffe</i>	<i>Klaus Löcker</i> Das Schwert bei den Kelten Kampfmittel und Statussymbol: Das Schwert als Waffe der Aristokratie 260 <i>Exkurs:</i> Die Kampftauglichkeit keltischer Schwerter .. 268 <i>Martin Obenaus</i> Schwertbewaffnung Entwicklung einer Waffe vom Ende der Spätantike bis zum Beginn des Hochmittelalters 271
MENTALITÄT	<i>Reflexionen über den Krieg</i> 292
<i>Kriegsrecht</i>	<i>Philipp Scheibelreiter</i> Die Idee vom gerechten Krieg Zum Kriegsrecht im antiken Griechenland .. 293

<i>Kunst und Propaganda</i>	<i>Jürgen Borchhardt</i> Schlacht und Triumph Schlachtdarstellungen in der Antike	316
<i>Feindbild</i>	<i>Herbert Heftner</i> Punica Fides Das römische Feindbild der ›punischen Treulosigkeit‹ und der Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges	356
SOZIALGESCHICHTE	Krieg und Gesellschaft	376
<i>Ökonomie</i>	<i>Ilija Steffebauer</i> Die Ökonomie des Krieges Oikos – Polis – Großreich	377
<i>Gendering</i>	<i>Kordula Schnegg</i> Sparta Geschlechteregalität oder -eliminierung? . . .	401
<i>Gesellschaft</i>	<i>Walter Scheidel</i> Mobilisierung und Beteiligung Die griechischen Stadtstaaten, Karthago und Rom	420
<i>Organisation</i>	<i>Gerfried Mandl</i> Erobern und beherrschen Militär, Staatlichkeit und territoriale Kontrolle in der Antike	436
Verzeichnis der Abkürzungen		460
Autorenliste		462

CHRONOLOGIE

Ein militärhistorischer Abriss des Altertums

Der erste Abschnitt folgt dem im Rückblick dominanten militärischen System im Altertum. Das heißt jenem, welches in dem definierten Zeit-Raum den größten Erfolg hatte. Seine Entwicklungslinie beginnt mit den frühen Staatsbildungen in Griechenland und Italien, führt über die Bürgerheere der griechischen Poleis, die hellenistischen Massenheere zum Milizheer Roms und erreicht seinen organisatorischen Höhepunkt mit dem Berufsheer des römischen Kaiserreichs. Diese Evolution bringt auf allen Stufen funktionierende und effiziente Wehrsysteme hervor, die sich durch fortgesetzte kriegerische Interaktion beständig wandeln und anpassen. Das spätantike römische Heer sollte sich gegenüber der alternativen militärischen Organisation in Form des keltisch-germanischen Gefolgschaftssystems als Auslaufmodell erweisen. Dieses wurde zur Grundlage für die folgende Epoche der europäischen Geschichte. Dezentrale Feudalherrschaften ersetzen im Westen zentralistische Machtstrukturen.

Evolution durch Krieg

Oder warum der Krieg nicht der Vater aller,
aber doch der meisten Dinge ist

KHALED HAKAMI

*Wars make states and states make wars.*¹

R. Cohen

Finleys Forderung ...

Über den Krieg, seine Ursachen, Ausformungen und Wirkungen wurde im Laufe der Menschheitsgeschichte viel nachgedacht und geschrieben. Schon in der Antike machten sich brillante Köpfe daran, den Krieg als gesellschaftliches und im weitesten Sinne menschliches Phänomen zu erfassen. Platon (*leg.* 626a) zum Beispiel erklärte: »Was die meisten Menschen Frieden nennen, das ist nur eine Vorstellung; in Wirklichkeit herrscht von Natur aus ständig unerklärter Krieg von allen Städten gegen alle anderen Städte.« Von einem Idealisten wie Platon ist in Bezug auf die Erklärung des Phänomens Krieg wohl nicht mehr zu erwarten. Doch ist uns diesbezüglich insgesamt wenig von antiken Denkern überliefert, denn »obwohl die antike Geschichtsschreibung sich intensiv mit dem Krieg beschäftigt, ist bezeichnenderweise der Fortschritt bei der Einsicht in seine Ursachen doch gering.«²

Die Gründe dafür sind sicher vielschichtig, aber am Beispiel von Aristoteles' Theorie zur Staatsentstehung werden die Grenzen der damaligen Herangehensweise deutlich: Während seiner politischen Studien sammelte Aristoteles bekanntermaßen die Verfassungen von 158 Stadtstaaten und zweifelsohne halfen ihm diese Verfassungen zu verstehen, wie diese Gemeinschaften funktionierten. Aber sie erklärten ihm nicht, wie sie entstanden waren. Ein Ergebnis davon war, dass Aristoteles kein auf nachvollziehbare Belege gestütztes Bild von der Entstehung dieser politischen Gebilde präsentieren konnte, sondern sich mit einem idealtypischen Stufenmodell behelfen musste: Aus mehreren »Haushalten« entwickelte sich das Dorf, und aus dem Zusammenschluss mehrere Dörfer entstand der Staat. Nachdem ihm naturgemäß sämtliche Belege für den Prozess fehlten, wartete er schließlich mit einer metaphysischen Erklärung auf, die auf die »Natürlichkeit« der eben erwähnten Stufen hinauslief.

Aus moderner anthropologischer Sicht reflektiert diese Erklärung schlicht die Tatsache, dass Aristoteles mit nichts anderem als mit Staaten vertraut war, und insofern unterscheidet er sich – rein methodisch – nicht von modernen Althistorikern. Ohne Zweifel, moderne Althistoriker wissen viel über einzelne antike Staaten und deren Geschichte, aber zur Erklärung ihres Entstehungsprozesses haben sie – wissenschaftsgeschichtlich gesehen – wenig beigetragen. Und nicht anders verhält es sich bei der Erklärung des Phänomens Krieg, wie Moses I. Finley schon vor langer Zeit feststellte: »[Von alt-historischer Seite] werden uns immer wieder Kostproben von Publikationen gegeben, die sich mit den Ursachen des einen oder anderen Konflikts (...) beschäftigen, denen aber nicht die allergeringste übergreifende Vorstellung von der Natur des Krieges und seinen Ursachen zugrunde liegt.«³

... nach einem Prinzip

Die meisten modernen Kriegstheorien in der Anthropologie gehen in der ein oder anderen Weise auf ein Prinzip zurück, das heute von Sozialwissenschaftlern nur zögernd in den Mund genommen wird: Das Prinzip der natürlichen Selektion. Dabei handelt es sich um ein so genanntes *master principle*, das heißt, es gehört nicht allein den Biologen, sondern findet (ebenso wie beispielsweise das Prinzip von Quantität und Qualität) in allen bekannten Wissenschaften Anwendung. Warum also nicht in der Sozialwissenschaft? Könnte dieses Prinzip nicht auch in Bezug auf die Erklärung sozialer Zusammenhänge von Nutzen sein? Die allermeisten modernen Anthropologen würden auf diese Frage mit Nein antworten. Aber das war nicht immer so. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts verhielt es sich tatsächlich genau umgekehrt. Zu dieser Zeit sahen frühe Anthropologen, wie etwa Edward B. Tylor oder Herbert Spencer, darin sogar eines der wesentlichen Prinzipien der Sozialwissenschaft.

In Spencers *Principles of Sociology* gibt es eine Passage, die das Prinzip wohl am besten beschreibt: »Im Kampf ums Überleben zwischen Gesellschaften bedeutet das Überleben des am besten Angepassten das Überleben derjenigen, deren Stärke in Bezug auf ihre militärischen Kooperationen die größte ist; und die militärische Kooperationen ist jene primäre Art der Kooperationen, die den Weg für andere Arten ebnet. So ist die Bildung größerer Gesellschaften durch den Zusammenschluss von kleineren Gesellschaften im Krieg, und diese Zerstörung und Absorbierung von kleineren Zusammenschlüssen durch größere, ein unvermeidbarer Prozess, durch den die sozial besser angepassten Gesellschaften die sozial schlechter angepassten verdrängen.«⁴ Nach

dieser Theorie ist der Krieg also jenes Phänomen, in dem sich der sogenannte ›Kampf ums Überleben‹ faktisch am eindrucklichsten manifestiert. Ob wir das nun wahrhaben wollen oder nicht, spielt dabei für Spencer keine Rolle. Er präsentiert diese Überlegung als wissenschaftliche Theorie, und wie für jede wissenschaftliche Theorie gilt auch hier: »Sie ist entweder wahr oder falsch. Angenehm oder nicht, ihre Angemessenheit muss durch die Überprüfung der historischen Evidenz bewertet und getestet werden, nicht durch die Prüfung des eigenen Gewissens.«⁵

Prähistorische Paradiese

Spencer hatte bei seinen Überlegungen vermutlich die Geschichte von Staaten vor Augen, die sich zu praktisch allen historischen Zeiten in einem mehr oder weniger ständigen Kriegszustand befanden. Betrachtet man aber die gesamte Zeitspanne, in der man von menschlicher Kultur sprechen kann, dann wandelt sich dieses Bild dramatisch. Die längste Zeit gab es keine Staaten, sondern kleine Gesellschaften, die eine Größenordnung von 30 bis vielleicht 40 Personen nicht überstiegen, politisch im weitesten Sinne autonom waren und von einem derartigen ›Überlebenskampf‹ weit entfernt.

Das Überschreiten dieser Autonomie war demnach der erste große Schritt in der politischen Entwicklung der Menschheit. Und es war kein einfacher Schritt, immerhin dauerte es an die 3,5 Millionen Jahre, bis aus einzelnen Sammler- und Järgergesellschaften immer größere und komplexere gesellschaftliche Formen entstanden. Während all dieser Zeit muss die politische Unabhängigkeit von einzelnen und relativ kleinen Gruppen einen derartigen Vorteil dargestellt haben, dass es ganz spezieller Bedingungen bedurfte, um diese Gesellschaftsform aufzugeben. Dabei waren sicherlich mehrere Faktoren von Bedeutung, die aber vermutlich alle als Folge der Sesshaftwerdung während des Neolithikums zusammenwirkten. Das wichtigste Element unter ihnen war jenes, ohne das die anderen ihre Wirkung nie hätten entfalten können: Krieg.⁶

Denn hätte es nur eines freiwilligen und friedlichen Aktes bedurft, um politisch unabhängige Kleinstgesellschaften zu größeren und hochkomplexen Gebilden zusammenzuschließen, hätte das auch schon während des Paläolithikums passieren können. Fakt ist – und das lässt sich auf der ganzen historischen Bandbreite von Sammler- und Järgergesellschaften bis hin zu großen Imperien beobachten – keine unabhängige politische Einheit, wie groß sie auch immer war, gab ihre Souveränität freiwillig auf; es sei denn, sie wurde durch Gewalt – oder zumindest durch deren Androhung – dazu gezwungen.

Was die Zeit vor der Neolithischen Revolution betrifft, so wissen wir de facto wenig über die gesellschaftlichen Umstände und noch viel weniger über etwaige kriegerische Aktivitäten. Aber wir können mit einer hohen Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass sich die Sammler- und Järgergesellschaften des Paläolithikums von modernen Sammler- und Järgergesellschaften nur geringfügig unterschieden haben, vor allem was ihr Gewaltpotential betrifft. Gründe, dieses Potential in physische Gewalt umzuwandeln, gab es damals wohl ebenso viele wie heute: Rache nach einem Mord, Frauenraub, Hexerei etc. Aber auch wenn wir nicht konkret angeben können, warum frühe Sammler- und Järgergesellschaften Krieg führten, so erlauben ethnographische Vergleiche doch, relativ viel über die Folgen solcher frühen Kriege auszusagen.

Aus Sicht der politischen Organisation war der auffälligste Effekt von solchen Auseinandersetzungen ein dispersiver. Das heißt, wenn solche Gesellschaften in kriegerischer Weise aufeinander trafen, dann führte das in erster Linie zu einem Auseinanderdriften dieser Gruppen.⁷ Man könnte diese Strategie, bei der die unterlegene Gruppe zumeist nach einem relativ unblutigen Kampfgeschehen ausweicht und die überlegene Gruppe auch keine größeren Anstrengungen unternimmt, die gegnerische Gruppe weiter zu behelligen, als *fight and flight* bezeichnen. Dies ist das charakteristische Verhalten im Konfliktfall bei modernen wie auch wahrscheinlich bei prähistorischen Sammler- und Järgerguppen. Tatsächlich sind Auseinandersetzungen zwischen diesen Gesellschaften, wenn es denn überhaupt zu solchen kommt, Kriege, die diesen Terminus kaum verdienen. Aus der Sicht der späteren Geschichte der Menschheit ein wahres Paradies.

Eine kurze Geschichte der Neolithischen Revolution

Entgegen weit verbreiteter Annahmen war es nicht unmittelbar der Ackerbau, sondern vor allem der Prozess der Sesshaftwerdung, infolge dessen es zu einem dramatischen Anstieg der Bevölkerung kam. Robert Sussman, ein amerikanischer Anthropologe, erklärt dies folgendermaßen: Als die Sammler und Jäger der Altsteinzeit durch das Aussterben des eiszeitlichen Großwilds gezwungen wurden, sich auf kleineres Wild zu spezialisieren, lockten sie es mittels kleiner Felder essbarer Pflanzen an, in deren Nähe sie sich niederließen. Eine Technik, die sich auch noch an modernen Sammlern und Jägern am Übergang zur Sesshaftwerdung beobachten lässt. Dies hatte auch entscheidende Auswirkungen auf ihre Bevölkerungsstruktur, vor allem auf ihr Bevölkerungswachstum: Der Intervall zwischen einem und dem nächsten

Kind betrug nun nicht mehr etwa vier Jahre – wie man es ebenfalls von modernen Sammlern und Jägern kennt –, sondern er verkürzte sich dramatisch. Als Sammler und Jäger muss man ständig mobil sein. Viele Kinder würden diese Mobilität stark einschränken. Als Sesshafter aber sind Kinder nicht nur kein Ballast, sie können auch leicht in den Arbeitsprozess eingebunden werden.⁸ Nur dadurch lässt sich erklären, warum es zwischen ca. 8000 und 4000 v. Chr. eine Bevölkerungsteigerung von etwa 100 000 auf vielleicht etwa 3 600 000 Menschen gab.⁹

Dieser Prozess ist in erster Linie als Folge ökologischer Zwänge zu sehen: Noch heute würde kein Sammler und Jäger freiwillig sein Dasein aufgeben und zum Ackerbau übergehen. Tatsächlich bedeutet dieser Übergang einen Verlust von Lebensqualität, Lebenserwartung und Wohlbefinden. Der Prozess der Sesshaftwerdung war keine von einem Willen zur Weiterentwicklung getriebene Reaktion auf eine innovative Entdeckung (Ackerbau), sondern – im Gegenteil – eine recht konservative Strategie zur Vermeidung einer Veränderung der bestehenden Lebensverhältnisse.

Fatale Umweltgrenzen

Populationssteigerung ist zwar ein notwendiges, aber kein hinreichendes Element, um die Entstehung kriegerischer staatlicher Systeme, wie wir sie später in der Antike vorfinden, zu erklären. Denn, um auf den Krieg zurückzukommen, auch bei steigender Bevölkerung wäre bei Konflikten für unterlegene Gesellschaften immer noch die Möglichkeit gegeben, in andere Gebiete auszuweichen. Es braucht also einen weiteren Faktor, der uns erklärt, warum sich manche Gesellschaften anderen untergeordnet haben und so die Voraussetzungen für ein staatliches Gebilde schufen.

Interessanterweise haben alle Gesellschaften der Alten Welt, die sich zu so genannten *pristine states*, also zu Staaten entwickelten, die unabhängig vom Einfluss anderer Staaten – quasi *sui generis* – entstanden, von einer vergleichsweise hohen Bevölkerungsgröße einmal abgesehen, noch etwas gemeinsam. Sie alle traten in ökologisch stark umgrenzten Gebieten auf: In den Flusstälern des Nils, des Euphrat und Tigris, des Indus oder des Gelben Flusses. Legen wir, um dies zu verdeutlichen, das Ganze gleich auf das alt-orientalische Beispiel um: Wenn sich die Populationssteigerung im Nahen Osten in einer Weise auswirkte, wie es auch bei heutigen Ackerbaugesellschaften zu beobachten ist, dann breitete sich die Bevölkerung in den Fluss-oasen allmählich entlang des fruchtbaren Gebietes relativ gleichmäßig aus. Dieser Prozess braucht Zeit, und über lange Phasen gab es in den Regionen

rund um Euphrat und Tigris und um den Nil zwar ein stetiges Bevölkerungswachstum, aber die Bevölkerungsdichte blieb durch die relativ gleichmäßige Verteilung der Bevölkerung ziemlich konstant: Die Gruppen und Dörfer spalteten sich immer wieder auf und besiedelten vorher unerschlossene fruchtbare Gebiete.

Dieser Prozess hat im wahrsten Sinne des Wortes ein natürliches Ende, denn gerade die fruchtbaren Gebiete im Nahen Osten weisen einschneidende natürliche Begrenzungen auf. Links und rechts der fruchtbaren Flusstäler ist Wüste oder steiniges Bergland. Dort ist Ackerbau nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich und bietet eine erbärmliche Alternative in Bezug auf den Lebensstandard eines durchschnittlichen neolithischen Bauern. Hält der Bevölkerungsanstieg weiter an, was offensichtlich der Fall war, sind die weiteren Entwicklungen fast zwangsläufig: Eine steigende Menschenanzahl auf begrenztem Raum bedeutet eine Zunahme der Bevölkerungsdichte, und diese führt irgendwann unweigerlich zu einem steigenden Bevölkerungsdruck.¹⁰

Wars make States ...

An dieser Stelle kommt der Krieg als Faktor wieder ins Spiel, wenn man sich vor Augen führt, was steigender Bevölkerungsdruck bedeutet: Immer mehr Menschen müssen auf begrenztem Raum mit immer weniger Ressourcen, die eine bestimmte Produktionsweise zur Verfügung stellt, auskommen. Natürlich, theoretisch gesehen gäbe es auch die Möglichkeit, auf diese Situation mit kooperativen Handlungen, wie zum Beispiel mit intensivem Handel, zu reagieren, aber gerade der ethnographische Vergleich zeigt, dass Gesellschaften in dieser Situation in erster Linie mit kriegesischen Mitteln reagieren. Für die Wahl dieses Mittels scheinen einfache Kosten-Nutzen-Rechnungen verantwortlich zu sein: Es ist schlicht ökonomischer, seinen Nachbarn auszurauben, als mit ihm zu kooperieren. Etwas abstrakter formuliert könnte man in leichter Abänderung von Clausewitz sagen, dass unter diesen Bedingungen der Krieg die Fortsetzung von Ökonomie mit den effizientesten Mitteln ist.

In einem erneuten Vergleich zwischen prähistorischen und späteren Kriegeformen wird somit vor allem eines deutlich: Nicht nur die Zahlen der am Konflikt Beteiligten sind andere, es haben sich auch die Gründe für die kriegesischen Auseinandersetzungen völlig gewandelt: Waren es zu Anfang noch vergleichsweise Lappalien, die relativ »ungefährliche« Kriege auslösten, bedeutet Krieg zwischen frühen Ackerbaugesellschaften einen beinhalten Konkurrenzkampf um knappe Territorium und knappe Ressourcen, der nun

mit der vollen Härte menschlicher Aggression geführt wird. Zumindest für den orientalischen Bereich haben wir zahlreiche archäologische Belege, die diese These bestätigen.¹¹ Nicht nur die späteren Großreiche in Mesopotamien befanden sich ständig im Krieg, auch die dort lebenden vorstaatlichen Gesellschaften führten extensive Kriege um Territorien, die sich in den späteren staatlichen Phasen praktisch nahtlos fortsetzten.

Für all die bisher beschriebenen Phänomene ist der Krieg nicht verantwortlich, er ist lediglich der Mechanismus, durch den sich der evolutionäre Prozess vollzieht. Doch gerade in Bezug auf die für uns weitaus interessantere Frage nach der politischen Entwicklung, also der Frage danach, was mit politischen Organisationen im Laufe eines ständigen Krieges um begrenzte Ressourcen passiert, wird aus dem Krieg selbst eine Ursache: In einer Situation, in der eine im Kampf unterlegene Gemeinschaft nicht ausweichen kann, bleibt für diese Gemeinschaft nur die Möglichkeit der Aufgabe der politischen Souveränität. Aus einzelnen, eigenständigen Dorfgemeinschaften, so genannten *autonomous villages*, werden *chiefdoms*, Häuptlingstümer, die – da sie aus mehreren Dorfgemeinschaften bestehen – somit über mehr Menschen, mehr Ressourcen und mehr militärische Schlagkraft verfügen. Im Hinblick auf die politische Organisation hatte der Krieg also plötzlich einen aggregativen Effekt.¹² Kleinstgesellschaften, die vorher noch ihre Souveränität bewahren konnten, indem sie in andere Gebiete auswichen, ordneten sich nun zwangsweise größeren politischen Gebilden unter. Zumindest bis in die frühe Antike war der Staat das größte unter diesen Gebilden.

Man könnte diesen Prozess – oberflächlich gesehen – auch als Zyklus von Expansion, Eroberung und Inkorporation beschreiben, infolge dessen aus zunächst kleinen Dorfgemeinschaften immer größere gesellschaftliche Komplexe und schließlich große autonome politische Einheiten wurden. Man könnte ihn aber auch in Form einer Gesetzmäßigkeit beschreiben, die universelle Anwendung findet. Unter den Bedingungen extensiven Ackerbaus und der begrenzten Verfügbarkeit bebaubaren Landes gilt folgende Regel: Je höher der Bevölkerungsdruck einer Gesellschaft, desto höher der Stratifizierungsgrad dieser Gesellschaft, desto höher ihre militärische Schlagkraft, desto höher die Wahrscheinlichkeit eines relativen Territoriumszugewinns gegenüber einer Konkurrenzgesellschaft.¹³ Dieses Gesetz (und ich setze dieses Wort hier bewusst nicht unter Anführungszeichen) hat alles, was auch ein naturwissenschaftliches Gesetz definitionsgemäß ausmacht: Es beschreibt eine invariante (und in diesem Fall direkt proportionale) Beziehung zwischen zwei oder mehreren Phänomenen unter festgesetzten Bedingungen.

... and States make Wars

Natürlich haben alle Theorien zur frühorientalischen Staatsentstehung, und somit auch die hier präsentierte, eine nicht zu übersehende Schwäche: Allen mangelt es an konkreten Belegen. Während für die Zeit nach der Etablierung staatlicher Strukturen, also um etwa 3 000 v. Chr., zumindest ansatzweise schriftliche und vor allem weit mehr archäologische Belege zur Verfügung stehen, sieht es für die Zeit davor – und wir reden hier immerhin von einem Zeitraum von ca. 6 000 bis 7 000 Jahren – weitaus schlechter aus. Aber auch wenn vieles in dieser Hinsicht notwendigerweise spekulativ bleibt, gibt es im Vergleich immer noch wahrscheinliche und weniger wahrscheinliche Theorien. So steht die hier dargelegte Theorie der weitaus verbreiteteren Bewässerungshypothese Wittfogels diametral entgegen. Nach Wittfogel schlossen sich die Menschen mehr oder weniger freiwillig aufgrund der Notwendigkeit, große Bewässerungsanlagen für ihre Landwirtschaft zu errichten, zusammen (»hydraulische Kulturen«). Dementsprechend ist der Dreh- und Angelpunkt seiner Theorie nicht der Konflikt, sondern – im Gegenteil – die Kooperation.

Zweifellos wurden sowohl in Mesopotamien als auch in Ägypten in Gemeinschaftsarbeit gewaltige Bewässerungsbauten geschaffen, aber dort kann die Kausalkette nicht beginnen, denn gerade für diese Art der gesellschaftlichen Anstrengung braucht es politische Führung und ausreichend große Menschenmassen, deren vorherige Entstehung – wenn das Ganze kein Zirkelschluss werden soll – unabhängig von diesen Unternehmungen erklärt werden muss. Wohl gemerkt, Kooperation und Konflikt schließen einander nicht aus: Natürlich versuchten die unter starkem Bevölkerungsdruck stehenden Gesellschaften mittels effizienterer Technologien ihre Produktion zu steigern, aber diejenigen Leute, die zu dieser Zeit durch ihre politische Stellung sämtliche Produktivkräfte kontrollierten, waren nicht durch eine plötzliche Nachfrage nach kompetenten Bewässerungsmanagern, sondern wohl in erster Linie aufgrund ihrer militärischen Fähigkeiten in der vorhergehenden Phase heftiger Konkurrenz an die Macht gelangt.

Denn nur weil die Eliten in einem gesellschaftlichen System auch andere Funktionen ausüben, heißt das nicht, dass ihre eigentlichen Grundfunktionen in den Hintergrund treten. Im Falle der auf intensiver Bewässerung basierenden orientalischen Staaten fungierten die Eliten auch als Organisatoren der gesellschaftlichen Infrastruktur. Die Kontrolle über Bau, Instandhaltung und Überwachung der Bewässerungssysteme sticht dabei als Erstes ins Auge. Aber die orientalischen Herrscher rühmten sich selbst nicht zuerst dieser Funktionen. Erfolgreiche Schlachten, gewonnene Kriege und besiegte Gegner sind das große Thema der altorientalischen Überlieferung, von den Stelen

Sargons über die Wandbilder der Ramsesiden bis zu den Reliefs der assyrischen Großkönige. Und das hat seinen guten Grund. Die auf orientalischem Boden existierenden Reiche waren nicht durch friedliche Zusammenschlüsse, sondern durch kriegерische Unterwerfung und Inkorporierung schwächerer Gesellschaften entstanden.¹⁴ Warum hätten diese Entwicklungen im Staat plötzlich ein Ende finden sollen?

Tatsächlich lebten die orientalischen Reiche von ständiger Expansion und für diese bedurfte es erfolgreicher politischer Führer, die genau dann von der Bildfläche verschwanden, wenn sie diese Erfolge nicht mehr liefern konnten. Vermutlich haben nur wenige orientalische Herrscher ihren Thron aufgrund eines Dammbruchs verloren, aber schon wenige militärische Niederlagen konnten für die Betreffenden ein frühes Ende ihrer Herrschaft bedeuten.¹⁵

Diese gesellschaftsinterne Situation ist kein besonderes Charakteristikum von Staaten, wir finden sie ebenso auf der Ebene von einzelnen Dorfgemeinschaften und Häuptlingstümern. Krieg bedingt politische Führung, und Gesellschaften, die sich einem ständigen Bevölkerungsdruck ausgesetzt sehen, etablieren permanente Herrschaftsstrukturen, um auf diese Situation adäquat zu reagieren. Die anderen, internen Kompetenzen von Eliten, die sich im weiteren Verlauf bilden können – Bewässerung, Handel, Rechtssprechung, nicht zuletzt Kult und Religion – leiten sich aus dieser primären, militärischen Funktion ab.¹⁶

Evolution und Diffusion

Die bisherigen Überlegungen sind zumindest für den mesopotamischen und den ägyptischen Raum ausreichend, um die Entstehung staatlicher Organisationen zu erklären, aber sie reichen keinesfalls aus, um auch andere antike Staatenbildungen schlüssig zu erklären. Während bisher von den so genannten *pristine states* gesprochen wurde, so handelt es sich in allen anderen Fällen antiker Staaten mit Sicherheit um *secondary states*, also Staaten, deren Entstehung in der einen oder anderen Weise durch andere Staaten hervorgerufen worden ist.¹⁷

Aber wie sah diese Beeinflussung aus? Folgt man den Theorien der traditionellen Diffusionisten, also Forschern, die die Übertragung von kulturellen Gütern als Hauptursache für die Entwicklung von Kulturen sehen, dann erscheint die Sache recht einfach: Der Orient hat demnach in seiner langen Geschichte ein kulturelles Inventar entwickelt, zu dem unter anderem Schrift, Technologien, Gesetze, Kunst und dergleichen zu zählen sind, auf das die in

der Entwicklung zurückgelegenen Kulturen quasi nur gewartet haben, um es zu einem geeigneten Zeitpunkt zu übernehmen. In ihren Schriften argumentieren etwa Smith und Perry, die wohl berühmtesten Vertreter des Diffusionismus, dass die gesamte kulturelle Entwicklung der Menschheit auf Ägypten zurückzuführen sei.¹⁸ Von dort hätten sich die Errungenschaften der modernen Welt mehr oder weniger automatisch auf alle anderen Kulturen übertragen. Pyramidenähnliche Bauten, die sich irgendwo außerhalb Ägyptens finden ließen, waren für die beiden ein klarer Beweis dafür, dass diese Entwicklungen notwendigerweise in einem Zusammenhang stehen müssen. Auftauchende chronologische Ungereimtheiten taten diesen Überlegungen keinen Abbruch. Wenn zwischen dem einen und dem anderen Pyramidenbau Jahrhunderte lagen, dann wurde – laut den Diffusionisten – die Technologie in diesem Fall nicht direkt übertragen, sondern die Idee dieser Technologie über Generationen bewahrt, bis sie einige Jahrhunderte später in einer anderen Kultur auf wundersame Weise wieder auftauchte.

Dass ich diese mittlerweile überholte Theorien hier anführe, hat einen Grund. Denn obwohl viele moderne Althistoriker keine erklärten Diffusionisten sind, liegt ihren Erklärungen der Entwicklung der europäischen Staaten in der Antike oft ein ähnliches Muster zugrunde. In den meisten dieser Fälle wird stillschweigend davon ausgegangen, dass interethnische Interaktionen, interkulturelle Verbindungen und Einflüsse für die Entwicklung der behandelten Gemeinschaft nicht nur wichtig, sondern sogar hauptsächlich verantwortlich waren. So liegt die Sache für den Archäologen Graham Clark klar auf der Hand: Die Entwicklung auf Kreta »war eine Kombination aus durch Handel erworbenem Wohlstand und der Inspiration durch den Kontakt mit zivilisierten Völkern im Süden und Osten [Ägypten und der Levante].«¹⁹ Mit dieser Ansicht steht er nicht allein, er wiederholt vielmehr damit nur, was schon prominente Forscher wie Arthur Evans, Arnold Toynbee oder V. Gordon Childe vor ihm erklärt hatten, oder was moderne Forscher meinen, wenn sie von der entscheidenden Bedeutung sprechen, die die »orientalisierenden Perioden« für die antiken Kulturen im europäischen Raum hatten. Natürlich ist die Übertragung von kulturellem Inventar vom Orient auf die europäischen antiken Kulturen ein Faktum, aber die Sichtweise, die die »Empfängerkulturen« als mehr oder weniger passiv darstellt, unterschätzt das Potential zur selbstständigen Evolution in diesen Gesellschaften und zeichnet ein zu einfaches Bild des Mechanismus der Akkulturation im Allgemeinen.

Sehen wir uns, um dies zu verdeutlichen, die Situation in Kreta aus einer anderen, ökologischen Perspektive an: Als Insel ist Kreta stark umgrenzt, und aufgrund des relativ gebirgigen Reliefs waren auch die einzelnen frucht-

baren Gebiete, auf denen antike Ackerbauern siedeln konnten, ziemlich aufgesplittert und so jeweils selbst umgrenzt. Darüber hinaus ist Kreta nicht groß, was die politische Vereinigung der ganzen Insel innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne ermöglichte. Gleichzeitig war die Insel aber nicht zu klein (ca. 8200 km²), um eine Population zu ermöglichen, die einen Staat zu etablieren im Stande war. Denn, so zeigt wiederum der Vergleich, eine gewisse Mindestbevölkerung ist für eine komplexe Gesellschaft wie einen antiken Staat ebenfalls notwendig. Insofern stellt Kreta ein optimales Beispiel dar, wie die Faktoren, die bei der Staatsentstehung beteiligt sind, zusammenwirken und neue gesellschaftliche Umstände produzieren können: Zwischen dem Zeitpunkt der ersten Besiedlung um etwa 6000 v. Chr. und der Etablierung des minoischen Staates ca. 4000 Jahre später und innerhalb des durch Wasser begrenzt verfügbaren Raumes stieg die Zahl der dort siedelnden Ackerbauern um ein Vielfaches, was vermutlich zu Bevölkerungsdruck und internen Auseinandersetzungen um Territorium führte.²⁰

Bevor der Orient einen Einfluss ausüben konnte, hatte die Gesellschaft auf Kreta bereits eigenständig Schritte in Richtung größerer und komplexerer Einheiten getan. Zu einer Zeit, als auf Kreta einzelne, noch relativ egalitär organisierte Dorfgemeinschaften existierten, hätten schlicht die infrastrukturellen Bedingungen und auch die Notwendigkeiten gefehlt, eine ausgefeilte Militärtechnologie zu übernehmen, in überregionale Handelsstrukturen einzutreten, von Fremden inspirierte Monumentalbauten zu errichten oder hochkomplexe Schriftsysteme zu entlehnen. Und auch, als es viel später so weit war, geschah dies nicht deshalb, weil man die Errungenschaften, die der Orient zu bieten hatte, schon so lange herbeigesehnt hatte, sondern, weil sie zum Zeitpunkt der Staatswerdung ein Mittel boten, um die internen sozio-politischen Strukturen zu stärken und sich im weiteren Konkurrenzkampf gegen benachbarte Gesellschaften einen Vorteil zu verschaffen.²¹

Das scheint auch der Grund zu sein, warum die sekundären Staatsentstehungen im europäischen Raum dann viel schneller vonstatten gingen als im Orient. Die europäischen Gesellschaften mussten für ihre Zwecke das Rad nicht neu erfinden, sondern konnten auf bereits bestehendes und für sie adaptives kulturelles Inventar, für dessen Entwicklung die orientalischen Kulturen selbst Jahrhunderte brauchten, zurückgreifen und für ihre Zwecke nutzen. Wir werden diesen Prozess am Beispiel Rom noch genauer verfolgen, aber schon an dieser Stelle lässt sich feststellen: Diffusion bedingt nicht evolutionäre Entwicklung, sie macht sie nur effizienter.

Viele Menschen, viele Staaten

Doch gelten diese Entwicklungen auch für den Rest der mediterranen Staatenwelt? Kann man die Entstehung Roms und die Entwicklung der griechischen Staatenwelt auf dieselbe Weise erklären? In dieser Frage ist sich die anthropologische Forschungsgemeinschaft uneinig. Fest steht, dass wir es im Falle Europas nicht mit stark umgrenzten Umwelten zu tun haben. Auf den ersten Blick gibt es dort genug Platz, um bei einem entsprechenden Bevölkerungsdruk auszuweichen. Aber bei dem Phänomen Umweltbegrenzung ist der entscheidende Faktor nicht die Umwelt, sondern die Begrenzung. Was meine ich damit?

Sämtliche antike Kulturen waren ab einem bestimmten Zeitpunkt sesshaft und ihre Produktionsweisen beruhten in weiterer Folge praktisch ausschließlich auf Ackerbau. Damit waren sie wie alle sesshaften Kulturen einem exponential steigenden Bevölkerungswachstum ausgesetzt. Sicherlich gab es zu gewissen Zeiten Schwankungen in der Rate der Zunahme, und bei einzelnen Gesellschaften haben sich vermutlich auch Populationsrückgänge eingestellt, aber auf eine längere historische Phase umgelegt war das entscheidende Merkmal eine merkliche Zunahme der Population. Verschärft wurde diese Situation noch durch den steigenden Druck der von Norden eindringenden Völker am Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., sowohl diesseits als auch jenseits der Adria. Dementsprechend waren früher oder später sämtliche am Mittelmeer angesiedelten Gesellschaften umgrenzt – nicht von natürlichen, sondern in erster Linie von sozialen Umwelten.

An all dem ist nicht der Orient schuld. Insofern haben es sich manche Forscher in Bezug auf das Verhältnis zwischen *pristine states* und *secondary states* zu einfach gemacht. Natürlich, auf den Orient bezogen, und das zeigt sich besonders im mesopotamischen Bereich, entstanden politische Einheiten, die kleinere Einheiten unmittelbar und praktisch ständig mit Krieg bedrohten. Die betroffenen und in ihrer Existenz bedrohten Gesellschaften hatten in dieser Situation keine andere Wahl, als ihre gesellschaftliche Verfassung darauf einzustellen und sich zu verteidigen. Aber die orientalischen Staaten befanden sich mit dem Rest der mediterranen Welt nicht in einem unmittelbaren Kriegszustand. Im Gegenteil, die Beziehung zwischen diesen war, wie sich am Beispiel der phönizischen Staatenwelt sehr gut zeigen lässt, eher durch intensive Handelsbeziehungen gekennzeichnet.

Zunächst ist man geneigt, diesen Handel als friedliche Strategie bzw. als kooperative Handlung zu deuten. Oberflächlich gesehen mag das stimmen, aber die entscheidende Frage ist, worauf dieser Handel ausgerichtet war und was er unter den Bedingungen eines anhaltenden Bevölkerungsdruk bedeutete.

tete. Denn beides, Handel und Krieg, sind Ausdruck ein und desselben Prozesses, ein und derselben Strategie. Im weitesten Sinne ging es bei beiden um die »Befriedigung materieller Bedürfnisse.«²² Diese materiellen Bedürfnisse erstreckten sich über viele Dinge: von seltenen Luxusgütern über Sklaven bis hin zu ganzen »Kornkammern«. Modern ausgedrückt: Gesellschaften beziehen ihre interne Stärke aus ihrem ökonomischen Kapital, und daran gibt es unter den Bedingungen des anhaltenden Bevölkerungsdrucks immer steigenden Bedarf.

An diesem Punkt kommt wieder eine einfache Kosten-Nutzen-Relation zum Tragen. Wenn ein Ressourcengewinn auf friedliche Weise möglich ist, dann ist das natürlich die erste Option – immerhin stellt der Krieg auch ein unmittelbares Existenzrisiko dar. Aber Handel (ob regional oder überregional) bringt nur begrenzt Kapital. Für den gesamten antiken Raum gilt, dass die meisten Gesellschaften, die in weiterer Folge Krieg gegeneinander führten, zunächst in der einen oder anderen Weise intensive Handelskooperationen pflegten. Aber unter den Bedingungen vormoderner Produktionsweisen ist der einfachste und schnellste Weg zu ökonomischem Kapital zu kommen, die Inkorporierung neuen Territoriums – ein unmittelbarer Zugewinn, der sich mit dem Zugewinn aus Handel nicht vergleichen lässt, und insofern kamen Kriege um Ressourcen auch auf die europäischen Gesellschaften zu.

Die Situation in Griechenland kann hier als beispielhaft gelten: Schon die frühesten bekannten Kriege in dieser Region waren in erster Linie Raubzüge, aber auch in Bezug auf die späteren staatlichen Gebilde scheint für viele Altertumswissenschaftler klar, dass »Streitigkeiten über Landbesitz, vor allem im Grenzgebiet zwischen zwei Staaten der vornehmliche Grund für Kriege zwischen griechischen Staaten waren.«²³ Praktisch alle griechischen Herrscherpersönlichkeiten hatten die Vergrößerung und Stärkung des eigenen politischen Gebildes zum Ziel. So war es »natürlich die Ausdehnung des athenischen Reichs, die im Mittelpunkt des Kampfes um die Macht stand, aus dem schließlich der Peloponnesische Krieg wurde.«²⁴ Doch auf was sollte diese Ausdehnung ausgerichtet sein, wenn nicht auf den Zugewinn an Territorium, und was sollte dieses Territorium bringen, wenn nicht ökonomische Ressourcen?

Wir dürfen uns insofern nicht von politischen Oberflächlichkeiten täuschen lassen: »Die Griechische Polis war der Theorie nach eine kleine unabhängige Einheit, die weder nach Expansion noch nach Eroberung strebte [...], aber in Wirklichkeit herrschten die Großen über die Kleinen [...]. Der Kampf der großen Mächte Griechenlands um die Hegemonie ist nur ein Aspekt der griechischen Geschichte, die ständigen Konflikte zwischen den kleinen

und den großen Städten ist ein gleichermaßen wichtiger charakteristischer Zug.«²⁵ Und Finley bringt die Zwangsläufigkeit der Situation anhand eines Beispiels auf den Punkt: »Angesichts der athenischen Expansion und der Furcht der Spartaner davor war der Krieg zwischen beiden unvermeidlich, und es spielte kaum eine Rolle, ob er in dem einen oder anderen Jahr infolge des einen oder anderen Zwischenfalls ausbrach.« Aber in Hinblick auf die tiefer liegenden infrastrukturellen Bedingungen war das eigentlich Unvermeidbare nicht nur der Krieg, sondern vor allem die Expansion. Denn alle Gesellschaften sind ab einem gewissen Grad an Bevölkerungsdruck notwendigerweise expansiv orientiert.

Aber Bevölkerungsdruck – und das ist der entscheidende Punkt – bezieht sich per Definition auf einzelne Regionen und einzelne Gesellschaften. Die viel zitierte ›Kettenreaktion‹, die vom Orient ihren Ausgang genommen haben soll, gab es insofern nicht. Der Orient war nicht dafür verantwortlich, dass sich die europäischen Gesellschaften zu Staaten entwickelten. Verantwortlich dafür war der unmittelbare, regionale und durch soziale Begrenzung ausgelöste Bevölkerungsdruck der einzelnen europäischen Gesellschaften. Wie wir am Beispiel Rom sehen werden, lieferte der Orient zu einer bestimmten Phase der Entwicklung dieser Kulturen und über verschiedene Vermittler nur die soziopolitische ›Software‹.

Testfall Rom

Rom als einen derjenigen *secondary states* darzustellen, in dem der Faktor Krieg eine entscheidende Rolle spielte, scheint eine leichte Übung zu sein. Es wurde wohl keine Gesellschaft öfter mit diesem gesellschaftlichen Phänomen in Verbindung gebracht. Doch auch hier gilt, was ich über die bisherigen Gesellschaften gesagt habe: Auch in Rom ist die Quellenlage in Bezug auf die vorstaatliche Phase extrem dünn. Ohne Zweifel war das späte Rom eine »Kriegsmaschine«,²⁶ eine Gesellschaft, die praktisch jedes Jahr in den Krieg zog, um schließlich fast die gesamte bis dahin bekannte Welt in einem Imperium zu vereinen.

Für unsere Fragestellung nach dem Mechanismus Krieg ist zunächst weniger die Frage interessant, warum Rom all diese Kriege führte, als vielmehr die Frage nach dem Wie. Gerade im Krieg gegen Hannibal zeigt Rom eine Kriegsstrategie, die ihre Ursprünge in früheren Zeiten haben dürfte. Denn obwohl die Römer gegen die Karthager zunächst eine Niederlage nach der anderen einstecken mussten, verdankten sie ihren schlussendlichen Sieg ihrem enormen und schier endlos scheinenden Potential an wehrfähigen Män-

nern. Sicher, Rom hatte schon zu Beginn des 7. und 6. Jahrhunderts neue militärische Taktiken wie den Gebrauch von schwerer Infanterie und die Hoplitenphalanx übernommen,²⁷ aber in diversen Abwandlungen konnten damit auch die anderen, gegnerischen Gesellschaften, wie die Griechen und die Etrusker, aufwarten. Aus anthropologischer Sicht zeigen sich nun angesichts der römischen Situation sehr schön die Bedeutungen und Ebenen von Elementen, die eine Gesellschaft durch Diffusion erwirbt. Zunächst scheint klar, dass die Römer nicht deswegen so kriegerisch waren, weil sie kriegerische Ideen von anderen übernahmen, sondern es war vielmehr umgekehrt: Da die Römer bereits früh eine stark militarisierte Gesellschaft waren, übernahmen sie kulturelle Elemente, die ihrer gesellschaftlichen Verfassung entsprachen. Es war mit Sicherheit in erster Linie die von außen übernommene militärische Technologie und die auf ständigen Krieg ausgerichtete gesellschaftliche Verfassung, die dafür verantwortlich war, dass auch für den unmittelbaren Überlebenskampf weniger wichtige kulturelle Elemente wie Kriegsgottheiten oder fremde Herrschaftskonzepte Eingang in die römische Gesellschaft fanden. Im direkten Überlebenskampf sind kulturelle Elemente gesellschaftlichen klar untergeordnet. Auf dem Schlachtfeld ist es gut, Mars auf seiner Seite zu haben, aber noch besser, eine ausgebildete Phalanx hinter sich zu wissen.

Der Orient war demnach für die Entwicklungen in Rom (und ebenso in Griechenland) nicht verantwortlich. Rom stand mit dem Orient zur Zeit seiner Staatswerdung, also grob gesprochen im 7. Jahrhundert v. Chr., in keiner näheren Beziehung. Zu dieser Zeit stand Rom in Konkurrenz zu seinen unmittelbaren Nachbarn in Italien. Noch im 9. und 8. Jahrhundert waren die Römer mit Sicherheit eine verwandtschaftsbasierte Gesellschaft ohne ausdifferenzierte soziale Schichtung. Zu dieser Zeit hätten fremde Herrschaftskonzepte und Militärverfassungen, die auf einer sozialen Schichtung basierten, keinerlei Wirkung entfalten können.²⁸ Erst als es aufgrund des regionalen Wettstreits um Ressourcen notwendig wurde, die militärische Schlagkraft zu erhöhen, setzen diese sozialen Prozesse ein und zwangen die Römer dazu, fremdes Kulturgut zu importieren, das über die Griechen und Etrusker zu ihnen gelangte. Hier, und nur hier, ist die Bedeutung der ›orientalisierenden Phasen‹ der europäischen Kulturen zu sehen.

Doch selbst so wichtige von außen übernommene Elemente wie orientalische Herrschaftskonzepte und eine ausgereifte Militärtechnologie helfen wenig, wenn alle über sie verfügen. An dieser Stelle kommt eine kulturelle Eigenschaft jeder Gesellschaft zum tragen, die Diffusionisten gerne übersehen: Innovation. Alle diese antiken Gesellschaften, seien es die einzelnen frühen lateinischen Gemeinden oder größere politische Gebilde, wie die griechi-

schen Städte im Süden Italiens oder die Städte im etruskischen Bund, hatten trotz ähnlicher Technologien ihre eigene Art, auf Bedrohungen von außen zu reagieren. In evolutionären Termini gesprochen gab es durch die unterschiedlichen Formen von militärischen Strategien ein breites Spektrum an Variation. Während sich das römische Heer aus wehrfähigen Bauern zusammensetzte, bestand das karthagische Heeresaufgebot in erster Linie aus Söldnern, und in ähnlicher Weise verfolgten auch die frühen latinischen Gemeinden verschiedene Strategien, auch wenn sich diese nur geringfügig voneinander unterschieden. Prallen verschiedene Strategien aufeinander, dann kommt es zu einem weiteren evolutionären Phänomen. Bestimmte Strategien – und mit diesen bestimmte Gesellschaften – setzen sich gegen andere durch und bestehen weiter, während andere untergehen und verschwinden. Anders ausgedrückt, ein Selektionsprozess setzt ein.

Doch die ausgefeilten gesellschaftspolitischen Techniken der Römer, angefangen bei der systematischen Einbindung anderer Gesellschaften und damit neuer wehrfähiger Männer mit Hilfe des Bundesgenossensystems bis hin zur strategischen Anlage von städtischen Vorposten in Feindesland, waren ihnen nicht in die Wiege gelegt. Diese hätte jede andere italische oder benachbarte etruskische Gesellschaft ebenso entwickeln können. Es war – wieder evolutionär gesprochen – Zufall, dass ausgerechnet diese eine Siedlung am Tiber soziopolitische Techniken entwickelte, die sich später auf erstaunliche Weise durchsetzen sollten, vorauszusehen war dies keineswegs. Aus vergleichender anthropologischer Perspektive kann man freilich nur eines sicher sagen: »Der ganze Charakter des zeitgenössischen Krieges hilft uns zu erkennen, dass der antike Krieg eine Realität hat, ein Wesen, eine Praxis und ein Verhaltensmuster, das sich über die ganze Gesellschaft erstreckt. Wir haben die Funktion des Krieges auf dem Level der Gemeinschaft wiederentdeckt, mit seinen Institutionen, seinen Riten, seiner Ideologie, die die in jeder Gesellschaft durch die natürliche, wenn nicht permanente Bedrohung durch den Fremden ausgelöste Reaktion repräsentiert.«²⁹

Dass die hier beschriebenen Verhältnisse in kleinerem Maßstab auch schon für die vorstaatliche Phase Roms galten, bleibt natürlich eine reine Hypothese, auch wenn Althistoriker wie Tim Cornell und Arthur Eckstein genau von dieser ausgehen und sie letztlich auch dem ethnographischen Vergleich standhält. Besonders Cornell, der sich explizit auf die Theorie Carneiros in Bezug auf den aggregativen Effekt von Krieg stützt, kann zeigen, inwiefern wichtige infrastrukturelle Elemente wie die rasche Urbanisierung Mittelitaliens und ganze städtische Strukturen Folge von strategischen Prozessen sind, die ihren Ausgangspunkt in der frühen Entwicklung Roms haben. Doch nicht nur die »physische Konzentration von Siedlungen zu Verteidigungszwe-

cken« und der damit verbundene Prozess der Urbanisierung, auch die gesamte ökonomische Entwicklung Roms ist für ihn Folge einer bestimmten evolutionären Entwicklung, in deren Verlauf sich Gesellschaften graduell zu immer komplexeren Gebilden wandeln: »Nur dadurch können menschliche Gruppen in einem Wettstreit um begrenzte Ressourcen überleben und sich entwickeln.«³⁰

Komplementär dazu legt Eckstein die Bedingungen dar, unter denen diese Entwicklungen in der Antike ihren Ausgangspunkt nehmen. Rom befindet sich in einem System gegenseitig konkurrierender gesellschaftlicher Systeme, in dem es dem Überleben abträglich wäre, von seiner aggressiven Strategie abzugehen: »In Systemen der interstaatlichen Anarchie ist der Krieg oder die Drohung des Krieges immer präsent – und jeder Staat muss darauf vorbereitet sein, seine Interessen durch Gewalt zu verteidigen.«³¹ Auch Eckstein betont, dass diese Strategien schon für die vorstaatlichen Phasen antiker Gesellschaften gelten. Und tatsächlich zeigt sich in der Theorie kein Unterschied zwischen seiner »interstaatlichen Anarchie« und den Prozessen, die Carneiro bei den oben beschriebenen Dorfgemeinschaften und Häuptlingstümern feststellen konnte. Insofern bestehen zwischen staatlichen und vorstaatlichen Verhältnissen nur graduelle Unterschiede.

Die Auslöser für diese Prozesse können freilich unterschiedlich sein – Bevölkerungsdruck durch begrenzte natürliche Umwelten in einen Fall, Bevölkerungsdruck durch begrenzte soziale Umwelten in anderen –, doch die Folgen sind dieselben: Unter anhaltendem Selektionsdruck bedienen sich Gesellschaften in erster Linie des Mittels des Krieges um ihre Existenz zu sichern. Nach außen hin setzen sich bestimmte soziopolitische Strategien durch, und die erfolgreichen Gesellschaften tendieren dazu, an Größe zuzunehmen. Nach innen transformiert sich das gesellschaftliche System in Richtung einer immer komplexer werdenden Organisation.

Die Zukunft des Krieges

»Moderne Sozialwissenschaftler sind oft abgeneigt, dem Krieg eine konstruktive Rolle zuzuschreiben, aber eine nüchterne Betrachtung der Geschichte zeigt, dass große und komplexe Nationen ihre Größe und Organisation in einem hohen Maß durch Krieg erworben haben.«³² Mit Sicherheit ist nicht alles durch den Krieg erklärbar, aber er ist wohl das vielversprechendste Phänomen, um beispielsweise zu erklären, warum die Zahl der politisch autonomen Einheiten im Laufe der Menschheitsgeschichte dramatisch abgenommen hat – von einer geschätzten Anzahl von 600 000 um die Mitte des 2. Jahrtau-

sends v. Chr. auf weniger als 200 heute.³³ Ausgehend von diesem historischen Trend, der seinen Beginn in der frühen Antike hat und sich in immer schnelleren Raten vollzog, haben einige Forscher versucht, diesen Prozess auch in die Zukunft zu projizieren: Nachdem auch moderne Staaten in Bezug auf für sie wichtige Ressourcen unter einem mehr oder weniger starken Bevölkerungsdruck stehen, wird sich – so die Argumentation – alles in derselben Weise und in Richtung eines durch Krieg etablierten ›Weltstaates‹ entwickeln.³⁴ Aber diese Sichtweise ist fraglich. Selbst Spencer, von dem diese ganze Theorie ihren Ausgang genommen hat, betont: »Der Überlebenskampf, der zwischen Gesellschaften besteht, war in früheren Zeiten zwar eine Ursache der Weiterentwicklung, aber nun wird er eine Ursache der Rückentwicklung.«³⁵ »Vom Krieg«, meint Spencer, »wurde alles erworben, was von ihm zu erwerben war«. Und er fügt hinzu, dass der Grad an Evolution, »der durch die Konflikte zwischen Gesellschaften geschaffen werden kann, bereits geschaffen wurde; weitere Leistungen sind nicht zu erwarten.«³⁶

Anmerkungen

- 1 Vgl. den gleichlautenden Text im Literaturverzeichnis.
- 2 Finley 1987, 87.
- 3 Finley 1987, 92.
- 4 Spencer 1899, 280.
- 5 Carneiro 2003, 69.
- 6 Vgl. Carneiro 1994 und Carneiro 1970, 735.
- 7 Vgl. Carneiro 1991.
- 8 Vgl. Sussmann 1975.
- 9 Carneiro und Hilse 1966, 178.
- 10 Vgl. Harner 1970.
- 11 Vgl. Maisels 1993 und Yoffee 1995.
- 12 Carneiro 1994, 88 und Cornell 1995, 122.
- 13 Vgl. die Überlegungen bei Naroll und Divale 1976.
- 14 Vgl. Adams 1955.
- 15 Vgl. Cohen 1984.
- 16 Vgl. Carneiro 1981.
- 17 Zu diesen Konzepten siehe Price 1978.
- 18 Vgl. Perry 1923.
- 19 Clark 1969, 136.
- 20 Vgl. Carneiro 1988.
- 21 Vgl. Carneiro 1993, 127.
- 22 Finley 1980, 191.
- 23 Ste. Croix, zitiert nach Finley 1987, 97.
- 24 Finley 1987, 95.
- 25 Amit 1973, 7.
- 26 Eckstein 2006, *Introduction*.
- 27 Vgl. Cornell 1995.
- 28 Vgl. Hakami 2004.
- 29 Garlan 1975, 20.
- 30 Cornell 1995, 122.
- 31 Eckstein 2006, *Introduction*.
- 32 Spencer 1976, xlv.
- 33 Vgl. Marano 1973.
- 34 Vgl. Carneiro 2004.
- 35 Spencer 1893, 193.
- 36 Spencer 1899, 664.

Literatur

- Adams 1955 = Adams, Robert: Developmental Stages in Ancient Mesopotamia, in: Irrigation Civilization: A Comparative Study, hrsg. von J.H. Steward, J.H., Washington 1955.
- Amit 1973 = Amit, M.: Great and Small Poleis, Brüssel 1973.
- Carneiro 1970 = Carneiro, Robert: A Theory of the Origin of the State, Science, 169 (1970), 733-738.

- Carneiro 1981 = Carneiro, Robert: The Chieftdom: Precursor of the State, in: The Transition to Statehood in the New World, hrsg. von G. Jones and B. Kautz, Cambridge 1981, 37-79.
- Carneiro 1988 = Carneiro, Robert: The Circumscription Theory: Challenge and Response, *American Behavioral Scientists*, 31, 4 (1988), 497-511.
- Carneiro 1993 = Carneiro, Robert: The Role of Natural Selection in the Evolution of Culture, *Cultural Dynamics*, 5 (1993), 113-140.
- Carneiro 1994 = Carneiro, Robert: War and Peace: Alternating Realities in Human History, in: *Studying War – Anthropological Persepektives*, hrsg. von S.P. Reyna und R.E. Downs, Amsterdam 1994, 3-28.
- Carneiro 2003 = Carneiro, Robert: *Evolutionism in Cultural Anthropology*, Boulder, CO 2003.
- Carneiro 2004 = Carneiro, Robert: The Political Unification of the World: Whether, When, and How – Some Speculations, *Cross-Cultural Research* 38, 2 (2004), 162-177.
- Carneiro 1991 = Carneiro, Robert: The Role of Warfare in Political Evolution: Past Results and Future Projections, in: *The Effects of War on Society*, hrsg. von G. Ausenda, San Marino 1991, 87-102.
- Carneiro und Hilse 1966 = Carneiro, Robert und Hilse, Daisy: On determining the Probable Rate of Population Growth during the Neolithic, in: *American Anthropologist*, 68 (1966), 177-181.
- Clark 1969 = Clark, Graham: *World Prehistory. A New Outline*, Cambridge 1969.
- Cohen 1984 = Cohen, Robert: Warfare and State Foundation: Wars Make States and States Make War, in: *Warfare, Culture and Environment*, hrsg. von R. Brian Ferguson, Orlando 1984, 329-355.
- Cornell 1995 = Cornell, Tim: Warfare and Urbanisation in Roman Italy, in: *Urban Society in Roman Italy*, hrsg. von T. Cornell und K. Lomas, London 1995.
- Eckstein 2006 = Eckstein, Arthur: *Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome*, Berkeley 2006.
- Finley 1980 = Finley, Moses: *Die antike Wirtschaft*, München 1980.
- Finley 1987 = Finley, Moses: *Quellen und Modelle in der Alten Geschichte*, Frankfurt a. M. 1987.
- Garlan 1975 = Garlan, Yvon: *War in the Ancient World*, London 1975.
- Hakami 2004 = Hakami, Khaled: Patriarchat im frühen Rom? in: *Archäologische Theorie in Österreich – Eine Standortbestimmung*, hrsg. von R. Karl, Wien 2004 87-111.
- Harner 1970 = Harner, Michael: Population Pressure and the Social Evolution of Agriculturalists, *Southwestern Journal of Anthropology* 26, 1 (1970), 67-86.
- Maisels 1993 = Maisels, Charles: *The Emergence of Civilization: From Hunting and Gathering to Agriculture, Cities and the State in the Near East*, London 1993.
- Marano 1973 = Marano, Louis: A Macrohistorical Trend toward World Government, *Behavior Science Notes*, 8 (1973), 35-39.
- Naroll und Divale 1976 = Naroll, Raoul und Divale, William: Natural Selection in Cultural Evolution: Warfare versus Peaceful Diffusion, *American Ethnologist*, 3, 1 (1976), 97-129.
- Perry 1923 = Perry, William: *The Children of the Sun: A Study in the Early History of Civilization*, London 1923.
- Price 1978 = Price, Barbara: Secondary State Formation: An Explanatory Model, in:

- Origins of the State: The Anthropology of Political Evolution, hrsg. von R. Cohen and E. Service, Philadelphia 1978, 161-186.
- Spencer 1893 = Spencer, Herbert: Evolutionary Ethics, *The Athenaeum*, 3432 (1893), 193-194.
- Spencer 1899 = Spencer, Herbert: *The Principles of Sociology*, Vol. II, New York 1899.
- Spencer 1967 = Spencer, Herbert: *The Evolution of Society*, in: *Selections from Herbert Spencer's Principles of Sociology*, hrsg. von R. L. Carneiro, Chicago 1967.
- Sussman 1975 = Sussman, Robert: Child Transport, Family Size, and Increase in Human Population during the Neolithic, *Current Anthropology*, 13 (1975), 258-259.
- Yoffee 1995 = Yoffee, Norman: Political Economy in Early Mesopotamian States, *Annual Review of Anthropology*, 24 (1995), 281-311.

Das Zeitalter der Hopliten

Bauern, Bürger und Soldaten im archaischen und klassischen Griechenland

MARIO RAUSCH

Phalanx – Kampfweise, Ausrüstung und Taktik der Hopliten

Wer das Nationalmuseum für etruskische Kunst in der Villa Giulia in Rom besucht, kann unter zahlreichen Exponaten auch eine kleine bemalte Vase bewundern, die in der Fachwelt allgemein als ›Chigi-Kanne‹ bekannt ist. Wesentlich größer als ihr kunsthistorischer Wert ist allerdings die historische Bedeutung dieses wohl in der ersten Hälfte des 7. Jh. v. Chr. in Korinth entstandenen Gefäßes: Ein Vasenmaler hat darauf mehrere gepanzerte Krieger dargestellt, die mit einem großen Rundschild und langen Stoßlanzen bewaffnet sind und in einer geschlossenen Formation gemeinsam vorrücken. Es handelt sich um die bislang älteste bekannte Darstellung des Kampfes in der Hoplitenphalanx, einer Kampftechnik, die für Jahrhunderte das Militärwesen im antiken Griechenland prägen sollte.



Kämpfende Hopliten, ›Chigi-Kanne‹, um 640 v. Chr.

Als Phalanx (griech. »Walze«) wurde im alten Griechenland eine dicht geschlossene Formation von Soldaten bezeichnet, deren Prinzip in der Deckung des Nebenmannes bestand. Die rechte Seite jedes Kämpfers, von den Griechen »Hoplit« (*hoplites*) genannt, wurde dabei durch den Schild des unmittelbaren Nachbarn in der Schlachtreihe gedeckt. Und wie eine Walze kämpften diese Hopliten auch, indem sie geschlossen vorrückten. Der einzelne Krieger war dazu mit Helm, Beinschienen und einem Panzer aus Leder oder Leinen, der mit Metallbeschlägen zusätzlich verstärkt sein konnte, ausgerüstet. Seine Hauptwaffen waren eine lange Stoßlanze sowie ein großer Rundschild. Dem ebenfalls mitgeführten Schwert kam dagegen nur untergeordnete Bedeutung zu. Eine vollständige *panhoplie* (Hoplitenausrüstung) wog zwischen 20 und 30 kg. Das Gewicht dieser Waffen war umso bedeutsamer, als die Phalanx die letzten 100-200 Meter vor dem Zusammenprall mit dem Feind möglichst im Trab zurückzulegen versuchte, um mit der Geschwindigkeit auch die Wucht des Angriffs zu steigern.

In der Praxis war der Kampf in der Hoplitenphalanx daher für den einzelnen Krieger eine gewaltige physische, vor allem aber psychische Belastung. Schon der Aufmarsch der Armeen und das manchmal stundenlange Verharren im Angesicht des Feindes ließen die Ängste vor der bevorstehenden Auseinandersetzung übergroß werden. Und so manchem Hopliten rutschte dabei buchstäblich nicht nur das Herz in die Hose. Dass vor den Folgen großer nervlicher Anspannung auch die Kommandanten nicht gefeit waren, zeigt eine Bemerkung in der Lebensbeschreibung des im 3. Jh. v.Chr. lebenden Feldherren Aratos. Seinem Biographen Plutarch zufolge machten sich seine Gegner darüber lustig, dass er »immer Krämpfe in den Eingeweiden bekam, sobald eine Schlacht unmittelbar bevorstand, und dass die Angst ihn lähmte und Schwindel ihn packte, sobald die Trompeter das Signal zum Angriff bliesen« (Plut. *Aratus*, 29,5).

Doch diese Ängste hatten keinen Platz mehr, sobald die Schlachtformation ihren geschlossenen Sturm auf die feindlichen Linien begann. Nach dem Aufeinandertreffen der Phalangen stachen die Männer, blind durch Staub und ihre eigenen Helme, mit den Lanzen drauflos, brüllten ihre Kriegsrufe wie »Alala!« oder »Eleleu!« drückten und traten gegen die feindlichen Krieger, in der Hoffnung eine Lücke in die gegnerische Formation reißen zu können. War die Phalanx dann tatsächlich aufgebrochen, kam es zum Kampf Mann gegen Mann, wobei Schwerter und der Enddorn der Lanzen (*saurother*) zum Einsatz kamen.

Die Hauptverantwortung für Ansturm und Nahkampf lag dabei bei jenen Männern, die an vorderster Front in der ersten Schlachtreihe postiert waren. Sie waren es auch, die der Wucht des ersten Zusammenpralls mit dem Feind

standhalten und selbst versuchen mussten, eine Bresche in die Reihen der Gegner zu schlagen. Die besten und besonders erfahrenen Kämpfer fanden sich darum naturgemäß immer in der ersten Reihe der Phalanx. Diese Männer mussten sich auf ihre jeweiligen Nebenleute vollkommen verlassen können, da ihre rechte Seite, mit der sie den Speer führten, nur vom Nebenmann gedeckt wurde. Ein Fehler oder eine Unachtsamkeit des Nebenmannes konnte für den einzelnen Hopliten somit tödliche Folgen haben. Schon sehr früh wurde daher die Vorstellung eines ganz besonderen Kampfetos der Hopliten entwickelt, um die Männer dazu zu bringen, trotz Todesgefahr in der Formation auszuharren. Diese Ideologie vom »edlen Tod in der Schlacht« kommt besonders deutlich in einem vom spartanischen Dichter Tyrtaios im 7. Jh. v. Chr. gedichteten Kampflied zum Ausdruck:

»Schön ist der Tod, wenn man fällt, in der vordersten Reihe der Krieger, als ein guter Mann, der für seine Heimatstadt kämpft.« (Tyrtaios, fr. 7)

Siegreich blieb in jedem Fall jene Streitmacht, die auch am Ende der Schlacht noch *en taxei*, also in der ursprünglichen Formation geblieben war. Wie wichtig dieses »Ausharren« auf dem Schlachtfeld insbesondere von den Spartanern genommen wurde, zeigt eine Episode, die der Historiker Herodot über einen Kampf zwischen Spartanern und Argivern erzählt (Hdt. 1, 82): »Als nun die Argiver zum Schutz dieses Landstrichs [i. e. Thyrea] heranzogen, kam es zu Verhandlungen mit den Spartanern, und man einigte sich darauf, dass dreihundert Krieger aus den beiden Heeren miteinander kämpfen sollten. Der siegenden Partei sollte der Landstrich gehören. ... Diese waren einander aber so ebenbürtig, dass von allen sechshundert Kriegern nur drei am Leben blieben: die Argiver Alkenor und Chromios und der Spartaner Othryades. ... Da eilten die beiden Argiver, weil sie sich den Sieg zuschrieben, nach Argos, der Lakedaimonier Othryades aber zog den gefallenen Argivern die Rüstungen aus, brachte sie ins spartanische Lager und stand wieder an seinem Platz auf dem Schlachtfeld. Am nächsten Morgen kamen beide Heere um den Ausgang der Schlacht zu erfahren. ... Da schrieben sich beide Parteien den Sieg zu. Die einen sagten, es seien auf ihrer Seite mehr Leute am Leben geblieben, die anderen sagten, die hätten aber offen die Flucht ergriffen, während ihr Mann standgehalten und die Gefallenen ihrer Rüstung beraubt hätte. Vom Wortgefecht ging man rasch zu Tätlichkeiten über, und es kam letztlich doch noch zur Schlacht. Auf beiden Seiten waren die Verluste groß, doch die Lakedaimonier siegten.«

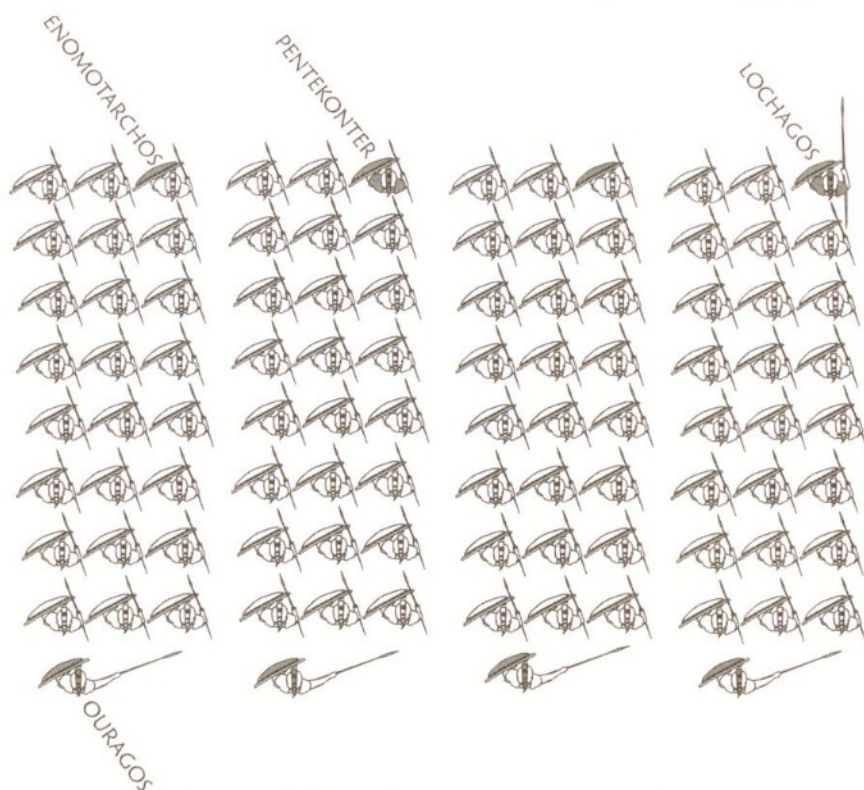
Im Prinzip war das geordnete Anrennen zweier Schlachtformationen eine denkbar einfache Sache, und dementsprechend gering war die Zahl der tak-

tischen Varianten. Entweder konnten die Heerführer eine lang gezogene Schlachtreihe bilden, um den Gegner zu umfassen, oder doch lieber auf eine kürzere, dafür aber tiefer gestaffelte Formation vertrauen, die sicherer stehen und der Wucht des feindlichen Ansturms leichter standhalten konnte. Üblicherweise war eine Phalanx acht Mann tief gestaffelt, sie konnte aber – je nach Anzahl der verfügbaren Soldaten – auch nur drei oder aber zwölf bzw. sogar 25 Mann tief sein. Die Länge der Schlachtlinie und die entsprechenden Variationsmöglichkeiten des Anführers hingen primär von der Größe des Aufgebots sowie von den taktischen Überlegungen des Feldherrn ab.

Um trotz Chaos und Gewirr die Disziplin und Ordnung innerhalb der Schlachtformation möglichst lange aufrecht zu erhalten, war die Phalanx in klassischer Zeit in mehrere kleinere Einheiten gegliedert, die von Unteroffizieren geführt wurden. Die kleinste dieser Einheiten wurde in der spartanischen Armee – über die wir vergleichsweise gut unterrichtet sind – *enomotia* genannt und bestand aus einer Kolonne von jeweils 20 bis 30 Mann. Hinter dieser Kolonne war ein erfahrener Veteran, der *ouragos*, postiert, der dafür sorgte, dass die Hopliten in Reih und Glied blieben. An der exponiertesten Stelle der Einheit, an ihrem rechten Rand, kämpfte der leitende Unteroffizier der *enomotia*, der so genannte *enomotarchos*. Zwei bis vier *enomotiai* (die Angaben variieren in den Schriften der Historiker Thukydides und Xenophon) bildeten in der spartanischen Armee eine *pentekostis* oder Kompanie, die vom so genannten *pentekonter* kommandiert wurde. Zwei bzw. vier *pentekosteis* waren zu einem *lochos*, einer Art Regiment unter Führung eines *lochagos*, zusammengeschlossen. Das Aussehen eines spartanischen *lochos* kann man sich (den Angaben des Berufssoldaten und Historikers Xenophon folgend) schematisch etwa so vorstellen, wie auf der folgenden Seite abgebildet.

Größte Kommandoeinheiten der spartanischen Armee waren die sechs *mere* genannten Regimenter, die jeweils von einem »Polemarchen« geführt wurden. Das Oberkommando lag bei einem der beiden spartanischen Könige.

Die Bürgerarmee Athens war dagegen in klassischer Zeit in zehn Regimenter gegliedert, die aus jenen Einheiten gebildet wurden, die auch der politischen Ordnung Athens zugrunde lag: aus den Phylen. Das waren überregionale Bezirke, zu denen jeweils Gemeinden aus dem Stadtgebiet, dem Hinterland und der Küstenregion gehörten. Jedes der aus diesen Bezirken rekrutierten Phylenregimenter wurde von einem eigenen Befehlshaber, dem »Strategen« geführt. Wenn die Bürgerarmee ins Feld zog, wechselte der Oberbefehl im Gesamtheer täglich innerhalb des Gremiums der zehn Strategen. Das Datum der Schlacht entschied somit über die Person des Oberbefehlshabers.

Schematische Darstellung eines spartanischen *lochos*.

Wenn auch Athen oder Sparta zu ihrer Blütezeit tausende Hopliten mobilisieren konnten, muss man sich die große Mehrzahl der Hoplitenarmeen im archaischen Griechenland des 7. und 6. Jh. v. Chr. allerdings eher als kleine Gruppen Bewaffneter vorstellen, die sich einer ebenso überschaubaren Anzahl von Gegnern gegenüber sahen. Hoplitenaufgebote von einigen hundert Mann waren die Regel, wenn sich die bewaffneten Bauern eines Ortes zusammen fanden, um gegen etwaige Feinde vorzugehen.

Mit der Hilfe der Götter – Rituale für die »Hilfe von oben«

Es war schon davon die Rede, dass der Angriff in der Phalanx die Hopliten dazu zwang, natürliche Angstgefühle zu überwinden und immensem psychischem Druck standzuhalten. Um die Krieger psychologisch auf diese gewal-

tigen Belastungen der Schlacht vorzubereiten, wurden daher unterschiedliche Rituale entwickelt, die einen ›Schutz von oben‹ sicherstellen sollten. Dies begann schon damit, dass die gerade erst zu Hoplitens ausgebildeten Jungmänner sich bestimmten Gottheiten und Heroen weihten und damit ihren Eintritt in die Welt der männlichen Krieger zum Ausdruck brachten. Auf Kreta begaben sich etwa die als ›Kureten‹ bezeichneten jungen Männer unter den Schutz des Zeus, indem sie zu seinen Ehren in Waffen tanzten. In Sparta vollzogen die Epheben Zeremonien zu Ehren der Dioskuren, in Athen war der jugendliche Stadtheros Theseus Vorbild und Beschützer der jungen Krieger. Doch auch die erwachsenen Hoplitens versuchten immer wieder, sich göttlichen Schutz für ihr gefährliches Geschäft auf dem Schlachtfeld zu sichern.

Besonders wichtig wurde die göttliche Hilfe natürlich angesichts einer unmittelbar bevorstehenden militärischen Auseinandersetzung. Schon im Vorfeld der Kampfhandlungen versuchten die Kommandanten und Anführer daher, sich ein Höchstmaß an überirdischer Unterstützung bei der Planung der Kriegsaktion zu sichern. So war es in archaischer Zeit üblich, sich an die Orakel in den Heiligtümern des Apollo in Delphi und des Zeus in Olympia um Rat und Hilfe in militärpolitischen Fragen zu wenden. Die Priesterschaft dieser Heiligtümer hielt sich jedoch mit konkreten Hinweisen meist wohlweislich zurück und machte verschlüsselte oder überhaupt mehrdeutige Aussagen, um die politisch Verantwortlichen dazu anzuregen, die geplanten militärischen Unternehmungen selbst kritisch zu hinterfragen. Als die Spartaner etwa im 6. Jh. v. Chr. planten, das benachbarte Arkadien anzugreifen, wandten sie sich zunächst um Rat an das Heiligtum des Apollo in Delphi. Der Gott gab ihnen folgenden Rat: »Ganz Arkadien willst du? Ich gebe es dir nicht, denn du wünschst viel, und Eicheln essende Männer bevölkern Arkadien, die es schützen, ihr Land. Doch will ich eines nicht versagen: In Tegea berühre mit tanzendem Fuß die Erde und durchschreite mit hanfener Messschnur die schönen Gefilde« (Hdt. 1, 66). Als sich die Spartaner jedoch, ob dieser Weissagung ermutigt, gegen die nördlich von Lakonien gelegene Stadt Tegea wandten, mussten sie eine herbe Niederlage einstecken. Viele ihrer Krieger gerieten in Gefangenschaft und mussten als Sklaven für die Tegeaten jene Felder ausmessen, die sie sich doch eigentlich selbst hatten erobern wollen. Offenbar hatten die spartanischen Verantwortlichen die eigenen Kräfte deutlich über-, jene der tegeatischen Gegner aber unterschätzt.

Doch mit frommen Wünschen und unklaren Ratschlägen allein gaben sich die Griechen nicht zufrieden. Schon vor einer anstehenden Kampfhandlung wurde daher den Kriegsgöttern ganz konkret ein Teil der Kriegsbeute versprochen, um sich dadurch aktive göttliche Hilfe in der Schlacht zu sichern. Dabei war es allgemein üblich, dem Gott den zehnten Teil der

Kriegsbeute (den Zehent) zu versprechen und dafür als Gegenleistung Hilfe in der Schlacht einzufordern. Nach gewonnener Schlacht wurde daher von den Siegern ein Gutteil der Beutewaffen in das Heiligtum ihres Schutzgottes gebracht. Das ist auch der Grund dafür, dass es im Bronzemagazin der deutschen Ausgräber im Heiligtum von Olympia ein wenig aussieht wie in einer antiken Waffenkammer: Hier lagern hunderte Beinschienen, Helme, Speerspitzen sowie Beschläge von Rundschilden. Es handelt sich um Beutestücke, die von Bewohnern der ganzen griechischen Welt nach erfolgreichen kriegerischen Auseinandersetzungen aus Dank dem Zeus von Olympia zum Geschenk gemacht worden waren. Um die Waffen eindeutig als Besitz des Gottes zu kennzeichnen, wurden viele Stücke mit dem Namen des Gottes bzw. seines Heiligtums beschriftet. Die kürzeste entsprechende Formel lautet: *Dios*, »[Besitz] des Zeus«. In manchen Fällen wurden sogar die Namen der Sieger und Besiegten vermerkt, um den Anlass der Weihung zu verewigen. Durch solche Aufschriften können einige dieser Waffen historisch bekannten Auseinandersetzungen zugewiesen werden. So findet sich etwa auf einer Beinschiene die Aufschrift: »Die Sikyonier weihten [dieses Beutestück] dem Zeus aus ihrem Sieg über die Athener bei Halieis«. Nach Thukydides (1, 105, 1) fand diese Auseinandersetzung im Zuge des ersten Peloponnesischen Krieges im Jahr 458 v. Chr. statt.

Doch trotz aller im Vorfeld gemachten Versprechungen und Opferhandlungen wurden die Angst und Anspannung erst wirklich spürbar, wenn sich die Hopliten tatsächlich aufmachten, um in die Schlacht zu marschieren. Daher begleiteten die Griechen auch ihre Kriegszüge mit einer Fülle von religiösen Zeremonien, die dem Einzelnen helfen sollten, die Angst vor den bevorstehenden Gefahren auszuhalten. Noch auf dem Schlachtfeld, im Angesicht des Feindes, wurden Opfertiere, so genannte *sphagia* geschlachtet, um die Hilfe der Götter am Ort der Schlacht zu aktivieren. Gleichzeitig versuchten Seher aus den Eingeweiden der Opfertiere und anderen Naturzeichen einen positiven Ausgang der Schlacht abzuleiten und den Hopliten so Selbstvertrauen für die unmittelbar bevorstehende Auseinandersetzung zu vermitteln. Hauptadressat war dabei natürlich der Kriegsgott Ares, doch auch die jeweiligen Stadtgottheiten und die mächtigen Hauptgötter wie Zeus oder Apollo wurden im Rahmen dieser Gebete und Rituale angerufen und um Hilfe gebeten.

War dann das Gemetzel auf dem Schlachtfeld vorüber, beendeten die Griechen die Kampfhandlungen formell durch das Darbringen von Trankopfern für die Götter der Unterwelt und des Todes. Diese so genannten *spondai* sollten die am Kampf Beteiligten rituell von den blutigen Grausamkeiten zu reinigen und den Seelen der Verstorbenen eine gute Einkehr in die Unterwelt

ermöglichen. Die Sieger ließen es sich schließlich auch nicht nehmen, zu Ehren ihrer Schutzgötter noch am Ort der Schlacht ein Siegeszeichen, ein so genanntes *tropaion*, zu errichten. Dazu wurden die vom Gegner erbeuteten Helme, Schilde, Lanzen und Panzer auf einem hölzernen Gestell weithin sichtbar angebracht. Unser Wort Trophäe stammt daher.

Der Bauer als Soldat

Um überhaupt eine Phalanx bilden zu können, bedurfte es einer entsprechend großen Zahl von Männern, die über die vergleichsweise kostspielige Ausrüstung eines Hoplitens verfügten, im Gebrauch mit diesen Waffen geübt und darüber hinaus bereit waren, sich für die Dauer des Kampfes ganz dem Kriegsdienst zu widmen. Da die große Mehrzahl der Griechen in der Antike aber Bauern waren, die nicht so ohne weiteres und jederzeit ihren Hof verlassen konnten, war es gar nicht so einfach, ausreichend viele Männern militärisch zu aktivieren. Das zeigen schon einige Passagen der homerischen *Ilias* recht deutlich. Immer wieder ist in diesem, in seinen wesentlichen Teilen wohl schon im 7. Jh. v. Chr. bestehenden Epos um die zehnjährige Belagerung der Stadt Troja, auch davon die Rede, dass einzelne Krieger das Aufgebot verlassen und in die Heimat zurückkehren wollen. Die Aussicht auf Beute – anfangs auch für alle Kämpfer durchaus verlockend – verlor nämlich mit dem Ausbleiben des militärischen Erfolges vor allem für die einfachen Soldaten, die ja grundsätzlich nur einen geringen Anteil erhielten, zunehmend an Reiz. Kriege und Beute waren auf lange Sicht nur etwas für die adeligen Herren (in den homerischen Epen als »Könige« bezeichnet), die ihre heimatlichen Felder nicht selbst bewirtschaften mussten. Die einfachen Bauern dagegen dachten schon bald wieder an ihren heimatlichen Hof, an ihre Äcker, auf denen schon die Ernte verdarb, und an ihre mit Arbeit überforderten Familien. Die Meinung dieser Männer bringt an einer Stelle Odysseus recht treffend zum Ausdruck:

»Wahrlich, es ist eine Not, die man satt hat, so dass man nach Hause will; denn selbst wer einen Monat nur fernbleibt von der Gemahlin, wird schon ungeduldig im Schiff, dem ruderbankreichen, wenn ihn die Winterstürme halten und wogender Seegang.« (Hom. *Il.* 2, 291-294)

Wie wenig Bedeutung die Aussicht auf Ruhm, Ehre und Beute, der entscheidende Ansporn für die adeligen Protagonisten des Krieges, Achill, Agamemnon und die anderen »Könige«, für die einfachen Bauern im Aufgebot hatte,

bringt ein gewisser Thersites, ebenfalls im zweiten Gesang der *Ilias*, deutlich auf den Punkt:

»Laßt uns nach Hause zieh'n mit den Schiffen und diesen [gemeint ist Achill, Anm. d. Ü.] in Troja hier die Ehrengeschenke verdauen, damit er gewahre, ob nicht auch wir oder ob wir ihm nicht zu helfen vermögen.« (*Il.* 2, 236-238)

Eine ganz andere Motivation als Ruhm, Ehre und Beute stellte für die Bauern dagegen die Verteidigung ihres eigenen Bodens dar. Da die große Mehrzahl der Griechen in archaischer Zeit vom Ackerbau lebte, konnte jede Bedrohung seines Hofes und des umgebenden Fruchtlandes die Existenz des Einzelnen und seiner Familie in Frage stellen. Die Solidarität der in der Nähe wohnenden Nachbarn war daher gefragt, um auch Probleme meistern zu können, die eine Familie alleine nicht bewältigen konnte. Der Dichter Hesiod sprach daher schon im 7. Jh. v. Chr. in seiner Schrift *Erga* (»Werke und Tage«) davon, dass dem einzelnen Bauern im Notfall vor allem die nächstwohnenden Nachbarn zu Hilfe kommen würden:

»Stößt dir auf dem Hof ein Unglück zu, rennen die Nachbarn ungegürtet herbei, während die Verwandten sich erst lang gürtten.« (Hesiod, *Erga* 345)

Ein besonderer Unglücksfall war natürlich die Bedrohung durch feindliche Truppen, die das Ackerland verwüsten und im schlimmsten Fall sogar die wertvollen Ölbäume abholzen konnten. Andererseits konnten neue Anbauflächen auf Dauer auch nur durch gezielte militärische Operationen geschlossener Verbände erobert und gesichert werden. Der Kampf um Grund und Boden war somit wesentlicher Faktor zur Entwicklung und Etablierung der Hoplitennarmeen im Griechenland des 7. und 6. Jh. v. Chr. Das Ringen um Ackerland und die permanente Furcht vor dem Verlust des einmal gewonnen Bodens waren denn auch jene treibenden Kräfte, die den Aufstieg der mächtigsten Hoplitennmacht im archaischen Griechenland bewirkten – den Aufstieg Spartas.

Sparta – Musterfall und Ausnahme von der Regel

Nach der Einwanderung in ihr Siedlungsgebiet auf der Peloponnes hatten die dorischen Spartaner sukzessive die vormals ansässige Bevölkerung unterworfen und zu Sklaven gemacht. Die gewaltsame Kontrolle dieser als »Heloten«

bezeichneten Vorbevölkerung, die sich natürlich nicht kampfflos mit ihrer Unterdrückung abfinden wollte, setzte allerdings eine ständige Alarmbereitschaft voraus und führte damit zu einer nachhaltigen Militarisierung der spartanischen Gesellschaft. Dazu kam noch, dass es in der unmittelbaren Umgebung Spartas, im vergleichsweise engen Flusstal des Eurotas, nur wenig fruchtbares Ackerland gab. So mussten die Spartaner sich spätestens ab dem 7. Jh. v. Chr. darum bemühen, neue Anbauflächen jenseits der Gebirgskzüge Lakoniens zu erobern, und wandten sich zunächst gegen das westlich gelegenen Messenien.

Diese Kämpfe wurden auch von dem oben schon erwähnten spartanischen Dichter Tyrtaios besungen, um seinen Mitbürgern die Eroberung Messeniens nachhaltig in Erinnerung zu bringen:

»Unserem Herrn Theopompos, dem König, dem Liebling der Götter:
Ihm verdanken wir des weiten Messene Besitz,
das sich vortrefflich beackern lässt, vortrefflich bepflanzen!
Neunzehn Jahre hindurch kämpften um dieses Gebiet
ununterbrochen, voll tapferen, niemals wankenden Mutes,
unsere Großväter, mit schneidenden Lanzen bewehrt.
Endlich, im zwanzigsten Jahr, verließen die Feinde den fetten
Boden und flüchteten sich hoch vom Ithome herab.«
(Tyrtaios bei Lykurg 6,7)

Nach der Unterwerfung Messeniens wandten sich die Spartaner nach Norden, und die Stadt Argos wurde zum neuen Hauptgegner. Von einem dieser Kriege gegen Argos, der Auseinandersetzung um die Landschaft Thyrea, war ja schon oben bezüglich der Bedeutung des »Ausharrens auf dem Schlachtfeld« die Rede. Doch das war beileibe nicht die einzige Auseinandersetzung, die sich die beiden Erzfeinde im Lauf der Jahrhunderte lieferten. Im Zuge der harten Eroberungskämpfe und in den immer wiederkehrenden Aufständen der unterworfenen Messenier sowie im Zuge der permanenten militärischen Auseinandersetzungen mit ihren Nachbarn im Norden erwarben sich die spartanischen Hopliten jene Kampffertigkeit und Einsatzbereitschaft, die sie bald zur besten Armee des archaischen Griechenland machte. Da die harte landwirtschaftliche Arbeit von den Heloten geleistet wurde, konnte sich in Sparta darüber hinaus eine ganz auf den Militärdienst ausgerichtete Lebensweise etablieren. Der freie Spartaner war daher vor allem Krieger, genauer: Hoplit. Schon die gemeinsame Erziehung machte ihn von Kind an zum Teil der engen politisch-sozialen Gemeinschaft der *homoioi*, der »Gleichen«. Die spartanischen Knaben wurden dazu ab dem Alter von 7 Jahren vom Staat

erzogen (Plut. *Lyk.* 16) und durchliefen dabei ein hartes körperliches Training. Unter Anleitung von älteren Jugendlichen und erfahrenen Erwachsenen lernten sie jene Disziplin und jene technischen Fertigkeiten, die sie zu Mitgliedern des spartanischen Heeresverbandes machten. Teil dieser militärischen Ausbildung war auch das berühmt-berüchtigte Ritual der *krypteia*: von Zeit zu Zeit wurde ein Teil der besonders fähigen Nachwuchskrieger nur mit einem Dolch bewaffnet und mit dem Nötigsten versehen in das Umland von Sparta geschickt, um sich allein durchschlagen zu lernen. Dass es bei diesem ›Crashkurs‹ in Sachen Guerillataktik immer wieder zu blutigen Angriffen auf die ansässige Landbevölkerung der Heloten kam, wurde von der spartanischen Obrigkeit nicht nur gebilligt, sondern eigens honoriert. Dieses und andere blutige Rituale schweißten die spartanischen Jungmänner jedenfalls von Anfang an zusammen. Und auch später wurde der erwachsene Spartaner nur als vollständiges Mitglied der Gemeinschaft anerkannt, wenn er Teil einer ›Tischgemeinschaft‹ war. So blieben die spartanischen Männer auch in Friedenszeiten eng in den Verband der Kampfgefährten integriert und mit ihren Nebenleuten in der Schlachtreihe verbunden.

Doch gerade diese idealtypische Organisation seiner männlichen Bevölkerung macht Sparta auch zur Ausnahme der eingangs beschriebenen militärtechnischen Regel in den Poleis des archaischen Griechenland. In Sparta waren nämlich nahezu alle erwachsenen Bürger Hopliten, während sonst nur etwa 30 bis maximal 50 Prozent der Bevölkerung dieser sozialen Klasse angehörten. Der besonderen Sozialordnung in Sparta entsprach auch die Praxis, dass den spartanischen Hopliten ihre Waffen vom Staat zur Verfügung gestellt wurden. In den anderen griechischen Poleis musste der Hoplit in archaischer Zeit dagegen für seine Ausrüstung selbst aufkommen. Die permanente Bedrohung durch Aufstände der Heloten und die Notwendigkeit, ihre umfangreichen Eroberungen jenseits der natürlichen Grenzen Lakoniens abzusichern, versetzten Sparta darüber hinaus in einen Zustand ständiger Alarmbereitschaft, die ein spezielles Milizsystem erforderte und die spartanischen Soldaten praktisch permanent ›unter Waffen‹ hielt, ein Zustand, der in anderen griechischen Siedlungen unbekannt war.

All diese Faktoren führten dazu, dass Sparta vom 7. bis zum 5. Jh. v. Chr. in Sachen Hoplitentaktik das ›Maß aller Dinge‹ war, was allerdings nicht verhinderte, dass die Spartaner dennoch die eine oder andere schmerzliche Niederlage hinnehmen mussten. Zum Hauptgegner der spartanischen Hopliten wurde dabei im Lauf des 5. Jh. v. Chr. immer mehr die aufstrebende Großmacht Athen, die sich nicht nur durch ihre geographische Lage und historische Entwicklung, sondern auch und vor allem aufgrund ihres Gesellschaftssystems grundsätzlich von Sparta unterschied.

Der Bürger als Soldat – die Hopliten Athens

Es war bereits davon die Rede, wie eng gerade im Fall der Hoplitentaktik militärische Gliederung und Gesellschaftsordnung miteinander verbunden waren. Daher führte das Heranziehen immer breiterer Bevölkerungsschichten zum Militärdienst allmählich auch zu einer immer stärkeren politischen Einbindung der kämpfenden Bürger. Hoplit zu sein brachte somit allmählich auch politische Rechte mit sich. Besonders gut sind wir aufgrund der herrschenden Quellenlage über die Verhältnisse in Athen informiert. Schon zu Beginn des 6. Jh. v. Chr. hatte der Politiker Solon im Zuge der nach ihm benannten Reformen die Bürger Athens in Vermögensklassen eingeteilt und damit auch erstmals offiziell jene sozialen Schichten festgelegt, die sich die Ausrüstung eines Hopliten leisten konnten. Allerdings war im Rahmen der solonischen Reformen noch nicht definitiv von Hopliten die Rede. Die Angehörigen der Mittelschicht, also Bauern, die mindestens 200 Scheffel Getreide im Jahr erwirtschafteten, aber nicht das Vermögen der Reichen (*pentekosiomedimnoi*, 500-Scheffler) oder der Ritter (*hippeis*) hatten, wurden als ›Zeugiten‹ (nach dem griechischen Wort für Joch, *zeugos*) bezeichnet. In jedem Fall versetzte sie ihr Vermögen aber in die Lage, sich eine Hoplitenausrüstung anzuschaffen und mit dieser ins Feld zu ziehen.

Da das athenische Hinterland im Vergleich zu anderen griechischen Landschaften große Anbauflächen zur Verfügung stellte, war die Motivation der athenischen Bürger für expansive gemeinsame Kriegszüge in archaischer Zeit eher gering. Solon selbst musste dies erleben, als er sich lange vergeblich darum bemühte, seine Mitbürger zur Eroberung der kleinen, Athen vorgelagerten Insel Salamis zu überreden. Und auch die Verteidigung des attischen Bodens wurde lange Zeit von der reichen und politisch einflussreichen Oberschicht, später vom Tyrannen Peisistratos und seinen Söhnen, gewährleistet. Eine deutliche und nachhaltige Änderung der politischen Verhältnisse und damit in weiterer Folge auch der militärischen Organisation der Bürgerschaft erfolgte erst im späten 6. Jh. v. Chr. Athen wurde damals von Hippias, dem Sohn des Tyrannen Peisistratos, regiert. Als dieser in Konflikt mit Sparta geriet, erlebten die Athener erstmals eine mehrfache Invasion ihres Landes und sogar die fremde Besetzung der eigenen Stadt. Und anders als sein Vater war der Tyrann Hippias nicht mehr in der Lage, aus eigener Kraft bzw. mit Hilfe seiner Verbündeten die fremden Invasoren zu vertreiben. Dies zwang den Tyrannen von Athen letztlich zur Abdankung.

Die Spartaner versuchten nun, das entstandene Machtvakuum im eigenen Sinn zu nutzen und einen Herrscher von ihren Gnaden zu installieren. Damit aber weckten sie ungewollt den Unmut und Widerstand der athenischen Bür-

ger, die schließlich selbst zu den Waffen griffen und auf eigene Initiative die Spartaner vertrieben. Diese spontane Erhebung ebnete den Weg für neue politische Verhältnisse, die nun vom Politiker Kleisthenes, einem Angehörigen der alteingesessenen athenischen Adelsfamilie der Alkmeoniden, gestaltet und nachhaltig verankert wurden. Kleisthenes gab Athen eine neue Verfassung, indem er Attika in drei politische Regionen, Stadt, Land und Küste, einteilte. Aus Gemeinden jeder dieser Regionen bildete er neue, überregionale politische Einheiten, die bereits genannten Phylen. Diese Phylen wurden auch zur Organisationsstruktur der reformierten Bürgerarmee.

Das Hoplitenaufgebot der athenischen Armee bestand folglich ab dem späten 6. Jh. v. Chr. aus 10 Regimentern. Alle Athener zwischen 18 und 60 Jahren waren wehrpflichtig. In jedem der zehn Phylenregimenter dienten um das Jahr 500 v. Chr. etwa 1000 Bürger, später waren es etwas mehr. Ihre Bewaffnung und Ausrüstung hatten diese Bürgersoldaten ursprünglich selbst zu bezahlen, erst ab dem späten 5. Jh. wurden auch Waffen vom Staat gestellt und an weniger vermögende Bürger ausgegeben. Innerhalb der Kampfformation waren Männer aus ein und demselben Dorf Seite an Seite postiert, wodurch die notwendige Solidarität der unmittelbaren Kampfgenossen gewährleistet wurde. Die beiden jeweils jüngsten Jahrgänge, also die 18 bis 20-Jährigen, wurden als Rekruten im Gebrauch mit den Waffen und im Kampf in der Hoplitenphalanx unterwiesen und leisteten nach ihrer Grundausbildung Wachdienst an den Grenzen des athenischen Staates. Späteres gemeinsames Exerzieren oder Manöver der Bürgerarmee sind nicht direkt bezeugt, allerdings sorgten schon die häufigen Kriegshandlungen an sich dafür, dass der Einzelne in regelmäßigen Abständen zu den Waffen gerufen wurde. Darüber hinaus wurden im Rahmen der großen Stadtfeste, etwa der Panathenäen zu Ehren Athenas, Wettkämpfe im Waffentanz und Waffenlauf durchgeführt, an denen Vertreter jeder der zehn Phylen teilnahmen. Diese Disziplinen waren als Training für den Kampf als Hopliten besonders geeignet – die entsprechenden Wettkämpfe waren somit Anlass für besonders intensives Training und gaben den besten Bürgersoldaten Gelegenheit, ihre Künste öffentlich zu zeigen und der eigenen Phyle Ruhm, Ehre und einen Siegespreis zu erwerben. Für Motivation beim Exerzieren war also gesorgt. Vor allem aber erneuerten und bestärkten diese regelmäßigen gemeinsamen Aktivitäten die Solidarität der im Kampfverband vereinigten Bürgersoldaten einer Phyle. So blieb die Bürgerarmee auch in längeren Friedenszeiten (die allerdings in der griechischen Antike ohnedies sehr selten waren) stets einsatzbereit.

Die ersten konkreten Bewährungsproben der neu geschaffenen athenischen Bürgerarmee waren Grenzstreitigkeiten mit den unmittelbaren Nachbarn und die Sicherung des attischen Bodens. Gegner waren dabei die Nachbarn im



nordwestlich gelegenen Böotien sowie die Männer aus Chalkis, auf der Attika vorgelagerten Insel Euböa. Die Notwendigkeit, das athenische Ackerland zu schützen, mobilisierte dabei die Einsatzbereitschaft der athenischen Soldaten so sehr, dass es ihnen gelang, binnen 24 Stunden die verbündeten Böotier und Chalkidier getrennt zu besiegen. Damit war Attika auf lange Frist gesichert. Wie wichtig dieser Schutz des eigenen Ackerlandes war, wird aus dem Text jenes Eides deutlich, den die athenischen Rekruten, die so genannten ›Epheben‹, wohl schon seit archaischer Zeit am Ende ihrer Ausbildungszeit leisteten. Darin schworen die Jungmänner unter anderem, »den Weizen, die Gerste, die Weinstöcke, Oliven und die Feigen« ihrer Heimat zu schützen.

Jenseits von Athen und Sparta – Westgriechen und Etrusker als Hopliten

Der Erfolg der militärischen ›Großmächte‹ bei der Eroberung neuen Ackerlandes machte allerdings das an sich schon begrenzte Angebot an Fruchtländ noch geringer und stellte vor allem die Bewohner kleinerer Poleis vor existentielle Probleme. Vielen Griechen blieb daher seit dem 7. Jh. v. Chr. nur die Möglichkeit, sich in der Fremde eine neue Heimat und eine neue Existenz zu suchen. Ziel der griechischen Kolonisten waren dabei neben den Küsten des östlichen Mittelmeeres vor allem Unteritalien und Sizilien, wo im Lauf des 7. und 6. Jh. zahlreiche griechische Ansiedlungen entstanden. Diese ›neue Welt‹ wurde daher von den Griechen schon bald als ›Großgriechenland‹ (*megale hellas*) bezeichnet.

Die Siedler brachten die Kultur ihrer alten Heimat mit in den Westen, gründeten Poleis nach griechischem Vorbild und blieben auch in der neuen Heimat Bauern und Soldaten, die bereit waren, als Hopliten neues Land zu erobern und dieses auch zu verteidigen. Das war vielfach auch notwendig, schließlich kamen die Griechen ja nicht in menschenleere Gebiete, sondern mussten sich häufig erst gegen die Vorbevölkerung durchsetzen. Darüber hinaus kam es schon bald immer wieder zu Zwistigkeiten zwischen bereits ansässigen und nachfolgenden Griechen aus dem Mutterland. Die wohl bekannten Grenzstreitigkeiten entbrannten daher bald auch im Westen, und so wälzten sich Hoplitenphalangen ab dem 7. Jh. v. Chr. auch durch die Ebenen Unteritaliens und Siziliens. Dabei legten die Griechen aus dem Westen auf die schon angesprochene ›Hilfe von oben‹ besonderen Wert und wandten sich besonders häufig an das für italische Besucher günstig gelegene Heiligtum von Olympia. Die mächtigen westgriechischen Städte Metapont, Gela und Syrakus bauten hier im Lauf der Zeit sogar eigene ›Schatzhäuser‹, um

jene kostbaren Weihgeschenke unterzubringen, die sie dem Gott von Olympia aus Dank für Schutz und Hilfe gestiftet hatten. Erfolge in militärischen Auseinandersetzungen waren die häufigsten Anlässe derartiger Geschenke an den Gott. Doch auch viele andere westgriechische Poleis schickten im 6. und 5. Jh. v. Chr. regelmäßig Beutewaffen in das Heiligtum am Alpheios. Für die heutigen Forscher sind diese Waffen eine wertvolle historische Quelle, tragen doch viele von ihnen Weihinschriften, in denen nicht nur der Gott Zeus als neuer Besitzer vermerkt ist, sondern die Stifter sowie manchmal Ort und Anlass der Konflikte genannt werden. So erfährt man von unterschiedlichen Konflikten der unteritalischen Stadt Rhegion mit ihrem Nachbarn Lokroi Epizephyrioi, sowie mit den sizilischen Städten Zankle/Messana und Gela, von einem Krieg der Lokrer und ihren Verbündeten gegen die Militärmacht Kroton oder von Kämpfen der Syrakusaner gegen Akragas auf Sizilien.

Dass aber die Bewaffnung der Hopliten schon viel früher auch im nicht-griechisch besiedelten Bereich Italiens bekannt war, bezeugen die zahlreichen Funde von Hoplitendarstellungen und Teilen der Hoplitenausrüstung in Gräbern Etruriens. So wurde die schon eingangs erwähnte ›Chigi-Kanne‹, die die aus dem 7. Jh. v. Chr. stammende älteste bislang bekannte Darstellung einer Hoplitenphalanx zeigt, in einem etruskischen Grab gefunden. Noch etwas früher, nämlich um 670 v. Chr., wurde bereits einem anderen Verstorbenen im etruskischen Tarquinia eine Hoplitenrüstung mit ins Grab gegeben. Dass die Etrusker die mit der neuartigen Bewaffnung verbundene Kampfweise zumindest teilweise übernahmen, ist wahrscheinlich, wenn auch mangels direkter Schriftquellen nicht eindeutig nachweisbar. Jedenfalls fanden die Hoplitengewaffen spätestens im 6. Jh. v. Chr. auch ihren Weg nach Rom, wie etwa die Darstellungen auf einer mit Relief verzierten Tonplatte vom Areal des Palatin beweisen. Die bei den späteren Historikern Livius und Dionysios von Halikarnass überlieferte Heeresreform des Königs Servius Tullius, der die Bewohner Roms im 6. Jh. v. Chr. als erster im Sinn einer militärischen Rekrutierung in Alterklassen eingeteilt haben soll, enthält allerdings zahlreiche Anachronismen und muss daher wohl als spätere Konstruktion betrachtet werden, die keine direkten Rückschlüsse auf die Verhältnisse in archaischer Zeit zulässt. Sicher aber ist, dass die Bewaffnung und Kampfweise der griechischen Hopliten schon im 7. und 6. Jh. v. Chr. weit über die Grenzen Griechenlands hinaus bekannt war.

Die Perserkriege – der Sieg der gepanzerten Hopliten über die leichtbewaffneten Verbände der Perser

Im griechischen Mutterland hatten sich im späten 6. und frühen 5. Jh. v. Chr. die Athener mit ihrer neu organisierten Bürgerarmee zu ›der‹ aufstrebenden Militärmacht entwickelt. Von ihren erfolgreichen Kämpfen gegen die Nachbarn aus Euböa und Theben war ja oben schon die Rede. Andere Gegner waren die Hopliten aus der westlich von Athen gelegenen Polis Megara oder von der Insel Ägina. Zu einem wirklichen Härte-test für die athenischen Bürgersoldaten wurde allerdings erst der Kampf gegen einen nichtgriechischen Gegner, gegen die Heere des persischen Großkönigs. Im Lauf des 6. Jh. v. Chr. hatten die Perser ihre Herrschaft allmählich auf ganz Kleinasien ausgedehnt und schließlich Ende des Jahrhunderts auch die griechischen Kolonien an der Westküste Kleasiens erobert. Damit rückte aber auch das griechische Mutterland unmittelbar an den Rand des persischen Weltreichs. Als daher im Jahr 499 v. Chr. ein Aufstand der ionischen Griechenstädte gegen die persische Herrschaft ausbrach, kamen die Athener den Aufständischen mit einem kleinen Flottenkontingent von 20 Schiffen zu Hilfe. Die militärische Katastrophe der ionischen Griechen konnten sie dadurch allerdings nicht verhindern. Im Jahr 494 v. Chr. wurde der Aufstand endgültig niedergeschlagen, und Milet, die bedeutendste griechische Stadt Ioniens, von den Persern eingenommen und zerstört.

Die Rolle der Athener – so unbedeutend sie letztlich auch gewesen sein mag – blieb dem persischen Großkönig Dareios nachhaltig in Erinnerung und war ein weiterer Grund für eine einige Jahre später durchgeführte Strafexpedition gegen das griechische Mutterland. Zunächst sicherten die Perser ihre Nordflanke, indem 492 v. Chr. ein Expeditionskorps unter Führung eines gewissen Mardonios, Schwiegersohn des Großkönigs, nach Nordgriechenland entsandt wurde. Sein Vorrücken über Thrakien und Makedonien war zunächst erfolgreich und hatte wohl auch das Ziel, diese Gebiete dauerhaft in den persischen Herrschaftsbereich einzugliedern. Das Unternehmen musste allerdings abgebrochen werden, als die persische Flotte in einem Unwetter vor der Halbinsel des Berg Athos zerstört wurde.

Ein anderes persisches Kontingent segelte unter seinem Kommandanten Datis direkt über die Ägäis, landete zunächst auf Samos und Naxos und erreichte schließlich die Insel Euböa, wo die Polis Eretria erobert wurde, die sich einige Jahre zuvor auch mit fünf Schiffen am Ionischen Aufstand beteiligt hatte. Danach rückte Datis gegen Athen vor. Das persische Expeditionskorps ging in der Bucht von Marathon, gut 40 km nördlich von Athen, an Land. Die Bürgersoldaten Athens sahen sich damit einer Übermacht fremd-

ländischer Krieger gegenüber, wie sie Griechen noch nie zuvor gesehen hatten. Und gerade in dieser überaus bedrohlichen Situation blieben sie nahezu auf sich allein gestellt. Aufgrund ungünstiger Vorzeichen konnten nämlich die grundsätzlich zur Hilfe bereiten Spartaner nicht rechtzeitig aufbrechen, sodass letztlich nur die Hoplitens aus der Stadt Plataiai an der attisch-böotischen Grenze das athenische Kontingent unterstützten. Die meisten anderen griechischen Poleis waren nämlich schon vorher zu den Persern übergelaufen oder hatten sich zumindest angesichts der übermächtigen Streitmacht aus dem Osten vorsorglich für neutral erklärt.

Umso unerwarteter und bemerkenswerter war der Verlauf der Schlacht, den der griechische Historiker Herodot einige Jahrzehnte später beschrieb: »Als die Aufstellung vollendet war, und das Opfer günstig ausfiel, stürmten die Athener auf das Zeichen zur Schlacht hin gegen die Barbaren vor. ... Die Athener waren die ersten unter den hellenischen Stämmen, soweit wir wissen, die den Feind im Laufschrift angriffen, sie waren auch die ersten, die dem Anblick medischer Kleidung und medisch gekleideter Krieger standhielten. ... Der Kampf bei Marathon währte lange. In der Mitte des Heeres siegten die Barbaren; dort stand der persische Stamm selber und der Stamm der Saken. ... Auf beiden Flügeln siegten jedoch die Athener und Plataier. Sie ließen ihre geschlagenen Gegner fliehen und wandten sich gemeinsam gegen die, welche die Mitte durchbrochen hatten. Auch hier siegten die Athener. Dann folgten sie den flüchtenden Persern und trieben sie unter Gemetzel ans Ufer des Meeres. Dort riefen sie nach Feuerbränden und griffen die Schiffe an« (Hdt. 6, 112f.). Die Athener hatten also mit einer klassischen Hoplitentaktik das zahlenmäßig weit überlegene Perserheer zum Weichen gebracht und diesem empfindliche Verluste zugefügt – angeblich sollen 6400 Perser gefallen sein, während auf Seiten der Griechen nur 192 Tote zu beklagen waren. Mit Recht hat die moderne Forschung immer wieder die weltpolitische Bedeutung dieser Schlacht relativiert und neben der griechischen auch die persische Sicht der Ereignisse einbezogen. Für den persischen Großkönig war die Auseinandersetzung wohl eher eine Randerscheinung, für die Griechen und vor allem für die Athener aber war der erfolgreiche Kampf gegen die Übermacht aus dem Osten zweifellos ein Ereignis, das sich nachhaltig ins kollektive Gedächtnis prägte und den griechischen Hoplitens entscheidendes Vertrauen in die eigene Kampfweise gab. Schließlich hatte bei Marathon ein vergleichsweise kleines griechisches Aufgebot in klassischer Hoplitenskampftechnik einen zahlenmäßig weit überlegenen Gegner besiegt und damit die Überlegenheit der griechischen gegenüber der persischen Taktik gezeigt.

Dieses Bewusstsein wirkte sich ein Jahrzehnt später, im Jahr 480 v. Chr., entscheidend aus, als der persische Großkönig Xerxes erneut in Griechen-

land einfiel und auch dazu ein Aufgebot aus allen Teilen seines Reiches zusammenstellte. In der Beschreibung Herodots wird dabei die Unterschiedlichkeit zwischen dem gemischt ausgerüsteten persischen Heer und dem einheitlichen Hoplitenaufgebot der Griechen besonders deutlich (Hdt. 7, 61ff.): »Zuerst kamen die Perser, die folgendermaßen gerüstet waren: Auf dem Kopf trugen sie die so genannte Tiara, einen weichen Hut, am Körper einen farbigen, mit Ärmeln versehenen Panzerrock aus fischartigen Eisenschuppen, um die Schenkel Hosen. Sie hatten geflochtene Schilde, unter denen der Köcher hing, kurze Lanzen, große Bogen mit Rohrpfilen. Außerdem hing an der rechten Hüfte ein Dolch vom Gürtel herab. ... Die Assyrier trugen auf dem Kopf eherne Helme, die auf eine fremdländische Art geflochten sind, die sich nicht gut beschreiben lässt. Sie hatten Schilde, Lanzen, Schwerter, ähnlich den ägyptischen Dolchen, ferner eisenbeschlagene Holzkeulen und leinene Panzer. ... Die Baktrier trugen auf dem Kopf einen ganz ähnlichen Hut wie die Meder, hatten aber baktrische Bogen aus Rohr und kurze Lanzen. Die Saken, ein skythischer Volksstamm, trugen auf dem Kopfe steife, spitz in die Höhe laufende Tiaren und trugen ebenfalls Hosen, hatten aber ihre besonderen Bogen und Schwerter, dazu Streitäxte. ... Die Inder trugen Kleider, die aus Wolle von Bäumen hergestellt sind, hatten Bogen und Pfeile aus Rohr, mit einer Eisenspitze versehen. ... Die Aithioper hatten Panther und Löwenfelle umgetan. Ihre Bogen waren aus Palmstreifen gemacht und nicht weniger als vier Ellen lang; dazu hatten sie kurze Rohrpfeile, deren Spitze nicht Eisen, sondern Stein war, wie man ihn auch zum Schneiden der Siegelringe benutzt. Ferner hatten sie Lanzen, denen ein zugespitztes Antilopenhorn als Spitze diente. Auch beschlagene Keulen führten sie.«

Herodot nennt noch eine Fülle weiterer Volksstämme, die mit ihrer eigenen, spezifischen Ausrüstung Dienst im persischen Heer leisteten. Gerade gegen die nur mit leichten Schutzwaffen versehenen Truppenteile der Perser konnten sich aber die gepanzerten griechischen Hopliten besonders gut durchsetzen und die ganze Schlagkraft ihrer Phalanxtaktik zur Geltung bringen. Dies zeigte sich vor allem in der entscheidenden Schlacht zur Abwehr der zweiten persischen Invasion, die im Jahr 479 v. Chr. in Plataiai in Mittelgriechenland geschlagen wurde. Erneut bringt Herodot (9, 59ff.) einen detaillierten Bericht vom Schlachtverlauf, der die Überlegenheit der griechischen Ausrüstung und Kampftechnik verdeutlicht: »Nach [einem Absetzmannöver des griechischen Heeres vom Asopos in Richtung Plataiai] überschritt er [der persische Oberbefehlshaber Mardonios] eiligst den Asopos und zog mit den Persern den – wie er meinte – entfliehenden Hellenen nach. Er wandte sich nur gegen die Lakedaimonier und Tegeaten; die ins Tal gestiegenen Athener konnte er vor den Hügeln nicht sehen. Als die Führer der

übrigen Heeresabteilungen der Barbaren sahen, dass die Perser sich an die Verfolgung der Hellenen machten, gaben auch sie sofort das Aufbruchszeichen und liefen den Hellenen nach, so schnell jeder nur konnte, ohne die Ordnung zu bewahren und sich im Gliede zu halten. Also ging es mit Geschrei und Getümmel davon, um die Hellenen zu fangen. ... Während [der spartanische Feldherr Pausanias noch] betete, waren die Tegeaten schon gegen die Barbaren vorgerückt, und gleich nach dem Gebet des Pausanias fiel auch das Opfer der Lakedaimonier günstig aus. Da schritten auch sie den Persern entgegen, die zu schießen aufhörten und sich zur Wehr setzten. Der Kampf entbrannte zuerst um die Brustwehren. Als diese gefallen waren, kam es zu einem heftigen und langen Kampf am Demeterheiligtum, bis das eigentliche Handgemenge begann; denn die Barbaren fassten die Speere und zerbrachen sie. An Entschlossenheit und Körperkraft standen die Perser nicht zurück; nur fehlte es ihnen an einer Rüstung und an Geschicklichkeit. Sie konnten sich an Klugheit nicht mit ihren Gegnern messen. Einzeln oder in Haufen bis zu zehn Mann und darüber, stürzten sie sich auf die Spartiaten und wurden nieder gehauen. ... Als die Perser bei Plataiai von den Lakedaimoniern in die Flucht geschlagen waren, flohen sie ohne Ordnung in ihr Lager und weiter in die Schanzen, die sie im Gebiet Thebens errichtet hatten, zurück.«

Die Erfolge der Perserkriege bestätigten die Wirksamkeit der Phalanxtaktik und machten sie für lange Zeit zur unbestrittenen Kampfweise griechischer Heere. Dennoch kam es in der Folge innerhalb des altbekannten Systems immer wieder zu Neuerungen und Modifikationen, die sich aufgrund der geänderten Rahmenbedingungen der großen militärischen Auseinandersetzungen der Griechen im späteren 5. und dann vor allem im 4. Jh. v. Chr. ergaben.

Der Peloponnesische Krieg – der Hoplitenkampf verändert sein Gesicht

Während des Peloponnesischen Krieges setzten die beiden Hauptgegner Athen und Sparta auf unterschiedliche Strategien: Während Athen sich vor allem auf die Stärke seiner Flotte verließ, setzte Sparta auf die Schlagkraft seiner Fußtruppen und damit auf die klassische Hoplitentaktik. Dass sich letztlich Sparta mit seinen Verbündeten gegen Athen durchsetzte, scheint die schon während der Perserkriege festgestellte klare Überlegenheit der Hoplitenkampfweise gegenüber allen anderen Kampfformen zu beweisen. Dementsprechend wurden auch die meisten Schlachten des Peloponnesischen

Krieges weiterhin in der ›klassischen‹ Hoplitentaktik geführt. Der Historiker Thukydides (Thukydides 7,29) beschreibt in diesem Sinn etwa die erste Schlacht vor Syrakus. Nachdem sich die Athener aufgestellt hatten, schritt der athenische Feldherr Nikias die Reihen ab und sprach seinen Kriegern Mut zu. Dann folgte »... der Vorkampf der beiderseitigen Steinwerfer, Schleuderer und Schützen und Flucht hinüber und herüber, wie es so üblich ist; dann brachten Seher die üblichen Ganzopfer dar, und Trompeten riefen die Gepanzerten ins Getümmel, und sie gingen vor, ... Als sie nun handgemein geworden, hielten sie einander lange die Waage, ... Als nun die Argeier zuerst den linken Flügel der Syrakuser zurückschoben und nach ihnen die Athener ihr Gegenüber, da brach die übrige Linie der Syrakuser zusammen und wandte sich zur Flucht. Weit verfolgten die Athener sie nicht, denn die syrakusischen Reiter, zahlreich und unbesiegt, drängten sich dazwischen und hemmten sie durch Angriffe auf die Gepanzerten ...« Die Athener »... kehrten dann um und stellten ein Siegesmal auf. ... Tags darauf gewährten sie den Syrakusern Waffenruhe, ihre Toten zu holen ...«

Doch solange die Schlachten auf diese ›ehrenhafte‹ Weise geschlagen wurden, kam es zu keinen wirklich klaren Entscheidungen. Eindeutige Sieger gab es vielmehr immer dann, wenn vom Muster abgewichen wurde und andere Faktoren eine Rolle spielten. Dies konnten der Einsatz von leichten Truppen und Reiterei oder auch besondere taktische Manöver sein, wie die Verstärkung von Frontabschnitten, Umgehungen oder Hinterhalte. Im Laufe des Krieges wurden die Regeln des ›klassischen‹ Hoplitenkampfes also immer öfter modifiziert, da insbesondere der Einsatz der leichten Truppen dies erforderte.

Gerade im Lauf der langen und verwickelten Kampfhandlungen dieses großen innergriechischen Konfliktes zeigte sich also, dass die Zeit allmählich reif für militärische Innovationen wurde, und große überregionale Auseinandersetzungen auf Dauer nur durch die Kombination unterschiedlicher Kampfweisen zu gewinnen waren. So kamen etwa auch die Spartaner letztlich nicht ohne die massive Unterstützung von Flottenkontingenten aus und die Athener mussten sich immer wieder auch zu Land dem Gegner stellen. Eindrucksvollstes Beispiel für die erfolgreiche Kombination unterschiedlicher Kampfeinheiten und taktischer Varianten seitens der Athener ist die Schlacht von Sphakteria, die im Jahr 425 v. Chr. auf einer kleinen Insel vor Pylos, an der Südwestküste der Peloponnes, geschlagen wurde. Im diesem siebenten Jahr des Peloponnesischen Krieges zwang ein Sturm 50 athenische Schiffe dazu, im Hafen von Pylos und damit in Feindesland Zuflucht zu suchen. Nach dem Abklingen des Sturms fuhren die Athener weiter, ließen jedoch fünf Schiffe zurück, die den Hafen zum Land hin befestigten, kommandiert

von einem gewissen Demosthenes. Solcherart provoziert schickte Sparta Heer und Flotte, doch zwei Tage lang scheiterten alle Versuche, den Hafen einzunehmen. Sphakteria wurde besetzt, um eine zu erwartende athenische Flotte an der Landung zu hindern. Dabei versäumten die Spartaner jedoch, die beiden Zufahrten in die Landenge zwischen Insel und Festland zu blockieren. Als daher eine athenische Flotte mit 50 Schiffen eintraf, konnte sie rasch die Seehoheit um die Insel gewinnen, während die Spartaner weiterhin die Bucht bis auf den Hafen kontrollierten.

Nachdem alle Waffenstillstandsverhandlungen gescheitert waren, begannen die Athener schließlich mit einer neuen, verstärkten Flotte den Sturm auf die Insel. Mit 800 Hoplitzen überrannten sie zunächst einen spartanischen Vorposten, wurden aber von einer Phalanx der übrigen Spartaner gestoppt. Die Athener landeten daraufhin mit weiteren 800 Bogenschützen, 800 Schleuderern (Peltasten) und 5 000 bis 7 000 leicht bewaffneten Ruderern. Die Spartaner wurden durch den Einsatz der athenischen Geschosse stark dezimiert, ohne dass es zum Nahkampf gekommen wäre. Es drohte eine Umzingelung, und so zogen sich die Spartaner, die im athenischen Geschosshagel auch ihren Anführer verloren hatten, an die Nordspitze der Insel zurück. Ein aus Messenien stammender und daher mit den Örtlichkeiten wohl vertrauter Offizier in Diensten der Athener führte schließlich einige Leichtbewaffnete über die Felsklippen am Nordufer in den Rücken der Spartaner, die somit im Kreuzfeuer der athenischen Fernkämpfer lagen. Angesichts dieser ausweglosen Situation ergaben sich die spartanischen Hoplitzen, was der Historiker Thukydides (4, 40) als »allergrößte Überraschung« bezeichnet. Militärhistorisch war die Schlacht von Sphakteria aber vor allem insofern von Bedeutung, als sie erstmals durch die leichten athenischen Truppen, vor allem die Fernkämpfer, sowie aufgrund einer Umgehungstaktik entschieden worden war. Diese an sich untypischen taktischen Elemente setzten sich gegen das in klassischer Hoplitzenphalanx operierende spartanische Aufgebot durch.

Bedeutsam war auch die Schlacht bei Delion, die im darauf folgenden Jahr 424 v. Chr. zwischen Athenern und Boiotern in Mittelgriechenland geschlagen wurde. In dieser Auseinandersetzung wurde erstmals eine Taktik angewandt, die einige Jahrzehnte später zum erfolgreichen »Markenzeichen« thebanischer Kriegsführung werden sollte: die so genannte »schiefe Schlachtordnung«. Die Boioter verfügten über 10 000 Hoplitzen, 1000 Reiter und 500 Leichtbewaffnete. Sie stellten auf den rechten Flügel die Thebaner 25 Glieder tief auf, in der Mitte und auf dem linken Flügel die Hoplitzen der anderen Kontingente in unterschiedlicher Tiefe, wohl zwischen 8 und maximal 16 Glieder tief. Die Flanken deckten die Reiter und leichten Truppen. Die Athe-

ner verfügten über etwa 7000 Hopliten und stellten diese 8 Glieder tief auf, hatten somit eine weit längere Frontlinie. Sie verfügten jedoch nicht über leichte Truppen. Ihre zahlenmäßig unterlegene Reiterei stellten sie ebenfalls an die Flügel. Thukydides (4, 96) beschreibt die Schlacht mit folgenden Worten: »Nun griffen sie [die Boioter] mit dem Anruf an Apollon vom Hügel herab an; die Athener gingen ebenfalls vor; im Laufschrift trafen sie aufeinander. Die beiden Enden der Heere kamen nicht ins Gemein, da Wildbäche sie trennten; aber die übrigen prallten aufeinander in heftigem Kampf, Schild stieß auf Schild. Die Boioter von der Linken bis zur Mitte wichen vor den Athenern, die dort ihre Feinde hart bedrängten, vor allem die Thespier: denn nach dem Rückzug der Nachbartruppen, eng umzingelt, wurden die Thespier, soweit sie standhielten, im Handgemein niedergehauen, ja die Athener, die in der unübersichtlichen Situation der Umzingelung sich nicht erkannten, erschlugen sogar einige der eigenen Leute. Während also dort die Boioter wichen und zu den noch Kämpfenden flüchteten, siegte der rechte Flügel, wo die Thebaner standen, über die Athener und stieß zunächst langsam nach. In dieser Situation schickte [der thebanische Kommandant] Pagonidas seinem bedrängten linken Flügel unbemerkt zwei Schwadronen Reiter um den Hügel herum zu Hilfe, die nun plötzlich oben auftauchten; der siegreiche Flügel der Athener hielt aber dies für den Angriff eines zweiten Heeres und geriet ins Wanken. Schon bald war deswegen und wegen der Thebaner, die nachrückten und die Linien durchbrachen, das ganze athenische Heer auf der Flucht.«

Der Schlachtverlauf lässt sich also folgendermaßen rekonstruieren: Die Athener überflügelten und umzingelten den linken Flügel der Boioter und schlugen diesen. Die massiv gestaffelte Hauptmacht der Thebaner drückte ihrerseits den linken athenischen Flügel zurück. Ausschlaggebend war schließlich der zum richtigen Zeitpunkt erfolgte Einsatz der boiotischen Reiterei und die Durchschlagskraft der konzentriert gestaffelten Thebaner, die den Durchbruch schafften und die Front der Athener zusammenbrechen ließen. Es waren also neue, bis dahin wenig beachtete Elemente, leichte Truppen und Reiterei, die den Kampf der Hoplitenphalangen bei Delion entschieden.

Dieser verstärkte Einsatz von leichten Truppen und Reiterei änderte allerdings vorerst noch nichts an der grundsätzlichen Bedeutung der Phalanx. Auf jeden Fall hatte aber der Peloponnesische Krieg eine völlig neue Dimension in die militärischen Auseinandersetzungen Griechenlands gebracht. Im Zuge dieses »großen griechischen Krieges« wurden Kampfhandlungen meist nicht mehr in der unmittelbaren Nähe des eigenen Territoriums durchgeführt, sondern im Rahmen groß angelegter Flottenunternehmen in weit entfernte Gegenden getragen. Auch die Länge der Kriegseinsätze nahm deutlich zu, so-

dass die klassische Rolle des bäuerlichen ›Teilzeithopliten‹ in Frage gestellt wurde. Die athenischen Kriegszüge nach Sizilien machten es etwa unmöglich, einfach zur Erntezeit heimzukehren, um das eigene Feld zu bewirtschaften. Die Zeit der Grenzstreitigkeiten der Bauernsoldaten der archaischen Zeit war damit endgültig vorbei, und die zunehmende Professionalisierung des Kriegshandwerks ließ sich auch in Griechenland nicht mehr aufhalten. Dies betraf vor allem viele Bürgersoldaten Athens, die durch ihren nahezu ununterbrochenen Einsatz im Feld von Angehörigen eines bäuerlichen Milizheeres zu regelrechten ›Berufssoldaten‹ wurden.

Als daher im Jahr 404 v. Chr. die Spartaner nach langem zähem Ringen den Peloponnesischen Krieg gewonnen und Athen erobert hatten, waren viele der langjährigen Soldaten mit einem Schlag arbeitslos. Während die siegreichen Spartaner für ihre Krieger aufgrund ihrer errungenen Vormachtstellung weiterhin aktive Verwendung fanden, gab es für tausende athenische Hopliten militärisch nichts mehr zu tun. Aber auch zahlreiche andere Griechen, Arkadier, Achaier und Ätolier sahen keine Möglichkeit, nach den langen Jahren des Kriegsdienstes wieder in ein bäuerliches Leben zurückzukehren. In dieser Situation bot sich vielen eine Alternative, als Kyros der Jüngere, der Bruder des persischen Großkönigs Artaxerxes II., damit begann, in größerem Umfang Truppen zu werben. Kyros herrschte damals, Ende des 5. Jh. v. Chr., als Satrap im kleinasiatischen Lydien und kämpfte seit längerem mit dem Satrapen Tissaphernes um den Besitz der ionischen Städte. Der Großkönig war weit weg und mischte sich in diesen Streit nicht ein, solange er von beiden seine Steuern erhielt. Für Kyros war die Aufrüstung gegen seinen Konkurrenten Tissaphernes jedoch nur ein Vorwand, denn in Wirklichkeit bereitete er sich für einen weitaus größeren Kriegszug gegen Babylon vor, um sich dort selbst den Thron zu erkämpfen. Da dieses Vorhaben möglichst lange geheim bleiben musste, finanzierte er einigen griechischen Söldnerführern ihre Kriege in Thrakien und in Thessalien mit der Auflage, anschließend mit ihren Truppen zu ihm zu stoßen. Das Anwerben von Truppen wurde auch von griechischen Offizieren organisiert, die von Kyros Geld erhalten hatten und nun mit einigen hundert Hopliten und Leichtbewaffneten aus dem Mutterland zurückkehrten. Es gab regelrechte ›Großunternehmer‹ im Söldnergeschäft wie etwa den Thebaner Proxenos, der sich mit 1500 Hopliten und 500 Peltasten einfand, oder den Thessaler Menon, der 1000 Hopliten und 500 Peltasten anführte. Dabei handelte es sich oft um Soldaten, die unter diesen Offizieren schon im Peloponnesischen Krieg gedient hatten.

Der athenische Offizier und Schriftsteller Xenophon hat diese Ereignisse in seiner *Anabasis* (*Anabasis* 6, 4, 8) anschaulich überliefert und bemerkt

dazu: »Die meisten Soldaten hatten sich nicht wegen mangelnder Lebensmittel diesem Zug angeschlossen, sondern weil sie vom Ruhm des Kyros gehört hatten. Manche hatten noch ihre Kameraden mitgebracht, andere sogar ihr eigenes Geld zugesetzt. Sie waren ihren Vätern und Müttern, ja sogar ihren Kindern davongelaufen, um mit für sie erworbenem Reichtum zurückzukehren.« Im Verlauf ihrer Kriegseinsätze in Persien lernten die griechischen Offiziere und die Soldaten neue, flexiblere Formen der Truppenbewegung und Marschordnung und führten in diesem Sinn nach ihrer Rückkehr in die Heimat auch Reformen der Hoplitentkontingente der griechischen Mächte durch. Dafür bestand auch durchaus Bedarf, betraten doch im 4. Jh. v. Chr. neue Akteure die politische Bühne Griechenlands.

Neue politische Verhältnisse und neue Taktik: Epaminondas und die Kriegserfolge der Thebaner

Im Windschatten der athenisch-spartanischen Auseinandersetzungen hatte sich nämlich eine neue Großmacht in Griechenland etabliert: die mittelgriechische Polis Theben. Zentrales Machtmittel der Thebaner war der Böotische Bund, der von einem eher losen, bundesstaatlichen Zusammenschluss mehrerer böotischer Stadtstaaten zu einem von Theben direkt und straff gelenkten Militärbündnis umgestaltet worden war. Als Sparta, durch diese Entwicklung beunruhigt, von Theben ultimativ die Auflösung dieses Bündnissystems verlangte, kam es zum Krieg und in der Folge zu langjährigen militärischen Auseinandersetzungen, im Zuge derer die Thebaner vor allem unter Führung ihres Feldherrn Epaminondas glänzende Siege errangen.

Wer war dieser Mann, der nicht nur die Politik Griechenlands für einige Jahrzehnte prägte, sondern auch maßgeblich zur Veränderung der klassischen Hoplitentaktik beitrug? Epaminondas stammte aus einer vornehmen, wenn auch wenig vermögenden thebanischen Familie und diente im Jahr 385 v. Chr. in einem Hilfskorps, das die Thebaner ihren damaligen Verbündeten, den Spartanern, zu Hilfe sandten. So lernte er die Kampfweise der Spartaner »hautnah« kennen. Nach der Besetzung Thebens durch die Spartaner im Jahr 382 v. Chr. blieb Epaminondas als Privatmann in der Stadt, betrieb allerdings mit Gesinnungsgenossen die Befreiung Thebens von den ungeliebten Besatzern. Schon bald konnte er dies auch offiziell versuchen, denn er wurde 371 v. Chr. zum Böotarchen, zu einem der militärisch-politischen Führer des Böotischen Bundes, ernannt, und als solcher mit anderen thebanischen Abgeordneten zu einem »Friedenskongress« nach Sparta entsandt. Hier verteidigte er entschieden die Ansprüche Thebens auf die Herrschaft über die anderen

böotischen Städte. Als daraufhin die Spartaner unter Führung des Königs Kleombrotus mit 10 000 spartanischen Hoplitern und 1000 Berittenen in Böotien einfielen, kam es am 6. Juli 371 v. Chr. in der Ebene von Leuktra zur Schlacht.

Den Spartanern trat dabei allerdings eine völlig reformierte thebanische Armee mit neuer Taktik entgegen. Bisher hatten ja die Gegner in einem Hoplitenkampf jeweils gleich starke Phalanxblocke eingestzt, die frontal aufeinander trafen und eine Art Reibungsgefecht durchführten, das meist keinen klaren Sieger hervorbrachte. Epaminondas beschritt neue Wege, indem er die von den Thebanern schon in der Schlacht von Delion angewandte Taktik aufgriff und verfeinerte. Indem er also die Tiefe seiner Hoplitenphalanx variierte, konnte er – wie schon seine Vorgänger im Peloponnesischen Krieg – eine Flanke seiner Schlachtlinie entscheidend stärken und so die gegnerischen Kräfte binden. In weiterer Folge konnte ein Teil des Heeres die feindlichen Truppen umgehen und von der Seite her angreifen, so dass eine Art Umzingelungssituation entstand, und der Gegner fortan in zwei Richtungen kämpfen musste. Damit diese Strategie auch funktionierte, musste jener Heeresteil, der die Umzingelung durchführte, besonders mobil sein. Dazu setzte Epaminondas die Kavallerie ein. Der Kern des Heeres war aber weiterhin die Phalanx der gepanzerten Hoplitern, dessen Kernstück in Theben durch die Eliteeinheit der ›Heiligen Schar‹ gebildet wurde. Es handelte sich dabei um 700 thebanische Bürger, die durch besondere persönliche Beziehungen aneinander gebunden waren und zum bedingungslosen Einsatz für die Kameraden bereit waren.

Zur Unterstützung der beiden Hauptteile der Armee, Phalanx und Kavallerie, wurde eine leichtbewaffnete, flexible Infanterieeinheit, die so genannten Peltasten, eingeführt. Diese Neuerung entsprach ebenfalls der allgemeinen Entwicklung. So hatte etwa zeitgleich der General Iphikrates in Athen ähnliche Neuerungen eingeführt, indem er seine Truppen mit kleineren Schilden (von den Griechen *peltai* genannt) und deutlich längeren Stoßlanzen ausgestattet hatte. Auch Epaminondas setzte bei seinen Hoplitern auf die Bewaffnung mit diesen langen Stoßlanzen, so genannten *sarisai*. Darüber hinaus sorgte Epaminondas für den Aufbau von Bürgerwehren und die Ausbildung von Stoßtrupps.

All dies führte dazu, dass Theben zur dritten Großmacht in Griechenland aufsteigen konnte. Nach dem Sieg bei Leuktra begannen sich daher viele Polis in Griechenland auf die neue Macht auszurichten und schlossen Bündnisse mit Theben. Gleichzeitig versuchte Theben nach Kräften den Zusammenhalt des Peloponnesischen Bundes zu verringern, um dadurch Sparta weiter zu schwächen. Der rasante Aufstieg Thebens führte allerdings auch zu

einer Annäherung zwischen Athen und Sparta nach dem bekannten Muster, dass sich in Griechenland regelmäßig Koalitionen zusammenfanden, wenn es darum ging, die Etablierung einer Hegemonie zu verhindern oder zu beseitigen. Als es zu einer Spaltung im Arkadischen Bund kam, und Elis und Mantinea sich gegen Theben stellten, rückte Epaminondas erneut in die Peloponnes ein. Prompt stellten sich Athen und Sparta auf die Seite der Abtrünnigen. In der Schlacht bei Mantinea im Jahre 362 v. Chr. errangen zwar die Thebaner erneut einen Sieg gegen die Verbündeten, doch kam Epaminondas in der Schlacht ums Leben. Damit war der Höhepunkt der thebanischen Machtbildung überschritten.

Das militärische Erfolgsrezept des Epaminondas sollte allerdings dessen politisches Ende lange überleben und von einer neu aufstrebenden Großmacht im Norden Griechenlands entscheidend verbessert und zur Eroberung eines Weltreichs genutzt werden: vom makedonischen Königreich unter Philipp II. und Alexander dem Großen.

Hopliten erobern die Welt: die Militärmaschinerie Philipps und Alexanders von Makedonien

In das durch die militärische Niederlage Thebens entstandene Machtvakuum stieß nun Makedonien unter seinem König Philipp II. (359-336 v. Chr.). Wesentlich für den militärischen Erfolg seiner Heere war die Tatsache, dass sich Philipp die Heeresorganisation der Thebaner zum Vorbild nahm und diese optimal an die Verhältnisse in seinem Land anpasste. Da die Makedonen ausgezeichnete Reiter waren, hatte die Kavallerie hier traditionell eine noch größere Bedeutung als in Griechenland, und Philipp setzte verstärkt auf diesen makedonischen Trumpf. Die langen Speere der Hopliten finden wir in der makedonischen *sarisai* noch mehr verlängert. Diese langen makedonischen Stoßlanzen wurden zur regulären Ausrüstung der makedonischen Hopliten, denen – anders als im archaischen und klassischen Griechenland – der Staat eine einheitliche Bewaffnung zur Verfügung stellte. Die etwas leichter bewaffneten Peltasten des Iphikrates hießen in ihrer verbesserten, makedonischen Version *hypaspistai*, ›Schildträger‹. Sie wurden von Philipp üblicherweise im Zentrum der makedonischen Phalanx neben den *phalangitai* mit ihren langen Stoßlanzen eingesetzt.

Die Überlegenheit der makedonischen Streitkräfte zeigte sich eindrucksvoll in der Schlacht von Chaironeia im Jahr 338 v. Chr., in der die verbündeten Athener und Thebaner auf die Truppen des makedonischen Königs trafen. Während das Aufeinanderprallen der Hoplitenblöcke zu keiner ein-

deutigen Entscheidung führte, gab schließlich der massive Kavallerieeinsatz, der von Philipps Sohn und designiertem Nachfolger Alexander durchgeführt wurde, den Ausschlag zugunsten der Makedonen. Alexander war es auch, der schließlich den flexiblen und rationellen Einsatz der Kräfte, den Epaminondas eingeführt hatte, auf eine Kombination verschiedener Waffengattungen ausgedehnte, wie sie das archaische und klassische Griechenland mit seiner unbedeutenden Kavallerie niemals hervorgebracht hatte. Alexanders Infanterie setzte sich aus der Phalanx der Hopliten zusammen, die die defensive Stärke der Schlachtordnung darstellte, und aus der leichten, in lockerer Ordnung kämpfenden Infanterie, die den Feind in der ganzen Front angriff und offensiv den Kampf suchte. Die *hypaspistai*, zu denen übrigens auch Alexanders Leibwache gehörte, waren eine flexibel einsetzbare Infanterieeinheit, die je nach Bedarf den schweren oder leichteren Infanterieeinheiten beigegeben werden konnte. Eine bewegliche Infanterie im modernen Sinn hat allerdings auch Alexander nicht eingeführt. Dafür setzte er für den ersten Ansturm auf die feindlichen Linien verstärkt die Kavallerie ein. Der angreifende Flügel wurde also aus dem Gros seiner schweren Kavallerie formiert, die aus makedonischen Adligen bestand. Ihnen folgten üblicherweise die *hypaspistai*, die sich in die von der Kavallerie geschlagene Bresche warfen, um den Raumgewinn zu sichern.

Die Gliederung jenes Heeres, das im Jahr 334 v. Chr. von Makedonien aus aufbrach, um das persische Großreich zu zerschlagen, sah daher folgendermaßen aus: Die Spitze bildete Alexander selbst, umgeben von den *somato-phylakes*, seinen Leibwächtern. Die Reiterei bestand aus acht Schwadronen der so genannten *hetairoi* (›Gefährten‹, so wurden die Angehörigen der makedonischen Reiterei genannt) und Kontingenten griechischer Verbündeter und Söldner sowie vier Schwadronen *prodromoi* (›Fernaufklärer‹). Der Kern der Infanterietruppen waren 9000 *pezhetairoi* (›Gefährten zu Fuß‹, also schwer gepanzerte Hopliten) und 3000 *hypaspistai* (›Leichtbewaffnete‹). Die griechischen Bundesgenossen stellten noch einmal 7000 Hopliten. Abgerundet wurde das Infanterieaufgebot durch 13000 Leichtbewaffnete aller Art, z.B. Speerkämpfer, Bogenschützen oder Schleuderer. Dies waren entweder Söldnerkontingente oder Bundesgenossen (z.B. Thraker, Illyrer, Agrianen, Kreter).

In den folgenden Jahren konnte sich das von Alexander geführte Heer in mehreren Schlachten entscheidend gegen die Truppen des persischen Großkönigs Dareios III. durchsetzen. Dabei spielte immer wieder – wie etwa in der vielleicht bekanntesten Schlacht bei Issos im Jahr 333 v. Chr. – der Einsatz der von Alexander persönlich kommandierten Kavallerie eine wichtige Rolle; letztlich bildete aber auch auf diesen Kriegszügen die Phalanx der Hopliten

das Kernstück des makedonischen Aufgebots. Nach der Eroberung des Zentrums des Persischen Reiches benutzte Alexander seine Hopliten allerdings vorwiegend als Besatzung der eroberten Städte. Jene Kontingente, mit denen Alexander schließlich noch bis zum Indus vorstieß, bestanden dagegen hauptsächlich aus Kavallerie, *hypaspistai* und leichter Infanterie. Auf die solchen Märschen nicht gewachsenen, schwer gepanzerten Hopliten wurde verzichtet.

Nach dem Tod Alexanders war es mit den revolutionären Neuerungen auf dem Gebiet der Taktik und Kriegstechnik erst einmal vorbei. Und das bedeutete, dass vor allem in den hellenistischen Reichen der griechischen Welt und im Vorderen Orient die Phalanx der schwer bewaffneten Hopliten, wie sie sich unter den Makedonen entwickelt hatte, wieder den Kern der Armeen bildete.

Rückblick und Ausblick

Mit den Schlachtreihen bewaffneter Bauern, die im archaischen Griechenland mit ihren Nachbarn um Grund und Boden gerungen hatten oder mit der Bürgerarmee des demokratischen Athen hatten diese riesigen Kontingente nichts mehr zu tun. Die hellenistischen Herrscher setzten auf bezahlte Berufssoldaten, auf Söldner, die das Kriegshandwerk zum Beruf gemacht hatten und für ihren Einsatz nicht eigenen Grund und Boden oder politische Rechte forderten, sondern vor allem reiche Beute.

Die Trennung von Bürgerrechten und Militärpflicht ist Ausdruck der grundlegenden Veränderung der griechischen Gesellschaft seit dem 4. Jh. v. Chr. Die alte, kleinräumige Poliswelt des archaischen Griechenland gehörte endgültig der Vergangenheit an, und der Einzelne war nun Bürger eines großen, überregionalen Staates mit einem meist absolut regierenden Herrscher. Damit war aber auch der Weg frei für eine neue aufstrebende Großmacht, der es gelang, das militärische Potential der eigenen Bürgerschaft bestmöglich zu nutzen und durch die Entwicklung neuartiger Formen der Taktik und Kriegsführung zu perfektionieren. Der Weg war frei für die Legionen Roms, die sich seit dem 3. Jh. v. Chr. anschickten, Italien, den westlichen Mittelmeerraum und schließlich die ganze hellenistische Welt zu erobern. Dass die römischen Legionen den hellenistischen Massenheeren zumindest ebenbürtig waren, zeigte sich schon bei den Kämpfen zwischen dem in Diensten der unteritalischen Stadt Tarent stehenden griechischen Söldnerführer Pyrrhus von Epirus und Rom in den 80er und 70er Jahren des 3. Jh. v. Chr. Gut hundert Jahre später hatte sich das Blatt endgültig gewendet. In der Schlacht bei

Pydna im Jahr 168 v. Chr. entschied nicht mehr die Wucht der schweren makedonischen Phalanx über den Sieg, sondern der geschickte Einsatz der kleineren, für den Nahkampf weitaus besser gerüsteten römischen Einheiten.

Literatur

Phalanx – Taktik, Bewaffnung und Kampfweise der Hoplitzen

Franz, J. P.: Krieger, Bauern, Bürger. Untersuchungen zu den Hoplitzen der archaischen und klassischen Zeit, Frankfurt a. M. 2002.

Hanson, V. D.: *The Western Way of War: Infantry Battle in Classical Greece*, New York 1989.

Hanson, V. D. (Hg.): *Hoplites: The Classical Greek Battle Experience*, London 1991.

Pritchett, W. K.: *The Greek State at War*, Berkeley & Los Angeles, 1971-1991, Vols. 1-5

Sage, M. M.: *Warfare in ancient Greece*, London 1996.

Schwartz, A.: The early hoplite phalanx: order or disarray?, *Classica et mediaevalia*, 53 (2002), 31-63.

Seckunda, N. V.: *Greek hoplites 480-323 B.C.*, Oxford 2002.

Snodgrass, A. M.: *Arms and armour of the Greeks*, London 1967.

Krentz, P.: Fighting by the rules: the invention of the Hoplite Agon., *Hesperia*, 71 (2002), pp. 23-39.

Van Wees, H.: The development of the Hoplite Phalanx: iconography and reality in the seventh century, in: *War and violence in Classical Greece*, hrsg. von H. van Wees, London 2000, 125-166.

Mit der Hilfe der Götter – Rituale für die ›Hilfe von oben‹

Burkert, W.: *Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche*, Stuttgart u.a. 1977.

Jackson, A. H.: Hoplites and gods: the dedication of captured arms and armour, in: *The Classical greek battle experience*, hrsg von V. D. Hanson, London 1991, 228-249.

Parker, R.: ›Sacrifice and Battle‹, in: *War and Violence in Ancient Greece*, hrsg. von H. van Wees, London 2000, 299-314.

Parker, R.: Greek states and Greek oracles, in: *Crux: Essays presented to G.E.M. de Ste. Croix*, hrsg. von P. Cartledge und F. D. Harvey, London 1985, 298 ff.

Pritchett, W. K.: *The Greek state at war*, Vol. 3, Berkeley 1979, 47-90.

Der Bauer als Soldat

Fisher, N./van Wees, H. (Hgg.): *Archaic Greece: New approaches and new evidence*, London 1998.

Hanson, V. D.: *Warfare and agriculture in Classical Greece*, Berkeley u. a. 1998.

Isager, S./Skydsgaard J. E.: *Ancient Greek agriculture*, London/New York 1992.

Sparta – Musterfall und Ausnahme von der Regel

Andrewes, A.: Sparta and Arcadia in the early Fifth Century, *Phoenix*, 6 (1952), 1-5.

Baltrusch, E.: *Sparta: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München 1998.

- Cartledge, P.: Hoplites and heroes: Sparta's Contribution to the Technique of Ancient Warfare, *Journal of Hellenic Studies*, 97 (1977), 11-27.
Lazenby, J. E.: *The Spartan Army*, Warminster 1985.
Wheeler, E. L.: *The Hoplomachoi and the Legend of Spartan Drillmasters*, *Chiron*, 13 (1983), 1-20.

Der Bürger als Soldat – die Hopliten Athens

- Bleicken, J.: *Die athenische Demokratie*, Paderborn 1994.
Fornara, Ch. W.: *The Athenian board of generals from 501 to 404*, Wiesbaden 1971.
Hamel, D.: *Athenian generals: military authority in the classical period*, Leiden 1998.
Frost, F. J.: *The Athenian military before Cleisthenes*, *Historia*, 33 (1984), 283-294.
Rosivach, V. J.: *Zeugitai and hoplites*, *Ancient History Bulletin*, 16 (2002), 33-43.
Salmon, J.: *Political Hoplites?* *Journal of Hellenic Studies*, 97 (1977), 84-101.
Snodgrass, A. M.: *The Hoplite Reform and History*, *Journal of Hellenic Studies*, 85 (1965), 110-122.
Spahn, P.: *Mittelschicht und Polisbildung*, Frankfurt/Main u. a. 1972.
Welwei, K.-W.: *Athen – Vom neolithischen Siedlungsplatz bis zur archaischen Großpolis*, Darmstadt 1992.

Jenseits von Athen und Sparta

- Aigner-Foresti, L.: *Die Etrusker und das frühe Rom*, Darmstadt 2003.
Jeffery, L. H.: *The local scripts of archaic Greece*, Oxford 1990.
Arena, R.: *Iscrizioni greche arcaiche di Sicilia e Magna Grecia I-IV*, Pisa, Mailand 1992-1996.
Dubois, L.: *Inscriptions grecques dialectales de Sicile*, Rom 1989.
Dubois, L.: *Inscriptions grecques dialectales de Grande Grèce*, Bd. I, Genf 1995, Bd. II, Genf 2002.

Die Perserkriege

- How, W. W.: *Arms, tactics and tradition of the Persian wars*, *JHS* (1923), 117-133.
Lazenby, J. E.: *The defence of Greece 490-479 B. C.*, Warminster 1993.
Prost, F.: *Les combattants de Marathon: ideologie et société hoplitique à Athènes au Ve siècle*, in: *Armées et sociétés de la Grèce classique*, hrsg. von F. Prost, Paris 1999, 69-88.
Wardman, A. E.: *Tactics and traditions of the Persian Wars*, *Historia*, 8 (1959), 49-60.
Whatley, N.: *On the possibility of reconstructing Marathon and other ancient battles*, *JHS* 84 (1964), 49-60.
Wright, H. B.: *The Campaign of Plataea*, New Haven 1904.
Harrison, Th.: *The Persian Invasions*, in: *Brill's companion to Herodotus*, hrsg. von E. J. Bakker, J. F. de Jong und I./H. van Wees, Leiden/Boston/Köln 2002, 551-578.

Der Peloponnesische Krieg

- Anderson A.: *Military theory and practice in the age of Xenophon*, Berkeley 1970.
Dreher, M.: *Athen und Sparta*, München 2001.
Kagan, D.: *The Peloponnesian war*, New York 2003.
Kelly, T.: *Thucydides and Spartan strategy in the Archidamian War*, *American Historical Review*, 87 (1982), 25-54.

- Krentz P.: The strategic culture of Periclean Athens, in: *Polis and polemos: essays on politics, war and history in ancient Greece, in honor of Donald Kagan*, hrsg. von C. Hamiton, Clarmont, 1997.
- Lazenby, J. F.: *The Peloponnesian War. A military study (= Warfare and History)*, London 2003.
- Moggi, M.: L'oplita e l'arciere (ideologia e realtà tra guerra antica e guerra moderna), *Ktema*, 27 (2002), 195-206.
- Plasart, A.: Les archers d'Athens, *REG*, 26 (1913), 151-213.
- Schubert, Ch.: *Athen und Sparta in klassischer Zeit. Ein Studienbuch*, Stuttgart/Weimar 2003.
- Schulz, R.: *Athen und Sparta*, Darmstadt 2003.

Neue politische Verhältnisse und neue Taktik: Epaminondas und die Thebaner

- Buckler, J.: Epaminondas and the embolon, *Phoenix*, 39 (1985), 134-143.
- Buckler, J.: *The Theban hegemony 371-362 B.C.*, Cambridge/Mass. 1980.
- Hamilton, Ch. D.: Thebes and Sparta in the fourth century, *Ktema* 19 (1994), 239-258.

Hopliten erobern die Welt: die Militärmaschinerie Philipps und Alexanders von Makedonien

- Adcock, F. E.: *The Greek and Macedonian Art of War*, Berkeley 1957.
- Anson, E. M.: Alexander's Hypaspists and the Argyraspids, *Historia*, 30 (1981), 117-20.
- Anson, E. M.: The Hypaspists: Macedonia's Professional Citizen-Soldiers, *Historia*, 34 (1985), 246-8.
- Engels, D. W.: *Alexander the Great and logistics of the Macedonian army*, Berkeley 1978.
- Hammond, N. G. L.: *Alexander the Great: King, commander and statesman*, New York 1980.
- Manti, P. A.: The Sarissa of the Macedonian infantry, *Ancient World*, 23 (1992), 30-42.
- Milns, R. D.: *Alexander the Great*, London 1968.
- Milns, R. D.: The army of Alexander the Great, in: *Fondations Hardt*, 22 (1976), [= *Entretiens sur l'antiquité classique*, vol. 22, Genf 1976], 87-136.

Augustus – Herr über 28 Legionen

Das militärische Erbe der Republik und die kaiserzeitliche Armee

PATRICK SÄNGER

*Neque post bella civilia aut in contione aut per edictum ullos militum commilitones appellabat, sed milites, ac ne a filiis quidem aut privignis suis imperio praeditis aliter appellari passus est, ambitiosius id existimans, quam aut ratio militaris aut temporum quies aut sua domusque suae maiestas postularet.*¹

Sueton, *Divus Augustus* 25, 1-6.

Durch die siegreiche Beendigung der römischen Bürgerkriege im Jahre 31 v. Chr. war Octavian (der spätere Augustus) zum mächtigsten Mann des Imperium Romanum geworden. Nun lag es in seinen Händen, den zerrütteten Staat in eine bessere Zukunft zu führen. Octavian nutzte diese Chance mit einer sensiblen Mischung aus der Bewahrung alter republikanischer Grundsätze und notwendig gewordenen Reformen. Damit zog er die Lehren aus den politischen und sozialen Unruhen des vorangegangenen Jahrhunderts. Unter dem Namen Augustus (ab 27 v. Chr.) ging er als erster Kaiser des römischen Weltreiches in die Geschichte ein. Mit der Etablierung der neuen, monarchischen Herrschaftsform – des Prinzipates – musste ein Umdenken in der überkommenen Heerespolitik einhergehen, ein Vorgang, den Sueton in der anfangs zitierten Quelle anspricht.

Das militärische Erbe der Republik

Die Entwicklung der römischen Armee hatte in der Republik einen Verlauf genommen, der – schon lange bevor er im 1. Jh. v. Chr. zu einer tiefgreifenden Staatskrise führte – das Potential besaß, innenpolitische Spannungen hervorzurufen. Die Ursache der aufkeimenden Probleme war ein zunehmendes

Missverhältnis von Theorie und Praxis innerhalb des römischen Heerwesens gewesen. Dieses gründete sich ursprünglich auf ein mit den Organisationsformen der griechischen Stadtstaaten vergleichbares Milizsystem, in welchem der militärische Beitrag des Bürgers dessen politische Rechte bestimmte. Die Gliederung der Bevölkerung folgte timokratischen Prinzipien, d.h. richtete sich nach Besitzstand, und hatte zum Kriterium, ob und in welchem Maße sich der einzelne für den Kampf ausrüsten konnte. Besitzlose, die keine materiellen Mittel für eine Bewaffnung besaßen, mussten keinen Militärdienst leisten und waren auch politisch nahezu rechtlos. So bot der Krieg dem Bürgersoldaten auf einer ganz pragmatischen Grundlage eine Gelegenheit, die eigene soziale Stellung zu repräsentieren, und der bewaffnete Dienst für das Gemeinwesen wurde wohl weniger als Pflicht, sondern vielmehr als Vorrecht angesehen.²

Die Aushebung der Armee erfolgte nur zu kriegerischen Anlässen, etwa um einen Abwehrkampf oder Eroberungszug zu führen. Nach der Beendigung der Operation wurden die Soldaten sofort in das Zivilleben entlassen, in dem die meisten freie Bauern waren. Entsprechend der aus bäuerlichen Bevölkerungsschichten bestehenden Rekrutierungsgrundlage waren die Militäraktionen – sofern beeinflussbar – so bemessen, dass sie zwischen Ernte und Aussaat durchgeführt werden konnten.

Das System der Bürgermiliz stammte aus einer Zeit (6./5. Jh. v.Chr.), in der die Fläche des römischen Territoriums kaum mehr umfasste als die Stadt mit ihrem Umland. Es geriet an Grenzen seines Leistungsvermögens, als Rom durch ständige Expansion zu einem Großreich angewachsen war. Soziale Unruhen zeigten im 2. Jh. v.Chr. verstärkte Anzeichen eines überforderten römischen Militärapparates. Die zahlreichen Kriege außerhalb Italiens hatten es erfordert, dass die Truppen länger als nur für die begrenzte Dauer von einigen Monaten abwesend blieben. Die daraus resultierende Problematik offenbarte sich bei der Rückkehr der Soldaten: Viele Abgemusterte standen in der Heimat vor brachliegenden Feldern und waren ihrer Existenzgrundlage beraubt. Was sie an Beuteanteil mitgebracht hatten, reichte keineswegs zur Versorgung ihrer Familien aus. Die großen Profiteure der umfassenden Reichsvergrößerung waren die aristokratischen Führungsschichten. Sie bereicherten sich nicht nur an den eroberten Gebieten, sondern begannen auch, mit ihrem Kapital die verödeten Ländereien der Kleinbauern in Italien aufzukaufen und von den aus Feldzügen erbeuteten Sklaven bewirtschaften zu lassen. Eine Folge war die Verarmung des Bauernstandes. Da diese besitzlosen Kleinbauern nicht mehr wehrdienstpflichtig waren, sah sich die Milizarmee dadurch ihrer hauptsächlichen Rekrutierungsgrundlage beraubt.

Am Ende des 2. Jh. v. Chr., als das römische Reich an mehreren Fronten bedroht wurde und die Armee verlustreiche Niederlagen hinnehmen musste, kam es bei der Ergänzung der Truppen aufgrund des Mangels an geeigneten Männern zu bedenklichen Engpässen. Marius, der den Staat aus dieser Schwächeperiode führen sollte, ging nun dazu über, auch den Besitzlosen – den Proletariern – in Form des freiwilligen Heeresdienstes den Eintritt in das Militär zu gestatten. Die Bewaffnung der Soldaten übernahm nun der Staat. Diese Reform war in Wirklichkeit nichts weiter als eine konsequente Fortführung bestehender Tendenzen. Mit ihr ist der vorläufige Endpunkt einer Entwicklung erreicht, die bereits Jahre zuvor durch die zweimalige Herabsetzung des vorausgesetzten Mindestvermögens für den Militärdienst begonnen hatte. Marius' Maßnahme zielte auf eine rasche Heeresaufstockung zur Lösung einer akuten außenpolitischen Notlage ab, entbehrte jedoch der Weitsicht, die auf sozialer Ebene aufgeworfenen Wogen zu glätten.

Vielmehr warf die Proletarisierung der Heere, die nun immer mehr den Charakter hellenistischer Söldnertruppen annahmen, weitere Probleme auf. Sie führte zu der Umkehrung eines wesentlichen Prinzips: War für den typischen Bürgersoldaten – den Kleinbauern – der Militärdienst nicht die Lebensgrundlage gewesen, musste sich diese Tatsache nach dem Fallenlassen der Vermögensgrenze in das Gegenteil kehren. Die ehemals vornehme Dienstpflicht wurde für den Besitzlosen zu einer Möglichkeit, die eigene Existenz wirtschaftlich und sozial abzusichern. Darum galt das Hauptinteresse der im 1. Jh. v. Chr. ausgehobenen Armeen materiellen Gesichtspunkten wie Sold und Beuteanteil während der Militäraktion und vor allem der Veteranenversorgung danach. Bei letzterer wurde die Landzuweisung gegenüber der Geldzahlung bevorzugt, da der größte Teil der Rekruten nach wie vor verarmten bäuerlichen Schichten entstammte. Durch die weiterhin gültige Gepflogenheit, Heere nur für eine bestimmte Operation auf Zeit auszuheben, trat die Notwendigkeit, die Soldaten nach der Entlassung zu versorgen, in gewaltigen und die *res publica* – das römische Gemeinwesen – sehr belastenden Schüben auf. Der Senat vermochte es kaum, den Bedürfnissen der Soldaten und Veteranen gerecht zu werden bzw. Bereitschaft für konstruktive Lösungen zu zeigen. Zu groß waren die zur Landbeschaffung erforderlichen Geldmittel, zumal eine Verteilung von Grund und Boden nur auf Kosten der aris-

Kartenkommentar: Die Karte stellt das Imperium Romanum um 14 n. Chr., gegen Ende der Regierungszeit des ersten Kaisers (Augustus), dar. Die senatorischen Provinzen sind dunkler dargestellt als die kaiserlichen. Die Punktsignaturen weisen bereits in das Reich eingebundene, aber noch nicht in das Provinzialsystem integrierte Gebiete aus. Die hellen Querbalken markieren Zonen erhöhter militärischer Aktivität.

tokratischen Domänenbesitzer zu realisieren gewesen wäre; sie hätten einen Teil ihrer Ländereien zur Verfügung stellen müssen.

Trotz der uneinsichtigen Haltung des Senats konnten die Forderungen der Heere nicht gänzlich ignoriert werden, denn das Selbstbewusstsein der bewaffneten Verbände wuchs beständig. Politisch nutzbar konnte der auf unsicheren Fundamenten ruhende militärische Machtfaktor in dem Moment werden, in dem er in die Hände eines Feldherrn fiel, der skrupellos genug war, ihn für die eigene Sache zu instrumentalisieren. Der Oberbefehlshaber vertrat als Patron »seiner« Soldaten deren Interessen gegenüber dem Senat und versicherte sich somit seiner persönlichen Heeresklientel. Bei der Durchsetzung der anvisierten autokratischen Machtposition würde ihm diese im Gegenzug ergebene Dienste leisten. Das Verhältnis von Armeeführer und Mannschaft war fortan charakterisiert durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen, von dem beide Seiten profitieren konnten.

Führende Aristokraten wie Sulla, Pompeius, Caesar, Antonius und schließlich Octavian vermochten die aus der Marianischen Heeresreform erwachsenen Möglichkeiten meisterhaft zu nutzen. Die neuen Rekrutierungsmodalitäten und die daraus resultierenden Notwendigkeiten erlaubten ihnen, quasi private Armeen zu unterhalten. Die Loyalität dieser Kontingente war völlig auf die Person ihres »Gönners« fokussiert; das Wohl des Staates war zur Nebensache geworden. Indem die konkurrierenden Militärpotentaten anfangen, sich gegenseitig zu bekriegen, trugen sie das Zeitalter der Republik zu Grabe. Eine »Militarisierung der Politik und Politisierung des Militärs«³ hatten die eigenen Kräfte gegen das System gewandt.

Nachdem die letzte und entscheidende Schlacht im Ringen um die Vorherrschaft in der *res publica* geschlagen war, musste es für Octavian das primäre Ziel sein, jene Mechanismen, die zuvor einen Kollaps im militärischen und sozialen Bereich bewirkt hatten, auszuschalten oder zumindest besser kontrollierbar zu machen. Fortan sollte ironischerweise gerade die Situation unterbunden werden, die den ersten Prinzeps an die Macht gebracht hatte.

Reduzierung der Truppenstärke

31 v. Chr. hatte Octavian über das Schicksal der 60 Legionen oder 250 000 Mann umfassenden Bürgerkriegsarmee zu befinden, die sich teils aus seinen eigenen, teils aus jenen Kontingenten zusammensetzte, die er von seinem Gegner Antonius übernommen hatte.⁴ Nach Jahren des Militärdienstes forderten die Soldaten Belohnungen und Altersversorgung. Octavian kam dieser Forderung in großem Umfang nach und reduzierte durch Abmusterungen

gleichzeitig die Truppenstärke der Armee. Da er bis 6 n. Chr. die Hauptlast der Militärkosten selbst trug, sollte diese Maßnahme künftig eine gewisse Entlastung des Staatshaushaltes mit sich bringen. Gleichzeitig stand dahinter das politische Kalkül, eine bessere Überschaubarkeit und Kontrolle des nun kompakteren Armeebestandes zu ermöglichen.

Parallel zu den Entlassungen wurden (ab 29 v. Chr.) neue Aushebungen vorgenommen, deren Rekruten zum Grundstock eines – in den kommenden Jahren immer mehr – reformierten Militärsystems wurden. Unter Octavian pendelte sich das stehende Heer schließlich auf einen Stand von 28 Legionen mit 160 000 bis 170 000 Mann ein. Mit geringen Schwankungen sollte dieses Aufgebot an römischen Soldaten die nächsten 200 Jahre beibehalten werden.

Schaffung verfassungsrechtlicher Grundlagen für den Oberbefehl über die Armee

In den Jahren zwischen 31 und 27 v. Chr. beruhte Octavians Führungsstellung über Staat und Armee faktisch auf einer außerhalb der Verfassung stehenden Regelung. Verkörpert wurde diese durch einen Gefolgschaftseid, der Octavian im Jahre 32 v. Chr. von der Bevölkerung Italiens und den ihm unterstehenden Provinzen des Westens für den entscheidenden Kampf gegen Antonius und Kleopatra geleistet worden war. Nach Ablauf der außerordentlichen Befugnisse, die Octavian (zusammen mit Antonius und Lepidus) zur Erneuerung des Staates durch das Triumvirat von 43 bis 33 v. Chr. innegehabt hatte, war dieses übereinstimmende Treueversprechen eine notwendige Legitimation gewesen, den weiteren Armeeoberbefehl zu rechtfertigen. Als jedoch Antonius im Jahre 31 v. Chr. besiegt worden war, musste es für Octavian dringlichstes Ziel sein, seine verfassungswidrige Herrschaftsausübung, welche in Friedenszeiten beinahe einer Usurpation glich, auf solidere Fundamente zu stellen, als sie allein durch den *consensus universorum* (die allgemeine Zustimmung) zu begründen.

Die Institutionalisierung seiner Vollmachten erreichte Octavian im Jahre 27 v. Chr.⁵ In einem gut vorbereiteten feierlichen Staatsakt, in dessen Verlauf ihm auch der Ehrenname Augustus – aus dem Lateinischen mit ›erhaben‹ oder ›heilig‹ zu übersetzen, was die sakrale Aura des Prinzeps verstärkte und in der Folge zum Titel aller römischen Kaiser avancierte – verliehen wurde, gab er der alten republikanischen Führungsschicht, dem Senat sowie dem römischen Volk zunächst seine außerordentlichen Gewalten zurück. Aber auf Drängen des seine Verdienste anerkennenden Senates erklärte sich Augustus

wohl planmäßig bereit, die weitere Fürsorge (*cura*) für die wieder hergestellte *res publica* zu übernehmen. Dadurch machte er den Schutz des Staates zu seiner Aufgabe und rechtfertigte damit den weiteren Besitz militärischer Machtmittel – denn ihnen galt sein eigentliches Interesse.

Der Oberbefehl über die Armee wurde durch die administrative Aufteilung des Reichsgebietes festgesetzt. Augustus sollte jene Provinzen in seine Obhut nehmen, die noch nicht als befriedet galten und wo demzufolge die überwiegende Masse der Heere konzentriert war. Er hatte somit Spanien, Gallien, Syrien, Kilikien, Zypern und Ägypten unter seinem direkten Kommando und konnte die jeweils zuständigen Statthalter (*legati Augusti pro praetore* bzw. in Ägypten *praefecti Aegypti*) eigenmächtig bestellen. Der Senat hingegen sollte hauptsächlich die Provinzen verwalten, welche stärkere Militärkräfte entbehren konnten und ohnedies schon lange unter römischer Herrschaft standen wie z.B. Asia, Gallia Narbonensis, Sicilia oder die Doppelprovinz Creta et Cyrene. Trotzdem ist nicht darüber hinwegzusehen, dass auch der Senat über Provinzen mit Legionen verfügte. Mit Africa, Macedonia und Illyricum, welches 12 v. Chr. jedoch in den Machtbereich des Augustus übergang, hatte er in wirtschaftlicher und strategischer Hinsicht wichtige Verwaltungseinheiten in seinen Händen.

Die Aufteilung der Reichsverwaltung in kaiserliche und senatorische Provinzen blieb die gesamte Prinzipatszeit über in Kraft. Sie stellte einen gewissen Ausgleich zur Wahrung des inneren Friedens und zur Verschleierung der Machtstellung des Augustus dar. Der Senat behielt seine Bedeutung für die Administration des Imperiums, wenngleich ihm als Körperschaft der direkte Zugang zu militärischer Gewalt weitgehend genommen worden war.

Zur formellen Durchführung seines Kommandos erhielt Augustus das so genannte *imperium proconsulare*, welches zunächst auf zehn Jahre befristet und danach ständig verlängert wurde. Diese aus der Republik stammende Machtbefugnis erlaubte es ihrem Träger, in der ihm übertragenen Provinz das *imperium*, d.h. die absolute Verfügungsgewalt über die dort stationierten Truppen sowie über die gesamte Zivilverwaltung, auszuüben. Augustus durfte von diesem Recht in allen ›seinen‹ – den kaiserlichen – Provinzen Gebrauch machen. Im Jahre 23 v. Chr. wurde das *imperium proconsulare* dahingehend erweitert, dass es Augustus zukünftig erlaubt sein sollte, auch den Statthaltern der senatorischen Provinzen direkte Befehle zu erteilen. Bisher war ihm dies nur nach Einholung eines Senatsbeschlusses möglich gewesen. Durch das jetzt in Kraft tretende *imperium proconsulare maius* hatte Augustus eine allen Imperien übergeordnete, absolute Befehlsgewalt. Seine militärische Stellung im Reich erfuhr damit auch die rechtliche Absicherung.

Die direkte Unterstellung der ›Militärprovinzen‹ und das damit verbundene *imperium proconsulare*, welches in das *imperium proconsulare maius* mündete, waren nicht die einzigen tragenden Säulen, auf die Augustus und seine Nachfolger ihre unbeschränkte Herrschaftsausübung stützten. Dennoch waren sie grundlegend für die Ausbildung des Prinzipates, der ohne die republikanisch verpackte, verfassungsrechtliche Bindung der Armee an den einen Kaiser nicht zu verwirklichen gewesen wäre. Die Zeit der Bürgerkriege war vorbei, aber der wesentliche Rückhalt persönlicher Macht hatte sich nicht geändert, er war bloß in uneingeschränkter Weise zentralisiert worden.

Die römischen Armeeverbände und deren Kommandostruktur unter Augustus und seinen Nachfolgern⁶

Der Kernverband der römischen Armee war seit dem 4. bzw. 3. Jh. v. Chr. die Legion (*legio*), deren Mannschaft sich aus römischen Bürgern zusammensetzte. Durch die Heeresreform des Marius wurde die Legion am Ende des 2. Jh. v. Chr. von einer differenzierten Einheit, die aus Leicht- und Schwerebewaffneten bestand, zu einem reinen Verband schwerer Infanterie umgeformt. Augustus änderte an dieser Organisationsform nichts und behielt auch die seit Marius übliche Einteilung der Legion weitgehend bei.

Die aufgrund einer Stärke von 5 000 bis 6 000 Mann mit einer neuzeitlichen Infanteriedivision vergleichbare Legion gliederte sich in zehn Kohorten zu je 500 bis 600 Mann. Die Kohorte, ähnlich den modernen Bataillonen, bildete die taktische Grundeinheit der Legion. Sie setzte sich ihrerseits aus sechs Zenturien (von lat. *centum*, eigentlich also Hundertschaft) zu ungefähr 80 Mann zusammen, was an neuzeitliche Kompanien denken lässt. Je zwei Zenturien wurden innerhalb der Kohorte zu einem Manipel zusammengefasst, der in der Zeit vor der Marianischen Reform die Basis für taktische Manöver darstellte.⁷ In der augusteischen Legion verlor der Manipel diese Funktion weitgehend und diente wohl hauptsächlich dem Zweck, eine Rangordnung innerhalb der Zenturien zu schaffen. Die höchste Position hatten demnach die Zenturien des Manipels der Triarii, dann folgten jene des Manipels der Principes sowie jene des Manipels der Hastati. Die Bezeichnungen Triarii, Principes und Hastati leiten sich von der Drei-Treffen Taktik der republikanischen Manipellegion ab. In dieser repräsentierten die Hastati die erste, die Principes die zweite und die Triarii die dritte Schlachtlinie. Die Zenturie selbst zerteilte sich in zehn Zeltgemeinschaften (*contubernia*), die kleinsten Untereinheiten der Legion.

Zu den Infanterietruppen der Legion gesellte sich eine kleine Reitertruppe, die von vier *turmae*, den taktischen Grundeinheiten der Kavallerie,

zu je 30 Mann gebildet wurden. Aufgrund ihrer geringen Mannschaftsstärke war die Aufgabe dieser berittenen Abteilung wohl kaum der Einsatz im Kampf. Ihr primärer Nutzen dürfte eher in Kurier- oder Aufklärungsdiensten gelegen haben. Um die Mitte des 1. Jh. n. Chr. erfuhr die Struktur der augusteischen Legion eine geringfügige Modifikation. Die Mannschaftsstärke der 1. Kohorte wurde auf 1000 Mann aufgestockt. Die dadurch entstandene Doppelkohorte, die *cohors miliaria*, gliederte sich nun nicht mehr in sechs, sondern nur mehr in fünf Zenturien mit doppelten Mannschaftsstärken.

Kommandiert wurde die Legion von adeligen Offizieren. Die oberste Befehlsgewalt hatte der aus dem Senatorenstand stammende *legatus legionis* (der Legionslegat). Seine Stellvertreter waren ein ebenfalls senatorischer Militärtribun, der *tribunus laticlavus*, sowie der *praefectus castrorum* (der Lagerpräfekt) aus dem Ritterstand. Die weiteren Stabsoffiziere waren ebenfalls Ritter, fünf Militärtribunen, die *tribuni angusticlavii*, die vom Legionslegaten in vielfältiger Weise eingesetzt werden konnten. Für administrative Zwecke war der Legionsleitung zusätzlich ein umfassender Stab an Unteroffizieren und Gefreiten beigelegt.

Als taktischem Führer auf unterer Kommandoebene kam dem *centurio*, dem Kompaniechef der Zenturie, die größte Bedeutung zu. Die Zenturionen waren keine Mitglieder des römischen Adels und hatten sich zumeist aus den Reihen der gewöhnlichen Legionäre hochgedient. Ihnen oblag es nicht nur, die Männer ihrer Truppe im Gefecht zu leiten und voranzutreiben: Da die Zenturie die in administrativer Hinsicht wichtigste Einheit der Legion war, hatte der *centurio* auch abseits der Kampfhandlungen den täglichen Lagerdienst seiner Soldaten zu überwachen und musste darüber hinaus für deren Disziplin und Ausbildung sorgen.

Innerhalb der Zenturionen einer Kohorte herrschte eine feste Rangordnung, die sich an der Zugehörigkeit zu einem der drei Manipel sowie innerhalb dessen an einer über- oder untergeordneten Stellung orientierte. Für die Zenturionen der 1. Kohorte, die so genannten *primi ordines*, die rangmäßig über den Kompaniechef der restlichen neun Kohorten standen, ergab sich die von oben beginnende Abfolge: *primus pilus* (Kommandant der 1. Zenturie des Manipels der Triarii), *princeps* (Kommandant der 1. Zenturie des Manipels der Principes), *hastatus* (Kommandant 1. Zenturie des Manipels der Hastati), *pilus posterior* (Kommandant der 2. Zenturie des Manipels der Triarii; entfiel bei der Schaffung der aus fünf Zenturien bestehenden 1. Kohorte), *princeps posterior* (Kommandant der 2. Zenturie des Manipels der Principes) und *hastatus posterior* (Kommandant der 2. Zenturie des Manipels der Hastati).

Die Zenturionen der Kohorten 2 bis 10 scheinen bezüglich des Dienstgrades gleich gewesen zu sein. Lediglich innerhalb der Kohorte wurde, parallel

zu den Abstufungen in der 1. Kohorte, zwischen dem *pilus prior*, *princeps prior*, *hastatus prior*, *pilus posterior*, *princeps posterior* und dem *hastatus posterior* unterschieden. Betrachtet man die differenzierten Zenturionenränge vor dem Hintergrund, dass der Manipel und die Kohorte eines eigenen Stabes entbehrten, ergibt sich deren Kommandostruktur praktisch von selbst. Obwohl – wie bereits erwähnt – für den taktischen Einsatz nicht wirklich von Bedeutung, unterstanden die Manipel als Einheit von zwei Zenturien ihren jeweiligen *priores*. In logischer Konsequenz befehligte die Kohorte, das Herzstück der kämpfenden Legion, deren ranghöchster *centurio*, der *pilus prior* bzw., in der 1. Kohorte, der *primus pilus*.

Unterhalb der Zenturionen und oberhalb der gemeinen Soldaten, den *milites gregarii*, gab es eine kaum überschaubare Menge an Gefreiten (*immunes*) und Unteroffiziersstellen (*principales*), die sich in den verschiedensten Dienstgraden und Funktionen manifestierten. Diese Differenzierung der Heeresangehörigen durchdrang nicht nur den kämpfenden Truppenbestand, sondern umfasste ebenso das Personal der Schreibstuben und Archive (*tabularia legionis*) sowie der persönlichen Büros der Stabsoffiziere (*officia*). Der *immunis* oder Gefreite war ein vom täglichen Routinedienst befreiter Soldat, der eine spezielle Aufgabe zu erfüllen hatte. Er konnte z.B. die Funktion eines Schreibers, Krankenträgers oder Signaltrompeters ausüben. Im Gegensatz zu dem *immunis*, der innerhalb der Truppe keine Weisungsbefugnis hatte, wurde unter der Kategorie des Unteroffiziers, des *principalis*, eine Reihe an Dienstgraden subsumiert, die mit beschränkten Befehlsgewalten ausgestattet waren. Einen exemplarischen Eindruck über die Vielfältigkeit der Chargen vermag ein Blick auf die eigentliche Kampfeinheit, die Zenturie, zu verschaffen. Dort sind dem *centurio* als *principales* ein *signifer* (Feldzeichenträger), ein *optio* (Stellvertreter des *centurio*), ein *tesserarius* (Feldwebel) sowie als *immunes* ein *cornicen* (Hornbläser) und ein *custos armorum* (Waffenwart) unterstellt.

Seit Augustus wurden auch außeritalische Hilfstruppenkontingente als fixer Bestandteil in die Armee integriert. Diese waren in der späten Republik von verbündeten Stämmen oder Staaten bei Bedarf zur Verfügung gestellt worden. Sie hatten einen selbständigen Charakter und standen vielfach unter der Führung ihrer eigenen Häuptlinge oder Offiziere. Diese Verbände, die für die Erfordernisse eines bestimmten Feldzuges angefordert und nach dessen Beendigung sofort entlassen wurden, verschwanden freilich auch weiterhin nicht völlig aus der militärischen Landschaft Roms. Daneben machte Augustus die bisher nur fallweise aufgestellten *auxilia* zu einem regulären Truppenkontingent, das zum zweiten Grundpfeiler des kaiserzeitlichen Truppenaufgebotes wurde.

Unverändert blieb die bürgerrechtliche Einstufung der Auxiliareinheiten, in deren Reihen sich Soldaten einstellten, die kein römisches Bürgerrecht besaßen. Die Organisation dieser Kontingente folgte nun aber rein römischem Vorbild: Die Fußtruppen wurden in Kohorten und die Reiterschwadronen in *alae* gegliedert. Hinzu traten gemischte Einheiten, die *cohortes equitatae*, die aus etwa einem Viertel Kavallerie und drei Vierteln Infanterie bestanden. Die Verbände konnten 500 (*quingenaria*) oder 1000 (*miliaria*) Mann umfassen.

Eine Auxiliarkohorte setzte sich nach dem Vorbild der Legionskohorte aus sechs (*quingenaria*) bzw. zehn (*miliaria*) Zenturien zu je 80 Mann zusammen. Eine *ala* bestand aus 16 (*quingenaria*) bzw. 24 (*miliaria*) *turmae* zu je 32, in der *miliaria* vielleicht 42 Reitern. In der *cohors equitata* wurden die sechs bzw. zehn Zenturien Infanterie von vier (*quingenaria*) bzw. acht (*miliaria*) *turmae* Kavallerie ergänzt. Befehligt wurden die Auxiliareinheiten von römischen Offizieren aus dem Ritterstand. An der Spitze einer *ala* stand der *praefectus alae*. Das Kommando über eine Infanteriekohorte (genauso wie über eine *cohors equitata*) oblag dem *praefectus cohortis*.

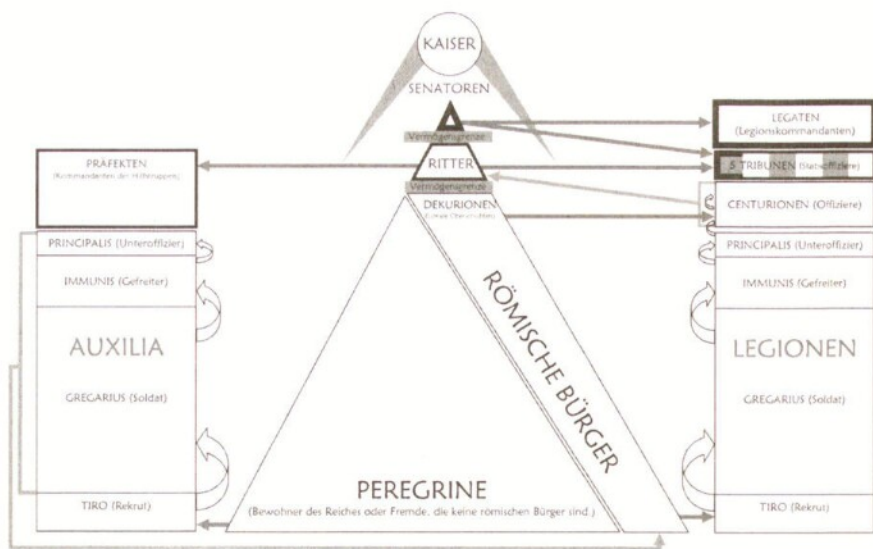
Unterhalb der hohen Offiziersränge gruppierten sich die Chargen der Auxiliarverbände analog zu den Verhältnissen der Legionskohorte. Die *ala* hatte, je nachdem ob sie mit 500 (*quingenaria*) oder 1000 (*miliaria*) Mann besetzt war, 16 oder 24 *decuriones*, die taktische Führer der *turmae* waren. Unter diesen kam dem *decurio princeps* die oberste Stellung zu. Die Kommandeure der Zenturien der Auxiliarkohorte waren sechs (*cohors quingenaria*) oder zehn (*cohors miliaria*) Zenturionen, deren Ranghöchster als *centurio princeps* bezeichnet wurde. Die weitere Abstufung der Mannschaft (Unteroffiziersränge, Gefreite, gemeine Soldaten) folgte ebenfalls im Wesentlichen dem Schema der Legion.

Die Bedeutung der *auxilia* für die Reichspolitik kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach den Truppenreduzierungen am Anfang der augusteischen Herrschaft stellten sie eine willkommene und notwendige Ergänzung der römischen Verbände auf quantitativem und qualitativem Sektor dar. Sie konnten in großer Zahl aus den unterworfenen und provinzialisierten Gebieten aufgestellt werden. Das ermöglichte eine relativ problemlose Verdoppelung sowie gleichzeitig eine Verbesserung des römischen Heerespotentials. Vor allem im Bereich der Kavallerie (*ala*) und bei den Hilfstruppen, die ihre nationale Kampfweise beibehielten (z.B. die syrischen Bogenschützen), profitierte man von der Übernahme ihrer Bewaffnung und Taktik. Zugleich war mit der Einsetzung der *auxilia* eine Entlastung der Staatskasse verbunden, waren doch für deren Finanzierung geringere Mittel erforderlich als für die vergleichsweise teureren Legionen (vgl. Kap. 5).

Auf sicherheitspolitischer Ebene war die unter Augustus vornehmlich zwangsweise vorgenommene Aushebung der *auxilia* ein wirksames Mittel, gerade erst befriedete oder eroberte Regionen des Imperiums durch den Entzug der wehrfähigen Bevölkerung und deren Stationierung in anderen Reichsteilen zu schwächen. Diese Politik spiegelte sich anfänglich in einer nationalen Geschlossenheit der einzelnen Auxiliareinheiten wider, deren Mannschaften durch die Herkunft aus einem bestimmten Stamm oder Staat charakterisiert wurden. Diese Homogenität der *auxilia* änderte sich im Verlauf der Kaiserzeit jedoch grundlegend. Zahlreiche Truppenverschiebungen führten nicht nur zu einer geographischen Trennung von den ehemaligen Heimatgebieten. Da man für die Ergänzung der Einheiten zu einer lokalen Rekrutierung übergegangen war, erfolgte diese nun an dem neuen Standort und führte in den meisten Fällen dazu, dass die ursprünglich einheitliche ethnische Zusammensetzung verloren ging.

Bei einem Versuch, einerseits die soziale Zielsetzung hinter der Schaffung der *auxilia* und andererseits deren tatsächliche Wirkung auf die Reichsbevölkerung unter einem Schlagwort zusammenzufassen, wird man unweigerlich von dem Begriff ›Romanisierung‹ Gebrauch machen müssen. Durch die römisch organisierten Hilfstruppen wurde den *peregrini* die einzigartige Möglichkeit geboten, an der Herrschaft Roms zu partizipieren und sich mit römischer Lebensweise und lateinischer Sprache vertraut zu machen. Am Ende der Dienstzeit wurde den Auxiliarsoldaten sogar das römische Bürgerrecht verliehen.

Neben den Legionen und *auxilia*, die in den Provinzen des römischen Reiches stationiert waren, etablierte Augustus weitere Truppengattungen, die vor allem zur Sicherung der Hauptstadt und Italiens geschaffen wurden. Gleichzeitig sollten die neuen Einheiten machtpolitischen Interessen dienen: Sie waren dem Kaiserregime in Rom und auf der Apenninhalbinsel eine unerlässliche Stütze. An erster Stelle sind die Prätorianerkohorten, eine von Augustus institutionalisierte und aus römischen Bürgern gebildete Gardetruppe zu nennen. Sie bestanden aus neun Kohorten in Stärke von je 500 Mann und wurden von zwei *praefecti praetorio* aus dem Ritterstand kommandiert. Ihre Quartiere waren in der und um die Hauptstadt verteilt. Die Pflichten der Prätorianerkohorten bestanden zum einen darin, Polizeiaufgaben in Rom wahrzunehmen und dort für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Das vorrangige und weitaus vornehmste Betätigungsfeld der Prätorianer lag jedoch in der Begleitung des Kaisers auf Reisen und Feldzügen. Dadurch genossen die Prätorianerkohorten das Ansehen einer Elitetruppe, deren rangmäßige Einstufung innerhalb des römischen Heeresverbandes am höchsten war. Zum Schutz der Hauptstadt, besonders im Fall der Abwesen-



Heer und Gesellschaft im römischen Kaiserreich.

heit der Prätorianer, stellte Augustus zusätzlich noch drei städtische Kohorten aus römischen Soldaten auf. Diese *cohortes urbanae* unterstanden dem senatorischen *praefectus urbi*, dem Stadtpräfekten. Als städtische Feuerwehr mit ebenso polizeilichen Kompetenzen setzte Augustus die aus freigelassenen Sklaven gebildeten sieben *cohortes vigilum* ein, von denen je eine für zwei der 14 Regionen Roms zuständig war. Sie standen unter der Führung des ritterständischen *praefectus vigilum*.

Nach dieser schematischen Darstellung der kaiserzeitlichen Armeestruktur lässt sich eines unschwer erahnen: Ein derartig diffiziles und durchdachtes System wäre ohne Professionalität kaum zu verwirklichen gewesen. Diese Einsicht ist unweigerlich mit der Person des ersten Prinzeps verbunden. Durch den Entschluss, die römische Armee zu einem stehenden Heer von Berufssoldaten zu machen, erklärte sich Augustus zu einem längst fälligen Schritt bereit und passte das römische Militärwesen den Erfordernissen der Zeit an.

Sollte es als Charakteristikum des kaiserzeitlichen Heeres gelten, dass »seine Einheiten an festen Plätzen stationiert sind und, wenn die militärische Situation keinen Feldzug verlangt, eine feste Unterkunft haben«⁸, traf dies auf die römische Berufsarmee in augusteischer Zeit noch nicht in vollem Umfang zu. Unter Augustus führten weitere Expansion und Befriedungsaktionen zu häufigen Truppenverschiebungen, sodass die Armeeverbände in ständiger Bewegung waren. Außerdem war das Prinzip eines garnisonierten Heeres

noch weitgehend unbekannt und erforderte ein Umdenken zugunsten einer eher defensiven Grenzverteidigung. Als das römische Reich unter Augustus' Nachfolgern schrittweise seine für mehrere Jahrhunderte gültige Ausdehnung erhielt, begann auch die Armee die Gestalt eines Grenzheeres anzunehmen. Verstärkt ist diese Entwicklung ab Kaiser Claudius (41-54 n. Chr.) zu beobachten: Die Grenzen erhielten ständige Garnisonen und diese feste Unterkünfte.⁹

Die Berufsarmee

Die Institutionalisierung einer stehenden Armee war die wohl einzig richtige Antwort auf die Fragen, die die Entstehung eines Weltreiches aufgeworfen hatte. In den Militärreformen der Jahre 13 v. und 6 n. Chr. wurde der Status des Berufssoldaten offiziell anerkannt und gesetzlich geregelt. Die sozialen und materiellen Bedürfnisse der Heeresangehörigen sollten nicht weiter Gegenstand von Improvisationen und Scheinlösungen sein.

Die Soldzahlungen (*stipendia*) bekamen durch Augustus die Gestalt eines geregelten und verlässlichen Einkommens. Die Abhängigkeit der Soldaten von der politischen Durchschlagskraft ihres jeweiligen Feldherren sollte dadurch durchbrochen werden. Stattdessen garantierten der Kaiser und die Finanzverwaltung in Rom die Finanzierung der gesamten Armee. Ausschlaggebend für die Höhe der Besoldung war, welcher Truppengattung der Soldat angehörte und welchen Rang er dort innehatte. Der *miles gregarius* einer Legion erhielt beispielsweise 225 Denare pro Jahr. Das ergab ein Tagesbudget von ungefähr 10 As (1 Denar = 16 As), das in der ersten Hälfte des 1. Jh. n. Chr. einem Preis für 10 Laib Brot (je ausreichend für zwei Personen) entsprochen hätte.¹⁰ Einem *centurio* dürfte wenigstens der fünffache, einem *primus pilus* der zwanzigfache Jahresbetrag, also mindestens 4500 Denare, zugestanden haben.¹¹ Im Vergleich zur Legion wurden für die Besoldung der Auxiliareinheiten wesentlich geringere, für jene der Prätorianerkohorten deutlich höhere Summen aufgewendet.

Neben den Soldzahlungen regelte Augustus auch die Veteranenversorgung (*praemium militiae*). Nach seiner *honesta missio* – der ehrenhaften Entlassung – erhielt der Soldat entweder eine Landzuweisung (*missio agraria*) oder eine Geldprämie (*missio nummaria*), wobei letztere Art der Abfindung ab 13 v. Chr. am gebräuchlichsten war. Auxiliarsoldaten waren von den *praemia* ausgenommen, wurden jedoch mit der Verleihung des römischen Bürgerrechtes belohnt. In Übereinstimmung mit den *stipendia* steigerte sich die Höhe der Veteranenabfindung von der Legion zur Prätorianerkohorte sowie mit

dem erreichten Dienstgrad. Einfache Legionäre hatten z.B. Anspruch auf 3 000, Prätorianer auf 5 000 Denare. Das erhaltene *praemium* stellte jedoch nicht die einzige Starthilfe in das zivile Leben dar. Hinzu traten Ersparnisse aus der aktiven Dienstzeit und vor allem rechtliche und steuerliche Privilegien (*immunitates*), die man allen Veteranen – auch den abgemusterten Auxiliarsoldaten – gewährte. Beide Komponenten, materielle Abfindung und besondere Vorrechte, schufen für Veteranen der Legionen und Prätorianerkohorten wirtschaftliche Voraussetzungen, die vielfach einen Lebensstandard erlaubten, der dem von Zivilisten mit vergleichbarem sozialem Niveau überlegen war. Auch der Dienst in einer Auxiliareinheit brachte standesmäßige Vorteile: Der *peregrinus* verbesserte seinen persönlichen Rechtsstatus und wurde zum *civis romanus*.

Der Eintritt in die römische Armee der Kaiserzeit, die sich hauptsächlich aus Freiwilligen zusammensetzte, wurde durch Augustus eine langfristige und attraktive Option. Obgleich die allgemeine Dienstpflicht nicht aufgehoben wurde, ist zu betonen, dass das stehende Heer von Anfang an darauf ausgerichtet war, Zwangsrekrutierungen zu vermeiden.¹² Um die für die Finanzierung der *praemia militiae* erforderlichen Gelder sicher zu stellen, richtete Augustus 6 n. Chr. das *aerarium militare* – eine Militärkasse – ein. Die betreffenden Aufwendungen, die bis zu diesem Zeitpunkt Augustus' Privatangelegenheit gewesen waren, wurden zu einer Obliegenheit des Staates gemacht. Nachdem das *aerarium militare* eine einmalige Dotierung durch den Kaiser erhalten hatte, wurde es fortan von einer fünfprozentigen Erbschafts- und einer einprozentigen Auktionssteuer gespeist.

Ferner wurden im Jahre 6 n. Chr. die Dienstzeiten der einzelnen Truppengattungen endgültig festgesetzt.¹³ Waren diese in der Republik von der Dauer der jeweiligen militärischen Operation bestimmt worden, konnte dieses Prinzip für eine Berufsarmee, die auch in Friedenszeiten unter Waffen stand, nicht mehr praktikabel sein. Vor allem für die im Dienst befindlichen Soldaten und jene Männer, die in die Armee eintreten wollten, war ein exaktes Dienstzeitreglement erforderlich. Für Legionäre wurde schließlich eine reguläre Dienstzeit von 20 Jahren (plus 5 Jahre als Veteran in einer speziellen Reserveeinheit) festgesetzt. Prätorianer hatten 16, Auxiliarsoldaten 25 Jahre zu absolvieren. Grundsätzlich stellten die genannten Zeitspannen bloße Richtwerte dar. Ein Hinausschieben der Entlassung war – insbesondere in Krisenzeiten – allerdings nicht ausgeschlossen.

Die Deckung der materiellen und sozialen Grundbedürfnisse der Soldaten verfehlte nicht ihre Wirkung, denn allein die Aufrechterhaltung der Versorgungsmaßnahmen spielte den römischen Kaisern die gesamte Reichsarmee als Klientel in die Hände. Verstärkt wurde die Bindung an den Prinzeips

durch außerordentliche Geldgeschenke aus dessen Privatkasse. Ausgeschüttet wurden die *donativa* bei Siegen und Triumphen oder wichtigen politischen Anlässen wie der Vorstellung des kaiserlichen Nachfolgers und beim Herrscherwechsel. Dadurch wurde die monarchische Patronatsstellung über die Soldaten weiter gestärkt. Die finanziellen Zuwendungen zielten förmlich auf eine unumgängliche Konzentration der Heeresklientel auf die Person des Kaisers ab. Die Armee sollte immer daran erinnert werden, wer ihr Wohltäter war. Alternative Loyalitäten oder Abhängigkeiten sollten unterbunden werden. Dass sich auf den römischen Münzen durchwegs das Porträt des Prinzeps oder von Mitgliedern seiner Familie findet, führte zumindest visuell zu einer ständigen Präsenz des Kaiserhauses.

Die Gefolgschaft der Soldaten war jedoch nicht in allen Bereichen käuflich. Sie beruhte genauso auf persönlichem Kontakt, überzeugender Führung und Erfolg. Nicht zuletzt deswegen hatten die Provinzstatthalter, die *legati Augusti pro praetore*, denen die einzelnen *legati legionis* unterstellt waren, nur ein beschränkt selbständiges Kommando und standen unter der ständigen Beobachtung des Kaisers. Entscheidend war, dass alle von den *legati* errungenen militärischen Erfolge dem Prinzeps zugeschrieben wurden. Dieser wurde zum einzigen Sieger und Triumphator, sozusagen zum exklusiven Erfolgssträger des Reiches. Sieg und Triumph waren bei der Armee freilich von besonderer Bedeutung, wodurch auch in diesem Bereich immer die kaiserliche Person als Urheber erschien. Diese Propaganda war ganz darauf ausgerichtet, auf militärischem Sektor eine intensive Bindung zwischen dem Kaiser, dem obersten Feldherrn, und den Soldaten zu schaffen und einer mentalen Trennung von der Reichsführung entgegen zu wirken.

Von großer Bedeutung für den umfassenden Zusammenhalt der Verbände war es ebenfalls, wem der Kaiser militärische Kommandos übertrug bzw. welche Männer in der Armee Schlüsselpositionen einnahmen. Hierbei war besonders den Offiziersrängen Beachtung zu schenken. Diese wurden in der kaiserzeitlichen Armee charakteristischerweise nicht von Berufssoldaten besetzt. Senatoren und Ritter wurden – fast nach dem Prinzip der Wehrpflicht in der Republik – für den Zeitraum von einigen Jahren in bestimmte, standesgemäße Offiziersposten berufen, deren Absolvierung Teil der senatorischen oder ritterlichen Karriere war.

Bezüglich der Legionen war dieses System ein Zugeständnis an den Senatorenstand, aus dessen Mitgliedern auch in der Monarchie die höchsten und nach wie vor begehrten militärischen Kommandostellen besetzt werden sollten. Zugleich diente es rein pragmatischen Gesichtspunkten: Aufgrund der zeitlichen Begrenzung der Stellen und wegen der Berufungsmodalitäten wurde die Generalität einer vollständigen Kontrolle unterworfen. Denn der Kai-

ser behielt sich das Recht vor, die Auswahl der in Frage kommenden Männer persönlich zu treffen, deren Dienstausbildung sorgsam zu überwachen und bestimmte Karrieren bewusst zu fördern. All diese Kontrollmechanismen sollten bewirken, dass handverlesene Offiziere dem Monarchen gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnis standen und loyal agierten. So weit als möglich sollte ihnen die persönliche Motivation und die Gelegenheit genommen werden, zu den befehligten Truppen ein gefährliches Nahverhältnis aufbauen zu können.¹⁴

Alle mit der Einsetzung des Berufsheeres verbunden Maßnahmen sollten eine Trennung von militärischem und politischem Bereich bewirken. Augustus' Militärreform war weitgehend darauf ausgerichtet, die Tendenz des Soldaten, in politische Angelegenheiten einzugreifen, zu minimieren. Zugleich wurde versucht, auch den Generälen jegliche Möglichkeit zu nehmen, die Heere für politische Ziele einzusetzen. Die kaiserliche Regierung sollte dadurch vor Übergriffen und Abspaltungen aus den Reihen des Militärs geschützt werden.

Die soziale Bedeutung der kaiserzeitlichen Armee

Die von Augustus eingesetzte Berufsarmee war ein langfristiges Erfolgsmodell. Ihre Stärke lag nicht nur in der Fähigkeit, als geschlossener Körper hinter der kaiserlichen Regierung zu stehen und damit das politische Fundament des Imperiums zu tragen. In gleicher Weise stabilisierend wirkte der innere Aufbau des Militärs. Er war so gestaltet, dass er mit der reichsweiten Sozialstruktur harmonierte.¹⁵ Die sozialen Abstufungen der Zivilbevölkerung fanden ihre jeweilige Entsprechung in der Rangordnung des Heeres.

Der Militärdienst begann für den Soldaten auf der Stufe, die ihm gemäß seiner Position in der Gesellschaft zukam. Der *peregrinus* wurde Hilfstruppensoldat, der *civis romanus* Legionär (oder Prätorianer), der Angehörige einer städtischen Oberschicht direkt berufener *centurio*, der Ritter *praefectus cohortis*, der Senator *tribunus laticlavius*. Das Reizvolle an dieser formell anmutenden Differenzierung war, dass jeder Eintretende damit rechnen konnte, seine eigene soziale Position durch den Militärdienst verbessern zu können. Der Aufstieg war durch die Gewährung »standesgemäßer« Privilegien charakterisiert. Dem Soldaten einer Auxiliareinheit wurde nach vollendeter Dienstzeit das römische Bürgerrecht gewährt, der Veteran einer Legion (oder Prätorianerkohorte) erhielt nach seiner *honesta missio* eine materielle Abfindung, die zweifellos eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutete. Der Angehörige einer städtischen Oberschicht konnte darauf hoffen,

vom Kaiser in den Ritterstand erhoben zu werden. Selbiges stand dem verdienstvollen Ritter im Hinblick auf die Senatorenwürde offen.

Die Heeresorganisation förderte also eine soziale Mobilität innerhalb der römischen Gesellschaft, zumal ausschließlich die Armee die institutionalisierte Möglichkeit für eine wesentliche Statusverbesserung des Einzelnen bot. Sogar der Weg von der Basis der gesellschaftlichen Pyramide in die Führungselite war nicht völlig ausgeschlossen und konnte vom Kaiser auch direkt gefördert werden. Ein einfacher Soldat konnte sich (in seltenen Fällen) bis zum *primus pilus* hochdienen, womit der Aufstieg in den Ritterstand verbunden war, wo dem Betreffenden weitere Karrieresprünge offen standen. Dass ein derartiges Avancement nur den wenigsten Soldaten gelang, liegt wegen der begrenzten Zahl an Primipilarposten auf der Hand; die Hoffnung auf die Erlangung dieses Ranges war jedoch nicht gänzlich illusorisch. Die Aufstiegsmöglichkeiten, die seit Augustus mit dem Zenturionat (nicht zuletzt aufgrund der beträchtlichen materiellen Vergünstigungen) verbunden waren, machten dieses in den Augen der einfachen Soldaten zu einer Schlüsselposition. Wer so weit kam, hatte der Armee (und dem Kaiser) viel zu verdanken und wurde Teil eines privilegierten und dem Kaiser ergebenden Offizierskorps.

Die römische Armee entsprach jedoch in ihrer Grundstruktur nicht nur der horizontalen Schichtung der Gesellschaft, sondern repräsentierte ebenso deren vertikale Vielfalt. Gemeint ist damit die ethnische Vermischung in der Zusammensetzung der einzelnen Provinzverbände, zu deren Ergänzung beinahe alle Reichsteile beitrugen. Die Mannschaft einer Legion oder Auxiliartruppe konnte somit aus Angehörigen verschiedener Volksgruppen zusammengesetzt werden. Demzufolge war der Militärapparat ein organischer Teil der Gesellschaft, die er verteidigen sollte. Er bildete ein Abbild derselben und nahm keineswegs die Form einer abgesonderten, separierten Körperschaft an. Zudem bot er die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs innerhalb eines begrenzten Rahmens, konnte sich zu seiner Ergänzung auf eine breite gesellschaftliche Basis stützen und war zugleich eine einigende Klammer zwischen den verschiedensten Reichsteilen. In dieser Gestalt war das Heer ein sozial verwurzeltes kaiserliches Machtinstrument. Durch die Heterogenität seiner sozialen, rechtlichen und ethnischen Erscheinung war eine einheitliche Auflehnung gegen den Kaiser prinzipiell kaum zu befürchten. Wieder ist der rote Faden in der von Augustus begründeten Militärpolitik klar erkennbar: Bei aller Zuwendung sollte der Armee gleichzeitig jegliche Grundlage genommen werden, durch kollektive Eigendynamik oder unter der Führung eigenmächtiger Feldherrn dem kaiserlichen Regime gefährlich werden zu können. Die soziale Differenzierung des Heereskörpers war ein weiteres Mittel, dieses Ziel zu erreichen.

Die Grenzen des augusteischen ›Systems‹

Die Weichen, die Augustus in seinen Militärreformen stellte, waren weitsichtig und bis in das späte 2. Jh. n. Chr. ein Garant für stabile Verhältnisse im Inneren. Doch war die Armee freilich kein statisches Gebilde, sondern selbst Veränderungen unterworfen, die in ihrer Wirkung kaum voraussehbar waren. Im Verlauf der Kaiserzeit führte die Entwicklung zu einem an den Garnisonsort gebundenen Grenzheer, welches sich immer mehr aus der lokalen Bevölkerung ergänzte, mancherorts zur Entwicklung in Richtung einer lokal verwurzelten Miliz, deren Beziehung zur Bevölkerung in anderen Teilen des Reiches sich allmählich lockerte. Die von Augustus angestrebte Unterbindung eines militärischen Separatismus wurde dadurch abgeschwächt. Besonders in Verbindung mit Phasen innen- oder außenpolitischer Krisen konnten diese Tendenzen zu einer Bedrohung für den Zusammenhalt des Imperiums werden.

Punktuell wurden strukturelle Defizite in den Jahren 68/69 und 193 n. Chr. sichtbar, als nach dem Tod des Nero (68) und des Commodus (192) die kaiserliche Nachfolge in Frage stand, was ein gefährliches politisches Machtvakuum erzeugte, welches bereits zuvor durch die wachsende Unbeliebtheit beider Herrscher provoziert worden war. Die innenpolitischen Unruhen äußerten sich in der Verselbständigung einzelner Heeresgruppen, deren ideologische Bindung an die Reichszentrale in Rom geschwunden war. Die Gefolgschaft der Soldaten galt nun den lokal greifbaren Machthabern, den Statthaltern und Legionskommandanten, von denen die einflussreichsten zum Kaiser ausgerufen wurden. Der Kandidat mit der stärksten Klientel setzte sich schließlich durch und wurde – vergleichbar mit Augustus nach 31 v. Chr. – zum Begründer einer neuen Herrscherdynastie (ab 69 die Dynastie der Flavier, ab 193 die Dynastie der Severer). Augenfällig zeigte sich, dass die Armee jederzeit bereit war, in die Reichspolitik einzugreifen, sobald deren weitere Führung nicht fest geregelt oder zufriedenstellend war.

Als sich dann im 3. Jh. n. Chr. die außenpolitische Situation immer mehr verschärfte und das Imperium an nahezu allen Grenzen durch einfallende Völker bedroht wurde, nahmen viele Heeresteile – diesmal zur Verteidigung ihres Gebietes – ihr Schicksal (wieder) selbst in die Hand, erhoben ihre Kaiser eigenmächtig und vertraten eigene Interessen vor denen des Gesamtreiches. Das Resultat war ein halbes Jahrhundert (235–284 n. Chr.), das von Instabilität und rasch wechselnden, so genannten Soldatenkaisern geprägt war. Trotzdem fand das Imperium Romanum am Ende des 3. Jh. n. Chr. wieder zur Einheit. Unter dem Begriff ›Spätantike‹ lässt die Forschung an diesem Punkt eine neue Epoche der römischen Geschichte beginnen. Auch sie erfor-

derte Veränderungen im Militärwesen, um die Armee an die Erfordernisse einer Zeit anzupassen, die sich neuerlich gewandelt hatte.

Anmerkungen

- 1 »Nach den Bürgerkriegen pflegte er (Augustus) keinen der Soldaten, weder in der Ansprache, noch per Edikt, als Kameraden anzureden, sondern als Soldaten; und er gestattete es nicht einmal, dass jene (die Soldaten) von seinen Söhnen oder Stiefsöhnen, die mit Imperium (einem Militärkommando) ausgestattet waren, auf andere Weise angesprochen wurden; denn man erachtete dies (die Anrede als Kameraden) mehr auf Gunst und Beifall abzielend, als es die militärische Vernunft oder die Ruhe der Zeiten oder seine eigene Würde und die seines Hauses erfordern würde.«
- 2 s. dazu Carrié 2004, 119.
- 3 Raaflaub 1987, 257.
- 4 Die Zahlen zur Mannschaftsstärke sind Junkelmann 2003, 90-91 entnommen.
- 5 Eine genaue Schilderung der in den einzelnen Senatssitzungen vom 13. und 16. Januar 27 v. Chr. getroffenen Regelungen finden sich z.B. bei Kienast 1999, 83-87 und Schlange-Schöningen 2005, 87-90.
- 6 Die folgende Darstellung basiert zum größten Teil auf Junkelmann 2003, 92-103. Einen guten und übersichtlichen Überblick über die römischen Armeeverbände bietet überdies LeBohec 1993, 20-30.
- 7 Eine anschauliche Zusammenfassung der republikanischen Manipellegion findet sich bei Gilliver 2003, 19-23.
- 8 Bleicken 1999, 559.
- 9 Kienast 1999, 323-324 und Bleicken 1999, 559-563.
- 10 Szaivert, Wolters 2005, 315 u. 332.
- 11 Junkelmann 2003, 121.
- 12 Carrié 2004, 124-125.
- 13 Ab 13 v. Chr. galten für Legionäre 16 Jahre, für Prätorianer 12 Jahre.
- 14 Zu den vielfältigen Aspekten, die der Auswahl der Generalität zugrunde lagen: Raaflaub 1987, 290-303.
- 15 Für die folgenden Ausführungen ist Alföldy 2000 (bes. S. 36-44) grundlegend.

Literatur

- Alföldy 2000 = Alföldy, Geza: Das Heer in der Sozialstruktur des Römischen Kaiserreiches, in: Kaiser, Heer und Gesellschaft in der Römischen Kaiserzeit, hrsg. von Geza Alföldy, Brian Dobson und Werner Eck: HABES 31, Stuttgart 2000, 33-57.
- Bleicken 1999 = Bleicken, Jochen: Augustus. Eine Biographie, Berlin ³1999.
- Carrié 2004 = Carrié, Jean-Michel: Der Soldat, in: Der Mensch der römischen Antike, hrsg. von Andrea Giardina, Essen 2004, 117-157.
- Gilliver 2003 = Gilliver, Kate: Auf dem Weg zum Imperium. Eine Geschichte der römischen Armee, Stuttgart 2003.
- Junkelmann 2003 = Junkelmann, Markus: Die Legionen des Augustus, Mainz ⁹2003.

- Kienast 1999 = Kienast, Dietmar: Augustus. Prinzeps und Monarch, Darmstadt ³1999.
- Le Bohec 1993 = Le Bohec, Yann: Die römische Armee. Von Augustus zu Konstantin d. Gr., Stuttgart 1993.
- Raaflaub 1987 = Raaflaub, Kurt: Die Militärreformen des Augustus und die politische Problematik des frühen Prinzipats, in: Saeculum Augustum I. Herrschaft und Gesellschaft, hrsg. von Gerhard Binder, Darmstadt 1987, 246-307.
- Schlange-Schöningen 2005 = Schlange-Schöningen, Heinrich: Augustus, Darmstadt 2005.
- Szaivert, Wolters 2005 = Szaivert, Wolfgang und Reinhard Wolters: Löhne, Preise, Werte. Quellen zur römischen Geldwirtschaft, Darmstadt 2005.

Feldarmee und Grenzheer

Das römische Militär in der Spätantike

BERNHARD PALME

Das von Kaiser Augustus geschaffene System eines nach bürgerrechtlichem Status gegliederten, stehenden Heeres hatte für mehr als zwei Jahrhunderte Bestand. Bis in die Epoche der Severischen Dynastie (198-235 n. Chr.) waren hinsichtlich der Organisation, Bewaffnung und des strategischen Konzeptes einer entlang der Grenzzone (*limes*) des Reiches stationierten Armee nur geringfügige Adaptionen notwendig. Dann jedoch schufen innen- und außenpolitische Veränderungen völlig neue Rahmenbedingungen.

Innenpolitisch war zum einen bei der Machtergreifung und während der Regierungszeit des Septimius Severus nur allzu deutlich geworden, dass das Militär die ausschlaggebende Grundlage der kaiserlichen Macht darstellte und die Sicherstellung seiner Loyalität einen maßgeblichen Faktor der Politik ausmachte. Zum anderen verlieh Caracalla durch die so genannte *Constitutio Antoniniana* (212 n. Chr.) allen freien Bewohnern des Reiches das römische Bürgerrecht; dadurch war die Unterscheidung in Legionstruppen, in denen Männer mit Bürgerrecht dienten, und Auxiliareinheiten, die sich aus Peregrinen rekrutierten, hinfällig geworden. Nachdem sich bereits die Bewaffnung angeglichen hatte, wurde damit auch der unterschiedliche Status der beiden Truppenkategorien nivelliert.

Außenpolitisch sah sich das Reich nun mehrfachen und lang anhaltenden Bedrohungen ausgesetzt. Schon 167-175 n. Chr. hatten die Invasionen der Markomannen gezeigt, dass ein massiver Angriff das lineare System der Grenzverteidigung durchbrechen und sehr tief in das Hinterland und sogar bis nach Italien vorstoßen konnte, weil es hinter dem (streckenweise nur symbolisch zur befestigten Grenzlinie ausgebauten) *limes* keine Reserve mehr gab, die sich dem Feind hätte entgegenstellen können. Eine Reihe starker und gefährlicher Nachbarn – Scoten und Pikten in Britannien, Alemannen, Markomannen, Quaden, Goten und Sarmaten entlang der endlosen Rhein- und Donaugrenze, die Perser und arabische Stämme in Mesopotamien, Syrien und Palästina, Blemmyer in Ägypten und Wüstennomaden in Nordafrika – zwang das Reich immer öfter zu Militäreinsätzen an mehreren Fronten gleichzeitig. Bislang pflegte man Konflikten und Kriegen im Grenzbereich

dadurch zu begegnen, dass temporäre Detachements (*vexillationes*) aus Einheiten in andere Teile des Reiches zur Verstärkung an den Krisenherd entsandt wurden. Eine solche *vexillatio* kehrte nach Beendigung der militärischen Operationen zu ihrer Stammeinheit zurück. Der permanente Mehrfrontenkrieg und eine latente Bedrohung an fast allen Grenzen brachten dieses System zum Kollabieren. Kaiser und Heer konnten die Sicherheit der Provinzen nicht mehr garantieren. Die Folge war, dass attackierte Provinzen mitunter zur Selbsthilfe griffen und den lokalen Kommandanten zum Gegenkaiser ausriefen. Zusätzlich zu den Kriegen gegen äußere Feinde führten Usurpationen zu ebenso blutigen Auseinandersetzungen der Rivalen um die Kaiserwürde.

Verwüstungen und sprunghaft ansteigende Ausgaben für das Militär waren Faktoren, die in der ersten Hälfte des 3. Jh. zu einer wirtschaftlichen Krise und galoppierenden Inflation der bis dahin stabilen römischen Währung führten. Für die Soldaten bedeuteten diese Entwicklungen eine dramatische Verschlechterung ihrer Lebensbedingungen. Galt der Militärdienst aufgrund der guten Entlohnung und des geringen Risikos, in Kampfhandlungen verwickelt zu werden, bislang als erstrebenswertes Privileg und Schiene des sozialen Aufstieges, so war die Situation innerhalb einer Generation in ihr Gegenteil verkehrt: Die Inflation ließ den Sold zum Taschengeld herabsinken und fraß die Ersparnisse für die Altersversorgung auf; ununterbrochene Kriege und Bürgerkriege erhöhten beträchtlich die Strapazen des Dienstes und die Gefahr, verwundet oder getötet zu werden. Unterversorgte und plündernde Soldaten, Niederlagen und unterbliebene Hilfestellung für bedrängte Städte und Provinzen demontierten das Ansehen der Armee und ihrer Angehörigen. Als 260 bei einem Feldzug Kaiser Valerian sogar in die Gefangenschaft der sasanidischen Perser geriet, hatte das katastrophale Auswirkungen für das Prestige des Militärs und die gesamte Stimmung im Reich.

Heeresreformen

Um die Mitte des 3. Jh. war durch diese Ereignisse klar geworden, dass eine tiefgreifende Reform des Militärwesens unabdingbar sein würde, um zumindest den militärischen Aspekt der Reichskrise – von dem die ökonomischen und sozialen Konsequenzen abhingen – in den Griff zu bekommen. Literarische Quellen, Inschriften und Papyri bezeugen für die Zeit der Soldatenkaiser (235-284) und der Tetrarchie (284-324) vielfach neue Bezeichnungen für Truppen und Chargen, lassen aber die zeitliche Abfolge der Änderungen und viele Einzelheiten im Dunklen.

Die etwa fünfzig Soldatenkaiser und Usurpatoren des 3. Jh. waren nicht nur aus den Reihen der Generalität hervorgegangen – und mitunter vom einfachen Mannschaftsrank aufgestiegen –, sondern führten in aller Regel auch persönlich ihre Truppen im Feld. Deshalb benötigten sie eine verstärkte, nötigenfalls als Eingreiftruppe einsetzbare militärische Begleitung. Die berittene Garde der Kaiser, die *equites singulares Augusti*, waren schon unter Septimius Severus von 1000 auf 2000 Mann aufgestockt worden. Zusammen mit der Prätorianergarde und deren Reiterabteilung, die ab der zweiten Hälfte des 3. Jh. *promoti Domini Nostri* genannt wurde, bildeten sie den Kern der ›Begleittruppe‹ des Kaisers, der *comites*. Zusätzlich hatte wohl schon Kaiser Gallienus (253-268) einzelne, besonders tüchtige Soldaten aus verschiedensten Einheiten abberufen, um als ›Schildwachen‹, *scutarii*, im kaiserlichen Heerlager zu dienen. Später hat man sie zu festen Truppenkörpern formiert, die gleichfalls der Garde zugerechnet wurden.

Die verheerenden Einfälle ins Reich hatten gezeigt, dass die zahlenmäßig recht geringen Gardetruppen als Reserve im Hinterland nicht ausreichten. Nach dem bewährten System der *vexillationes* wurden nun bedeutende Detachements aus den Legionen abgezogen, um neue Feldlegionen zu bilden. Seit Gallienus begegnen solche legionären Verbände, die aus allen Legionen einer Provinz zusammengestellt waren und dann beispielsweise die Bezeichnung *vexillatio legionum Germanicianarum* trugen. Fortgesetzte Angriffe auf das Reich bedingten den permanenten Einsatz dieser neuen Feldlegionen, so dass im Gegensatz zu früher die einzelnen Detachements nie mehr zu ihren Stammeinheiten zurückkehrten und schließlich als eigenständige Formationen mit neuer Identität und neuem Namen (z.B. *legio Germanicana*) installiert wurden. Gelegentlich wurden auch ganze Legionen in das Feldheer eingereiht oder – wie schon die *legio II Parthica* unter Septimius Severus – eigens als Begleittruppe des Kaisers aufgestellt. An manchen Grenzabschnitten schien es erforderlich, die alten Legionen mit 6000 Mann Sollstärke in zwei oder drei Teile zu splitten, wobei jeder Teil den alten, traditionellen Namen beibehielt. Falls durch Truppenverschiebungen die Teile nie mehr wiedervereinigt wurden, dann gab es in der Folgezeit zwei oder gar drei Einheiten mit demselben Namen. So findet sich beispielsweise die alte *legio V Macedonica*, die in Dacia ripensis lag, um 400 in zwei Teilen: eine *legio V Macedonica*, die nach wie vor in vier Garnisonsorten an der Donau lag, und eine weitere *legio V Macedonica*, die in Memphis stationiert war und vielleicht schon 293/4 als *vexillatio* im Expeditionskorps des Kaisers Galerius (305-311) nach Ägypten gekommen war.

Die Legionen mit schwerer, gepanzerter Infanterie bildeten von alters her das Rückgrat des römischen Heeres. Berittene Gegner und die Notwendig-

keit, rasch von einem Kriegsschauplatz zum nächsten zu eilen, verlangten eine signifikante Verstärkung der Kavallerie, die bis dahin nur eine untergeordnete Rolle in der römischen Armee gespielt hatte.

Feldheer, Grenzheer, Garde

Ihre bekannte Bereitschaft, gegnerische Waffentechnik und Taktik in das eigene Militärwesen zu übernehmen, hat die Römer veranlasst, spätestens seit der Mitte des 3. Jh. die Zahl der berittenen Truppen massiv zu erhöhen. Die entscheidenden Maßnahmen hat Gallienus vorgenommen, und eine gewisse Systematik sowohl in der Benennung als auch in einer gesonderten Rangordnung der neuen Reitereinheiten sprechen dafür, dass die Aufstellung einer berittenen Feldarmee das Ergebnis einer planmäßigen Reform und nicht etwa einer Serie von ad hoc-Maßnahmen war. Auch wenn die neuen *equites Dalmatae* (belegt ab 268), die *equites Mauri* (spätestens seit 272) und die *equites stablesiani* (ab Ende 3. Jh.) erst knapp nach der Regierungszeit des Gallienus inschriftlich bezeugt sind, so wird aus den historischen Ereignissen klar, dass dieser tatkräftige Kaiser die neuen Reitereinheiten geformt hat. Der Beiname *Illyriciani* bei etlichen dieser Formationen lässt vermuten, dass sie ursprünglich im Donau- und Balkanraum, dem Zentrum von Gallienus' Machtbereich, zusammengestellt wurden. Unter seinen Nachfolgern, insbesondere wohl Kaiser Aurelian, bildeten sie zusammen mit den *equites promoti Domini Nostri* und den *comites Domini Nostri*, wie die *equites singulares Augusti* nun genannt wurden, eine mobile und schlagkräftige Eingreiftruppe. Nach Aurelians Feldzügen im Orient stationierte man etliche dieser Einheiten entlang der Orientgrenze des Reiches, um den Reiterheeren der Sasanidenkönige eine gleichwertige Armee entgegenstellen zu können.

Neben der neu geschaffenen, berittenen Eingreifarmee, die in der Regel die Begleittruppe (*comitatus*) der Kaiser bildete und bis in die Tetrarchenzeit noch innerhalb des Reiches rekrutiert wurde, verblieben die alten *legiones*, *alae* und *cohortes* weiterhin in ihren Standlagern an den Grenzen. Sie behielten ihre traditionellen Namen und die alte Rangordnung. Da ihnen oftmals jedoch die kampfkraftigsten Soldaten oder Abteilungen genommen worden waren, sanken ihre Schlagkraft und Mannschaftsstärke beträchtlich. Sie wurden zu Garnisonstruppen, deren Hauptaufgabe die Verteidigung der Standlager, die Kontrolle des *limes* und die Wahrung der inneren Ruhe war. Unterstützt wurden sie, insbesondere an Rhein und Donau, von den Flussflotten.

Ein zweiter grundlegender Ansatzpunkt der Heeresreform des Gallienus betraf die Kommandostellen. Bislang waren die Kommanden der Auxiliar-

einheiten (Kohorten und Alen) dem Ritterstand, die der Legionen – und der unter Umständen aus mehreren Legionen bestehenden Heeresabteilungen in einer Provinz – dem Senatorenstand vorbehalten gewesen. Sehr viele Senatoren und Ritter hatten diese Kommanden, die oft auf ein Jahr befristet waren, lediglich als einen von vielen Posten in ihrer (politischen) Karriere betrachtet, waren also militärische Amateure. Sah man sich gefährlichen Feinden gegenüber, konnte dies schwerwiegende Folgen haben. Die militärischen Rückschläge des 3. Jh. ließen eine Professionalisierung der Offiziersstellen und der Kommandantur dringend geraten erscheinen. Wiederum war es Gallienus, der den Bruch mit der Tradition vollzog und die Senatoren aus den Militärkommanden ausschloss. Bald weitete man diese Maßnahme auch auf den Ritterstand aus, so dass gegen Ende des 3. Jh. alle Kommando- und Offiziersstellen mit erfahrenen Militärs besetzt waren, die nicht selten aus dem einfachen Soldatenstand aufgerückt waren. Die Kommandanten der neuen Einheiten trugen jetzt Titel wie *dux*, *praepositus*, *praefectus* oder griechisch *stratelates*. Auch die Ränge innerhalb der Einheiten des neuen Feldheeres trugen andere Titel als es im *centuriones*- bzw. *decuriones*-Schema der alten Alen und Kohorten üblich gewesen war. Schon seit ca. 230 begegnen in Reitereinheiten über dem einfachen *eques* die Chargen des *circitor* und *exarchus* (nach 300 ersetzt durch *biarchus*); Gallienus fügt in ansteigender Reihe den *centenarius* und *ducenarius* für die Zenturionen des Feldheeres hinzu, die dem älteren Rang- und Besoldungsschema der ritterständischen Amtsträger entlehnt waren. Zu Beginn des 4. Jh. wird über dem *ducenarius* ein weiterer Rang eingefügt, der bezeichnenderweise den Titel *senator* trägt.

An die Stelle eines nach rechtlichem Status gegliederten Heeres mit einer timokratisch orientierten Hierarchie war eine professionelle Armee getreten, in welcher sich das Avancement nach der militärischen Tüchtigkeit und dem Organisationstalent richtete. Dass die Kaiser nun fast ausnahmslos vom Militär gemacht wurden und allenfalls die formale Bestätigung vom Senat einholten, hatte die *acarna imperii* (die geheimen ›Mechanismen des Reiches‹) vollends offengelegt. Dementsprechend bitter kommentierte die senatorisch dominierte Historiographie diese ›Machtübernahme des Militärs‹. Spätestens seit es einem der Generäle neuen Stils, Diokletian (284-305), gelungen war, seine Herrschaft dauerhaft zu etablieren, die auswärtigen Aggressoren und die Usurpatoren im Inneren durch erfolgreiche Feldzüge abzuwehren und die Verwaltungsstruktur des Reiches grundlegend neu zu ordnen, war jedoch jeder Zweifel beseitigt, dass die Militärs den Fortbestand des Reiches gesichert hatten.

Diokletian und seine Mitkaiser im neuen System der Tetrarchie (Herrschaft von zwei *Augusti* und zwei jüngeren *Caesares* [Unterkaisern], die nach Abdankung der *Augusti* aufrücken und ihrerseits *Caesares* ernennen sollten)

führten die Reform in der eingeschlagenen Richtung fort. Ein entscheidender Schritt war die Trennung von ziviler und militärischer Autorität, die seit 308 n. Chr. in vielen Teilen des Reiches greifbar wird. Durch Verkleinerung der Verwaltungsbezirke verdoppelte Diokletian die Anzahl der Provinzen auf 98; die Kompetenz der Statthalter wurde auf Finanzverwaltung und Jurisdiktion beschränkt. Die militärische Befehlsgewalt traten sie an *duces* ab, die in der Regel das Kommando über größere Grenzabschnitte in ihrer Hand vereinigten. Die Vergangenheit hatte gelehrt, dass die Verteidigung längerer Abschnitte unter der Aufteilung des Kommandos auf mehrere Statthalter gelitten hatte. Die Einsetzung überregionaler Militärkommanden (*Ducate*) widerlegt zudem die Ansicht mancher antiker Historiographen, dass Diokletian die Verkleinerung der Provinzen aus Furcht vor Usurpationen betrieben habe. Vielmehr bezweckten die über 30 Ducate, die auf Diokletian und seine Nachfolger zurückgehen, eine Gliederung der Grenzgebiete nach militärischen Gesichtspunkten (s. Karte). Die Grenzverteidigung wurde unterstützt durch ein aufwändiges Bauprogramm: In weiten Teilen des Reiches entstanden eindrucksvolle Befestigungsanlagen, die in ihrer uniformen Gestaltung zugleich eine Demonstration der Macht und Einheit des Reiches waren. Im Vergleich zu früheren Kastellen umfassten die Festungen der Tetrarchenzeit zwar kleineren Raum, hatten aber wesentlich stärkere und höhere Mauern und Türme.

Im Einzelnen ist oft kaum noch zu entscheiden, welche Maßnahmen auf Diokletian selbst und welche auf die anderen Tetrarchen oder auf Konstantin (306-337) zurückzuführen sind, der das tetrarchische System durchbrach, sich schließlich gegen seine Mitkaiser durchsetzte und ab 324 allein über das Gesamtreich regierte. Insgesamt scheinen die Maßnahmen zur Grenzsicherung eher auf Diokletian zurückzugehen, während die feste Etablierung einer mobilen Feldarmee wohl erst unter Konstantin erfolgte. Eine einschneidende Maßnahme war die Auflösung der Prätorianergarde, die auf Seiten des Gegenkaisers Maxentius gegen Konstantin gekämpft hatte und in der Schlacht an der Milvischen Brücke (312) unterlegen war. Die Auflösung der Prätorianer markierte zugleich den ersten Schritt zur Einschränkung der militärischen Befugnisse des Prätorianerpräfekten im Verlaufe der konstantinischen Regierung. Die vermehrte Anzahl an Kaisern und die Ernennung der Konstantins-Söhne zu *Caesares* bedingte eine vermehrte Zahl von *praefecti praetorio*, die seit 318 auch regionalen Amtsbereichen vorstanden, wohl analog zu den Machtbereichen der einzelnen Kaiser. Die Eigendynamik der Bürokratie führte dazu, dass sich schließlich – unabhängig von der Zahl der Kaiser – vier feste Präfecturen herausbildeten, die gegen Ende des 4. Jh. auch territorial definiert waren: Oriens, Illyricum, Italia und Gallia. Die *praefecti*



praetorio waren die Spitzen der Zivilverwaltung, blieben aber weiterhin für die Versorgung des Militärs zuständig.

In einer Konstitution Konstantins vom Jahre 325 begegnet erstmals auch die klare Unterscheidung zwischen den *comitatenses*, Soldaten des mobilen Feldheeres, und den *ripenses* oder (wie sie später bezeichnet werden) *limitanei*, Soldaten des Grenzheeres unter einem *dux* oder *comes rei militaris*. Im Grenzheer verblieben die Legionen, Alen und Kohorten sowie einzelne Einheiten der *equites*, die ständig in den Garnisonen und Festungen entlang des *limes* stationiert waren. Die mobile Feldarmee bestand aus Eliteeinheiten der Kavallerie (die nun *vexillationes* hießen) und der Infanterie (nun *auxilia* bezeichnet), die bislang zum *comitatus* des Kaisers gehört hatten. Ein Anstoß für die nun klar vollzogene Unterscheidung könnte die Aufteilung der konstantinischen Truppen gewesen sein, zu der sich der Kaiser gezwungen sah, als er gegen Maxentius nach Italien aufbrach: Ein Teil musste in Gallien/Germanien zur Bewachung der Rheingrenze zurückbleiben, der zweite Teil marschierte als *comitatus* mit Konstantin nach Italien. Das Oberkommando über sein Feldheer übertrug Konstantin einem *magister equitum* und einem *magister peditum* für die Kavallerie bzw. Infanterie; später setzte sich für beide die Bezeichnung *magister militum* (Heermeister) durch. Spätestens die Aufteilung des Reiches unter den Söhnen Konstantins ließ mehrere *comitatus* entstehen. Als Feldheere blieben sie auch nach dem Tod von Konstantin II. und Constans bestehen; der überlebende Constantius II. (337-361) wies ihnen regionale Aktionsbereiche zu und unterstellte sie territorial definierten Oberkommanden, die ungefähr den Bereichen der Prätorianerpräfekturen entsprachen. Ab 351 gab es einen *magister militum per Orientem*, ab 355 einen *magister militum per Galliam* und ab 359 einen *magister militum per Illyricum*. Der Kommandant einer Heeresabteilung, die »in Anwesenheit« des Kaisers verblieb, wurde in Abgrenzung zu den regionalen Heermeistern dann *magister militum praesentalis* benannt. Neu hinzu traten anstelle der Prätorianer die *scholae palatinae* als Palastgarde, die dem gleichfalls unter Konstantin geschaffenen Hofamt des *magister officiorum* unterstellt waren. Die Palastgarde und diejenigen Abteilungen einer Feldarmee, welche den Kaiser begleiteten, bezeichnete man als *palatini*. Vermutlich seit Valentinian I. (364-375) und Valens (364-378) galten auch die *palatini* als eigene Truppenkategorie neben den *comitatenses* und *limitanei*. Die Funktion der Prätorianergarde als Kadettenschule und Kaderschmiede für Stabsoffiziere hatte schon Konstantin dem neu geschaffenen Korps der *protectores* und den bald davon abgespaltenen, noch elitäreren *protectores domestici* übertragen, die einem hochrangigen *comes domesticorum equitum* und einem *comes domesticorum peditum* unterstellt waren. Fertig ausgebildete *protectores* und domes-

tici wurden in die Stäbe der *magistri militum*, *duces* und *comites rei militaris* abkommandiert – zur Unterstützung und Kontrolle der Kommandoinhaber.

Die Praxis

Die Einteilung der Truppen in die drei Kategorien *comitatenses*, *limitanei* und *palatini* blieb aufrecht, bis im Westen das Kaisertum von germanischen Nachfolgestaaten abgelöst (476) und im Osten mit der Themenordnung im 7. Jh. ein grundsätzlich neues Wehrsystem geschaffen wurde. Im Einzelnen gab es freilich ständige Adaptierungen. Ägypten beispielsweise, über das wir durch die papyrologische Evidenz am genauesten Bescheid wissen, war zusammen mit Libyen seit der Tetrarchie unter dem Kommando eines einzigen *dux*. Wohl bald nachdem Ägypten eine selbständige Diözese unter einem *Augustalis* geworden war (381), hat man auch die Militärkommanden umgestaltet: Seit 391 weiß man von einem *comes limitis Aegypti*, der für Unterägypten (Aegyptus, Arcadia und Augustamnica) zuständig ist, und dem ein *dux Thebaidis* untersteht, der für Oberägypten verantwortlich ist. Der *comes* war vielleicht der mächtigste Mann im Lande, dem Dichter auch *Enkomia* (Preisgedichte) widmeten. Ab etwa der Mitte des 5. Jh. lassen einige der Papyrusbelege erkennen, dass der Titel des Militärbefehlshabers der Thebais nicht mehr *dux Thebaidis* lautete, sondern *comes Thebaici limitis*, also eine moderate Aufwertung erfahren hatte. Zudem richtete sich eine Konstitution aus dem Jahre 435 in zivilen Angelegenheiten neben den Prätorianerpräfekten und Diözesan-Vikaren des Ostreiches auch an den *comes Aegypti*, weshalb die Vermutung nahe liegt, dass seine Kompetenzen nicht strikt auf den militärischen Bereich beschränkt waren. Ab etwa 470 begegnen schließlich Beispiele für die Kumulierung der militärischen und zivilen Funktionen unter dem Titel *dux Aegypti* (oder *Aegyptiaci limitis*) *et praefectus Augustalis*. So suggerieren die Quellen, dass man bereits um 400 das diokletianische Prinzip der Gewaltentrennung nicht mehr konsequent umsetzte.

Manche zeitgenössische Autoren, wie etwa der Christ Lanctantius, werfen insbesondere dem Christenverfolger Diokletian vor, den gesamten Staatsapparat militarisiert und vor allem die Zahl der Soldaten geradezu vervierfacht zu haben. Der erste Vorwurf ist eine polemische Verdrehung der Tatsachen, da ja gerade Diokletian den rein zivilen Zweig der Verwaltung begründet hatte. Auch ein sprunghaftes Ansteigen der Soldatenzahl ist wohl eine haltlose Übertreibung. Selbst wenn die Zahl der Soldaten in den Kriegen und Bürgerkriegen des 3. und 4. Jh. gegenüber der Severerzeit erhöht worden war, so wäre eine Vervierfachung alleine aus Gründen der ohnehin enormen Fi-

nanzbelastung unmöglich gewesen. Verdoppelt hatte sich vielleicht die Zahl der Truppenkörper, doch war dies ein Ergebnis der vielen Detachierungen und Aufsplitterungen der Einheiten, wobei insbesondere bei den Legionen neuen Stils die Mannschaftsstärke nur einen Bruchteil der älteren Einheiten betrug. Insgesamt scheint die Tendenz eher zu kleineren Einheiten gegangen zu sein. Die wenigen verlässlichen Zahlenangaben, über die wir verfügen, führen uns Reitereinheiten mit 300 bis 400 Mann Sollstärke vor.

Zweifellos hatten die zahlreichen bewaffneten Auseinandersetzungen des 4. Jh. vielerlei Konsequenzen für die Organisation des Heerwesens insgesamt wie für die einzelnen Truppenkörper und ihre Dislozierung. Die konkreten Auswirkungen bleiben aber sogar bei den größten militärischen Ereignissen – etwa der Entscheidungsschlacht des Constantius II. gegen den Usurpator Magnentius 351 bei Mursa (die mit angeblich 50 000 Gefallenen die verlustreichste der ganzen römischen Geschichte war), bei den Kämpfen des Constantius II., Julian (Schlacht bei Straßburg 357) und Valentinian I. gegen die Alemannen oder bei dem Perserfeldzug Julians 363 mit einer bislang unbekannten Massierung von Truppen – weitgehend im Dunkeln. Lediglich zwei Ereignisse lassen sich in ihrer Fernwirkung einigermaßen abschätzen: Die Heeresteilung von Naissus 364 und die Niederlage gegen die Goten bei Adrianopel 378.

Nachdem innerhalb weniger Monate die Kaiser Julian und Jovian gestorben waren, ernannte im Frühjahr 364 das Militär den Gardeoffizier Valentinian zum Kaiser und veranlasste ihn, seinen Bruder Valens zum Mitkaiser zu erheben. Im Zuge einer Aufteilung der Wirkungsbereiche und Ressourcen zwischen den beiden *Augusti* teilte man bei Naissus auch das Heer in zwei Teile. Diejenigen Truppen, die mit dem älteren Valentinian in den Westen des Reiches gingen, erhielten den Beinamen *seniores*, die bei Valens im östlichen Reichsteil verbleibenden nannte man *iuniores*. Die Trennung wurde jedoch nicht so durchgeführt, dass man jede Einheit in ältere und jüngere Mannschaft spaltete; vielmehr hat man die Einheiten als ganze der einen oder anderen Gruppe zugewiesen. Obwohl es in der Folge gelegentlich noch zu Verschiebungen zwischen den beiden Heeresteilen kam – beispielsweise schickte Valentinians Sohn und Nachfolger Gratian dem bedrängten Valens und später Theodosius Truppen –, so bezeichnete die Heeresteilung von Naissus dennoch den Beginn einer Trennung in zwei Reichshälften und zwei Heeresteile, die sich im Laufe der kommenden Jahrzehnte immer weiter auseinander entwickelten und schließlich getrennte Wege gingen.

Unter dem Eindruck der Völkerwanderung

Der Vorstoß der Hunnen nach Osteuropa löste ab 375 die Völkerwanderung aus. Die Reiternomaden aus den Steppen Zentralasiens überrannten die Alanen und bedrängten die Ostgoten (Greutungen) und Westgoten (Terwingen), die ihrerseits die Sarmaten aus Siebenbürgen vertrieben und schließlich selbst im Bereich der unteren Donau dem Druck auswichen, indem sie Kaiser Valens (364-378) um Erlaubnis baten, sich im Reich anzusiedeln. Versorgungsprobleme führten zu Plünderungen in Thrakien, und als Valens etwas überstürzt die Goten angriff, erlitt er bei Adrianopel 378 eine katastrophale Niederlage, die ihn selbst, zwei *magistri militum* und zwei Drittel seines Heeres das Leben kostete. Da kein intaktes Feldheer mehr am Balkan stand, waren die Donauprovinzen, Thrakien und Makedonien auf Jahre hinaus Plünderungen ausgesetzt. Erst dem von Gratian zum Mitkaiser erhobenen General Theodosius I. (379-395) gelang es unter großen Anstrengungen, die Lage zu stabilisieren und 382 einen Bündnisvertrag (*foedus*) mit den Goten unter Fritigern abzuschließen.

Mit dem Gotenfoedus von 382 begann ein neues Kapitel sowohl im Verhältnis des Reiches zu den Germanenstämmen als auch im Konzept der Reichsverteidigung. Die Goten erhielten ein geschlossenes Siedlungsgebiet in Thrakien, unterstanden aber nicht dem Kaiser und seiner Verwaltung, sondern lebten unter eigenen Herrschern und Gesetzen. Als *foederati* unter gotischen Kommandanten sollten sie als Gegenleistung die Reichsgrenze verteidigen. Im Grunde war damit erstmals ein selbständiger Germanenstaat auf dem Boden des Imperium Romanum entstanden – und weitere sollten im 5. Jh. folgen. Ganze Abschnitte der Grenze waren diesen *foederati* anvertraut, die im Gegensatz zu früheren Verträgen nicht mehr dem Kommando des römischen Militärs gehorchten, sondern lediglich wie ausländische Verbündete in eventuelle Aktionen miteinbezogen werden konnten.

In den letzten Jahrzehnten des 4. Jh. machte sich eine verstärkte Präsenz von Germanen im römischen Heer aber auch anderweitig bemerkbar. Germanische Hilfstruppen waren schon seit Julius Caesar immer wieder herangezogen worden. Unter den Soldatenkaisern wurde immer stärker aus den germanischen Stämmen entlang der Rhein- und Donaugrenze rekrutiert, und Gordian III., Gallienus und Aurelian scheinen ganze Abteilungen kriegsgefangener Germanen vorzugsweise an der Orientfront eingesetzt zu haben, wo man unter den römischen Truppenkörpern auch Formationen von *Franci*, *Alemanni*, *Juthungi*, *Marcomanni* und anderen findet. Seit Konstantin dienten viele Germanen insbesondere in den Einheiten des Feldheeres, den *vexillationes* und *auxilia*. Auch germanische Prinzen traten in römische Dienste

und vor allem ihnen gelang es ab der Mitte des 4. Jh. in den westlichen Teilen des Reiches in Führungspositionen der Armee aufzurücken. Der Franke Merobaudes erlangte als *magister militum praesentalis* 377 und sogar nochmals 383 den Konsulat; die gleichfalls fränkischen Heermeister Bauto († 387) und Arbogast († 394) fungierten als Ratgeber und Kaisermacher; der Vandale Stilicho, seit 391 Heermeister, heiratete eine Nichte des Kaisers Theodosius und wurde schließlich als Beschützer der minderjährigen Kaisersöhne Honorius und Arcadius 395-408 zum mächtigsten Mann im Reich. Im Westen hatte sich damit das Heermeisteramt vom Willen des Kaisertums weitgehend emanzipiert.

Im Osten jedoch waren ähnliche Bestrebungen etwa des Goten Gainas († 400) und später des Alanen Aspar († 471) gescheitert und hatten in den Jahren um 400 sogar eine heftige anti-germanische Reaktion ausgelöst. Neben anderen Faktoren wird hier eine unterschiedliche Entwicklung im gesellschaftlich-militärischen Bereich zwischen dem Ost- und dem Westreich erkennbar. Im Osten blieb das Kräftespiel zwischen dem zivilen Zweig der Verwaltung und dem Militär ausgewogen. Weder die Generalität insgesamt noch einzelne Heermeister erlangten eine derart beherrschende politische Stellung oder so maßgeblichen Einfluss auf die Kaiser wie ihre Amtskollegen im Westen. Die Heeresversorgung und Rekrutierung lagen weiterhin in den Händen der zivilen *praefecti praetorio*, denen die Militärkommanden monatlich ihren Bedarf melden mussten. Allein dieser Mechanismus verhinderte ein Loslösen des Militärs von den zivilen Einrichtungen des Staates.

Im Westen hingegen – dessen Grenzen heftigeren Attacken ausgesetzt waren – ist man in viel stärkerem Ausmaß auf Rekrutenwerbung jenseits der Reichsgrenze und die Einbindung von gotischen und fränkischen *foederati* angewiesen gewesen. Zudem wurde es zunehmend schwieriger, Rekruten aus den römischen Reichsbewohnern zu ziehen. Dies lag vielleicht weniger an einer um sich greifenden ›Verweichlichung‹ oder ›Wehrunwilligkeit‹, sondern eher an dem Umstand, dass weite Landstriche des Reiches, von Gallien bis an die untere Donau, mittlerweile eineinhalb Jahrhunderte lang wieder und wieder Verwüstungen und Plünderungen ausgesetzt waren, die Bevölkerung dezimiert war und ganze Gegenden verödet lagen (*agri deserti*). Mangel an römischer Manpower und Rekrutierung von Reichsfremden führten zu einer gewissen ›Barbarisierung‹ des Heeres im Westen. Die wiederum rief eine verhängnisvolle Distanz zwischen Bevölkerung und Militär hervor. Auch der Aufstieg vieler Germanen in die hohen und höchsten Ränge des Militärs sowie die Etablierung von Offiziersdynastien, die untereinander und gelegentlich sogar Mitglieder des Kaiserhauses oder reichsfremder Königsfamilien heirateten, konnten die Kluft zur römischen Aristokratie, insbesondere

zu den immens reichen Senatorenfamilien, nicht hinreichend überbrücken. Wohl arbeitete man, wenn es opportun war, in politischen Fragen zusammen, aber verwandtschaftliche Verbindungen fehlten, so dass sich im 5. Jh. ein mächtiger, politisch einflussreicher Militäradel und eine reiche, grundbesitzende Senatsaristokratie gegenüberstanden.

Heeresstärke und Dislozierung

Einen Organisationsplan der spätrömischen Armee, ein Verzeichnis der Truppenkörper samt ihrer Schildmuster sowie ihrer Dislozierung bietet die *Notitia Dignitatum*, ein Schematismus, der die zivilen Ämter und militärischen Einrichtungen systematisch auflistet. Für die östliche Reichshälfte gibt die *Notitia* den Status quo um das Jahr 400/1 wieder, die Abschnitte über die westliche Reichshälfte erfuhren noch mehrfache Aktualisierungen bis in die Zeit um 430. Insgesamt verzeichnet die *Notitia* für den Osten nicht weniger als 338 Einheiten von *limitanei* (wobei der Abschnitt über die beiden Libyae verloren ist), die zwölf *duces* und zwei *comites limitis* unterstanden. 104 Einheiten lagen entlang der Donau, 157 an der Ostgrenze zwischen Armenien und Arabien, 75 in Ägypten, zwei in Isaurien. Dazu kamen 156 Einheiten der *comitatenses*, die den beiden *magistri militum praesentales* und den *magistri militum per Orientem, per Thracias, per Illyricum* unterstanden, sowie Gardetruppen, acht *scholae palatinae* und die *domestici pedites* und *equites*. Insgesamt umfasste das Heer der östlichen Reichshälfte somit etwas über 500 Einheiten. Geht man von einer durchschnittlichen Sollstärke von 400 Mann pro Einheit aus, dann standen schätzungsweise 200 000 Mann unter Waffen.

Auf ziemlich ähnliche Zahlen kommt man nach den Angaben der *Notitia* zur westlichen Reichshälfte, wo 169 *comitatenses* nicht weniger als 316 *limitanei* und wiederum den acht *scholae palatinae* sowie den *domestici pedites* und *equites* gegenüberstanden. Im Westen gab es elf *duces* und fünf *comites limitis* für die Grenztruppen, dazu zwei *magistri militum praesentales* sowie sieben Kommandanten im Range von *magistri militum* für die Feldtruppen. Insgesamt zählt man 485 Einheiten, so dass man bei gleicher Schätzung wie für den Osten abermals auf knapp 200 000 Mann kommt. So dienten um das Jahr 400 im gesamten römischen Reich vermutlich ca. 400 000 Mann – nicht sehr viel mehr als die 370 000 Soldaten, die man für das frühe Prinzipat berechnet. Doch sollen weder die Zahlen noch die Listen der *Notitia* darüber hinwegtäuschen, dass damit nur eine Momentaufnahme vorliegt und sich die Verhältnisse ständig veränderten. Welch tiefgreifenden Wandel das römische Militärwesen erfahren hatte, zeigt schon der Umstand, dass neun Zehntel der

alae, *cohortes* und *numeri* des 2. Jh. aus den Truppenlisten der *Notitia Dignitatum* verschwunden sind. Wenigstens dem Namen nach hatten am ehesten noch die Legionen Bestand.

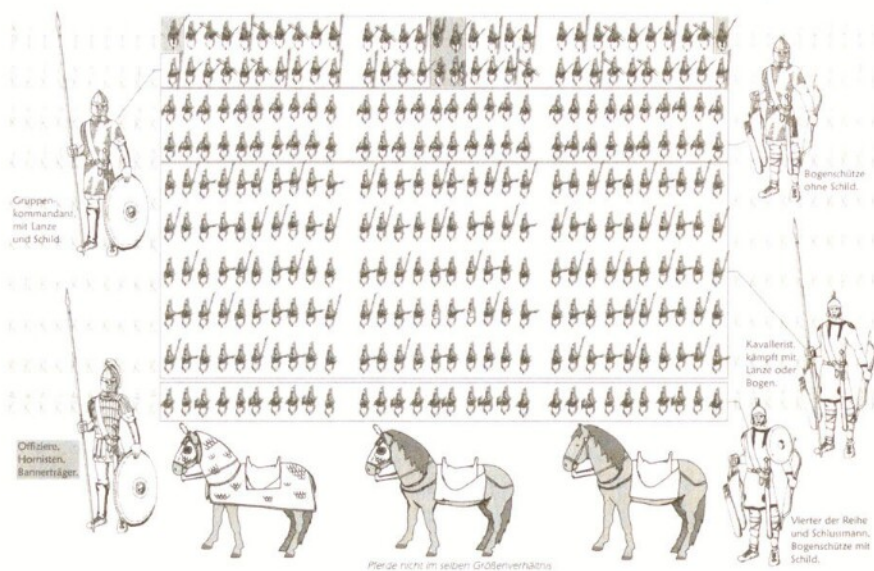
Bewaffnung und Taktik

Auch das äußere Erscheinungsbild und die Taktik der römischen Armee hatten sich seit der Severerzeit, als in traditioneller Weise noch gepanzerte Infanterie das Gros der Armee darstellte, entscheidend gewandelt. Beweglichere Gegner wie die germanischen oder hunnischen Krieger und die Notwendigkeit rascher Truppenverschiebungen förderten im Laufe des 3. Jh. die Tendenz, Teile des Fußvolkes von der Körperpanzerung zu entlasten und nur noch mit einem einfachen, aus mehreren Bestandteilen zusammengefügt Helm, einem großen ovalen oder runden Schild, einem Speer und einem Schwert, das nicht mehr der kurze römische *gladius*, sondern die lange germanische *spatha* war, auszurüsten. Um berittenen Gegnern, etwa den Sasaniden, den verreiterten Goten und später den Hunnen ebenbürtig zu sein, rückte auch bei den Römern die Kavallerie immer mehr in den Vordergrund. Die Garde- und Feldtruppen des 3. und 4. Jh. mussten schon wegen der Mobilität hauptsächlich aus Reitereinheiten bestehen. Je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr verlagerte sich der Schwerpunkt der Armee auf die Kavallerie. Neben den leichten Reitern maurischer Art, die in Wellen an den Feind heranritten und ihn mit leichten Wurfgeschossen überschütteten, und den in traditioneller römischer Art mit Schild und einem bis zwei Speeren ausgerüsteten Reitern, kamen nun solche mit langer Stoßlanze (*contus*) und berittene Bogenschützen zum Einsatz. Wie grundlegend sich die römische Armee gewandelt hatte, führen die Expeditionskorps Justinians vor Augen, in denen berittene Bogenschützen mit Kompositbögen von großer Reichweite und Lanzenträger das Gros der Armee bildeten.

Nach dem Vorbild der schwer gepanzerten Reiterarmeen der Sasaniden zeigte auch die römische Kavallerie die Tendenz zu immer schwererer Panzerung. Seit Trajan hatte es reguläre gepanzerte Reitereinheiten gegeben, aber seit dem späteren 3. Jh. nahmen Bedeutung und Zahl der *equites catafracti* deutlich zu. Grabreliefs zeigen die *catafractarii* mit Panzerhemd und *contus*, manchmal auch mit Schild; eine Panzerung des Pferdes ist noch nicht auszumachen. Seit dem frühen 4. Jh. jedoch trat als neuer Typus der *clibanarius* hinzu: Nach persischer Manier war der ganze Körper des Reiters durch Eisen- oder Bronzeplatten gewappnet, das Gesicht durch einen Maskenhelm verhüllt. Das Pferd wurde mit Rossstirn und Panzerdecke geschützt. Die

Kriegsgeschichte des 4. Jh. berichtet vielfach über den Einsatz von Klibanariern und übertreibt vielleicht auch manchmal deren Effizienz auf dem Schlachtfeld. Aufgabe der *catafractarii* wie *clibanarii* war es, die Formation des Gegners zu durchbrechen. Wenn das Gelände und die taktische Situation es den Panzerreitern erlaubten, ihre Wucht gezielt zu entfalten, waren diese Erwartungen kaum unrealistisch. In den folgenden Jahrhunderten stellte schwergepanzerte Reiterei sowohl im Orient als auch im Okzident den Kern jeder Armee dar. Was die Verlagerung der führenden Rolle auf die Reiterei an grundlegenden Änderungen sowohl für die Taktik im Gefecht als auch für die größeren strategischen Dispositionen und die Logistik des römischen Heeres nach sich zog, lassen die Ratschläge und Diskussionen in den militärtheoretischen Schriften von Vegetius (Ende 4. Jh.) bis Mauricius (Ende 6. Jh.) nachvollziehen.

Änderungen in Bewaffnung und Kampfweise bedingten auch in der Binnenstruktur der Einheiten selbst eine schrittweise Veränderung, deren Entwicklungslinie sich von der Mitte des 3. Jh. bis in das 7. Jh. verfolgen lässt: Noch in severischer Zeit hat man – wie Grabsteine von Soldaten der *legio II Parthica* im Nahen Osten zeigen – einen Teil der Legionäre mit Lanzen und langen Stoßlanzen ausgerüstet und als *lancearii* bzw. *contarii* eingesetzt. Seit den Soldatenkaisern wurden einzelne, ausgesuchte Reiter innerhalb der regulären Kavallerieeinheiten als *catafractarii* bewaffnet und trainiert. Durch Detachierung konnte man solche *catafractarii* rasch zu ganzen Abteilungen von Panzerreitern zusammenziehen. Spätestens gegen 400 manifestierte sich diese Änderung auch im Rangschema der Alen, wo an die Stelle des *sesquiplicarius* und *duplicarius* der *catafractarius* als Charge über dem einfachen *eques* trat. Die Zusammenstellung unterschiedlicher Waffengattungen in einer Einheit bezeichnete ein radikales Abgehen von dem alten Prinzip, dass innerhalb eines römischen Truppenkörpers alle Soldaten die gleiche Bewaffnungsart hatten und das Zusammenspiel verschiedener Waffengattungen erst im Verband mehrerer Einheiten unterschiedlicher Typen möglich war. Nur die *cohortes equitatae*, die aus einem Viertel Kavallerie und drei Vierteln Infanterie bestanden, hatten eine Ausnahme von dieser Regel gebildet. Um 400 findet man hingegen verschieden ausgerüstete Soldaten innerhalb einer Einheit. Den Endpunkt dieser Entwicklung beobachtet man im *Strategikon* des Mauricius (einem Militärhandbuch vom Ende des 6. Jh.), wo jede Reitereinheit prinzipiell als gemischter Verband aus Soldaten unterschiedlicher Bewaffnung und taktischer Aufgaben geführt wird, so dass gepanzerte *catafractarii* neben leichten *sagittarii* (Bogenschützen) und *lancearii* (Lanzenreitern) auftreten (vgl. Diagramm auf der nächsten Seite). Jeder Truppenkörper war dadurch in der Lage, verschiedenste Aktionen völlig autonom durchzu-

Schema einer Schwadron nach dem *Strategikón*.

führen. In größeren Armeen konnten durch Detachierung aus den Einheiten dennoch auch umfangreichere Verbände von *catafractarii*, *lancearii* etc. zusammengestellt werden. Die Angleichung der Truppengattungen und -körper führte dazu, dass die Quellen schließlich nur mehr die unspezifischen Termini *numerus* bzw. griechisch *arithmos* für ›Einheit‹ generell verwendeten.

Heeresunterhalt

Die ausreichende Versorgung der Soldaten stellte zu allen Zeiten eine der zentralen Aufgaben ihres Kommandanten dar; im turbulenten 3. Jh. wurde sie sogar als Prüfstein für Erfolg oder Unvermögen eines Kaisers betrachtet. Durch die Inflation war die Naturalverpflegung zum wichtigsten Bestandteil der Entlohnung geworden, während ein in Münze ausgezahlter Sold nur noch bei den hohen *donativa*, die zu besonderen Anlässen (etwa Regierungsjubiläen, Siegesprämien etc.) gewährt wurden, nennenswert ins Gewicht fiel. Seit Diokletian bildete die als Naturalabgabe umgelegte *annona militaris* einen festen und beträchtlichen Bestandteil der Steuerleistung der Bevölkerung. Zahlbar in Form von Getreide, Wein, Fleisch und Öl, wurde die *annona* von der Kommunalverwaltung eingetrieben und von der zivilen Steuer-

behörde gehortet und verwaltet. Das Militär durfte die *annona* nicht selbst erheben, sondern musste den nach aktuellem Mannschaftsstand berechneten Bedarf von der zivilen Steuerbehörde anfordern. Neben der *annona* spielte die *vestis militaris* für die Bekleidung der Soldaten eine nicht geringe Rolle. Papyrologische Quellen erhellen die Erhebung, den Transport und die Verwaltung der *annona militaris*. Quittungen, Zahlungsaufträge, Steuerlisten etc. bieten vielfältige Informationen und äußerst aufschlussreiche Einblicke in die Logistik und Infrastruktur der Armee. Die in gesprächigen Inschriften niedergelegten, an die kaiserliche Regierung gerichteten Hilferufe einzelner Städte und ganzer Provinzen, die unter Zwangsrequirierungen und anderer Drangsal, verursacht von durchziehenden Heeresverbänden, zu leiden hatten, verstummten in der Tetrarchenzeit. Vereinzelt hört man auch später Beschwerden gegen unrechtmäßiges Fouragieren von Soldaten, aber auch das Gegenteil konnte vorkommen: In einem Papyrustext führen Soldaten bittere Klage darüber, dass die Bevölkerung sich seit Monaten weigere, Verpflegungsgüter zu liefern und sich deshalb bereits der Hunger unter den Soldaten breit mache.

Rekrutierung

Die seit alters bestehende Verpflichtung aller römischen Bürger zum Wehrdienst war niemals außer Kraft getreten, doch hatte die Armee während der Prinzipatszeit stets genügend Freiwillige und konnte auf weitere Rekrutierung verzichten. Seit Diokletian mußte man die früher für Hilfstruppen gelegentlich angewandte Konskription auf die römischen Bürger – und damit praktisch auf die ganze Reichsbevölkerung – ausdehnen. Jährlich forderten die Kaiser von jeder einzelnen Provinz festgelegte Kontingente an Rekruten (*tirones, iuniores*). Verantwortlich für die Stellung der Rekruten waren die *civitates*, und als im Verlauf des 4. Jh. großflächige Großgrundbesitzungen mit fest zugeschriebenen Bauern (*coloni adscripticii*) sich ausbreiteten, bezog man auch die Grundherrn in die Verpflichtung zur Rekrutenstellung mit ein. Zudem waren die Söhne von Veteranen aufgrund ihres Status dienstpflichtig. Dieses Rekrutierungssystem mit seiner Mischung aus Freiwilligkeit, Erbllichkeit im Soldatenstand und Rekrutenstellung durch die Kurie bzw. Grundherren bestand bis in die 70er Jahre fort. Literarische Zeugnisse und einschlägige Konstitutionen aus dem *Codex Theodosianus* lassen jedoch erkennen, dass es um 376 zu gravierenden Änderungen im Rekrutierungssystem kam, weil die Goten, welche die Donau überquert hatten, eingebunden wurden. Ab jetzt war es gestattet, ja erwünscht, die tatsächliche Rekruten-

stellung durch *adaeratio* in eine Geldzahlung umzuwandeln; die Rekruten kamen jetzt von den Goten. Bereits im Jahr darauf sind einschlägige Zahlungen in den Papyri greifbar. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Pflicht zur Rekrutenstellung weitestgehend durch Geldzahlungen abgelöst, welche de facto eine Steuerleistung darstellten. Die Armee zog es vor, mit diesem Geld die Männer von dies- und jenseits der Grenze selbst anzuwerben, zumal die Aushebungen der Kurien und Grundherren höchst unbeliebt waren und angeblich sogar zu Selbstverstümmelungen der vorgesehenen Kandidaten geführt hatten. Die wichtigsten Rekrutierungsräume waren Illyricum, Thrakien und die gebirgigen Gegenden Kleinasiens (Isaurien).

Ethnische Komponenten

Entsprechend dem Rekrutierungsverfahren war die ethnische Zusammensetzung der Armee in den einzelnen Teilen des Reiches und vielleicht sogar von Einheit zu Einheit ziemlich verschieden. In den nördlichen Provinzen ist davon auszugehen, dass die Durchsetzung der Einheiten mit reichsfremden, zumeist germanischen Soldaten beträchtlich und vor allem zwischen 250 und 400 stetig angestiegen war. Hinzu kam, dass ganze Verbände etwa alemannischer, juthungischer u.a. Krieger, die als *foederati*, Angeworbene oder Kriegsgefangene zum römischen Heer gestoßen waren, als geschlossene Einheiten – oft mit ihrem alten Volksnamen – eingegliedert wurden. Sinnvollerweise hatte man solche Einheiten fern der Heimat stationiert, so dass durch lokale Ergänzung im Laufe der Jahre auch die ethnischen Truppenkörper des Heeres aus Soldaten unterschiedlichster Herkunft und Muttersprache bestanden. Insbesondere in den weniger gefährdeten Regionen des Reiches rekrutierte man wie eh und je Soldatensöhne und Freiwillige – und grundsätzlich ist ja davon auszugehen, dass die stationären *limitanei* ganz überwiegend aus der lokalen Bevölkerung ergänzt wurden. Angeworbene Soldaten barbarischer Herkunft und Karrieremilitaristen dienten wohl hauptsächlich in den *comitatenses*, bei denen häufige Verlegung ein Verwurzen der Einheit am Garnisonsort erheblich erschwerte.

Soldatenlisten auf Papyrus lassen die Zusammensetzung der in Ägypten stationierten Einheiten (fast ausschließlich *limitanei*) wenigstens in groben Zügen erkennen. Neben den im spätantiken Ägypten weit verbreiteten Allerweltsnamen begegnen gelegentlich auch seltene, zumeist lateinische Namen, die in Ägypten nicht heimisch waren. Dann und wann finden sich sogar germanische Namen wie Agamundus oder Ricimer. Die Rekrutierung erfolgte zum überwiegenden Teil, aber nicht ausschließlich auf lokaler Ebene. Dies

gilt sogar für jene Truppen, deren Bezeichnung (*vexillatio, scutarii*) sie als Einheiten ausweist, die – wenigstens ursprünglich – der mobilen Feldarmee angehörten. Erst im 6. Jh. zeigt das Namensmaterial der Soldaten fast ausschließlich ägyptische (und christliche) Prägung. Soldaten mit fremden Eigennamen begegnen bezeichnender Weise hauptsächlich während der Blemmyer-Kriege um 563-568, was die Vermutung nahe legt, dass fremde Kontingente zur Verstärkung herangeführt worden waren.

Soldatenfamilien

Lokale Rekrutierung und die gesetzliche Vorschrift, dass Soldatensöhne in den Militärdienst eintreten mussten, waren Faktoren, die im Laufe des 4. Jh. mehr oder weniger professionelle Bürokraten- und Soldatenfamilien formten. Zudem versuchten vor allem Mitglieder der kurialen Schicht, sich durch Eintritt in den Reichsdienst den zunehmend drückender werdenden Belastungen und Verantwortungen des Stadtrates (*curia*) zu entziehen. Durch Übertritt in den steuerlich privilegierten Staatsdienst versuchte die städtisch-provinziale Elite, ihr Vermögen zu bewahren oder zu vermehren. Abermals eröffnen vor allem papyrologische Quellen konkrete Einblicke in die Etablierung von Soldatenfamilien. Ein gewisser Flavius Theodoros etwa ist der Sohn eines *scholasticus* des *forum Thebaidis*, der also gleichfalls schon im Dienst des *dux et Augustalis* der Thebais gestanden hatte. Auch der Bruder des Theodoros scheint dort gedient zu haben. Seit dem frühen 6. Jh. lässt sich nachweisen, dass Brüderpaare im Dienste der Armee standen, z.B. ein Flavius Silvanus und Flavius Sarapion; oder Flavius Callinicus Iuvinnianus, der bei den *Leontoclibanarii* in Mittelägypten Karriere machte, und sein »Bruder von derselben Mutter und demselben Vater«, der im Numerus der *Transtigritani* in derselben Gegend diente. Die Brüder traten also in verschiedene Einheiten ein. Das beste Beispiel liefert das sogenannte Taurinus-Archiv aus dem 5. und frühen 6. Jh. aus Hermupolis, dem Sitz des *dux Thebaidis*: Pachturkunden, Mietverträge und Steuerunterlagen machen die Geschicke einer Soldatenfamilie über vier Generationen nachvollziehbar. Flavius Taurinus I. (ca. 405-455), Sohn eines Plusammon und daher wohl von ägyptischer Abkunft, diente sich bei den *Mauri scutarii* in Hermupolis vom einfachen *eques* bis zum *primicerius* empor. Sein Sohn, Flavius Ioannes I. (ca. 435-500), der zunächst auch in den Dienst bei den *Mauri* eintrat, wechselte bald in das *officium militare* der Thebais, wo er lange als *scriniarius* arbeitete, bevor er knapp vor seiner *missio* wieder zur Truppe versetzt und wie sein Vater als *primicerius* in den Ruhestand entlassen wurde. Dessen Sohn, der nach dem

Großvater wiederum Flavius Taurinus II. (ca. 465-512/3) genannt wurde, machte seine Karriere als *commentariensis* und *scriniarius* ausschließlich in der Schreibstube des *officium militare* der Thebais, bevor er um 497 den Dienst quittierte, sich der Kirche zuwandte und spätestens 510 die Priesterweihe erhielt. Dessen Sohn, der erwartungsgemäß Flavius Ioannes II. hieß, dürfte in der Zivilverwaltung tätig gewesen sein. Das Taurinus-Archiv führt uns durch wachsende Zahl und Volumen der Geschäfte auch den langsamen wirtschaftlichen Aufstieg der Soldatenfamilie aus bescheidenen Anfängen zu einer zwar nicht reichen, aber gut situierten Familie vor Augen.

Die Armee als Wirtschaftsfaktor

Generell nehmen in dem Maße, wie sich die inschriftlichen Quellen vom 4. bis zum 7. Jh. verringern, die Papyri an Bedeutung für unsere Kenntnis der römischen Armee und ihrer Einbettung in die provinzielle Gesellschaft – konkret: in Ägypten – zu. Die überwiegende Mehrzahl der Militärpapyri besteht jedoch aus privaten Schriftstücken von Militärs, wie Kaufurkunden, Kreditgeschäften etc. Man sieht Soldaten sowohl als Pächter als auch als Verpächter agieren, wobei in dem einen wie in dem anderen Fall die Geschäfte kaum jemals ein auffallend großes Volumen annahmen. Als Empfänger von Sold und *donativa* sind Soldaten auch in der Lage, im Kapitalgeschäft zu arbeiten. Mehrfach begegnen sie als Gläubiger eines Geld- oder Naturaldarlehens, gelegentlich auch als Schuldner. Alle Einzelurkunden entziehen sich letztlich aber einer exakten Bewertung, da ungewiss bleibt, wie viele solcher Geschäfte ein Soldat gleichzeitig betrieben hat, und ob hier ein bescheidener Nebenerwerb oder ein umtriebiger Unternehmertum greifbar wird.

Zu allen Zeiten war das Militär ein äußerst wichtiger Wirtschaftsfaktor in den Provinzen. Die Frage, wie beherrschend die ökonomische Kraft des Soldatenstandes und des Militärapparates generell gewesen sei, steht im Zentrum der kontroversen Ansichten über eine »Militarisierung« der spätantiken Gesellschaft. Vor allem die eloquenten Klagen des syrischen Rhetors Libanius (zweite Hälfte 4. Jh.) über eine angebliche Umschichtung des Vermögens von den städtischen Oberschichten zu den Militärs und Bürokraten haben bei modernen Historikern viel Gehör gefunden. Insbesondere betrachtete man die Konzentration von Grundbesitz in den Händen der (höheren) Offiziere als wichtigste Erscheinungsform dieser Entwicklung. Aus den Papyri lassen sich zwar zahlreiche Belege für Soldaten und Offiziere als Grundbesitzer beibringen, was *prima vista* Libanius zu bestätigen scheint. Aber die soziale Abstufung innerhalb des Militärs ist groß, und man findet viele Sol-

daten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Eine Möglichkeit für zumindest beschränkte quantifizierende Untersuchungen bieten zwei umfangreiche Landregister aus dem mittelägyptischen Gau Hermopolites aus der Mitte des 4. Jh. Eine statistische Auswertung der Eintragungen ergibt, dass in diesem Gau nur 1,8 Prozent des Landes im Besitz von Personen war, die militärische Titel trugen und deshalb Soldaten (oder aber Offiziere) sein könnten. Im benachbarten Antinoites gehörten gar nur 1,2 Prozent des Landes, das Bewohner der Metropole besaßen, den aktiven Soldaten und 0,5 Prozent den Veteranen. Ein weiteres Register, das gleichfalls aus dem Hermopolites, aber vom Beginn des 7. Jh. stammt, ergibt eine nahezu identisches Bild. Auch über den Zeitraum von fast drei Jahrhunderten war der Grundbesitz der Militärs nicht wesentlich angewachsen. Lediglich anhand solcher Testimonien läßt sich der Grundbesitz der Soldaten und Offiziere in Zahlen fassen – und jedenfalls für Ägypten erweisen sich die Klagen des Libanius und anderer Rhetoren über die angebliche wirtschaftliche Dominanz der Militärs als maßlos übertrieben.

Militärgericht und Polizeifunktion

Ein zweiter Bereich, in dem die Forschung gerne eine Ausweitung der Kompetenzen des Militärs konstatiert, ist das Gerichtswesen. Indizien dafür sieht man einerseits in der Einrichtung von Sondergerichten, die im Laufe des 4. Jh. gegen den Widerstand der Regierung an Bedeutung gewannen, andererseits im privilegierten Gerichtsstand für Soldaten. Auch für diese Frage bieten die Papyri konkrete Anhaltspunkte. Von den über 50 Protokollen über Gerichtsverhandlungen aus der Zeit vom 4. bis 7. Jh. kommen nur drei vom Militärgericht, alle übrigen von zivilen Statthaltergerichten. Dieser Befund deutet nicht auf eine Vereinnahmung der Gerichtsbarkeit seitens des Militärs hin. Eine andere Sache ist es, wenn Militärpersonen in ihrer altgewohnten Rolle als polizeiliche Ordnungsmacht angerufen wurden, bevor man den Gang zum Gericht erwog. Nach wie vor erfüllte das Militär dabei seine Funktion bei der Bekämpfung der Kriminalität. In weitesten Teilen des Reiches war das Militär als nächster greifbarer Repräsentant staatlicher Autorität die erste Anlaufstelle für die Zivilbevölkerung. Seit der Prinzipatszeit wurden Offiziere und Chargen (*centuriones*, *beneficarii*) der lokalen Garnison von der Zivilbevölkerung als polizeiliche und (quasi-) richterliche Instanz angerufen, um in den kleinen Streitigkeiten des Alltags den Leuten zu ihrem Recht zu verhelfen. Diese Usance riss in der Spätantike nicht ab. Unter den Papieren des Flavius Abinnaeus, Kommandant (*praepositus*) einer Garnison im südwestlichen Wüstenrand des Fayum (Mitte 4. Jh.), sind 14 Peti-

tionen enthalten, wobei einige die Einleitung eines Prozesses vor dem *dux* verlangten. Nur in einem der Fälle war tatsächlich die Disziplinargewalt des Offiziers wegen Übergriffe eines Soldaten gefragt, ansonsten betrafen sie Streitigkeiten unter Zivilen. Das Militär griff freilich nur auf Bitte der Bevölkerung hin ein. Von einer Anmaßung der Rechtsprechung durch das Militär kann jedenfalls weder in diesem lokalen Rahmen noch in Hinblick auf die Militärgerichte der *duces* bzw. *comites* die Rede sein.

Militarisierung der Gesellschaft?

Für die Streitfrage der ›Militarisierung‹ ist schließlich relevant, wie stark die Präsenz der Militärpersonen in der Gesellschaft gewesen ist. Wiederum liefern nur die Papyri aus Ägypten einigermaßen auswertbare Angaben.

Für die Beurteilung dieser Frage hängt natürlich viel davon ab, wie hoch man einerseits die Gesamtzahl der in Ägypten stationierten Truppen und andererseits die Gesamtbevölkerung des Landes einschätzt. Bei vorsichtiger Schätzung geht man von maximal 30 000 Soldaten bei einer Bevölkerung von mindestens 4,75 Millionen aus. Die Militärs machten folglich kaum mehr als 0,5 bis 0,8 Prozent der Bevölkerung aus. Eine Armee dieser Größe benötigte (variabel nach Dienstzeit) ungefähr 2 000 Rekruten pro Jahr. Auf jeden Gau bzw. jede *civitas* entfielen demnach nicht mehr als 40-50 Rekruten jährlich; die Bindung von Arbeitskräften durch die Armee war demnach sehr gering. Aufgrund der niedrigen Lebenserwartung (im Durchschnitt ca. 30 Jahre) und – in viel geringerem Ausmaße – durch gewaltsamen Tod während der Dienstzeit oder vorzeitige Entlassung aufgrund von Krankheit hat nur etwa die Hälfte der Soldaten ihre *missio honesta* erlebt. Der Rücklauf an Veteranen in die zivile Gesellschaft war deshalb zahlenmäßig gering: Eine Einheit von ca. 400 Mann entließ bei 20 Jahren Dienst jährlich etwa 15 Veteranen. Dass in der Spätantike offenbar auch längere Dienstzeiten an der Tagesordnung waren, ließ die Zahl der Veteranen weiter sinken. Dieser verschwindend geringe Prozentsatz von aktiven oder ehemaligen Angehörigen des Militärs war nicht geeignet, einen Staat im Staate oder gar eine Militärkaste zu entwickeln, auch wenn vielfach in den Papyri erkennbar wird, dass Soldaten und Veteranen bevorzugt gesellschaftlichen Umgang untereinander gepflegt haben. Ein gesellschaftlicher Druck seitens der Soldaten und Veteranen oder eine Militarisierung der Gesellschaft ist im spätantiken Ägypten jedenfalls nicht zu spüren. In anderen Regionen des Reiches – etwa in den gefährdeten Provinzen an Donau, Rhein und Euphrat mag dies graduell oder phasenweise anders gewesen sein; aber die Verhältnisse dort sollten vielleicht

nicht als repräsentativ für die spätantike Gesellschaft als Ganzes betrachtet werden.

Dienst und Avancement

Aus der Festung Dura Europos an der Euphratgrenze hat ein glücklicher Papyrusfund bedeutende Bruchstücke der lateinischen Buchführung der kurz vor der Mitte des 3. Jh. dort stationierten Truppe ans Licht gebracht. Sie gewähren Einblicke in Festkalender, Diensteteilungen, Tagesablauf und Verwendung der Soldaten. Vergleichbare Aktenstücke aus den Kanzleien des Militärs selbst, die mindestens bis zum Anfang des 6. Jh. die lateinische Kommando- und Verwaltungssprache pflegten, sind aus der späteren Zeit äußerst selten. Immerhin lässt sich manches aus Graffiti und Ostraka, die entlang der Handelsrouten vom Niltal zum Roten Meer und in der Oase Douch westlich des Niltals zahlreich gefunden wurden, für den alltäglichen Dienst im 2. bis 4. Jh. ablesen: Die ständige Kontrolle der Verkehrswege und Pisten durch die Wüstengebiete sowie die Bewachung der Oasen und Fruchtslandschaft war – wie eh und je – die Hauptaufgabe des Militärs. Zahlreiche Wachtürme und Schriftdokumente bezeugen auch für das 4. bis 6. Jh. den über Jahrhunderte gleichförmigen Routinedienst, der die Patrouillen oft weit von den Garnisonsorten ihrer Einheit wegführte (*agrariae*). Mutatis mutandis darf man sich wohl die alltäglichen Patrouillenritte, die Kontrolle des Verkehrs und gelegentlichen Scharmützel mit Räuberbanden und plündernden Nomaden von jenseits der Grenze auch am Limes in anderen Teilen des Reiches ähnlich vorstellen.

Von der Mobilität der Soldaten und insbesondere der Offiziere vermitteln ferner die auf Papyri erhaltenen Abrechnungen zweier im Oxyrhynchites gelegener *mansiones* (staatlicher Herbergen) über die Ausgaben von Lebensmitteln ein anschauliches Bild. In beiden Abrechnungen, die in ihrer Zweckbestimmung voneinander differieren, scheinen neben verschiedenen anderen Würdenträgern (*comites*, *palatini*, auch ein *praepositus sacri cubiculi*) mehrere Offiziere (*tribuni*, *praepositi*) mit ihrem Gefolge und etliche Gardisten (*scutarii*) samt ihrer *familia* auf. Man sieht, wie die Militärs offenbar mit ihren eigenen Reittieren reisten, aber in den *mansiones* übernachteten und dort verpflegt wurden. Bei den *comitatenses* ist wohl damit zu rechnen, dass sie durch zahlreiche Truppenbewegungen und Verschiebungen nahezu ständig auf dem Marsch waren.

Die Länge des Dienstes und die Mechanismen des Avancements lassen sich für die spätantiken Soldaten nur in groben Zügen nachvollziehen: Ein

Papyrus-Dossier beleuchtet die Karriere des genannten Flavius Callinicus Iovinnianus, der 502 noch einfacher Soldat bei den Leontoclibanariern, dann 509 zum *biarchus* und 523 schließlich zum *centenarius* aufgestiegen war. Selbst wenn Callinicus 523 schon einige Jahre *centenarius* gewesen sein sollte, hat er etwa zehn Jahre benötigt, um vom *biarchus* weiter zu avancieren. Eine Generation nach ihm hat Flavius Menodorus in derselben Einheit folgende Ränge durchlaufen: Im Jahre 546 hat er als *primicerius* die ranghöchste Stelle nach dem Kommandanten (*tribunus*) inne. Fünfzehn Jahre davor, 531, war er noch *centenarius*. In der Zwischenzeit muß er noch die Stelle eines *ducenarius* und *senator* bekleidet haben. Im Schnitt rückte er demnach ungefähr alle fünf Jahr vor. Seine Karriere verlief also schneller als jene des Callinicus. Ein starr geregeltes Avancement gab es demnach nicht. Menodorus versah zumindest 20 Jahre lang aktiven Dienst.

Die Auflösung der weströmischen Armee

Das 5. Jh. brachte dem Weströmischen Reich eine Serie neuer Bedrohungen, die allesamt Auswirkungen des Hunnensturmes waren, der ab 375 in einer ersten Welle etliche germanische Stammesverbünde (*gentes*) an und über die Grenzen des Reiches drängte. In der Folge entstanden auf dem Boden des Reiches die Staatsgebilde der Westgoten, die ab 408 nach Italien wanderten, 410 sogar Rom eroberten und sich 418 in Aquitanien (Südwestgallien) ansiedelten. 406/7 waren die Vandalen, Alanen und Sueben in Gallien eingefallen und 409 nach Spanien weitergezogen. Bald nach 410 räumten die römischen Truppen Britannien, 413 siedelten sich die Burgunder am mittleren Rhein an, 429 setzten die Vandalen nach Nordafrika über und etablierten dort ein Königreich. Gegen Mitte des 5. Jh. trug eine noch massivere Expansion unter Attila die hunnischen Reiterheere selbst bis in die Kernzonen des Reiches. 451 konnte eine römisch-germanische Koalition durch die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (Gallien) zwar ein weiteres Vordringen der Hunnen abwenden, einen Einfall nach Italien im Folgejahr aber nicht verhindern; 455 wurde Rom ein zweites Mal geplündert, diesmal von den Vandalen; 473 wanderten die Ostgoten in Italien ein, der römische Kaiser wurde 476 abgesetzt.

Wo war die römische Armee geblieben? Die selbständigen germanischen Staatsgebilde auf Reichsboden hatten immer größere Gebiete aus der Militärordnung, wie sie die *Notitia Dignitatum* beschreibt, herausgelöst. Die Basis für Rekrutierung und Versorgung wurde immer schmaler. Die großen Heermeister des 4. und 5. Jh., Stilicho, Aetius, Avitus und Ricimer, hatten vor

allem dafür zu sorgen, dass eine Feldarmee einsatzfähig blieb, während die Limitan-Einheiten oft ihrem Schicksal überlassen blieben. Ein anschauliches Bild von den in Auflösung begriffenen Strukturen vermittelt die *Vita Sancti Severini* des Eugippius, in der das Wirken eines ›heiligen Mannes‹ am norischen Donaulimes um 470 bis 480 beschrieben wird. Die verbliebenen römischen Soldaten waren nach Anzahl, Ausrüstung und Kampfkraft kaum mehr als Wachmannschaften in ihren Standlagern, wo längst auch die Zivilbevölkerung hinter den Mauern Schutz gesucht hatte. Abgeschnitten von den Versorgungs- und Kommunikationswegen zu den höheren Kommandanturen, waren sie auf Selbsthilfe angewiesen. Einige Soldaten, die aufgebrochen waren, um den Kontakt mit dem *dux* wiederherzustellen und Sold zu holen, wurden erschlagen aufgefunden. Die lokalen Machthaber waren germanische Fürsten. Räuberbanden verunsicherten zudem das Land. Schließlich räumten die Soldaten und jene Teile der Bevölkerung, die sich mit dem römischen Staat identifizierten, das Land und zogen nach Italien. Das römische Militär und die römische Herrschaft in Ufernoricum hatten sich praktisch aufgelöst. Nicht anders dürfte die Situation in anderen, exponierten Regionen des Reiches gewesen sein.

Die Oströmische Armee im 6. und 7. Jahrhundert

Im Oströmischen Reich war trotz mancher Erschütterungen die Lage insgesamt wesentlich stabiler geblieben. Das Einnisten autonomer Staatsgebilde innerhalb des Reiches konnte hier verhindert werden. An den beiden gefährdeten Grenzabschnitten, an der unteren Donau und im mesopotamisch-syrischen Raum konnte mit wechselhaften militärischen Erfolgen ein gewisses Gleichgewicht mit den gegnerischen Germanen (später Slawen und Awaren) bzw. Persern gehalten werden. Eine latente Schwäche der diokletianisch-konstantinischen Militärordnung war im Verlauf des 5. Jh. offenbar geworden. Die in einer Provinz versammelten Truppen hatten, je nach ihrem Status, drei verschiedene Kommandanten: den lokalen *dux* (bzw. *comes*) für die *limitanei* in den Grenzfestungen, einen *magister militum* für die Einheiten der Feldarmee (*comitatenses*), und die beiden *magistri militum praesentalis* für die kaiserlichen Eliteeinheiten, die *palatini*. Diese dreiteilige Kommandostruktur erwies sich bei einer fremden Attacke als nachteilig, da jede gezielte Reaktion einen großen Aufwand an Koordination und Kommunikation erforderte. Kaiser Anastasius (491-518) hatte deshalb angeordnet, dass auch alle *praesentales* im Gebiet eines Ducates dem Befehl des *dux* unterstellt seien, womit er die lokalen Militärkommanden auf Kosten einer zentralen militärischen

Autorität stärkte. Einen Schritt weiter ging Justinian (527-565), der in den militärisch bedeutsamen Grenzregionen die diokletianische Gewaltentrennung aufhob und zivile wie militärische Macht wieder in der Hand eines *dux et Augustalis* vereinigte. Finanzkraft und Armee waren gegen Mitte des 6. Jh. so stark, dass Justinian eine ehrgeizige – und kurzfristig auch erfolgreiche – Rückeroberung ehemaliger Reichsgebiete in Italien und Afrika erzielen konnte. Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese gewaltigen Anstrengungen, die der Historiograph Prokop sehr detailliert beschreibt, die Ressourcen des Oströmischen Reiches nicht übermäßig beansprucht haben, zumal im Balkanraum die slawischen Stämme als neue, landhungrige Gegner auftauchten und im Orient die Auseinandersetzungen mit dem sasanidischen Erbfeind nicht zur Ruhe kamen.

Doch in den von Kriegen nicht berührten Teilen des Oströmischen Reiches dürfte sich die Situation des Militärs im 6. Jh. nicht wesentlich gegenüber dem 5. Jh. verändert haben. Durch lokale Rekrutierung waren die *limitanei*-Einheiten fest an ihren Stationierungsorten verankert. Der Dienst in der Armee scheint keineswegs gemieden worden zu sein. Gegen Ende des 6. Jh. bietet ein Papyruskonvolut aus der Grenzgarnison Syene (am ersten Nil-Katarakt), das um den Soldaten Paternuthis gruppiert ist, vielerlei Einblicke in die Geschäfte und sozialen Verhältnisse der Soldaten, von denen über 100 namentlich bezeugt sind. Man erfährt viel über die wirtschaftlichen Tätigkeiten dieser Soldaten, die zumeist als Kontrahenten oder Zeugen in Verträgen auftreten und neben ihrem Dienst vielfach auch zivilen Berufen nachgingen. Von militärischen Aktivitäten hingegen hört man kaum etwas, und der Dienst scheint sich auf Polizei- und Kontrolltätigkeiten an der Grenze, Eskortierungen und Transporte beschränkt zu haben. Die Syene-Papyri vermitteln genau jenes Bild, das man landläufig von den *limitanei* hat: eine lokale Miliz, tief verwurzelt in der örtlichen Gesellschaft und ihren Geschäften. Die militärische Rolle dieser Truppe darf allerdings auch nicht unterschätzt werden. Wiederholt hatten sie Plünderungszüge der in Nubien ansässigen Stämme der Nobaden und Blemmyer abzuweisen, die um 450 sogar zu einem regelrechten Krieg eskaliert waren. Falls größere militärische Aktionen zur Abwehr oder Abschreckung der Anrainer des Reiches für nötig erachtet wurden, hat man fremde Kontingente zur Verstärkung der lokalen Truppen herangeholt; so findet man beispielsweise auch in Ägypten um 540 neue Einheiten wie die *Numidae Iustiniani* oder die *Scythae Iustiniani*, die wohl für Strafaktionen gegen die neuerlich unruhig gewordenen Blemmyer an die Südgrenze versetzt worden waren, dann aber anscheinend im Land verblieben.

Mit einer deutlich anderen Situation ist freilich bei den Expeditionskorps zu rechnen, mit denen Justinian bzw. seine Generäle Belisar und Narses die

Goten-, Vandalen- und Perserkriege durchführten. Wie bei den früheren *comitatenses* diente in diesen Truppen, unter denen die gepanzerten Bogenschützen zu Pferd die wichtigste Rolle einnahmen, ein nicht unerheblicher Prozentsatz angeworbener Soldaten unterschiedlichster Ethnizität. Schon die Heermeister des 5. Jh. hatten häufig hunnische oder germanische Schutztruppen, doch im 6. Jh. trat dieses Phänomen noch mehr in den Vordergrund. In Anlehnung an die bewaffnete Gefolgschaft germanischer Herrscher und Kriegsherrn legten auch hohe Offiziere der römischen Armee sich eine privat finanzierte Leibgarde zu. Nach dem feineren Brot, das diese Privatsoldaten bekamen (*buccellum*), hießen sie im Militärjargon der Zeit *buccellarii*. Belisar soll 7000 Reiter selbst finanziert haben – und selbst wenn Zahl und Bedeutung der *buccellarii* in diesem und in anderen Fällen übertrieben sein dürften, so repräsentierten sie doch eine Hausmacht, die sich in erster Linie ihrem General und erst an zweiter Stelle dem Kaiser oder Reich verpflichtet fühlte. In der provinziellen Gesellschaft stellte auch schon eine geringe Anzahl trainierter Waffenträger einen beträchtlichen Machtfaktor dar, den ein lokaler Militär (und Grundherr) für sich nutzen konnte.

Am Beginn des 7. Jh. verlangten die Abwehrkämpfe des Kaisers Heraclius (610-641) gegen die Sasaniden, die zwischen 615 und 630 etliche Provinzen des Orients unter ihre Herrschaft gebracht hatten, große militärische und wirtschaftliche Anstrengungen. Zudem hatte der entschlossene Angriff der sasanidischen Reiterheere gezeigt, dass die Grenztruppen und Befestigungen in den Provinzen von Mesopotamien bis Ägypten nicht ausreichten, sondern von einer Invasionsarmee aufgerollt werden konnten. Wie schon bei den Markomannenkriegen des Marcus Aurelius und in vielen Auseinandersetzungen des 3. und 4. Jh. konnte erst das kaiserliche Heer um 630 das Blatt wieder zugunsten des Reiches wenden. Doch wenige Jahre später gingen alle Provinzen des Orients an die arabischen Eroberer verloren. Die römische Armee hatte den schnellen, ungepanzten Reitern keinen ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen. Aus der Chronik des Bischofs Johannes von Nikiou, der als Augenzeuge die Eroberung der ägyptischen Provinzen miterlebte, wird deutlich, dass das fundamentale Problem der römischen Abwehr die Aufspaltung der Kräfte und mangelnde Koordination zwischen mehreren Kommanden war. Mit dem Verlust der Orient-Provinzen ging auch das spät-römische Militärsystem zugrunde. In den verbliebenen Teilen des Reiches, etwa in Kleinasien, wurde es ersetzt durch die sogenannte Themenordnung, die den Beginn des byzantinischen Wehrsystems darstellt.

Literatur

- Bagnall, Roger S.: *Military Officers as Landowners in Fourth Century Egypt*, Chiron, 22 (1992) 47-54.
- Barnes, Timothy D.: *The Career of Abinnaeus*, Phoenix, 39 (1985), 368-374, (repr.: Barnes Timothy D., *Eusebius to Augustine*, Aldershot 1994).
- Campbell, Brian: *The Army*, in: *Cambridge Ancient History XII: The Crisis of Empire*, A.D. 193-337, Cambridge 2005, 110-130.
- Carrié, Jean-Michel: *Patronage et propriété militaires au IV^e siècle: Objet rhétorique et objet réel du discours «Sur les patronages» de Libanius*, BCH, 100 (1976), 159-176.
- Carrié, Jean-Michel: *L'esercito: Trasformazioni funzionali ed economie locali*, in: Giardina, Andrea (ed.), *Società romana I*, Roma & Bari 1986, 449-488, 760-771.
- Carrié, Jean-Michel: *L'État à la recherche de nouveaux modes de financement des armées (Rome et Byzance, IV^e-VIII^e siècles)*, in: Av. Cameron (ed.), *The Byzantine and Early Islamic Near East* 1995, 27-60.
- Coello, Terence: *Unit Sizes in the Late Roman Army*, Oxford 1996.
- Demandt, Alexander: *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284-565 n. Chr.*, HdAW, München 1989, 255-272.
- Grosse, Robert: *Römische Militärgeschichte von Gallienus bis zum Beginn der byzantinischen Themenverfassung*, Berlin 1920.
- Hoffmann, Dietrich: *Das spätrömische Bewegungsheer und die Notitia Dignitatum*, I-II, *Epigraphische Studien* 7.1-2, Düsseldorf 1969-70.
- Jones, Arnold H. M.: *The Later Roman Empire 284-602: A Social, Economic and Administrative Survey*, 2., Oxford 1964, 607-686.
- Keenan James G.: *Evidence for the Byzantine Army in the Syene Papyri*, BASP, 27 (1990), 139-150.
- Lee, A. D.: *The Army*, in: *Cambridge Ancient History XIII. The Late Empire*, A.D. 337-425, Cambridge 1998, 213-237.
- Maspero, Jean: *Organisation militaire de l'Égypte byzantine*, Paris 1912.
- Mitthof, Fritz: *Annona militaris: Die Heeresversorgung im spätantiken Ägypten. Ein Beitrag zur Verwaltungs- und Heeresgeschichte des Römischen Reiches im 3. bis 6. Jh. n. Chr.*, I-II, *Pap.Flor.* 32, Florenz 2001.
- Nicasie, Martinus J.: *Twilight of Empire: The Roman Army from the Reign of Diocletian until the Battle of Adrianople*, Amsterdam 1998.
- Palme, Bernhard: *Die römische Armee von Diokletian bis Valentinian I.: Die papyrologische Evidenz*, hrsg. von Y. Bohec, Yann & Wolff, Catherine (Hg.), *L'armée Romaine de Dioclétien à Valentinien I^{er}. Actes du Congrès de Lyon 12-14 septembre 2002*, Lyon 2004, 101-115.
- Ravegnani, Giorgio: *Soldati di Bisanzio in età giustiniana*, Roma 1988.
- Rémondon, Roger: *Soldats de Byzance d'après un papyrus trouvé à Edfou*, *Recherches de Papyrologie*, 1 (1961), 41-94.
- Richard, Philippe: *La fin de l'armée romaine*, Paris 1998, 284-476.
- Scharf, Ralf: *Seniores-iuniores und die Heeresteilung des Jahres 364*, ZPE, 89 (1991), 265-272.
- Van Berchem, Denis: *L'armée de Dioclétien et la réforme constantinienne*, Paris 1952, 75-111.

- Whitby, Michael: The Army, c. 420-602, in: Cambridge Ancient History XIV. Late Antiquity. Empire and Successors, A.D. 425-600, Cambridge 2000, 288-314.
- Whitby, Michael: Armies and Society in the Later Roman World, in: Cambridge Ancient History XIV. Late Antiquity. Empire and Successors, A.D. 469-495, Cambridge 2000.
- Zuckerman, Constantine: Two Reforms of the 370s: Recruiting Soldiers and Senators in the Divided Empire, *REB*, 56 (1998), 79-139.
- Zuckerman, Constantine: Comtes et ducs en Égypte autour de l'an 400 et la date de la *Notitia Dignitatum Orientis*, *AnTard*, 6 (1998), 137-147.
- Zuckerman, Constantine: L'armée, in: C. Morrisson, *Le monde byzantin I. L'Empire romain d'Orient, 330-641*, Paris 2004, 143-180.

RAUM

Militärische Expansion und Geographie

Im militärischen Bereich bezeichnet Raum einen Geländeabschnitt, und Raumgewinn gilt als ein Maßstab militärischen Erfolges. Raum im militärischen Sinne ist aber auch soziale Praxis, d.h. in welchem Zusammenhang stehen militärische Expansion und Geographie hinsichtlich ihrer Kompatibilität? Es ist auffällig, dass bestimmte militärisch-soziale Komplexe der Geschichte offensichtlich nur oder besonders gut in bestimmten Räumen greifen, während andere ausgespart, ja nahezu gemieden werden. Diese Medaille kennt zwei Seiten: einerseits die Expansion, also die Ausdehnung und Wirkung in einem bestimmten Raum, andererseits die ›Exklusion‹, der Ausschluss von anderen. Während sich in und für eine bestimmte Geographie ein bestimmter Militärapparat entwickelt (›Militärzonen‹), kann ein so spezialisiertes militärisches Ensemble von anderen Räumen aufgrund topographischer, klimatischer oder sozialer Faktoren ausgegrenzt werden. Letzteres nennen wir hier ›Grenzen der Projektion‹. Etablierte Militärsysteme entwickeln aber über ihre engeren Grenzen hinaus Interaktionen, die nicht nur in Form von ›Vorfeldsicherung‹ stabilisierende Wirkung zeigen, sondern für das System oft zur Überlebensfrage werden: ›Ethnic Soldiering‹ – ein Konzept aus der Ethnologie, zeigt wie für den vorherrschenden Militärapparat ›wesensfremde‹ militärische Taktiken auch über Grenzen hinaus integriert werden können. Im Mittelpunkt dieses Abschnittes steht die Genese des römischen Militärsystems und deren vier Kapitel markieren verschiedene Stadien seiner Entwicklung hinsichtlich Expansion, Integration und Ausgrenzung.

Das Konzept der Militärzone

Die geographische Reichweite militärischer Systeme

THOMAS KOLNBERGER

›Militärzonen‹ bezeichnen geographische Reichweiten militärischer Systeme und sind Ergebnis historischer Prozesse. Jedes militärische System ist in ein gesellschaftliches und geographisches Milieu eingebettet; diese Verflechtung verkörpert ein Ensemble mit einer spezifischen Geographie.

Militärische Ensembles – dazu zählen Waffentechnik, Taktik, Strategie und Logistik – formen sich in Interaktion mit sozioökonomischen und naturräumlichen Rahmenbedingungen. Bewährt sich nun ein solches Ensemble über bestimmte Zeit in einem bestimmten Raum, zeigt es Tendenzen, andere Militärsysteme zu verdrängen, zumindest zu überformen. Gleichzeitig grenzt sich das auf eine bestimmte Region eingespielte militärische Ensemble als System von anderen Militärzonen ab. Aus einer Vielzahl an Möglichkeiten entsteht in unterschiedlichen Räumen ein jeweils dominierendes Gefechtsbild, eine vorherrschende Art der Kriegsführung, mit zwei Eigenschaften: Es weist klare Grenzen in seinen Reichweiten auf und ist – auf Zeit – Optimum einer historischen Genese. Die ›Kerntruppen‹ – ihre Zusammensetzung, ihre taktische Ausrichtung, Ausrüstung usw. – reflektierten das am deutlichsten: Für alle Militärzonen ist ein bestimmter Typus von Kampfmannschaft, das Rückgrat der jeweiligen Heere, charakteristisch. Dieser trägt nicht nur die Hauptlast militärischer Aktion, sondern ist Abbild der sozioökonomischen Potentiale der Gesellschaft.

Streitwagen

Ein frühes Beispiel für ein solches ›Waffensystem‹ ist der Kampf mit Streitwagen, wie er sich im Vorderen Orient entwickelt hatte. Solche von Pferden gezogenen Kriegswagen waren quasi Kampfplattformen, von denen aus Bogenschützen, Speerwerfer, Lanzenträger oder Schleuderer das Gefecht führten. Dies entweder von ›Fernkampfwagen‹ aus, welche zum Gegner auf Distanz gehalten wurden, oder – etwa bei den Persern noch Jahrhunderte später vorzufinden – als schnelle Stoßtruppe konzipiert. Solche achämenidi-

schen ›Sichelwagen‹, mit Klingen an den Rädern und mit Seitenaufbauten ausgestattet, sollten die gegnerischen Reihen durchstoßen und deren Schlachtlinien aufreißern. Bei beiden Typen handelte es sich um kostspieliges Kriegsgeschütz. Nur Gesellschaften mit entsprechenden ökonomischen Überschussleistungen in Steuern und Abgaben konnten diese Wagen in ausreichender Menge aufstellen und die erforderlichen Mannschaften rekrutieren, trainieren und unterhalten. Im gesamten Fruchtbaren Halbmond waren ›Kampfwagen‹ als Waffensystem bekannt und im Einsatz. Vermutlich stammte die Innovation aus der westlichen Steppe Asiens und wurde durch indoiranische Völker ins Zwischenstromland und nach Anatolien vermittelt. Aber nur einige Reiche dieser Region vermochten diese auch zu Militärsystemen mit entsprechender Taktik, Strategie und logistischem Hintergrund aufbauen. In diesem Zusammenhang ist das Ägypten der Pharaonen-Zeit ein gutes Beispiel dafür, wie durch Nachholen einer Entwicklung, durch eine Modernisierung des Militärsystems, sich eine Militärzone entwickelte. In Abstimmung mit der reformierten Infanterie standen diese Streitwagen als neue Kerntruppe und schlagkräftigster Teil des Heeres seit dem Neuen Reich (ab ca. 1570) im Zentrum der Heeresorganisation. Was war geschehen? Semitische Volksgruppen, vermutlich aus Vorderasien, erlangten im 17. vorchristlichen Jahrhundert die Herrschaft über das Nildelta, mit eigener Dynastie, Kult und Hauptstadt – Avaris (Auaris) an einem Arm des Nils gelegen. Ob diese Hyksos (›Herrscher fremder Länder‹) als Invasoren kamen, oder – und diese Version ist am wahrscheinlichsten – über Generationen und in kleinen Gruppen in Unterägypten einsickerten, die Schwächephase des Alten Reiches dabei nutzten, um sich in dieser fruchtbaren Welt einzurichten, muss an dieser Stelle nicht nachgegangen werden. Fakt ist: Ihre Migration zog aus Mesopotamien und den dahinter liegenden Steppenregionen überlegenes Kriegsgeschütz nach. Diese neuen Waffen begründeten zwar nicht, stützten aber ihre Herrschaft, und Kampfwagen, metallene Pfeilspitzen, neue Hieb- und Stichwaffen, Körperpanzer, Helme und Schilder – wahrscheinlich auch der Kompositbogen – waren für alt-ägyptische Verhältnisse revolutionäre militärische Neuerungen. Am Ende der so genannten ›Zweiten Zwischenzeit‹ setzten die Pharaonen des Neuen Reiches dieser Sezession in Unterägypten schließlich ein Ende – und zwar mit den Waffen der Gegner, die sie inzwischen erfolgreich adaptiert hatten. Unter Ahmose griffen pharaonische Truppen die politisch abgefallenen Provinzen an, vertrieben – wenigstens in Teilen – die Hyksos, welche schon längst mehr ägyptisch als ›fremdländisch‹ waren, und unterwarfen ihre Führung. Zumindest diese Invasion ist historisch gesichert.

Vom Gegner lernen ...

Zuerst aber hatten sich die ägyptischen Herrscher diese neue Kampf-Technik, motiviert durch Niederlagen gegen Armeen, welche mit ihr bereits operierten, erst anzueignen und den Gegebenheiten im Land am Nil anzupassen. Für die ›Geopolitik‹ der Pharaonen stellte sich in weiterer Folge dieses Kampfinstrument als ideal heraus: Vom Nildelta aus sollte vornehmlich der Sinai und das syro-palästinische Vorfeld kontrolliert werden. Dort in der Levante fanden die großen Gefechte, etwa unter Ramses II. gegen die Hethiter bei Kadesch (1274 v. Chr.) statt, dort waren die dafür erforderlichen ebenen Flächen vorhanden und – was noch entscheidender ist: Dort lagen auch die imperialen Konfliktzonen. Erst als die Kontrahenten in militärischen Belangen Ähnlichkeit erreichten, d.h. als beide Seiten mit ähnlichen Waffensystemen gegeneinander zu kämpfen begannen, stabilisierte sich das Militärsystem in dieser Weltregion zu einer Militärzone. Divergierende militärische Konzepte wurden durch Adaption ein komplementäres Ensemble.

Ausdifferenzierung und Spezialisierung als Kennzeichen von Militärzonen

Am Design der Streitwagen lässt sich das gut demonstrieren: Die Ägypter übernahmen nicht einfach die mesopotamischen Modelle – schwere, robuste Kampfwagen, die direkt gegen die Linien als ›Gassen-Hauer‹ geführt wurden. Diesem schweren Schlachtgespann für den Nahkampf setzten die Ägypter den leichten, superschnellen ›Renner‹ entgegen. Ähnlich dem Basiskonzept moderner Jagdpanzer attackierten solche Gefährte nicht vordergründig Schlachtreihen, sondern die schweren Kampfwagen der Gegner. Sie schirmten dabei die eigene Infanterie vor dieser Gefahr ab, versuchten schon deren Angriff im Vorfeld abzufangen, zumindest empfindlich zu stören, die Flügel der gegnerischen Formation zu bestreichen, und trachteten – wie lästige Bienenstiche – Unruhe in deren Aufmarsch zu bringen. Dass der Streitwagen dann zu einem überragenden sozialen und politischen Kennzeichen pharaonischer Herrschaft wurde, unterstreicht nur seine erfolgreiche Implementierung. Wichtiger noch: Streitwagen bestimmten das Kriegsgeschehen und ihre teilweise komplementäre taktische Ausrichtung vertiefte die Praxis der Militärzone. Erst kostengünstigere, leichte und flexiblere Reiterei, deren Know-how ebenfalls aus dem eurasiatischen Steppengürtel stammte, sollte die Dominanz der Streitwagen beenden, ohne dass diese aber – siehe Perser- oder Seleukidenreich – außer Gebrauch kamen.

Jedoch – ohne taktische Hilfstruppen – etwa Reiterei, Fußtruppen oder Tross, flankierende Kampf- oder Versorgungseinheiten – wäre auch diese Waffe stumpf geblieben. Erst in Abstimmung mit anderen Truppenteilen entsteht ein militärisches Ensemble. Für die Herrscher am Nil wurden so im Zuge ihrer Machtprojektionen über das Niltal hinaus Belagerungs- und Befestigungstechniken immer wichtiger. Gelingt es nun, diese Grunderfordernisse nachhaltig zu lösen – etwa die Frage, wie die Hilfstruppen ausgehoben werden –, ist noch keineswegs ein ›Optimum‹ erreicht. Aber es liegt ein funktionierendes Kampfsystem vor, welches erfolgreich operieren kann und konkurrenzfähig ist.

Steppengürtel und Reiterkrieger

Die Tatsache, dass Reiter durch lebenslanges Training in der Steppe, durch ihre robusten Pferde und durch ihre Bögen gefürchtete Krieger abgaben, setzte noch keine Militärzone in den Stand: Erst die politische Organisation, die in einem bestimmten, exklusiven Landschaftsgürtel diese Entwicklung bündelt, schaffte eine solche. Das ist der qualitative Faktor. In der eurasischen Steppe wurde die Domestizierung des Pferdes als Kriegsmittel zur entscheidenden Kulturtechnik der Subsistenz und politischen Organisation. Die Ähnlichkeit der Lebensweise im gesamten Steppengürtel, die gleichzeitig zur Grundlage der Kriegstüchtigkeit hochmobiler, nomadisierender Gruppen wurde, gab die Basis für Konföderationen und politische Bündnisse. Fand der eine mehr Verbündete ähnlicher Art, konnten andere in die Allianz genötigt werden – das war dann lediglich eine Frage der Truppenstärke. Andererseits hob sich die Ökonomie und Ökologie der Steppe deutlich von den Ackerbauzonen weiter südlich (etwa Chinas) und westlich ab. Dieser Vorteil, sich immer wieder regenerierend zurückziehen zu können, ermöglichte der lange Bestand des Steppengürtels als eigene Militärzone – gewiss mit seinen Konjunkturen und Zyklen, dennoch mit bemerkenswerter Kontinuität seines militärischen Rückgrates, des Steppenreiters als Herr in seinem Einzugsbereich und – von Zeit zu Zeit – gefürchteter Plage angrenzender Regionen.

Weiter oben wurde behauptet, dass Militärzonen deutliche Grenzen in ihrer Reichweite aufweisen, weil ihre typische Hauptkampfruppe optimal an den Lebensraum angepasst ist. Militärzonen sind keine militärischen ›Monokulturen‹. Ihr Profil ordnet lediglich den Kerntruppen die militärische Logik, die Infrastruktur und Gefechtstaktik unter. So eroberten die Mongolen weite Anrainerzonen des Steppengürtels zwar vom Pferde aus, für die Einnahme

von Festungen oder umwallten Städten mussten sie sich entsprechende Belagerungstechniken mitsamt den Bedienungsmannschaften organisieren. Bei der Verwaltung der Eroberungen stützten sie sich gleichfalls auf das Sachverständigenwissen anderer. Trotz aller engen Kontakte und Verflechtungen mit sesshaften und ackerbautreibenden Kulturen in Landschaften, die diese Lebensweise möglich machten, blieb die Rückbindung an die Steppenzone unumgängliche Notwendigkeit für die Aufrechterhaltung militärischer Dominanz, ohne dabei auf flankierende Innovationen verzichten zu können.

Schon bei der Entstehung von Militärzonen wird deutlich, dass Erfolg – räumlich und zeitlich gesprochen – von Adaptionsfähigkeit abhängt. Erstens entstehen die militärischen Ensembles erst mit der erfolgreichen Integration anderer Standards, etwa aus benachbarten Militärzonen, zweitens wird der in diesem Zuge neu überdachten Kerntruppe erst ihr unverwechselbares Profil verliehen: Lose, tribal-organisierte Steppenreiterei ist von anderer Qualität als in Hundert- und Tausendschaften strukturierte, berittene Kampfverbände mit chinesischer Belagerungstechnik.

Der schwere Fußsoldat

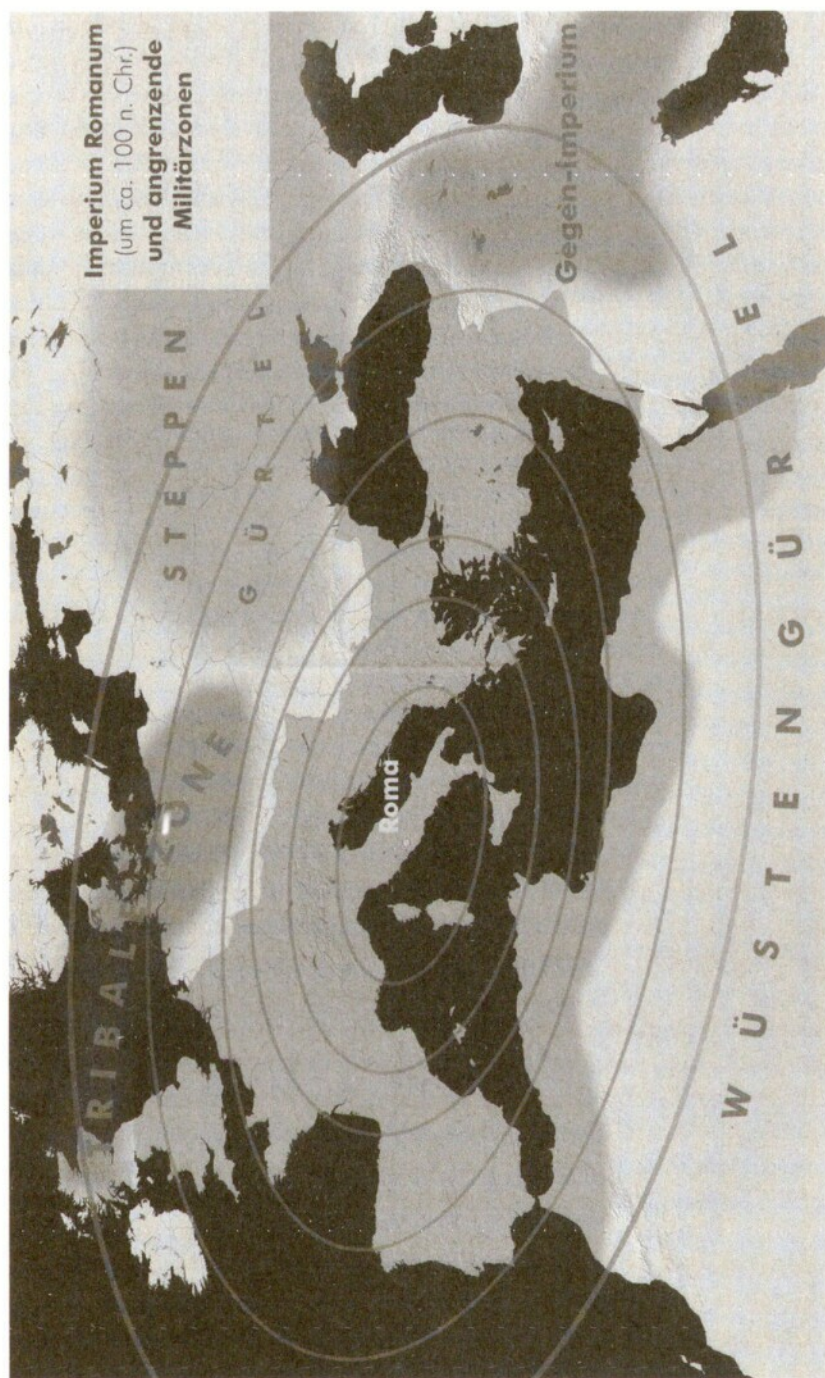
Mit der kleinräumigen Welt der antiken griechischen Stadt- und Staatslandschaft der *poleis* entstand der Hoplit, ein mit Harnisch, Helm, speziellem Rundschild und Beinschienen schwer gepanzerter und mit langer Lanze schwer bewaffneter Bürger-Soldat. Den Agrarzyklen angepasst und ohne den Zwang und die Notwendigkeit, lang gezogene Kriege führen zu müssen, wurden Konflikte agonal ausgefochten: Im Umfeld der städtischen Zentren, auf ebenen Feldern traten sich ähnliche Kontingente zur Entscheidungsschlacht gegenüber. Die Ähnlichkeit der Athener, Spartaner, Korinther oder Thessalier blieb auch erhalten, als die Athener auf die Karte der Flottenpolitik, und der große Antagonist Sparta – angesichts der Durchhaltestrategie Athens hinter langen Mauern – im Bündnis mit den Persern auf die Strategie verbrannter Erde und gefällter Olivenbäume in Attika setzten. Die ›Philosophie‹ der Kerntruppe zu Land, der Phalanx als homogene, Lanzen bewehrte Angriffswalze, blieb dieselbe. Die benachbarten Makedonen im Norden adaptierten mit etwas längeren Lanzenstangen (*sarisai*) und anderen Truppentableaus – der Mischung unterschiedlicher Truppenteile mit unterschiedlichen Kampfaufträgen – diese Taktik, und Alexander trug sie in einem spektakulären Kriegszug bis an den Indus.

Die Phalanx bleibt unter den Diadochen Dreh- und Angelpunkt der Schlachten. Der anderen Heereskultur Rom, von ihrem Ursprung her auch

Bürgermiliz, stellte sich das volle Repertoire hellenistischer Kriegskunst – Kriegselefanten, Schleuderer, Bogenschützen, Reiterei und Phalanx – unter Pyrrhus gegenüber.

Rom – die Stadt und der Weltkreis als Militärzone

Als Pyrrhus von Epirus im frühen 3. Jh. v. Chr. in Unteritalien landete, war Rom schon zur regionalen Großmacht am Apennin aufgestiegen. Die originäre Entwicklung seines Bürgerheeres verband sich – durch engen kulturellen Kontakt zu den griechischen Kolonien und der Eroberung dieser *Magna Graecia* – mit hellenistischen Innovationen (vor allem Belagerungstechniken, der Übernahme von Rüstungsdetails u.a.). Was die Römer nicht übernahmen, war die Phalanx griechisch-makedonischer Prägung. Ihre Schlachtreihen bildeten ebenfalls dichtgeschlossene Reihen hinter Schilden, jedoch ohne die langen Lanzen. Dadurch blieb ihre Schlachtordnung flexibler: Phalangen konnten nur geradeaus und mit voller Wucht in die gegnerische Formation laufen oder deren Ansturm entgegenstehen. Der kurze Sprint davor, der so genannte *dromos*, erhöhte die Energie im Anlauf, die dichte Schlachtreihe Schulter an Schulter und Körper hinter Körper konnte ihn abfangen. Taktische Flexibilität erhielten die hellenistischen Kampfformationen vordergründig durch ihre ›Hilfstruppen‹: Jedes hellenistische Heer bildete das Völkergemisch seines politischen Einzugsbereiches auch in der Schlachtordnung ab, darunter spezialisierte Reiterei, Streitwagen, Elefantentruppen, Schleuderer usw., eventuell noch durch taktische Variationen mit einer mehr oder weniger typischen Form der Aufstellung – erinnert sei an die berühmte ›schiefe Schlachtordnung‹ des Epaminondas bei Leuktra. Der Phalanx blieb weiterhin die entscheidende Funktion als ›Wellenbrecher‹ oder ›Angriffswalze‹ vorbehalten. Die römische Tradition ging einen anderen Weg. Ihre Kerntruppe sind Schildträger, die in Kombination von geworfener Waffe (schweren und leichten Speißen und Speeren) geschlossen in den Nahkampf mit kurzen Schwertern hinter dem Körperschutz der Schilde übergehen konnten. Sie sind ›geländegängiger‹ und in Masse einsetzbar. Ebenso wie die Phalanx griechisch-hellenistischer Prägung aus der Logik der dortigen sozialen Situation entstand, bestimmte die Genese des römischen Imperiums in ihren Anfängen die historische Entwicklung des römischen Standardtyps, des Legionärs. Das dieser Entwicklung zugrunde liegende römische Bundesgenossensystem ging weit über die Praxis der Heeresorganisation der griechischen Polis-Welt hinaus, auch militärisch. Bis zu den Samniten-, Latinerkriegen und den Auseinandersetzungen mit den großen hellenistischen Mächten Griechenlands,



Kleinasiens bzw. später gegen Karthago in Spanien, Nordafrika, Sizilien und vor den Toren Roms selbst, war ein beispielloser Einigungsprozess auf der Apenninhalbinsel gelungen. Rom verband die schrittweise Unterwerfung seiner Nachbarn mit der Integration in sein Militärsystem: Im Kriegsfall mussten diese in ein Bündnis gezwungenen Truppenkontingente stellen, und römische Kolonien dienten der Sicherung der beherrschten Landschaften. Durch die Gewährung von Ehe- und Handelsrechten (*commercium et conubium*) nach römischem Recht wurden die Führungsschichten der italischen Völker systematisch an Rom gebunden. Mit dieser Politik der Homogenisierung und sukzessiven Assimilation ging die Heeresreform einher: Rom trachtete danach, dass die Truppen der Bündnispartner mit den eigenen kompatibel wurden und die Stadt selbst, wie die Spinne im Netz, das konkurrenzlose Zentrum eines sich immer weiter ausweitenden Einzugsbereiches blieb. Nachdem die Herrschaft über den mittleren und südlichen Teil des ›Stiefels‹ hergestellt war, konnte das in Legionen organisierte Heer aus einem bis dato einzigartigen Truppenreservoir schöpfen und selbst nach schwersten Niederlagen und fürchterlichen Verlusten sich immer wieder aufs Neue den Gegnern stellen. Daran scheiterte Hannibal, selbst als er im Lande des Erzfeindes und sprichwörtlich *ad portas* – vor den Toren Roms – stand. Die italischen Verbündeten Roms wussten, dass gnadenlose Rache dem Abfall von der Bündnispflicht folgen würde.

Zu den Gradienten der Expansion Roms

Die Kerntruppen Roms bildeten die Legionäre, die in der Republikzeit als Milizen, seit Augustus als professionelles Söldnerheer organisiert waren. Die Fußsoldaten stellten den Hauptteil, der – und das ist entscheidend – universal im ganzen Mittelmeerraum eingesetzt werden konnte. Römische Infanteristen waren Allzwecksoldaten, sowohl Kampftruppe als auch Bautrupparbeiter, in Garnisonen – vor allem in der Spätantike – verdienten sie sich durch einen Zivilberuf ein Nebeneinkommen. Ergänzt wurde dieser in seiner Ausbildung, Führung und Kampfaktik sehr einheitlichen Löwenanteil durch Hilfstruppen mit Spezialaufgaben, die von Ort zu Ort variierten. Diese *auxilarii* konnten aber nie die Hauptstreitkraft ersetzen, die stets besser bewaffnet blieb und die alleine die Kompetenz für Belagerung, Straßen-, Marschlager- und Garnisonsbau besaß. Bis zum ›Untergang des römischen Weltreiches‹ pflegten die Römer gegenüber ›ausländischen‹ Hilfstruppen ihr Misstrauen.

Nach der Befriedung Italiens zog die Spinne ihr Netz auch über den gesamten Mittelmeerraum: mit Straßen für Truppenbewegungen, befestigten Orten

und einer Bündnisstruktur rund um das Mittelmeer. Rund um das Mittelmeer, weil das Binnengewässer zur schnellen und kostengünstigen Transportfläche wurde. Mit den Punischen Kriegen war Rom auch zur Seemacht aufgestiegen und das Mittelmeer wurde zum *mare nostrum*. Entscheidend für die Eroberung des gesamten Mittelmeerraumes wurde die weitgehende Ähnlichkeit der Anrainer und Roms: Rom konnte dort am schnellsten Erfolge erzielen, wo die Gegner der römischen Struktur am ähnlichsten waren, also dort, wo es ein Mindestmaß an zentraler Organisation mit städtischen Zentren gab. Ein solches sozioökonomisches Umfeld vermochte die römische Kriegsmaschinerie am leichtesten zu erobern, zu unterwerfen und als Zone militärisch abzusichern. Solche Situationen ergaben sich nahezu an allen Küstenabschnitten des Mittelmeeres. Dort, wo Lücken waren, etwa im heutigen nördlichen Teil Marokkos in der damaligen Provinz Tingitana, begnügte sich Rom mit einer Teilherrschaft über strategisch günstig gelegene, zentrale Orte wie Volubilis, das sich aus römischer Sicht wie eine Insel inmitten einer von lockeren Stammesstrukturen geprägten, bäuerlichen Welt mit nomadischen Elementen, ausnahm. Eine militär-politische Strategie, die noch ganz in der Tradition der Republikzeit und seiner frühen Kolonisationspolitik stand. Das Mittelmeer und die von und zu seinen Küsten führenden Römerstraßen wurden – wie es im heutigen Militärjargon heißt – zum ›Vorteil der inneren Linie‹: Rasch konnte Rom von einem Ende zum anderen oder von der einen zur anderen Provinz Truppen verschieben, um an entsprechender Stelle ein militärisches Übergewicht zu erzeugen. Roms Militärzone war ein Meisterstück der Logistik, der Truppenaufbringung, der bis dato ungesesehenen Standardisierung der Truppen, ihrer Versorgung und räumlichen Verschiebung entlang von Handels- und Heerestrassen mit Legionslagern, Kastellen und Flottenstationen.

Wo lagen die Außengrenzen?

Im Hinterland der Mittelmeerküsten fand Rom für seinen Militärapparat günstige Ansatzmöglichkeiten. Über die Küstenregionen hinaus entwickelten sich aber deutlich erkennbar Ungleichgewichte: Während die iberische Halbinsel, das heutige Frankreich und der Raum südlich der Donau und westlich des Rheins bis nach Britannien zu einer geschlossen und in Provinzen eingeteilten Zone wurde, stieß Rom dort auf Schwierigkeiten, wo keine urbanen Zentren existierten. Das war im Wüstengürtel der ariden und semiariden Zone zwischen Atlantik und arabischer Halbinsel der Fall. Die Ausnahme bildete die sich weit in den Sahel erstreckende Flussoase des Niltals. Über den

fruchtbaren und für sesshafte Ackerbaukulturen geeigneten Streifen ging Rom nicht hinaus, im Gegenteil, es versuchte die Begehrlichkeiten der (halb-)nomadischen Ethnien, für die der enge Kontakt mit den sesshaften Bewohnern auch eine Überlebensfrage war, zumindest zu beeinflussen, wenn es schon nicht möglich war, diese Gruppen auszuschließen. Einen *limes*, was lateinisch eigentlich nur Grenze, Grenzlinie heißt, gab es auch hier. Er funktionierte als ein mit Forts verstärktes Grenzsystem, gleich dem Hadrianswall, der Antoniusmauer oder dem Rhein- und Donaulimes im Norden des Reiches, aber nicht als ›Todesstreifen‹, sondern glich mehr einer ›Filter- und Akkulturationszone‹: Der kleine Grenzverkehr sollte kontrolliert, der Warenverkehr besteuert und unliebsame Elemente (in Kleingruppen-Größe) ausgeschlossen werden. Zudem wurde dieser Bereich zur ›Schauseite‹ des Imperiums. Entlang dieser Grenzen erfolgte die Gründung schon damals wichtiger Städte – man denke nur an Köln oder Carnuntum. Sie sollten den ›Barbaren‹ die Kulturleistungen Roms vorführen, um sie als Verbündete gewinnen zu können. Tatsächlich übte das römische *savoir-vivre* eine hohe Anziehungskraft auf die Grenzvölker aus. Im engeren militärischen Sinne hatten diese befestigten Grenzen auch die Funktion eines Bewegungskorridors für Truppenverschiebungen entlang der dort angelegten Etappenlager bzw. dienten als ›Alarmdraht‹ und waren nur vorderste Linie der Reichsverteidigung, nicht als eigentliche Front gedacht. Es blieb ein zentrales Anliegen Roms, die für das Imperium so unheimliche und bedrohliche Mobilität der Stammesorganisationen zu bannen.

Im Zweistromland sah die Situation vollkommen anders aus. Rom gelang es dort nicht, eine dauerhafte Herrschaft zu errichten, denn eine Abfolge ähnlicher starker ›Gegenimperien‹ von den Parthern bis zu den Sasaniden beherrschte vom iranischen Hochland aus den Bereich zwischen Mesopotamien und Indien. In dieser Militärzone dominierte Reiterei, insbesondere die schwere Schlachtreiterei, welche die Römer zu kopieren und in ihre lokale Kriegsorganisation zu integrieren versuchten. Was den Römern aber neben der Feldüberlegenheit der Reiterei noch mehr zu schaffen machte, war das nicht vorhandene Zentrum dieser Reichsorganisationen: Mit Ktesiphon fiel lediglich eine Residenzstadt der Parther, nicht aber der zentrale Ort und damit das Reich selbst. Ktesiphon war nicht Karthago, um es kurz und bündig auszudrücken. Die Parther und andere konnten sich dem Zugriff der Römer durch weiträumigen Rückzug immer wieder entziehen, und der Vormarsch stieß ins Leere. Erst die arabische Expansion sollte die geopolitische Lage hier revolutionieren. Ausgerechnet jene Zonen, von denen die Römer aus sozioökonomischen Gründen ausgeschlossen blieben, wurden im Zuge der islamischen Expansion nicht nur integriert, sondern zu zentralen Zonen

dieser Zivilisation, die weit über den römischen Einflussbereich hinaus zu einer städtischen Kultur par excellence wurde – nur mit einem anderen militärischen Ensemble.

Vorfeldsicherung und Klientelstaaten – die Hinterhöfe Roms

Hinter den durchlässigen Grenzen im Norden lagen wie im Süden Zonen tribaler Organisationen. Stammesgesellschaften dominierten die Bereiche nördlich des Alpenbogens und östlich von Donau und Rhein, d.h. Rom fand keine Gelegenheit mehr, mit seiner Kriegsmaschinerie die bevorzugten Ziele anzugreifen: städtische Zentren und überregionale Eliten. Jedem Vormarsch Roms folgte auf Schritt und Tritt Infrastruktur militärischer, administrativer, zivilisatorischer Art. Doch jeder infrastrukturellen Grundlage und Aufschließungsarbeit sind Grenzen der Machbarkeit gesetzt, die sich an Kosten-Nutzen-Überlegungen orientieren. Offensive Infrastrukturarbeit als *engineering campaigns* wurde in den rechtsrheinischen Gebieten nach den vergeblichen Kampagnen der augusteisch-tiberischen Zeit nicht mehr vorangetrieben, entlang der kontinentalen Grenzen aber schon. Dort baute Rom gleichzeitig kontinuierlich an der Vorfeldsicherung seiner Eroberungen. Jeder militärische Standort war einem Zivilort gleichzusetzen, von dem aus der politische Einfluss über die eigentlichen Grenzen des Reiches hinausging. Die Römer pflegten beides: die militärische Drohgebärde wie auch die diplomatische Intervention. Zugleich wird an den Rändern des Reiches besonders deutlich, dass Romanisierung eine Praxis des Nehmens und Gebens, aber keinesfalls eine einseitige Inkorporation war. Solange die Grenze ›lebte‹ und offen blieb, profitierten beide Seiten von Kulturtransfers, vom Handel und Personenverkehr. Jedenfalls war diese Akkulturation kein von Rom dirigierter Prozess.

Ein ›Gegen-Imperium‹ wie das der Parther oder Sasaniden hätte sich auch davon nicht beeindruckt lassen. Selbst die Eroberung zentraler, fruchtbarer Gebiete in Mesopotamien blieben nicht von Dauer: Der *cordon sanitaire*, die Schutzzone vor den Provinzen fehlte, und das Vorfeld konnte – wenn schon nicht beherrscht oder mittels einer tiefen Grenzbefestigungen abgesetzt – sich einer indirekten Beherrschung oder Absicherung entziehen. Weit außerhalb des Aktionsradius brauten sich, von jedweder Einflussnahme Roms ungestört, immer wieder Sturmwinde zusammen – und diese Situation blieb bis in die Zeit der Byzantiner bestehen, deren Reichsgrenzen und politische Strategien in dieser Region im Wesentlichen dieselben waren. Die Pattsituation währte bis zur arabo-islamischen Expansion, die aus der Weichseite beider Imperien, des sasanidischen wie des oströmischen, kam. Sie überrollte beide

Großmächte in weiten Gebieten; das spätpersische Reich gänzlich, weil die Herkunft dieser Nomadenkrieger aufgrund ihrer Kampfweise und ihres ökonomisch-ökologischen Hintergrundes besonders kompatibel für jene Regionen war, die Rom nicht zu durchdringen vermochte. Byzanz musste seine Grenzen zurückziehen und stabilisierte seine Grenze entlang des Taurus auf lange Zeit. Im Prozess der Ausbildung der Kernräume des Islams passten die Landesteile zu Anfang am besten zusammen, war Ähnlichkeit im hohen Maße vorhanden – ein wesentlicher Grund für die spektakulären Anfangserfolge dieser Weltzivilisation.

Für die erfolgreiche Durchdringung des Nordwestens des Reiches spielte die Tatsache eine nicht zu unterschätzende Rolle, dass am anderen Ende Galliens oder der iberischen Halbinsel die Küste und der Atlantik die Eroberungen begrenzten. Vom Meer her war das Reich nicht gefährdet. Piraten waren ein lästiges, nach entsprechender politischen Willensbildung aber ein schnell lösbares Phänomen und amphibische Landungen bald das Privileg Roms. Aber selbst erfolgreiche militärische Arrondierung konnte Lücken im Inneren belassen, etwa in Gebieten, wo Rom Zeit und Anpassungsdruck für sich arbeiten lassen konnte: so im Alpenbogen, den Pyrenäen, oder im Hinterland von Inseln. Förderlich hierfür waren die Kleinräumigkeit des europäischen Kontinents, seine gekerbte, zerrissene, in Hoch- und Tieflagen führende topographische Aufgliederung, seine Flusssysteme, seine zahllosen Küstenabschnitte – kurzum seine fraktale Struktur. In Latium, wo alles in kleinem Maßstab begann, sollte sich die römische Herrschaft zu einem eigenen Weltkreis auswachsen, aber nicht, weil die Vorsehung der Geschichte es so wollte, sondern weil die kleine Tiberrepublik sukzessive in diese Möglichkeiten hineinwuchs. Durch die Dominanz ihrer Militärzone, die sie in einem langen historischen Prozess voller Wechselfälle aus der Taufe hob, und die es Rom als Feld von Möglichkeiten erlaubte, stückchenweise die Mittelmeerwelt in einen Herrschaftsbereich zu integrieren.

Die Militärzone des römischen Imperiums bereicherten gerade Entwicklungen in der Peripherie, Gebiete zweiter Ordnung (vor allem entlang der Grenzvorfelder als Klientelstaaten zusammengefasst), in Form eines quasi unerschöpflichen Reservoirs von Kampftruppen in der Zeit der Söldnerheere bzw. von Spezialtruppen, deren Lebensweise einen besonderen Kampfstil perfektionierte. Als *ethnic soldiering* wird dieser Rückgriff auf eine indigene bzw. weitgehend lokal gepflegte Kampfweise auch genannt. Es ermöglicht logistisches *outsourcing*, Abwälzung von Kosten, Ausbildung und Unterhalt, was eng mit der inneren Dynamik, der Veränderung oder Stabilität einer Militärzone zusammenhängt. In militärischen Traktaten findet sich oft der Ratschlag, ›Gleiches mit Gleichem‹ zu bekämpfen, und die Anwerbung

solcher Kampfspezialisten war oft der Königsweg. Eine dritte Seite dieser Nutzung mit lokaler Tradition verbundenen taktischen Potentiale ist ihre Verwendung im überregionalen Kontext, an anderen Stationierungsorten oder Brennpunkten des Reichsgeschehens. Expertenwissen und Ressourcen kamen nicht nur durch unmittelbaren Zwang, sondern auch durch verlockende Angebote (Geld) ins Reich. Finanziert wurden solche ›Einkäufe‹ durch Eroberungen und ein Anziehen der Steuerschraube. Nur bildete das Reich kein geschlossenes System, eine Seite war ›sperrangelweit‹ offen, auch hier griff der lange Arm Roms über Rhein und Donau weit ins ›Barbarenland‹ aus. Bei innenpolitischen Angelegenheiten mischte sich Rom ein und traf oft auf willfährig kooperierende lokale Eliten, die ihrerseits Gastgeschenke oder Bestechungsgelder und damit einhergehenden Prestigegewinn für ihre machtpolitischen Zwecke zu nutzen verstanden. So ist Villenarchitektur nach römischem Vorbild (*villae rusticae*) weit hinter dem Limes archäologisch nachweisbar. Die Grenzen blieben nach beiden Seiten offen: Rom erfuhr einen gehörigen Dämpfer seiner regionalen Hegemonialpolitik, als Varus gegen Arminius verlor. *Ethnic soldiering* konnte – weil auch die andere Seite genau zu beobachten und die Stärken und Schwächen auszukundschaften verstand – sich gegen die Initiatoren wenden. Hermann der Cherusker ist nur ein Beispiel einer langen Kette von romanisierten Volksführern, die ganz eigene Ambitionen verfolgten. Bis in die Spätantike blieb die Initiative aber im Wesentlichen bei Rom. Selbst als sich die Einfälle über die Nordgrenzen häuften, blieb Rom Herrin der Lage, weil *Roma* erfolgreich sein System adaptierte, ohne es in seinen Grundlagen wirklich zu ändern. Wesentlich wurde die Reorganisation der Grenzsäume, sodass erstmals von einer – fast modern zu nennenden – Tiefenverteidigung mit vorderstem Rand der Verteidigung, Hauptkampflinie und Hinterland zu sprechen ist. Die Grenzen wurden jetzt ›hart‹. Die römischen Legionäre stellten sich auf den ›kleinen Krieg‹, auf kleine Gefechte und Raubzüge mit durch die Grenzen gesickerten Kampfgruppen perfekt ein und übertrumpften ihre Gegner, weil in ihrem Rücken eine zentral-organisierte Armeeorganisation stand. Entlang der Grenzen führten die Römer in weiten Bereichen eine Art Jagdkampf in kleinen Kommandounternehmen. In einer der von den US-Amerikanern angewandten vergleichbaren Strategie des *search and destroy* wurde mit derselben Entschlossenheit wie in großen Feldzügen jedem Überfall nachgegangen und die Feinde sogar bis über die Grenze verfolgt – aus Prinzip. Dieser Strategiewechsel verlängerte den ›Untergang‹ Roms und trug wesentlich dazu bei, diesen zu dem wohl längsten der Menschheitsgeschichte zu machen. Wo aber lag die Zäsur? Es ist keine zu finden. Aber die Zahl der Ethnien, der spontan zusammen gewürfelten Wandergruppen der so genannten Völker-

wanderungszeit, überforderte das römische System der Abstandszahlungen, Bestechung und Romanisierung. Zunehmend wurden – oder mussten – ganze Sippschaften und Volksgruppen als *foederati* in Dienst gestellt und mit Landzuweisungen innerhalb der Reichsgrenzen befriedet werden. Daran scheiterte der Westen des Reiches. Von der römischen Zivilisation wurde in den Nachfolgereichen auf ehemals römischem Boden sehr viel weitergeführt. Gerade aus militärischer Sicht kann erst im Jahr 1000 von einem Umbruch gesprochen werden, wo Guy Bois den Übergang zwischen Spätantike und Feudalherrschaft ansiedelt. Diese Schwelle markiert die Entstehung einer neuen Militärzone Europas, die des Mittelalters der Feudalgesellschaft und seiner Ritter.

Literatur

- Bleicken, Jochen: Verfassungs- und Sozialgeschichte des Römischen Kaiserreiches, Bd. 1-2, Paderborn³ u.a. 1989-1994.
- Christ, Karl: Die Römer. Eine Einführung in ihre Geschichte und Zivilisation, München³ 1994.
- Demandt, Alexander: Die Spätantike. Römische Geschichte von Diokletian bis Justinian 284-565 n. Chr., München 1989.
- Fields, Nic: Bronze Age War Chariots, Oxford 2006.
- Luttwak, Edward: The Grand Strategy of the Roman Empire. From the First Century A.D. to the Third, Baltimore 1976.
- Pohl, Walter: Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration, Stuttgart 2002.
- Rich John, Shipley, Graham (Hg.): War and Society in the Roman World, London 1993.
- Schulman, Alan R.: Military Organization in Pharaonic Egypt, in: Jack M. Sasson, (Hg.), Civilizations of the Ancient Near East, (Bd. 1), New York 1995, 289-301.

Die Grenzen der Expansion Roms

Soziale, geopolitische und geographische Aspekte

ARTHUR M. ECKSTEIN*

Einleitung

Für einen antiken Stadtstaat war der Herrschaftsbereich, den die römische Republik bis 160 v. Chr. etabliert hatte, von enormem Ausmaß und eine beispiellose geopolitische Errungenschaft. Einige antike Monarchien konnten großräumige territoriale Herrschaft auf längere Zeit schon vor diesem Zeitraum verwirklichen. Stadtstaatlichen Republiken oder Demokratien gelang dies – obwohl es zahlreiche Anläufe dazu gab – hingegen nicht. So strebten etwa Athen, Sparta, Theben, Tarent, Syrakus und Karthago nach territorialer Vormachtstellung.¹ Athen vermochte zwar im 5. Jh. v. Chr. eine ausgedehnte Hegemonie über seine Nachbarn zu errichten und kam dabei dem römischen Beispiel nahe, jedoch umfasste dieses Reich nur einen Bruchteil des von Rom dominierten Territoriums und währte auch nur 70 Jahre, bevor es von seinen Rivalen im Peloponnesischen Krieg zerstört wurde. Im Vergleich zum attischen Reich war das römische Herrschaftsgebiet nicht nur ungemein größer, auch die Dauer seiner Herrschaft liegt auf einer anderen Maßstabsebene. Rom stand – so der Historiker Polybios, der um 150 v. Chr. lebte und schrieb – in der mediterranen Welt kein Herausforderer mit vergleichbaren militärischen, politischen, sozialen und ökonomischen Ressourcen mehr gegenüber. Für die nächsten 600 Jahre sollte sich seine Einschätzung als zutreffend erweisen.

Imperialismus: Zur Begriffsgeschichte eines missverständlichen Schlagwortes

Die Entstehung des römischen Weltreiches rund um das Mittelmeer wird üblicherweise in die Rubrik ›römischer Imperialismus‹ eingeordnet.² Jedoch ist Imperialismus ein modernes Wort – ein modernes Wort mit einer beson-

* Übersetzt aus dem Amerikanischen durch die Herausgeber.

deren Geschichte. Für die Gelehrten zu Beginn und um die Mitte des 19. Jh. umschrieb Imperialismus die politische Tyrannei eines allmächtigen Herrschers, des ›Imperators‹, über seine Untertanen. Das klassische antike Beispiel hierfür waren die römischen Herrscher des 1. bis 4. Jh. n. Chr. und – zeitlich naheliegender – Napoleon Bonaparte, und zwar wegen der Position, die er im politischen System Frankreichs einnehmen konnte, nicht wegen seiner expansionistischen Außenpolitik. Denn ›Imperialismus‹ als Umschreibung für Gelüste auf fremde Länder kam erst nach 1870 in Gebrauch, während der britischen Kontroverse um die letztendlich erfolgreichen Pläne des Premierministers Benjamin Disraeli, Victoria als Königin von England vom Parlament auch als Kaiserin von Indien ausrufen zu lassen. Wer hierfür eintrat, agierte ›imperialistisch‹. ›Imperialismus‹ wurde damals mit Diktatur gleichgesetzt, was Disraelis Bestrebungen erst so kontrovers machte, sollte doch eine konstitutionelle Monarchin wie Königin Viktoria niemals Ansprüche auf eine Alleinherrschaft als ›Kaiserin‹ erheben. Da der Begriff nun für den Willen stand, über ein fremdes Land – in diesem Falle sogar über ein sehr weit weg liegendes – zu herrschen, entwickelte sich ›Imperialismus‹ ab dieser Zeit zum Inbegriff des Machtstrebens über Fremde, deren Länder und Lebensraum. Mehr noch, die historischen Vorgänge nach der Proklamation Königin Viktorias zu ›Kaiserin von Indien‹, als innerhalb von zwei Jahrzehnten europäische Mächte in nie da gewesenem Umfang Afrika und Teile Asiens eroberten, wurden als Imperialismus deklariert.³ Der Earl of Carnarvon konnte trotzdem 1878 noch schreiben, dass Imperialismus für ihn ein neuer Begriff sei – und er war immerhin der britische Kolonialminister.⁴

Vorerst stand man – zumindest in Europa – dem Imperialismus noch positiv gegenüber. Die eigene Herrschaft wurde als natürlich im darwinistischen Sinne, als selbstverständliche Dominanz des Stärkeren, wie auch als moralisch progressiv gesehen. Die Europäer brachten den Tropen doch schließlich Bildung, Aufklärung, wirtschaftlichen Fortschritt und segensreiche Regierungsformen.⁵ Früh allerdings regte sich unter Intellektuellen der Widerstand gegen die damit verbundene brutale Vorgehensweise und das damit verknüpfte positiv überhöhte Selbstverständnis. Viele erklärten das außerordentliche Anwachsen europäischer Herrschaft in den Tropen zwischen 1870 und 1900 weniger durch die Vorzüge und Stärken der modernen europäischen Gesellschaften, sondern interpretierten sie als Folge und Auswirkung ihrer sozioökonomischen ›Pathologien‹. Sie habe ›unnatürliche‹ Ursachen und sei eine soziale Fehlentwicklung. Für diese Autoren war diese Art von Herrschaft weder natürlich noch moralisch richtig, und die Fürsprecher und Technokraten europäischer Überseeherrschaften wurden von nun an als Imperialisten betrachtet. Konsequenterweise galt nun jegliche imperiale Expan-

sion – auch jene in längst vergangenen Zeiten – als durch ›Pathologien‹ innerhalb der imperialistischen Staaten verursacht.

Die Geschichte des modernen europäischen Imperialismus hatte so – rückblickend gesehen – grundlegende Auswirkungen auf die Sichtweise und Interpretation der Expansion römischer Herrschaft und ihres Erfolges. Es wurde sogar – wie wir sehen werden – durch diese Rückprojektion erklärt, warum Roms Entwicklung an einem bestimmten Punkt in der Geschichte zu einem Ende kam.

Moderne Erklärungsansätze und die römische Realität

Zur ersten bahnbrechenden Analyse und Kritik an Imperialismus und imperialistischer Herrschaft wurde Hobsons *Imperialism: A Study* aus dem Jahr 1902. Eigentlich war Hobsons unmittelbares politisches Ziel, die britische Aggression im südafrikanischen Burenkrieg (1899-1902) zu verurteilen, doch bettete er seine Kritik in eine Analyse der Expansion des Britischen Empires seit 1870 ein. Mit dem Argument, das Empire hätte für die einfachen Briten und Angehörige der Unterschicht wenig Vorteile gebracht, begründete Hobson die Expansion mit ökonomischen und finanziellen ›Missständen‹ in der britischen Gesellschaft. Die kapitalistische Überproduktion von Waren im Heimatland hätte die Reichen nach neuen Märkten in Übersee Ausschau halten lassen und damit zur Forderung geführt, diese riskanten Investitionen durch britisches Militär und mit direkter Herrschaft abzusichern.⁶ Lenin stützte sich bei seiner Analyse der europäischen Expansion stark auf Hobson. Die Analyse ökonomischer Faktoren wurde in der marxistischen Tradition der Schlüssel zum Verständnis aller imperialen Expansionen.⁷ Die ökonomische Erklärung wurde aufgrund des Anspruchs universeller Gültigkeit bald auch auf antike Expansionsprozesse angewandt – jene Roms mit eingeschlossen. Wenn das ursprüngliche Ziel finanzieller und ökonomischer Profit war, dann ist in der römischen Gesellschaft nach finanziellen, kommerziellen und ökonomischen Motiven und Interessensgruppen Ausschau zu halten, um die Expansion und den Ausbau geopolitischer Macht durch Rom und seine Grenzen erklären zu können.

Dieser Ansatz blieb schon in seinen Erklärungsansprüchen stecken, obwohl marxistische Historiker ihn mit Vehemenz vortrugen.⁸ Das Problem war, dass Interessen von ›Finanzkapital‹ in Rom nur marginale Bedeutung besaßen. Korrespondierend fehlten die Interessen einer Industrie: Die römische Wirtschaft basierte auf landwirtschaftlicher Produktion, die herrschende senatorische Schicht bildeten Großgrundbesitzer, welche verächtlich

auf die Händler herabblickten. Gelegentlich profitierten kommerzielle Interessen vom Kriegserfolg: Sklavenhändler strichen ihre Profite ein, und im Zuge von Eroberungen gewannen private ›Firmen‹ (*publicani*) die Kontrolle über die profitablen spanischen Minen (190 v. Chr.) oder die nicht minder ertragreiche Steuerpacht und deren Eintreibung im westlichen Kleinasien (120 v. Chr.).⁹ Allerdings gab es kaum Fälle, in denen der römische Staat intervenierte, um ›überseeisches Kapital‹ oder kommerzielle Interessen zu schützen. Die Beschwerden von Kaufleuten an den Senat wegen Piraterie in der Adria um 230 v. Chr. führten zwar zu militärischen Interventionen Roms in Illyrien – der erste Fall, dass römische Truppen östlich der Adria in Aktion traten –, allerdings mussten die Händler lange Zeit Beschwerde führen, bevor der Senat tätig wurde (Polyb. 2, 8, 3).¹⁰

Die senatorischen Interessen orientierten sich primär an Grund und Boden. Damit war unwahrscheinlich, dass sie sich für die Interessen der Händler, die für sie eine Gruppe von niedererem Status waren, einzusetzen gedachten. Das Verhältnis zwischen Senat und Publikanen war jedenfalls weniger von freundschaftlicher Kooperation als von gegenseitigem Misstrauen geprägt.¹¹ Es scheint auch zweifelhaft, dass die meisten römischen Provinzen bis in die 30er-Jahre des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts einen Gewinn abwarfen. Lediglich Sizilien bildete diesbezüglich ab 210 v. Chr. eine Ausnahme. Andere Provinzen, wie etwa Makedonien, das nach 140 v. Chr. mit seiner langen Außengrenze kontinuierliche Verteidigungsanstrengungen notwendig machte, bilanzierten negativ. Selbst Spanien deckte trotz der reichen Minen kaum die Kosten der kontinuierlichen Kriegsführung im zweiten vorchristlichen Jahrhundert.¹² Trotz des Drucks der Publikanen, welche die makedonischen Minen ausbeuten wollten, verwarf der Senat im Jahre 167 v. Chr. wegen der zu erwartenden Kosten die direkte Kontrolle Roms über Makedonien. Nicht die Machenschaften der Finanziere, erst schwerwiegende militärische und politische Probleme mit der makedonischen Monarchie führten zur Einrichtung einer permanenten Provinz.¹³

Die Betonung der ›archaischen‹ Natur der römischen Gesellschaft mit einer herrschenden Elite von Großgrundbesitzern, und nicht von Finanzkapitalisten, führte zu einer zweiten Hypothese über die Grundlagen und Antriebskräfte der römischen Expansion. Die Gräueltaten des Ersten Weltkrieges vor Augen entwickelte Joseph Schumpeter in seiner Arbeit *Zur Soziologie der Imperialismen* (1919) einen alternativen Erklärungsansatz. Seine Schlussfolgerungen sind dabei fast konträr zu denen Hobsons und Lenins. Die Ursachen für Krieg und Expansionsdrang wären demnach zwar immer noch in der sozialen Pathologie der imperialistischen Staaten zu suchen, aber diese Pathologien nicht kapitalistischen Ursprungs, weil Kapitalisten zu friedli-

chem Handel tendierten. Das Problem läge vielmehr in der Kontrolle, die eine alte, präkapitalistische Elite auszuüben vermag. Ihre Regierungspolitik sei durch eine primitive kriegerische Ideologie geprägt gewesen. Angehörige dieser Elite verfügten über Macht und Status innerhalb der Gesellschaft, was ihnen auch die Führung im Krieg und in expansionistischen Unternehmungen verschaffte. Und das mehrte wiederum ihren Status. Der Imperialismus sei nicht von kapitalistischen, sondern von diesen vormodernen Eliten vorangetrieben worden, und die verfolgten keine rationalen Ziele wie finanziellen Profit. Die Expansion war theoretisch unbeschränkt und das Werk archaischer Elemente in der Gesellschaft, die gemeinsam eine ›Kriegsmaschinerie‹ bildeten. Mit dem Aufstieg überlebte sich aber deren Funktion, diese Gesellschaftsform zu stützen. Erschufen die Kriege einst die ›Kriegsmaschinerie‹, so brachte diese nun Kriege hervor, welche den eigenen Fortbestand benötigten, wie es an einer bekannten Stelle sinngemäß heißt.¹⁴

Der Schumpetersche Ansatz hatte tief greifende Auswirkungen auf die modernen Vorstellungen von der römischen Expansion. Das Bild einer ›archaischen‹ Elite mit primitivem Kriegsethos und ohne finanzkapitalistisches Kalkül schien gut auf die römische Aristokratie zu passen.¹⁵ In der römischen Frühzeit gab es eine konstante militärische Bedrohung, etwa durch andere latinische Stämme, die Etrusker im Norden, die Sabiner oder die Bewohner des östlichen und südlichen Umlandes von Rom. Eine Situation, die sich nach 400 v. Chr. verschärfte, als keltische Stämme von der Poebene aus tief in das Herz Italiens vorstießen. Auf einem dieser Raubzüge wurde 386 v. Chr. sogar Rom gebrandschatzt.¹⁶ Dieser Druck von Außen – so die Ansicht – begünstigte die Ausprägung einer militaristischen Kultur samt ihrer Elite. Rom war es so möglich, in einer rauen Umwelt zu überleben.

Auf Schumpeters Erklärungsansatz wird auch in dem in Folge sehr einflussreichen Werk von W. V. Harris *War and Imperialism in Republican Rome, 327-70 B.C.* (1979) zurückgegriffen. Dort wurde der Aufstieg Roms mit der nach 330 v. Chr. erfolgten Transformation vom Stadtstaat in einen – für die damalige Zeit wie für die Gegenwart – außergewöhnlich militaristischen, kriegerischen und aggressiven Staat erklärt. Angeführt worden sei dieser von einer aristokratischen Elite, für die der Krieg zur Lebensaufgabe wurde. Kriege brachten Ruhm, ebneten am schnellsten die Wege zu politischer Macht und ermöglichten – dank der Beute – persönliche Bereicherung. Darüber hinaus hätte die Aristokratie Krieg für gesellschaftlich nützlich, ja heilsam erachtet, weil er nicht nur ihren Status erhielt, sondern auch über die Zuteilung konfiszierten Landes an die Armen eine Verringerung der Ungleichheit bei den Besitzverhältnissen in Rom ermöglichte. Tatsächlich sei die römische Bevölkerung darauf aus gewesen, mit Beute und Landzuteilungen

ihren Lebensstandard zu verbessern, und hätte deshalb willfährig die römische Aggression und seine kriegerische Neigung mitgetragen. Die römische Kriegsführung war überaus brutal und grausam. Man habe deshalb den Sieg idealisiert, der Siegesgöttin gehuldigt und um Vermehrung des römischen Landes gefleht, dadurch gewissermaßen die expansionistische Ideologie positiv belegt und ihrer Durchdringung des Alltags Vorschub geleistet.¹⁷

Durch die Schumpetersche Brille gesehen lag der ›Kriegspfad‹ für Rom aufgrund einer Mischung von sozialen, politischen und ökonomischen Interessen nahe. Viele Gelehrte argumentierten, dass ab etwa 330 v. Chr. die Kriegsführung für Rom nicht nur ein soziales, kulturelles, politisches und ökonomisches Erfordernis gewesen, sondern der Krieg ganz allgemein für das Funktionieren der römischen Gesellschaft quasi unumgänglich geworden sei: Die Römer hätten sich, wenn keiner zur Hand war, nach Krieg umsehen müssen. Rom wurde zu einer Art »Kriegsmaschine(rie)«¹⁸, deren Aufstieg durch die kontinuierliche Aggression gegen Nachbarn und die Ausbildung eines unersättlichen Schumpeterschen Räuberstaates erklärt werden könne.¹⁹ Warum später dann die Expansion erlahmte, wurde einerseits durch die Zerschlagung der ›kriegslüsternen‹ Aristokratie, die ja als treibende Kraft hinter der Expansion den ›Dynamo der Kriegsmaschinerie‹ bildete, durch den Kaiser erklärt. Andererseits habe sich Rom auch mit unüberwindlichen geographischen Hindernissen konfrontiert gesehen, wie den Wäldern jenseits des Rheins oder den Wüsten des Zweistromlandes.

Es gibt allerdings auch in der an Schumpeter angelehnten These einen Haken, ist es doch unwahrscheinlich, dass der ›kleine‹ römische Bürger, der vom 2. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. seinen anstrengenden und gefährlichen Wehrdienst leisten musste, diesen überhaupt auf sich genommen hätte, ohne damit den Schutz von Familie und Heimat zu verbinden. Römischen Truppen bestanden damals aus Wehrpflichtigen. Der Bürger als Soldat samt seiner Familie wusste zwischen unumgänglich notwendigen und willkürlich vom Zaun gebrochenen Kriegen zu unterscheiden. Gelegentlich begleiteten den Kriegsdienst daher Widerstand und Protest. Die Führung betonte dann in ihrer Rhetorik nicht Profit und Ruhm oder Landverteilung und Schicksalsbestimmung der römischen Zivilisation, sondern appellierte an den Schutz von Heim und Herd, rief zur Selbstverteidigung bis zum bitteren Ende auf.²⁰ Welche enormen Belastungen und Strapazen der Krieg der Gesellschaft abverlangte, sollte niemals vergessen werden. So störte der Wehrdienst das individuelle Erwerbsleben empfindlich und 90 schwere Niederlagen allein in der Zeit der Republik, in denen dem Feind das Feld überlassen werden musste und bis zu 5 000 Römer an einem Tag fielen, illustrieren, welch gewagtes Unternehmen Krieg sein konnte. Allein bei den schwersten Niederla-

gen, bei Cannae 216 und in Arausio (heute: Orange) 106 v. Chr., gab es jeweils um die 50 000 römische Gefallene.²¹ Diese erstaunlich hohe Zahl von Niederlagen im Felde verdeutlicht auch, dass Rom sich keineswegs nur hilflosen Feinden gegenüber sah. Zehntausende römische Bauern starben in diesen Katastrophen – und natürlich starben auch Tausende für die Siege. Und der Vorwurf der Kriegstreiberei war für die Eliten politisch riskant.²² Es wäre daher voreilig, die Römer pauschal als abenteuerlustige Narren oder eine Masse von Freibeutern anzusehen.²³

Auch stellte »die Aristokratie« keineswegs eine homogene Einheit dar, die gemeinschaftliche Interessen durch kontinuierliche und willkürliche Kriege vorantrieb. Eifersüchteleien und Spannungen innerhalb der Machtcliquen, Familien und zwischen einzelnen Persönlichkeiten waren stark ausgeprägt. Individuelle Jagd nach Ruhm und Ehre wurde so oft genug ausgebremst. Tatsächlich verbrachten die meisten Aristokraten ihre Zeit weniger auf Feldzügen als im öffentlichen Dienst mit relativ friedlicher Verwaltungsarbeit in einer Provinz. Diese Männer zeigten wenig Neigung, anderen Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten.²⁴ Auch war es den Senatoren bewusst, dass die Verlustraten unter den jungen Militärtribunen im Felde – für gewöhnlich Söhne von Senatoren am Beginn der Ämterlaufbahn – hoch waren.²⁵ Angesichts der schwierigen Umstände, die Kriege mit sich brachten, und der zu erwartenden Verluste in der eigenen Schicht, dürfte der Senat kaum leichtfertig einen Krieg begonnen haben.

Nach zwei Jahrhunderten stetiger Angriffe benachbarter Staaten auf Rom – etwa bis um das Jahr 340 v. Chr. – nahmen die zeitgenössischen Betrachter Bedrohungen viel sensibler wahr, als es heute Historiker in ihren Bibliotheken tun. Roms schwierige Frühgeschichte schuf eine Elite, die zwar international Durchsetzungsfähigkeit bewies, gleichzeitig aber »nervös war und ein hochgradiges Sicherheitsbedürfnis zeigte, dabei ohne Umschweife bereit war, präventiv gegen jede mögliche Bedrohung vor-, oder auf Allianzangebote einzugehen, welche – aus unserer Sicht – mehr Probleme als Vorteile mit sich brachten.«²⁶ Viele Historiker tendieren dazu – und sie folgen dabei Harris – eine Gefährdung Roms nach dem Jahre 340 zu bestreiten.²⁷ Führt man sich jedoch das Ausmaß späterer Niederlagen vor Augen, die massive Bedrohung, welche von Männern wie Hannibal oder von griechischen Monarchen wie Philip V. und Antiochus III. für Rom ausging, und dazu noch die periodischen Invasionen keltischer Stämme, so erscheint diese Einschätzung wenig überzeugend. Es ist unserem historischen Verständnis förderlich, diese Bedrohungen als real und wirklich anzusehen.²⁸

Die schrittweise Genese der *pax romana*

Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert begann sich die *pax romana* durch eine zurückgehende Zahl von Kriegen abzuzeichnen.²⁹ Obwohl unsere Lehrbücher diesen ›römischen Frieden‹ erst in die Zeit des Augustus datieren, hielt dieser in weiten Teilen der Mittelmeerwelt wie in Sizilien (nach 210 v. Chr.), auf der Apenninhalbinsel (nach 200), in Spanien (nach 133), in Nordafrika (nach 100) oder im griechischen Osten schon viel früher Einzug.³⁰ Wenn nun Rom lediglich diese große Kriegsmaschinerie gewesen wäre, wie ließe sich diese frühe Befriedung weiter Teile des Imperiums erklären? Der Analyse John Richs zufolge sei die rasche Expansion im Mittelmeerraum nicht notwendig als Abfolge von Kriegen zu begreifen, schon gar nicht als ›bio-‹ oder ›pathologisch‹ angetrieben. Vielmehr variierte sie in ihrer Intensität und hing mit den Krisen zusammen, die Rom zu bewältigen hatte.³¹ Der Trend Richtung Frieden legt nahe, dass die Römer sehr wohl in der Lage waren, wenn die Umstände günstige waren, ihre Kriegsmaschinerie auszusetzen.³² Sicherlich blieb Rom weiterhin auf Expansionskurs, und seine ›Außenpolitik‹ setzte mehr auf Zwang und Waffengewalt als auf Überzeugungsarbeit und Ausgleich – mit einem Wort – die Hand blieb am Schwertgriff.³³ Auch pflegten Eliten wie einfache Bürger zu Zeiten der Republik ihr kriegerisches Ethos, das durch die Wehrpflicht, die jährlich 10-15 Prozent der männlichen Bevölkerung betraf, mitbegründet wurde. Nicht wenige Bürger prägte der Kriegseinsatz, und das Erlebnis des Krieges am eigenen Leibe war – im Vergleich zu anderen Zeiten – ein weit verbreitetes Phänomen.³⁴ Vereinfachungen sind dennoch unangebracht. So erlangten selbst in Zeiten größerer Expansionen einflussreiche Senatoren wie Cato der Ältere oder M. Aemilius Scaurus bis hin zu Cicero das größte Ansehen durch ihre Rhetorik und ihr politisches Geschick, nicht durch militärische Erfolge.³⁵ Zusammenfassend lässt sich – ohne die militaristische Züge unter den Tisch fallen zu lassen – um die Mitte der republikanischen Epoche mit der sich ausbreitenden *pax romana* eher das Bild einer Gesellschaft zeichnen, welche Krieg lediglich als Antwort auf ganz spezifische Umstände ansieht und nicht als unvermeidliches Schicksal hinnimmt. Als sich die Krisen gelegt hatten, ging die Gesellschaft – die Aristokratie vorneweg – dazu über, ihr Leben nach Möglichkeit weniger kriegerisch zu führen, ohne aber ›abzurüsten‹.³⁶

Der internationale Kontext der Mittelmeerwelt

Historikerinnen und Historiker, welche die These von einer unersättlichen ›Kriegsmaschinerie Rom‹ vertreten, konzentrieren sich meist auf Rom allein.

Der römische ›Imperialismus‹ verkommt dann zu einem isolierten Phänomen.³⁷ Wird in die Analyse jedoch das weitere geopolitische Umfeld einbezogen und versucht, Unterschiede wie Ähnlichkeiten zwischen Rom und seinen Anrainern herauszuarbeiten, fallen die Unterschiede nicht mehr allzu schwer ins Gewicht. Im Gegenteil: Es springen eher die Ähnlichkeiten ins Auge. Wie aber erklärt sich dann der außerordentliche Aufstieg Roms? Zwei Ansätze, die weniger polemisch auf Staats-Pathologien fokussiert sind, können hier vielleicht zu einem besseren Verständnis beitragen, denn sie schildern historische Prozesse als Synergieeffekte vieler gleichzeitig handelnder Akteure.

Der erste Ansatz streicht die Bedeutung von Krisenherden am Rande einer Machtzone heraus und untersucht das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie als Interaktion, von schwachen, um Beistand bittenden Staaten, von innerstaatlichen Fraktionen, oder von starken Staaten, deren Verhalten Grund zur Besorgnis und Anlass zur Intervention gibt.³⁸ Auch wird hier auf ein wesentliches Element zur nachhaltigen Stabilisierung eines Reiches und seiner Metropole verwiesen: die Kooperation von Eliten im Zentrum eines Reiches mit der Bevölkerung der unterworfenen Peripherie. Eine Reichsbildung erscheint damit, vom Aufstieg bis zum Fall, als interaktiver Prozess. Bei der Konzentration auf den pathologischen Charakter mächtiger Metropolen verloren die Akteure der Peripherie ihre Bedeutung, wie auch die Komplexität interstaatlicher Interaktion vernachlässigt wurde.³⁹ Gerade in der Antike gab es jedoch eine ganze Reihe von Staaten, welche gezielt die Hilfe mächtiger Nachbarn in Anspruch nahmen. Bereits Thukydides weist im fünften Jahrhundert auf die Gefahr hin, dass dadurch Konflikte ausgelöst werden können.⁴⁰ Und Polybios meinte, die Intervention zugunsten Schwacher sei typisch für alle großen Staaten (24, 10, 11). Rom sah sich oft genug mit solchen Hilfsansuchen konfrontiert, ein Umstand, der zum Verständnis römischer Hegemonie besonders wichtig erscheint. Als etwa 343 v. Chr. die Stadt Teanum Sidicum in Kampanien von den Samniten bedroht wurde, wandte sie sich an Capua, das sich nach einigen Niederlagen wiederum an Rom wandte. Der daraus resultierende samnitische Krieg galt schon Livius (7, 29, 3) als ein durch Auseinandersetzungen anderer ausgelöst.⁴¹ Es können auch Beispiele angeführt werden, in denen Herrscher peripherer Staaten ihre eigene Stärke überschätzten. So etwa die Kampagne des Demetrius von Pharos gegen mit Rom befreundete Staaten in Illyrien um 220 v. Chr. Dies zog eine militärische Intervention Roms und langfristig die Sicherung römischer Interessen in dieser Region nach sich.⁴² Umgekehrt erwies sich die Fähigkeit, Randstaaten durch Adaption lokaler diplomatischer Usancen zu größerer Kooperation zu bewegen, als wesentlicher Faktor im Zuge der Ausweitung römischer Hegemonie – zuerst auf der Apenninhalbinsel und dann im Mittelmeerraum.⁴³

Natürlich soll dieser Ansatz mit seinem analytischen Wert für zwischenstaatliche Vorgänge⁴⁴ nicht dazu verleiten, die dominierende Rolle der städtischen Zentren aus den Augen zu verlieren oder sie ungebührlich den Staaten an der Peripherie unterzuordnen. Auch gilt umgekehrt, dass Mächte zweiter Ordnung nicht ohne weiteres zum Spielball und Opfer der Aggression mächtigerer Staaten wurden. Das Interaktionsspiel in der zwischenstaatlichen Welt war komplex, die Entscheidung zu intervenieren wurde aber immer noch im Zentrum gefällt.⁴⁵ Zwischenstaatliche Kooperation und gemeinschaftliches Vorgehen ist zwar ein wesentlicher Aspekt effizienter Herrschaft, jedoch blieb das Drohpotential bzw. der Einsatz militärischer Zwangsmittel immer noch die Grundlage für den Aufstieg eines Reiches.⁴⁶ Dennoch: man sollte von einer introvertierten Historiographie abgehen, im Rahmen derer nur Rom einer kritischen Analyse unterworfen wird, und zu einer Betrachtung des wechselseitig beeinflussten geopolitischen Feldes übergehen, in welches Rom eingebettet war. Dazu kann die *International-Systems-Theory* ihren Beitrag leisten. Sie betont das Zusammenspiel von Staaten und entwickelte sich aus der Untersuchung und Analyse des nach dem 2. Weltkrieg entstandenen, relativ stabilen globalen Staatensystems. Nach den terroristischen Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA erhielt diese Richtung neuen Aufschwung.⁴⁷ Als Manifest dieser »Realisten« – einer skeptisch-pessimistischen Denkschule der US-Politikwissenschaft – kann das Buch *Theory of International Politics* von Kenneth Waltz (1979) angesehen werden, welches im selben Jahr erschien wie W. V. Harris' *War and Imperialism in Republican Rome*. Im Unterschied zu Harris weist Waltz die Erklärung von Krieg und Imperialismus durch die Analyse der Kultur, die dem einzelnen Staat zu Grunde liegt, zurück. Vielmehr denkt Waltz in Staatensystemen, die sich durch ein Set spezieller Charakteristiken auszeichnen und im Austausch mit anderen Staaten des Systems stehen. Zentral ist dabei die These, dass ein Gutteil aggressiver staatlicher Handlungen erst durch den Zwang zur Selbstbehauptung in einer als »anarchisch« wahrgenommenen Situation ohne internationales Recht entstehe. Ohne verbindliche internationale Regeln müsse jeder Staat sich zuallererst um seine eigene Sicherheit sorgen, und dazu bedürfe es der entsprechenden Macht- und Durchsetzungsmittel. In solchen sich in scharfem Wettbewerb befindlichen Systemen präge daher der auf Selbsterhaltung gerichtete Ausbau der Staatsmacht den Habitus der Entscheidungsträger:⁴⁸ »Entweder meistern die Staaten die Anforderung der politischen Umwelt, oder sind zum Untergang verurteilt.«⁴⁹ Die Kombination von Anarchie und dem Streben nach Macht und Einfluss führe zu einem Zustand, in dem die Gefahr eines Krieges latent sei, und jeder Staat sich vorbereiten müsse, seine Interessen nötigenfalls mit Gewalt zu verteidigen, was wie von

selbst eine Militarisierung des ganzen Systems mit sich bringe.⁵⁰ Krieg erscheint damit im Rahmen dieser Theorie als »natürliches« Mittel der Konfliktlösung zwischen um Macht wetteifernden Staaten.⁵¹ Das Weltbild dieser Theorie erscheint von tragischer Natur, geprägt von Staaten, die sich mit Kriegsbereitschaft, Expansionismus und Aggression an ihre Umwelt anpassen müssen.⁵² Demzufolge hätten Historiker wie Harris die »normale« interstaatliche Gewalt Roms fälschlich als außerordentliche römische Kriegslust dargestellt.

Anarchie oder System?

In dieser Perspektive existierte Rom in einem unwirtlichen und anarchischen System, das es weder erschaffen hatte noch kontrollierte.⁵³ Alle militärisch offensiven Staaten wurden so von allein zu Gegnern, zu Zielen gegenseitiger Aggression – Rom stellt hier keine Ausnahme dar. Es fehlte ein Völkerrecht. Schon Polybios (5, 67, 11-68, 2) stellte fest, dass zwar einige interstaatliche Verhaltensregeln allgemein akzeptiert waren (wie etwa die, keinen Abgesandten hinzurichten), es aber dennoch kein internationales Recht im hellenistischen Mittelmeerraum gab und schon gar keine Möglichkeiten zur Durchsetzung eines solchen.⁵⁴

Das Fehlen eines internationalen Rechts im hellenistischen Mittelmeerraum begünstigte den Trend zu Militarismus und Machtsteigerung. Die hellenistischen Griechen investierten zwar beträchtliche Mühe in Vermittlung und schiedsrichterliche Entscheidungen im Konfliktfall, was tatsächlich dazu beitragen konnte, die Situation zu entschärfen.⁵⁵ Doch keine Großmacht hat jemals den Schiedsspruch einer dritten Partei hingenommen, d.h. keine war jemals willens, Entscheidungen in Staatsbelangen anderen zu überantworten.⁵⁶ Folglich war, wie Rostovtzeff schon vor langem folgerte, hinsichtlich wichtiger zwischenstaatlicher Angelegenheiten »in der antiken Welt Macht die einzige ausschlaggebende Kraft.«⁵⁷ Unter solchen Voraussetzungen ist es nicht überraschend, dass beispielsweise hellenistische Herrscher und ihre Berater sich mit Obsession ideologisch, politisch und gesellschaftlich mit kriegerischen Belangen auseinanderzusetzen begannen, die Ausdehnung ihrer Reiche und Sicherung ihrer persönlichen Stellung vorantrieben, und dass Kriege unter diesen Staaten häufig sehr aufwendig und mit viel größeren Heeren geführt wurden als noch in der vorangegangenen klassischen Epoche.⁵⁸

Kritiker des römischen Expansionismus wiesen darauf hin, dass Victoria in Rom eine wichtige Göttin war. Auch die hellenistischen Griechen waren glühende Verehrer dieser Gottheit, der viele Tempel geweiht waren und die

bei ihnen *Nike* hieß, war doch in ihrer Welt der Krieg endemisch: In den 163 Jahren zwischen 323 und 160 v. Chr. gab es nur sechs, in denen keine der großen Dynastien in einen größeren Kriege verwickelt gewesen wäre.⁵⁹ Was für die großen Monarchien galt, traf auch für die mittelgroßen Staats- und Gemeinwesen wie das Königreich von Pergamon oder den Achäischen oder Ätolischen Bund zu, die wie Rom fast jedes Jahr im Kriege standen. Selbst kleine Stadtstaaten betrieben gegenüber kleineren Nachbarn einen eigenen, grimmig geführten ›Mini-Imperialismus‹.⁶⁰ Rom traten im westlichen Mittelmeer hoch militariserte, kriegerische Herausforderer entgegen. Das traf auf die latinischen Städte, die der Etrusker, auf die Samniten, auf Tarent, Karthago und natürlich auf die keltischen Völker im Norden Italiens, die bereits einmal Rom zerstört hatten, zu.⁶¹ Obwohl Polybios die Römer als mutig einschätzte, erachtete er sie nicht als die besten Soldaten der Welt. Er befand, dass die Makedonen weitaus kämpferischer und mutiger wären – und er hatte beide, Makedonen und Römer, in Aktion erlebt. Die 90 größeren Niederlagen in der Zeit der Republik geben eine Vorstellung von den Härten des Umfeldes, in welchem sich die Römer bewähren mussten.⁶²

Man muss sich auch die Fragilität all dieser Staaten des Altertums, etwa im Vergleich zu modernen Nationalstaaten, vor Augen führen: Oft konnten antike Stadtstaaten einfach vernichtet werden – vierzig wurden etwa im Zuge des Peloponnesischen Krieges zerstört. Und erstaunlich ist, dass sogar mächtige Staaten plötzlich verschwinden konnten (z.B. Karthago). Rom selbst hätte im Zuge der Angriffe durch die Kelten untergehen können (so Polyb. 2, 35). Das Reich der Ptolemäer in Ägypten, eine der drei Säulen des ›hellenistischen Kräftegleichgewichts‹, kollabierte zwischen 207 und 200, saß doch ein Kind auf dem Thron und litt das Reich unter der Abfolge nicht stabiler und chaotischer Regentschaften. Massive Aufstände der Einwohner des oberen und mittleren Ägypten destabilisierten diesen Staat, und ein groß angelegter Angriff der energischen Herrscher Makedoniens und Syriens, Philipps V. und Antiochos' III., besiegelte schließlich dessen Untergang. In einer solchen Welt musste die Bedrohung der inneren Ordnung wie der äußeren Sicherheit von allen Eliten jederzeit höchst Ernst genommen werden.⁶³ Im selben Maß wie die Reaktion auf Hilferufe schwächerer Staaten Gefahren mit sich brachte, bestand aber gleichzeitig die Chance, im Zuge einer solchen Intervention die eigenen Ressourcen zu erhöhen und/oder diese potentiellen Mitbewerbern vorzuenthalten.⁶⁴ Solche Maßnahmen steigerten das Renommee eines mächtigen Staates. Und in einer Welt ohne feste Regeln war Angst und Schrecken einflößende Reputation von Vorteil.⁶⁵

Falls diese Vorstellung einer gewalttätigen und gesetzlosen Mittelmeerwelt, in der Rom sich entwickelte, korrekt ist, dann ist der These, dass Rom

seinen Erfolg ursächlich einem außergewöhnlich räuberischen und von sich aus betriebenen Militarismus verdankte, mit Skepsis zu begegnen. Roms kriegerisches Verhalten wäre zu guten Teilen durch den herrschenden Anpassungsdruck im System zu erklären. Wie sieht eine solche Erklärung konkret aus? Wenn antike Intellektuelle über den Aufstieg von Staaten zu Hegemonialmächten nachdachten, konzentrierten sie sich auf deren Stärken. Polybios erklärt im sechsten Buch seiner Historien den Aufstieg Roms zur Weltmacht mit den Stärken, welche seine ›gemischte Verfassung‹ mit sich bringe. Trotz Krisen und militärischer Fehlschläge ermögliche sie politische Stabilität. Dazu komme noch ein zurückhaltender, patriotischer und selbstaufopfernder römischer Lebensstil.⁶⁶

Gegner und Partner Roms in der Mittelmeerwelt

Im Mittelmeerraum fanden sich zwei Grundtypen von Staatsorganisation, mit welchen sich die Römer kriegerisch auseinanderzusetzen hatten: Stadtstaaten und territorial große Monarchien. Beide Typen politischer Gemeinwesen hatten – jeder für sich genommen – auffällige Schwächen. Die meisten antiken Stadtstaaten waren bei der Verleihung der Bürgerrechte an Fremde äußerst zurückhaltend. Obwohl sie hochgradig integrierte Gemeinschaften bildeten, die fähig waren, einen beträchtlichen Prozentsatz ihrer Bewohner in Krisenfällen zu mobilisieren, blieb ihre Bevölkerung doch begrenzt und konnte deshalb überwältigt werden. Die in ihrer territorialen Ausdehnung großen Monarchien dagegen hatten ein viel größeres Potential an Ressourcen, aber ihre sehr unterschiedlich zusammengesetzten Bevölkerungsteile und steuerpflichtigen Untertanen waren nicht besonders hoch integriert. Da nun aber die Herrscher zur Aufrechterhaltung der politischen Stabilität vom militärischen Prestige abhingen, konnten sie sich auf dem Schlachtfeld nicht viele Niederlagen leisten – die Gefahr der Desintegration der kleinen und großen Gemeinwesen im Altertum war latent.

Kurzum, ein Typus von Gemeinwesen, der mit Rom konkurrierte, war homogen, aber nicht groß, der andere groß, aber nicht homogen. Im Gegensatz dazu war die römische eine politische Gemeinschaft, die sowohl groß als auch verhältnismäßig geschlossen war. Die Städte Latiums pflegten seit langem intensive wechselseitige Austauschbeziehungen (Heiraten, Bürgerrechtsverleihungen). Schon die Gründungslegende Roms hob die multiethnische Herkunft der Bevölkerung hervor (Latiner, Sabiner, Etrusker, sogar Griechen und Trojaner). Die Zugehörigkeit zum römischen Staatswesen war niemals so betont exklusiv wie jene griechische Stadtstaaten. Nach den Latinerkrie-

gen von 340-338 arbeitete der Senat ein System aus, worin die Staatsbürgerschaft nicht von ethnischer und lokaler Herkunft abhing. Sie wurde zu einem rein rechtlichen Status für solche, die es ›verdient‹ hatten und dabei nicht einmal Latein sprechen mussten. In Verbindung mit dem klaren Willen, zur äußersten Gewalt zu greifen, um unterworfenen Gemeinden auf Linie zu halten, ermöglichte diese römische Einbindungspolitik – in der Generation nach 340 – eine stabile Vorherrschaft im westlichen Teil Mittelitaliens und in den darauf folgenden zwei Generationen eine stabile Konföderation, welche sich über die ganze italienische Halbinsel ausdehnen sollte. Das alles erforderte von den Römern großes Geschick bei der Pflege von Allianzen und ergab ein System, das für loyale Bündnispartner bei weitem mehr Vorteile mit sich brachte als etwa den Alliierten Athens im 5. Jahrhundert. Aufmüpfige oder Aufständische mussten da wie dort mit Strafraktionen rechnen. Daraus ergab sich Roms Stabilität und Stärke.⁶⁷

Im Zuge dieses gekonnten Allianzen-Managements gelang es Rom mit Geschick auch die Integration voranzutreiben: Die Römer ›schmiedeten‹ schrittweise und langsam die Völker Italiens zu einem Volk, den Römern, zusammen.⁶⁸ Es war dies ein langwieriger Prozess, der gegen Ende der Republik noch nicht abgeschlossen sein sollte. Aber die Folgewirkungen für Roms außergewöhnlichen Erfolg in puncto Sicherheit und Macht wurden schon vor langer Zeit von Mommsen gesehen. Er behauptete, dass unter den alten Völkern die Römer der Schaffung eines Nationalstaates (in Italien) am nächsten kamen.⁶⁹ Dem ist nicht so: Rom schuf etwas, dass sich deutlich von einem Nationalstaat unterschied, sonst wäre die über Italien weit hinausreichende Ausbreitung römischen Bürgerrechtes – ein herausragendes Phänomen des Imperiums – wohl nicht erfolgt. Doch hatte Mommsen Recht, Roms außergewöhnliche Errungenschaft herauszustreichen, denn die Erschaffung eines Gemeinwesens, das gleichzeitig groß war und sich zunehmend besser integrierte, verschaffte Rom sowohl jene Ressourcen in großem Maßstab, über die jeder große und geeinte Staat im Wettbewerb gegen homogene, doch kleine politische Gebilde verfügt, als auch das Potential, gegen große, aber instabile dynastische Imperien zu bestehen. Ich glaube, Roms Erfolg rührt von dieser in der Welt des Altertums einzigartigen Leistung her, wobei die Beutung des römischen Militarismus, der römischen Kriegslust und Aggressivität, niemals vergessen werden darf.⁷⁰

Aber was ist mit der späten Republik und den umfangreichen Eroberungen eines Pompeius, Cäsar oder Augustus? Dies war eine weitere, enorme geographische Expansion direkter römischer Herrschaft und indirekt an römischem Einfluss. Die Kampagnen des Pompeius im Osten während der 60er Jahre des ersten Jahrhunderts v. Chr. führten zur römischen Annexion von

Syrien, des früheren Zentrums des seleukidischen Königreiches, und zur Ausdehnung der Macht Roms bis nach Judäa und ins östliche Kleinasien. Cäsar eroberte Gallien bis zum Rhein. Augustus annektierte Ägypten, das vorher Zentrum des Ptolemäer-Reiches war, und verlegte die Grenze des römischen Einflussbereichs auf dem Balkan an die Donau. Er beabsichtigte sogar Germanien bis zur Elbe zu erobern.⁷¹ Sollten diese spektakulären militärischen Erfolge nicht einfach als Fortsetzung jenes triebhaften und aggressiven Militarismus gesehen werden, welchen viele Gelehrte als charakteristisch für die mittlere Republik postuliert haben? Im Großen und Ganzen wurde die Antwort darauf bereits von T.J. Cornell⁷² gegeben, doch verdienen einige Punkte spezielle Beachtung. Als nach 180 v. Chr. die *pax romana* nach und nach in vielen Bereichen des Mittelmeeres eingeführt wurde, ist die große Mehrheit der römischen Armeen samt ihrer Kommandeure in Garnisons- und Verwaltungsdienste eingebunden worden. So war bereits jetzt eine Situation eingetreten, die später in der Prinzipatszeit typisch sein sollte. Der römische Frieden in der Zeit der Republik, wie der Frieden unter den Imperatoren, war natürlich nicht immer friedvoll: Üblicherweise gab es *low-intensity-warfare*, Kriegsführung geringer Intensität, also Polizeiaktionen gegen Straßenräuber oder Kontrolldienste entlang der Außengrenze ohne ›Großen Krieg‹.⁷³ Große Militäraktionen Roms gegen fremde Feinde wurden nach dem frühen 2. Jh. v. Chr. seltener. Dieser Trend setzte sich bis in die späte Republik und dann unter den Kaisern weiter fort. Die Periode der mittleren Republik, die späte Republikzeit und das frühe Kaisertum bilden zusammen eine Einheit, die ein gemeinsamer Trend hin zur Schaffung und zum Erhalt von Frieden auszeichnet – und das im scharfen Kontrast zur fortgesetzten großen römischen Kriegsführung des 4., 3. und frühen 2. Jh. v. Chr. In ähnlicher Weise hörte das römische Heer nach der Mitte des 2. Jh. auf, eine Jahr für Jahr aufs Neue einberufene Miliz kämpfender Bürger zu sein, wie es für alle Stadtstaaten der Antike typisch war. Es wandelte sich schrittweise zu einem Korps aus Berufssoldaten mit oft langen Dienstzeiten, bestehend aus Männern, die von der herkömmlichen römischen Gesellschaft ausgenommen waren. Diese Entwicklung erreichte, wie gesagt, in der Kaiserzeit ihre volle Ausbildung.

Betrachtet man nun all diese Entwicklungen zusammen, zeigt sich, dass die römische Gesellschaft ungefähr in den 130 letzten Jahren der Republik tatsächlich eine zunehmend ›bürgerlich-zivile‹ geworden war.⁷⁴ Wie wir bereits gesehen haben, bezieht das die Mehrheit der senatorischen Aristokratie mit ein, deren soziale, ökonomische und politische Erfordernisse die angebliche Hauptantriebskraft der römischen Kriegsmaschinerie gebildet haben sollen. In seinem *Krieg gegen Iugurtha* – geschrieben in den 40er Jahren v. Chr. – schildert der römische Geschichtsschreiber Sallust aus diesem Grunde C. Ma-

rius im Jahre 107 v. Chr. als Mann mit umfangreicher militärischer Erfahrung im Vergleich zu der Mehrheit der Senatoren, die lediglich über Krieg in Büchern gelesen hatten. Es ist unklar, ob nun dies eine zutreffende Beschreibung des Senates im Jahr 107 war, doch Sallust erwartete offensichtlich, dass sein aristokratisches Publikum der 40er Jahre den Kontrast als selbstverständlich annahm.⁷⁵

Dass sich in Rom in zunehmendem Maße eine Zivilgesellschaft herausbildete, wird allgemein angenommen. Die Ausdehnung der *pax romana* während der Republik und die zusehends bürgerliche Natur der römischen Gesellschaft waren subtile und langfristige Trends, die von zwei sehr dramatischen Ereignissen dieser Epoche überdeckt wurden. Erstens zog der so tragische wie zerstörerische römische Bürgerkrieg die modernen Gelehrten in ihren Bann, wodurch deren Augenmerk weiterhin auf die römische Kriegsführung gerichtet blieb. Zweitens übten die überragenden Figuren der großen Eroberer der späten Republik große Faszination aus. Aber wir müssen hier in Erinnerung rufen, dass dies höchst ungewöhnliche Männer gewesen sind. Cornell liegt richtig, wenn er betont, dass Pompeius' Eroberungen im Osten, Cäsars gallische Eroberungen, Augustus' Expansion des Reiches bis an die Donau und sein Versuch, Germanien zu erobern, Claudius' Einnahme von Britannien und Trajans Eroberung von Dakien und sein Versuch der Annexion von Mesopotamien alle sehr ähnlich waren. Das bedeutet: Von den 60er Jahren des vorchristlichen Jahrhunderts bis in die ersten Dezennien des 2. Jh. n. Chr. wurde die *pax romana*, die im Großteil des Mittelmeeres unter der römischen Ordnung herrschte, gelegentlich, dafür aber auf dramatische Weise, durch Eroberungskriege großer Machthaber aus römischen Dynastien, egal ob Kaiser oder nicht, unterbrochen.⁷⁶

Wenn bereits der römische Staat des frühen 2. Jh. v. Chr. dazu überging, sich der Aufgabe von Überwachung und Erhaltung eines römisch dominierten internationalen Umfeldes zu widmen, warum und wie kam diese hohe Anzahl von Eroberungen zustande? Die Antwort liegt wahrscheinlich darin, dass für eine Handvoll außergewöhnlicher Einzelpersonen Roms die Existenz des römischen Imperiums enorme Möglichkeiten für die Gewinnung von Reichtum, Einfluss und Macht bot. Doch war die Zahl dieser Männer gering, welche die Gelegenheit hatten, ihr Glück zu machen. Ihre Möglichkeiten hingen davon ab, in welcher Provinz jemand eingesetzt und welchen Aufgabenbereich der einzelne vom Senat zugeteilt bekam.⁷⁷ Cicero schied in den späten 50er Jahren als Gouverneur der Provinz Kilikien finanziell gesehen nicht gut aus. Zum Teil lag es daran, dass Kilikien verarmt war, zum anderen Teil, dass er sich nicht in Korruption verstricken wollte. So weigerte er sich etwa, M. Junius Brutus bei der gewaltsamen Eintreibung von Schulden

dortiger Städte zu helfen, denen Brutus Kapital mit 48 Prozent Jahreszins geliehen hatte. Im Gegensatz dazu hatte Pompeius nach seinen Eroberungszügen zwischen 67-62 v. Chr. »den Osten nicht nur als dessen Schutzherr, sondern in erheblichen Umfang als sein Besitzer« verlassen.⁷⁸ Pompeius Reichtum kam durch die riesige Kriegsbeute seiner Feldzüge genauso wie durch seine Bereitschaft zustande, sich für seine politische Einflussnahme in Rom von Regenten im Osten – so im Falle der offiziellen Anerkennung von König Ariobazanes II. von Kappadokien – bestechen zu lassen.⁷⁹ Cäsars Raubbeute aus Gallien war geringer, so besserte er sie durch Beteiligung am Sklavenhandel mit Kriegsgefangenen auf, deren Zahl in die zehntausende ging.⁸⁰ Ein Gutteil dieses Reichtums sickerte bis zu Pompeius' und Cäsars Offizieren und Soldaten als Bonus und in Form von Geschenken durch. Durch solche Zuteilungen wiederum gewannen sie die persönliche Loyalität ganzer Heere, die sich nicht mehr länger aus bürgerlichen Bürgermilizen wie in der mittleren Zeit der Republik zusammensetzten, sondern aus Professionalisten aus dem ländlichen und städtischen Proletariat. Das Ergebnis war, dass einige aus der römischen Aristokratie persönliche Macht und Prestige von bis dato unvorstellbaren Ausmaßen erlangten, während die meisten kein so großes Los zogen. Der Weg führte dabei über die Eroberung fremder Länder.

M. Licinius Crassus war der Bezwingen des Spartacus in den 70er Jahren v. Chr., doch brachte die Unterdrückung eines Sklavenaufstandes wenig Prestige. Konfrontiert mit dem Wettlauf des Pompeius und Cäsars um Ruhm und Reichtum in den 50er Jahren verschaffte er sich das große Kommando gegen die Parther im Osten. Plutarch (*Crass.* 16) merkt an, dass dieser Krieg durch Crassus' Größenwahn ausgelöst wurde und weder nach moralischen noch strategischen Nützlichkeitsabwägungen zu rechtfertigen gewesen sei. Deutlich ist nicht nur die bloße Kritik Plutarchs an Crassus, sondern auch wie unpopulär der Krieg unter den Römern zu dieser Zeit war. Offen beschuldigte der Tribun C. Ateius Capito Crassus, einen ungerechten Krieg »gegen jemanden, welcher der Stadt kein Unrecht angetan hatte«, zu führen (*Plut. Crass.* 16, 3). Er warnte, indem er auf düstere Omen der Götter verwies, als das Heer des Crassus die Stadt verließ. Ateius Bedenken erhielten weitreichende Unterstützung.⁸¹ Auch Cäsar entkam nicht harscher öffentlicher Kritik aus Rom, als er weit nach Gallien vorstieß. Das betraf auch seine Kriege mit den Germanen. Cato der Jüngere warnte im Jahre 55 v. Chr. öffentlich den Senat vor Cäsars Zug gegen die Germanen. Und das Missgeschick, welches später Cäsars Heer widerfuhr, wurde als Erfüllung von Catos Vorhersagen angesehen.⁸² Tatsächlich waren die Truppen Cäsars einer Meuterei sehr nahe, als sie gegen die Stämme am Rhein marschierten. Dem lag zugrunde, dass sie

einen Krieg führten, der moralisch gesehen weder in Ordnung noch ordentlich, weil nicht von Rom aus, erklärt worden war. D.h. es war offensichtlich ein Angriffs- und kein Verteidigungskrieg, lediglich unternommen, um Cäsars persönliche Ambitionen zu befriedigen (Cass. Dio 38, 35, 2). Das Verhalten von Cäsars Truppen bestätigt die Einstellung der breiten Masse der Bevölkerung Roms während der mittleren Republikzeit: Ein Krieg galt nur dann als gerechtfertigt und notwendig, wenn er der Verteidigung diene.⁸³

In der letzten Phase der Republik konnten einige wenige außergewöhnliche Männer durch Ausweitung der römischen Herrschaft Reichtum, Einfluss und Macht von geradezu königlichem Ausmaß erwerben. Tatsächlich machten es der Reichtum, das Prestige und die Macht, welche diese Männer besaßen – Caesars Vermögen war so groß wie der römische Staatsschatz, das des Pompeius ähnlich hoch – früher oder später für die traditionellen Institutionen der Republik schwierig, ihre Ambitionen zu bändigen und zu kontrollieren. Und so traten am Ende die Kaiser hervor. Doch waren diese aggressiven römischen Dynasten keinesfalls die Norm – weder nach 188 v. Chr., noch in der Späten Republik oder in der frühen Kaiserzeit. Auf jeden Caesar kamen hundert gewöhnliche Provinzgouverneure, die einfach ihre administrativen Aufgaben erfüllten und danach heimkehrten, um im Senat ihren Platz einzunehmen. Es ist in der Tat auffällig, dass manchmal selbst die Eroberer nur aufgrund glücklicher politischer Konstellationen zu solchen wurden: Kaiser Tiberius (14-37 n. Chr.) war ein sehr erfahrener Feldherr, doch führte er fast 24 Jahre lang eine relativ friedliche Regierung; Kaiser Claudius hingegen, der vier Jahre nach Tiberius an die Macht kam, befand sich in einer heiklen politischen Lage, da er keine militärischen oder politischen Verdienste besaß. Und so trat er 43 n. Chr. in die Fußstapfen seines Vorfahren Julius Caesar und eroberte Britannien.

Die allgemeine Friedfertigkeit in der Kaiserzeit beruhte noch auf einem weiteren Faktor: Waren die Kaiser einmal im Zentrum an die Macht gekommen, war es für jeden Provinzgouverneur politisch gefährlich, sich auf einen größeren Krieg einzulassen. Als Beispiel mögen die Beschränkungen dienen, welche Nero der Expedition des Cn. Domitius Corbulo jenseits des Rheins 60 n. Chr. auferlegte. Corbulos bittere Beschwerden überliefert Tacitus (*Ann.* 11, 29-20). Die Kaiser zögerten schließlich überhaupt, Senatoren in das Kommando über Provinzen mit großen Armeen einzusetzen, wegen der politischen Konkurrenz, die solche (besonders erfolgreiche und bei den Truppen beliebte) Männer einmal darstellen könnten.⁸⁴ Daher lässt sich begründet sagen, dass im Allgemeinen Friede im Interesse der Kaiser lag.⁸⁵

Die Rolle der Geographie

Welche Rolle spielte dann die Geographie dabei, der römischen Expansion Grenzen aufzuerlegen? Sie war ohne Zweifel ein bedeutsamer, entscheidender Faktor, doch nur einer unter mehreren. Weder Rhein noch Donau waren notwendige oder logische Endpunkte römischer Expansion, denn keiner von beiden war eine definitive physische Barriere (auch wenn der Rhein schwerer zu überschreiten war als die Donau) und deswegen hat auch keiner der beiden Flüsse jemals eine scharfe Kulturgrenze gebildet.⁸⁶ Gewiss erstreckten sich nordöstlich des Rheins und nördlich der Donau ausgedehnte Wälder, und die germanische Bevölkerung dieser Wälder war von Armut geplagt: Ihre Landwirtschaft beruhte im 1. Jh. n. Chr. auf primitivem Rodungsfeldbau und war halbnomadisch im Charakter, was wiederum bedeutete, dass die Bevölkerung gering und arm an Besitztümern war und es keine festen Bevölkerungszentren gab, die verteidigt werden mussten. In anderen Worten: Im Angesicht sich nähernder Legionen konnte die Bevölkerung einfach in die Wälder flüchten (und vielleicht einen Hinterhalt planen). Andererseits besaßen diese Einwohner ihre eigene, wilde Kriegerkultur – wie die Auslöschung der drei Legionen des P. Quinctilius Varus durch die Cherusker im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. illustrierte.⁸⁷ Es erscheint plausibel, dass die kaiserliche Regierung letzten Endes entschieden hatte, dass diese Region einfach nicht wertvoll genug sei, erobert zu werden. Das ist der Standpunkt, welchen Edward Luttwak in seiner einflussreichen Untersuchung einnimmt.⁸⁸ Er wird indirekt durch Aussagen unterstützt, die wir bei dem augusteischen Autor Strabo (6, 4, 2 und 17, 3, 24) und 150 Jahre später bei Appian (*praef.* 7) finden, die sich dahingehend äußern, dass die Römer glaubten, den besseren Teil der Welt bereits in ihrem Besitz zu haben. Folglich, so Strabo explizit (2, 5, 8), sei auch Britannien aus ökonomischer Sicht den Versuch der Eroberung nicht wert. Doch 40 Jahre nach Strabo eroberte es Kaiser Claudius. Schwieriges Gelände hatte auch zuvor die römische Expansion nicht aufgehalten: Weder die bewaldeten Hügel Etruriens im 5. und 4. Jahrhundert, noch gallische Wälder im 1. hatten die Römer zum Stehen gebracht – ja nicht einmal die hohen Alpen hatten Augustus' Eroberung der kriegerischen Stämme in dieser Gegend verhindert. Die Logistik der römischen Armee (wobei eine Legion von 5000 Mann täglich sechs Tonnen Lebensmittel und Futter verbrauchte) machte die Römer zwar abhängig von Flusstransporten für den Nachschub, wenn sie sich einmal von den Küsten des Mittelmeeres entfernten,⁸⁹ doch hätte die Elbe diese Funktion ebenso gut erfüllen können wie der Rhein. Der große Sieg der Cherusker über Varus im Teutoburger Wald war gewiss ein harter Rückschlag. Doch wenn die römische Gesellschaft tatsächlich eine gefiräzige

Kriegsmaschine gewesen wäre, hätte das nicht das Ende römischer Versuche sein müssen, die Region zwischen Rhein und Elbe zu annektieren. Rom hatte schon zuvor Katastrophen erlebt. So wie es aussah, hatte Augustus offensichtlich das Gefühl, dass die wiederholten Expeditionen jenseits des Rheins und die Expansion bis an die Donau genug dazu beigetragen hatten, das Ansehen seines Regimes zu begründen, und so setzte er dem ein Ende. Das hatte nicht notwendigerweise etwas mit geographischen Beschränkungen zu tun. Britannien war in den 40er Jahren nach Christus ebenfalls ein recht urtümliches Land, doch Claudius Armeen erwiesen sich als recht erfolgreich gegen die kriegerischen Stämme der britischen Wälder und eroberten den Süden innerhalb weniger Monate (auch wenn sie für die Hochländer von Wales und Yorkshire länger brauchten).⁹⁰ Das Dakien, das Trajan nördlich der Donau gegenüberstand, war eine weitere urwüchsige Region, doch Trajans Armeen waren in einem Feldzug, der nur wenige Jahre dauerte, erfolgreich.

An der östlichen Grenze römischer Vorherrschaft herrschten zu dieser Zeit die Parther auf dem Gebiet des heutigen Iran und Irak. Ein Zentrum der parthischen Macht lag auf dem abgelegenen iranischen Hochplateau. Diese Region mag Rom unzugänglich erschienen sein. Dies ist wiederum die Erklärung, welche Luttwak für das Fehlen einer dauerhaften, römischen Offensive gegen die Parther gibt.⁹¹ Doch war das iranische Hochland für Alexander den Großen keineswegs unzugänglich gewesen. Warum hätte es dann ein unüberwindliches Hindernis für die Römer darstellen sollen?⁹² Mesopotamien, das zweite Kernland des parthischen Reiches, war in agrarischer Hinsicht eine reiche Beute und von den römischen Stützpunkten in Syrien aus leicht zugänglich. Nach 100 n. Chr. war die parthische Herrschaft schwach, doch Roms Kriege in Mesopotamien blieben sporadisch und führten zu keinen groß angelegten territorialen Eroberungen. Ein Anzeichen für das, was hier vorging, ist, was nach 220 n. Chr. passierte, als der Aufstieg einer neuen, hoch aggressiven Dynastie, der Sasaniden, den römischen Staat mit einer bei weitem größeren Gefahr konfrontierte, als sie die Parther dargestellt hatten. Das Ergebnis war ab ca. 230 eine wirklich dauerhafte militärische Anstrengung Roms: Groß angelegte Kriegsführung im Osten, welche beinahe 50 Jahre andauerte und drei große Feldzüge unter den Kaisern höchstpersönlich miteinschloss. Diese außergewöhnlichen römischen Anstrengungen scheiterten dabei, die sasanidische Macht zu beschneiden, führten aber endlich zur Schaffung einer fragilen Pattsituation im Osten. Der Größenunterschied der römischen Kriegsanstrengungen ist bemerkenswert, verglichen mit der vorhergehenden Periode von 400 Jahren relativer Friedfertigkeit. Die sasanidische Herausforderung führte schließlich zu einer Verstärkung der stehenden römischen Armee um zumindest ein Drittel.⁹³ Doch unterstreicht die

römische Reaktion auf den Aufstieg der sasanidischen Macht nur, wie reaktiv Roms Erwidierungen auf die Bedrohung, denen es sich gegenüber sah, immer gewesen waren. So wie die großen strategischen Bedrohungen nach 180 v. Chr. durch die Serie großer römischer Siege über Karthago und die griechischen Monarchien abgenommen hatten, so war auch Rom selbst weniger militarisiert und militaristisch geworden; und als sich das Bedrohungsumfeld nach 230 n. Chr. plötzlich wieder verschärfte, veränderte sich auch die römische Gesellschaft erneut. Die Militarisierung nahm wieder zu.⁹⁴

Ein anderer entscheidender Aspekt der Verschlechterung des Bedrohungsumfeldes, dem sich Roms mittelmeeerisches Reich in dieser Periode gegenüberübersah, und welcher zur verstärkten Neukonzentration auf das Militär beitrug, war die landwirtschaftliche Revolution in den germanischen Ländern nördlich von Rhein und Donau. Im ersten Jahrhundert nach Christus betrieben germanische Ackerbauern noch weitgehend Rodungsackerbau, mit dem nur eine relativ geringe Bevölkerung ernährt werden konnte. Die Archäologie zeigt, dass die Germanen bis zum 4. Jahrhundert weitaus fortgeschrittenere und intensivere Techniken des Ackerbaus entwickeln konnten. Der daraus resultierende agrarische Reichtum führte zu einer wachsenden Bevölkerung, viel mehr Bewaffneten, aber auch (die literarischen Quellen sagen es deutlich) zu größeren politischen Einheiten unter den germanischen Völkern: So wurden etwa die Cherusker, die Varus besiegt hatten, schließlich Teil eines größeren Verbandes, nämlich der Franken.⁹⁵ Doch das bedeutete wiederum, dass sich Roms militärisches Problem nördlich von Rhein und Donau intensivierte, indem der Feind mächtiger wurde, just zu derselben Zeit, zu der das höchst aggressive sasanidische Regime im Iran und Mesopotamien an die Macht kam. Durch enorme militärische und finanzielle Anstrengungen, welche bedeutende Anpassungen der römischen Gesellschaft erforderten, war die römische Regierung (wenn auch nur mit Mühe) in der Lage, im 3. und 4. Jahrhundert das gleichzeitige Auftreten dieser neuen Gefahren im Hinterland des Mittelmeerraumes zu meistern. Als aber nach 370 n. Chr. die Ankunft der Hunnen germanische Völker über den Rhein und die Donau drängte, bedeutete dies das Ende für die westliche Hälfte des Reiches.

Resümee

Unsere Schlussfolgerung ist, dass man die spektakuläre Expansion der römischen Macht in der mittleren Republik, des großen Zeitalters der Ausdehnung des römischen Reiches, nicht einfach einer inhärenten römischen Kampfeslust zuschreiben sollte. Rom war keine statische Gesellschaft, und

seine kulturellen und sozialen Attribute blieben nicht konstant. Unter dem Druck mächtiger auswärtiger Bedrohungen entwickelte Rom einen rauen und aggressiven Militarismus, der alle Bereiche des Lebens durchdrang. Doch das machte Rom nicht zu einer unersättlichen »Kriegsmaschinerie«. Das Zeitalter jährlicher groß angelegter Kriegsführung war zeitlich beschränkt: Als all die größeren Bedrohungen für Roms Sicherheit beendet oder zu seiner Zufriedenheit erledigt waren, endete auch das Zeitalter der jährlichen Kriege. Während der letzten 130 Jahre der römischen Republik entstand eine zunehmend zivilere Gesellschaft, Vorgänger jener zivilen Gesellschaft, die wir besser aus der Kaiserzeit kennen. Große Gestalten – sowohl während der späten Republik wie auch in der Kaiserzeit – wurden immer noch durch militärische Ambitionen motiviert, doch sollte es diesen außergewöhnlichen Männern nicht erlaubt sein, den fundamentalen Trend zu überschatten, der nicht zu Krieg und Eroberung führte. Es war diese soziale und kulturelle Revolution, nicht irgendein geographisches Hindernis, welche Roms Expansion allmählich zu einem Ende brachte. Umgekehrt führte eine Verschärfung des Bedrohungsumfeldes, beginnend mit dem Aufstieg des sasanidischen Persien um 220 n. Chr. und der wachsenden Macht und Organisiertheit der germanischen Völker nördlich von Rhein und Donau, zu einer umgekehrten sozialen und kulturellen Umwälzung: zu einer substantiellen Remilitarisierung der römischen Gesellschaft und höheren Regierungsausgaben für Kriege. Diese Anpassung erlaubte Rom für eine Weile, in dem neuen Bedrohungsumfeld zu überleben, doch angesichts der machtvollen Natur der Bedrohungen, denen sich Rom gegenüber sah, waren diese nicht ausreichend für expansionistische Siege.

Rom also hatte sich als der fähigste unter den rücksichtslosen Staaten erwiesen, mit denen es während des vierten und fünften Jahrhunderts v. Chr. in einem von Auseinandersetzungen geprägten anarchischen Staatensystem um Sicherheit und Macht kämpfte. Am Ende des 2. Jh. v. Chr. erfolgreich aus dem brutalen Wettbewerb um internationale Macht hervorgegangen, erwiesen sich die Römer dann als fähig, für mehrere Jahrhunderte einen großflächigen und umfassenden Staat zu leiten, der das gesamte Mittelmeer umfasste und der (wenn auch nicht immer) friedlich war. Wie Kenneth Waltz also sagt (und er sprach nicht über Rom), im verbissenen Wettbewerb des internationalen Systems »sind [alle] Staaten gleich in den Aufgaben, denen sie sich gegenübersehen, aber nicht in ihrer Fähigkeit, sie zu bewältigen.«⁹⁶ Die römische Gesellschaft war immerhin in der Lage, mehrere aufeinander folgende schwierige Aufgaben zu bewältigen.

Glossar

Publikanen (*publicani*): Privatunternehmer, die von der römischen Republik die Eintreibung der Steuern und Abgaben aus einem bestimmten Gebiet ersteigerten. Was sie über die gebotene Summe hinaus eintreiben konnten, war ihr Gewinn.

Anmerkungen

- 1 Raaflaub 1991, 570-71.
- 2 So etwa Harris 1979.
- 3 Koebner, Schmidt 1964, 107-65.
- 4 Koebner, Schmidt 1964, 95.
- 5 Morris 1968.
- 6 Hobson 1902; insbesondere 71-93
- 7 Lenin 1920; für den Einfluss Hobsons auf Lenin s. Eckstein 1991.
- 8 So etwa Kahn 1986.
- 9 Polyb. 34, 9, 8-11 = Strabo 3, 2, 10; Gruen 1984, 300 Anm. 64.
- 10 Marasco 1986.
- 11 Gruen 1984, 304-5.
- 12 Richardson 1986, 176-79.
- 13 Gruen 1982, 262-67; Kallet-Marx 1995, 11-41.
- 14 Schumpeter 1951, 25.
- 15 Vgl. Schumpeters Beschreibung der römischen Aristokratie (1951, 51-53).
- 16 Cornell 1995, 81-118. 198-271; Williams 2001, 100-184.
- 17 Harris 1979, 9-130; Hopkins 1978, 25-37.
- 18 Oakley 1993, 16; vgl. Harris 1979, 161-254. bes. 213 und 217.
- 19 S. Harris 1979, 105-17 und 161-254; Harris 1984, bes. 13-15 und 21-22; Harris 1990, bes. 495; vgl. Rowland 1983; Rawson 1986; Mandell 1991; Hölkeskamp 1993; Habicht 1997, 185. 194-195; Rosenstein 1999, 193-205; Campbell 2002, 167-69.
- 20 Zum Beispiel 342 v. Chr. (Hölkeskamp 1993, 12-13) und 200 v. Chr. (Liv. 31, 6-7).
- 21 Rosenstein 1990, 179-203 mit einer Auflistung der Niederlagen.
- 22 Z.B. die Kritik von M. Claudius an Marcellus' Angriff auf Syrakus im Jahr 214 v. Chr.: Eckstein 1987, 169-77; Cn. Manlius Vulsos Angriff auf die Kelten Kleinasiens 188 v. Chr.: Rich 1993, 56-59; P. Licinius Crassus' Feldzug gegen die Parther (54 v. Chr.): Ward 1977, 285-87.
- 23 Dagegen: Veyne 1975, 819 und Cornell 1995, 367.
- 24 Sherwin-White 1980, 178 und 1984, 11-15; vgl. Rich 1993, 55-60.
- 25 Harris' Schätzung, dass in einer Schlacht durchschnittlich 20 Prozent aller Militärtribunen fielen (1979, 39-40), ist möglicherweise zu hoch gegriffen obwohl sicher viele junge Offiziere umkamen. Für die Verlusten von Wehrpflichtigen zur Zeit der mittleren Republik s. nun Rosenstein 2004, 107-40.
- 26 Raaflaub 1996, 292.
- 27 So leider auch Raaflaub 1991, 576.
- 28 Rich 1993, 60.

- 29 Cornell 1993, 155.
- 30 Cornell 1993, 157-60.
- 31 Rich 1993, 139-70.
- 32 Rich 1993, 144-55.
- 33 Veyne 1975; Derow 1979.
- 34 Hopkins 1978, 32-35.
- 35 Astin 1978, 288-94.
- 36 Sogar Cicero hatte während den Zeiten des Bürgerkriegs in den 80er Jahren des 1. Jh. v. Chr. im Militär gedient: Mitchell 1979, 8-9.
- 37 Frei nach Bayley 1989, 14.
- 38 Robinson, Gallagher 1961; Robinson, Gallagher, 1962; Robinson 1972.
- 39 Z.B. Mandell 1989, 89-94. bes. 92, der den Ausbruch des Krieges mit Antiochos III. diskutiert, ohne auf Antiochos' Invasion in das griechische Festland einzugehen.
- 40 S. Thuk. 1, 24-50: Kerkyra sucht in Athen gegen Korinth um Hilfe und Unterstützung an, was u.a. zum Peloponnesischen Krieg führte; vgl. Crane 1992.
- 41 Vergleichbare Fälle: Messana 264, Saguntum 220, und Ägypten, Pergamon, Rhodos und Athen 200 v. Chr.
- 42 Eckstein 1994.
- 43 S. Gruen 1984; Strauss 1997; Ando 2000.
- 44 Jervis 1997, 92-124 und 253-295.
- 45 Louis 1976.
- 46 Campbell 2002; vgl. Atmore 1984 (UK und Indien).
- 47 Kahler 1997.
- 48 Mearsheimer 2001; zum Begriff 'Selbsterhaltung': Waltz 1988, 616.
- 49 Sterling 1974, 336.
- 50 Waltz 1979, 102; kurz gesagt, das Vorherrschen von Anarchie führt zum Vorherrschen eines Macht maximierenden Verhaltens.
- 51 Waltz 1959, 160; Waltz 1979, 102; Waltz 1988, 620-21; Waltz 2000, 8; Wight 1978, 137; vgl. Holsti 1991 und Geller, Singer 1998.
- 52 Spirtas 1996, 385-423; Copeland 2000, 12. 17. 145-47. 165-68. 245; Mearsheimer 2001.
- 53 S. Goldworthy 2000, 71.
- 54 S. Eckstein 1995; zu den fehlenden Mechanismen, internationales Recht durchzusetzen, s. Badian 1983, 401-5.
- 55 Ager 1996; Piccirilli 1973.
- 56 Badian 1983, 402.
- 57 Rostovtzeff 1923, 43; Larsen 1962, 233-34.
- 58 Lévêque 1968; Austin 1986.
- 59 Lévêque 279 und Anm. 108: 'la guerre est le recours ... normal'; vgl. Polyb. 5, 106, 1-5 und 18, 3, 2-8.
- 60 Ma 2000.
- 61 Frühes Latium: Giovannini 2000, 45-48; Etrurien: Barker, Rasmussen 1998; Samnium: Dench 1995, 68. 100. 141; vgl. Oakley 1993, 13; Tarentum: Willeumier 1939, 51-75 und 185-93; Karthago: Ameling 1993, v.a. 180-81; Kelten: Williams 2001, 140-84.
- 62 Polyb. 5,2, 6, Liv. 32,18,1, und Liv. 45,30, 7; Eckstein 1997, 181-82.
- 63 Beston 2000, 318-19.
- 64 Glaser 1997.

- 65 Hoyos 1998, 233-259; Offner 1995; Eckstein 2000, 877-79.
- 66 S. Walbank 1972 (Kapitel 5) und jetzt Walbank 1998.
- 67 Strauss 1997, 128-29.
- 68 Dagegen: Mouritsen 1998.
- 69 Mommsen 1907, 340-45.
- 70 S. Eckstein (in Druck), Kapitel 7.
- 71 Pompeius: Seager 1979, 40-62; Caesar: Gelzer 1968, 102-194.
- 72 Cornell 1993, 154-68.
- 73 Vgl. hierzu Wolf 1993 und Ma 2000.
- 74 Cornell 1993, 164-167.
- 75 Sall. Jug. 85, 12 mit Cornell 1993, 166.
- 76 Cornell 1993, 159.
- 77 Statthalter konnten sich natürlich auf militärische Kräfte stützen: s. Badian 1968, 84-85.
- 78 Badian 1965, 83-84.
- 79 Badian 1965, 82-83.
- 80 Badian 1965, 89-90.
- 81 S. Ward 1977, 262-88.
- 82 Plut. *Cat. Min.* 51, 1, 3-4; *Caes.* 22, 4; Powell 1998, 123-24.
- 83 S. Kostial 1995, 117-24; Liv. 31, 6-7.
- 84 Cornell 1993, 162-65 bei Birley 1953.
- 85 Vgl. Cornell 1993, 163.
- 86 Mann 1979, 176.
- 87 Dazu im Detail: Wells 2004.
- 88 Luttwack 1976, insbes. 45-46.
- 89 Zu den logistischen Grenzen der römischen Beweglichkeit siehe Roth 1999.
- 90 Cornell 1993, 146.
- 91 Luttwak 1976, 46.
- 92 Mann 1979, 177-78; Brunt 1990, 474; Cornell 1993, 146.
- 93 Zusammenfassend zur römischen Reaktion auf die sasanidische Krise: Heather 2005, 60-64.
- 94 Zur an und für sich reaktiven, nicht aktiven Natur der römischen Regierung angesichts äußerer Bedrohungen siehe Mattern 1999 (Kapitel 1).
- 95 Faszinierend diskutiert in Heather 2005, 84-94.
- 96 Waltz 1979, 96.

Literatur

- Ager 1996 = Ager, Sheila L.: *Interstate Arbitrations in the Greek World, 337-90 B.C.*, Berkeley/Los Angeles 1996.
- Ameling 1993 = Ameling, Walter: *Karthago: Militar, Staat und Gesellschaft*, München 1993.
- Ando 2000 = Ando, Clifford, *Imperial Ideology and Provincial Loyalty in the Roman Empire*, Berkeley/Los Angeles 2000.
- Astin 1978 = Astin, Alan E.: *Cato the Censor*, Oxford 1978.
- Atmore 1984 = Atmore, Anthony E.: *The Extra-European Foundations of British Impe-*

- rialism: A Reassessment, in: Eldridge Colin C. (Hg.): *British Imperialism in the Nineteenth Century*, London 1984, 106-125.
- Austin 1986 = Austin, Michael M.: *Hellenistic Kings, War, and the Economy*, *Classical Quarterly*, 36 (1986), 450-466.
- Badian 1965 = Badian, Ernst: *Roman Imperialism in the Late Republic*, Ithaca, N. Y 1965.
- Badian 1983 = Badian, Ernst: *Hegemony and Independence: Prolegomena to a Study of Rome and the Hellenistic States in the Second Century B.C.*, *Actes du VIIe Congres de la F. E. I. C.*, Budapest 1983, 397-414.
- Barker/Rasmussen 1998 = Barker Graeme/Rasmussen, Tom: *The Etruscans*, Oxford 1998.
- Bayley 1988 = Bayley, Christopher A.: *Imperial Meridian: The British Empire and the World, 1780-1830*, New York 1988.
- Beston 2000 = Beston, Paul: *Hellenistic Military Leadership*, in: van Wees, Hans (Hg.): *War and Violence*, London 2000, 315-335.
- Briscoe 1973 = Briscoe, John: *A Commentary on Livy, Books XXXI- XXXIV*, Oxford 1973.
- Brunt 1990 = Brunt, Peter A., *Roman Imperial Themes*, Oxford 1990.
- Campbell 2002 = Campbell, Brian: *Power Without Limit: The Romans Always Win*, in: Chaniotis, Angelos/Ducrey Pierre (Hg.): *Army and Power in the Ancient World*, Stuttgart 2002, 167-180.
- Copeland 2000 = Copeland, Dale C.: *The Origins of Major War*, Ithaca 2000.
- Cornell 1993 = Cornell, Tim J.: *The End of Roman Imperial Expansion*, in: Rich, John and Shipley, Graham (Hg.): *War and Society in the Roman World*, London 1993, 139-170.
- Cornell 1995 = Cornell, Tim J.: *The Beginnings of Rome: Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000-264 B.C.)*, London 1995.
- Dench 1995 = Dench, Emma: *From Barbarians to New Men: Greek, Roman, and Modern Perceptions of Peoples from the Central Appenines*, Oxford 1995.
- Derow 1979 = Derow, Peter S.: *Polybius, Rome, and the East*, *Journal of Roman Studies* 69, 1979, 1-15.
- Doyle 1986 = Doyle, Michael: *Empires*, Ithaca 1986.
- Eckstein 1991 = Eckstein, Arthur M.: *Is There a 'Hobson-Lenin Thesis' on Late Nineteenth-Century Colonial Expansion?*, *The English Historical Review*, 44 (1991), 297-318.
- Eckstein 1994 = Eckstein, Arthur M.: *Polybius, Demetrius of Pharos, and the Origins of the Second Illyrian War*, *Classical Philology*, 89 (1994), 46-59.
- Eckstein 1995 = Eckstein, Arthur M.: *Moral Vision in The Histories of Polybius*, Berkeley/Los Angeles 1995.
- Eckstein 1997 = Eckstein, Arthur M.: *Physis and Nomos: Polybius, Rome, and Cato the Elder*, in: Cartledge Paul/Garnsey Peter/Gruen Erich S. (Hg.): *Hellenistic Constructs*, Berkeley 1997, 175-198.
- Eckstein 2000 = Eckstein, Arthur M.: *Brigands, Emperors, and Anarchy*, *International History Review*, 22 (2000), 862-879.
- Eckstein 2006 = Eckstein, Arthur M.: *Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome*, Berkeley 2006.
- Ferrar 1981 = Ferrar, Lancelot L., Jr.: *Arrogance and Anxiety: The Ambivalence of German Power 1848-1914*, Iowa City 1981.
- Geller/Singer 1998 = Geller, Daniel S./Singer, J. David: *Nations at War: A Scientific Study of International Conflict*, Cambridge 1998.

- Gelzer 1968 = Gelzer, Matthias: *Caesar: Politician and Statesman*, Cambridge 1968.
- Giovannini 2000 = Giovannini, Adalberto: Rezension von: Watson, Alan, *International Law in Archaic Rome*, *Gnomon* 72 (2000), 45-48.
- Glaser 1997 = Glaser, Charles L.: *The Security Dilemma Revisited*, *World Politics*, 50 (1997), 171-201.
- Goldsworthy 1998 = Goldsworthy, Adrian: *Instinctive Genius: The Depiction of Caesar as General*, in: Welch, Kathryn/Powell, Adrian C. (Hg.): *Julius Caesar as Artful Reporter: The War Commentaries as Political Instruments*, London 1998, 193-212.
- Goldsworthy 2000 = Goldsworthy, Adrian: *The Punic Wars*, London 2000.
- Gruen 1982 = Gruen, Erich S.: *Macedonia and the Settlement of 167 B.C.*, in: Adams, W. Lindsay/Borza, Eugene N. (Hg.): *Philip II, Alexander the Great and the Macedonian Heritage*, Lanham 1982, 257-67.
- Gruen 1984 = Gruen, Erich S.: *The Hellenistic World and the Coming of Rome*, Berkeley 1984.
- Habicht 1997 = Habicht, Christian: *Athens from Alexander to Antony*, Cambridge, Mass. 1997.
- Harris 1979 = Harris, William V.: *War and Imperialism in Republican Rome*, Oxford 1979.
- Heather 2005 = Heather, Peter: *The Fall of the Roman Empire: A New History of Rome and the Barbarians*, Oxford 2005.
- Hobson 1902 = Hobson, John A.: *Imperialism: A Study*, London 1902.
- Hölkeskamp 1993 = Hölkeskamp, Karl-Joachim: *Conquest, Cooperation and Consensus: Roman Expansion in Italy and the Rise of the Nobilitas*, *Historia* 42, 1993, 12-39.
- Holsti 1991 = Holsti, Kalevi J.: *Peace and War: Armed Conflicts and International Order, 1648-1989*, Cambridge 1991.
- Hopkins 1978 = Hopkins, Keith: *Conquerors and Slaves: Sociological Studies in Roman History I.*, Cambridge 1978.
- Hoyos 1998 = Hoyos, B. Dexter: *Unplanned Wars: The Origins of the First and Second Punic Wars*, Berlin/New York 1998.
- Jervis 1997 = Jervis, Robert: *System Effects: Complexity in Political and Social Life*, Princeton 1977.
- Kahler 1993 = Kahler, Miles: *Inventing International Relations: International Relations Theory after 1945*, in: Doyle, Michael/Ikenberry G. John (Hg.): *New Thinking in International Relations Theory*, Boulder 1993, 20-53.
- Kahn 1986 = Kahn, Arthur D.: *The Education of Julius Caesar*, New York 1986.
- Kallet-Marx 1995 = Kallet-Marx, Robert: *From Hegemony to Empire: The Development of the Roman Imperium in the East from 148 to 62 B.C.*, Berkeley/Los Angeles 1995.
- Koeber/Schmidt 1964 = Koeber, Richard/Schmidt, Helmut D.: *Imperialism: The Story and Significance of a Political Word, 1840-1960*, Cambridge 1964.
- Kostial 1995 = Kostial, Michaela: *Kriegerisches Rom? Zur Frage von Unvermeidbarkeit und Normalität militärischer Konflikte in der römischen Politik*, Stuttgart 1995.
- Larsen 1962 = Larsen, Jakob A. O.: *Freedom and its Obstacles in Ancient Greece*, *CPh*, 57 (1962), 230-34.
- Lenin 1920 = Lenin, Vladimir I.: *Imperialism: The Highest Stage of Capitalism*, Moskau 1920.
- Lévêque 1968 = Lévêque, Paul: *La guerre à l'époque hellénistique*, in: Vernant, Paul (Hg.): *Problèmes de la guerre en Grèce ancienne*, Paris 1968, 261-287.

- Louis 1976 = Louis, Roger (Hg.): *Imperialism: The Robinson-Gallagher Controversy*, New York 1976.
- Luttwak 1976 = Luttwak, Edward: *The Grand Strategy of the Roman Empire: From the First to the Third Centuries A.D.*, Baltimore 1976.
- Ma 2000 = Ma, John T.: *Fighting Poleis in the Hellenistic World*, in: Hans van Wees (Hg.): *War and Violence in Ancient Greece*, London 2000, 337-376.
- Mann 1979 = Mann, John C.: *Power, Force, and the Frontiers of the Empire*, JRS, 69 (1979), 175-83.
- Mandell 1989 = Mandell, S.: *The Isthmian Declaration and the Early Stages of Roman Imperialism in the Near East*, CB, 65 (1989), 89-94.
- Mandell 1991 = Mandell S.: *Roman Dominion: Desire and Reality*, AW, 22 (1991), 37-42.
- Marasco 1986 = Marasco, Gabriele: *Interessi commerciali e fattori politici nella condotta romana in Illiria (230-219 A.C.)*, SCO 1986, 35-112.
- Mearsheimer 2001 = Mearsheimer, John J.: *The Tragedy of Great Power Politics*, New York 2001.
- Mommsen 1907 = Mommsen, Theodor: *Römische Geschichte I*, Berlin 1907.
- Morgenthau 1973 = Morgenthau, Hans J.: *Politics among Nations: The Struggle for Power and Peace*, New York 1973.
- Morris 1968 = Morris, Jan: *Pax Britannica*, New York 1968.
- Mouritsen 1998 = Mouritsen, Henrik: *Italian Unification: A Study in Ancient and Modern Historiography*, London 1998.
- Oakley 1993 = Oakley, Stephen P.: *The Roman Conquest of Italy*, in: John Rich und Graham Shipley (Hg.): *War and Society in the Roman World*, London 1993, 9-37.
- Piccirilli 1973 = Piccirilli, Luigi: *Gli arbitrati interstatali greci*, Florenz 1973.
- Powell 1998 = Powell, Anton: *Julius Caesar and the Presentation of Massacre*, in: Anton Powell und Kathryn Welch (Hg.): *Julius Caesar as Artful Reporter*, London 1998, 111-137.
- Raaflaub 1991 = Raaflaub, Kurt R.: *City-State, Territory, and Empire in Classical Antiquity*, in: Anthony Molho, Kurt R. Raaflaub und Julia Emlen (Hg.): *City-States in Classical Antiquity and Medieval Italy*, Ann Arbor, 1991, 565-588.
- Raaflaub 1996 = Raaflaub, Kurt R.: *Born to be Wolves? Origins of Roman Imperialism*, in: Robert W. Wallace und Edward M. Harris (Hg.): *Transitions to Empire: Essays in Greco-Roman History, 340-146 B.C in Honor of E. Badian*, Norman 1996, 273-314.
- Rawson 1986 = Rawson, Elizabeth: *The Expansion of Rome*, in: *The Oxford History of the Graeco-Roman World*, Oxford 1986, 420-35.
- Rich 1993 = Rich, John: *Fear, Greed and Glory: The Causes of Roman War-Making in the Middle Republic*, in: John Rich und Graham Shipley (Hg.): *War and Society in the Roman World*, London 1993, 38-68.
- Richardson 1986 = Richardson, John R.: *Hispania*, Oxford 1986.
- Robinson 1972 = Robinson, Ronald: *Non-European Foundations of European Imperialism: Sketch for a Theory of Imperialism*, in: Roger Owen und Bob Sutcliffe (Hg.), *Studies in the Theory of Imperialism*, London 1972, 117-41.
- Robinson, Gallagher 1961 = Robinson, Ronald und John Gallagher: *Africa and the Victorians: The Official Mind of Imperialism*, London 1961.
- Robinson, Gallagher 1962 = Robinson, Ronald und John Gallagher: *The Partition of Africa*, in: *The New Cambridge Modern History*, XI, Cambridge 1962, 593-640.

- de Romilly 1977 = de Romilly, Jacqueline: *The Rise and Fall of States According to Greek Authors*, Ann Arbor 1977.
- Rosenstein 1990 = Rosenstein, Nathan: *Imperatores Victi: Military Defeat and Aristocratic Competition in the Middle and Late Republic*, Berkeley/Los Angeles 1990.
- Rosenstein 1999 = Rosenstein, Nathan: *Republican Rome*, in: Kurt R. Raaflaub und Nathan Rosenstein (Hg.): *War and Society in the Ancient and Medieval Worlds*, Cambridge 1999, 193-205.
- Rostovtzeff 1922 = Rostovtzeff, Michail I.: *International Relations in the Ancient World*, in: Edmund Walsh (Hg.): *The History and Nature of International Relations*, London 1922.
- Rowland 1983 = Rowland, R. J.: *Rome's Earliest Imperialism*, *Latomus*, 42 (1983), 749-762.
- Schumpeter 1951 = Schumpeter, Joseph, *The Sociology of Imperialisms* (London 1951).
- Seager 1979 = Seager, Robin: *Pompey: A Political Biography*, Oxford 1979.
- Sherwin-White 1980 = Sherwin-White, Adrian N.: *Rome the Aggressor?*, *JRS*, 70 (1979), 177-81.
- Spirtas 1996 = Spirtas, Michael, *A House Divided: Tragedy and Evil in Realist Theory*, in: Benjamin Frankel (Hg.): *Realism: Restatements and Renewal*, Portland 1996, 385-423.
- Sterling 1974 = Sterling, Richard W.: *Macropolitics: International Security in a Global Society*, New York 1974.
- Stevenson 1997 = Stevenson, David: *The Outbreak of the First World War: 1914 in Perspective*, New York 1997.
- Strauss 1997 = Strauss, Barry: *The Art of Alliance in the Peloponnesian War*, in: Charles D. Hamilton und Peter Krentz (Hg.): *Polis and Polemos: Essays on Politics, War, and History in Ancient Greece in Honor of Donald Kagan*, Claremont 1997, 127-140.
- Veyne 1975 = Veyne, Paul: *Y a-t'il eu un impérialisme romain?*, *MEFR*, 85 (1975), 793-855.
- Walbank 1972 = Walbank, Frank William: *Polybius*, Berkeley/Los Angeles 1972.
- Waltz 1959 = Waltz, Kenneth N.: *Man, the State and War: A Theoretical Analysis*, New York 1959.
- Waltz 1979 = Waltz, Kenneth N.: *Theory of International Politics*, New York 1979.
- Waltz 1988 = Waltz, Kenneth N.: *The Origins of War in Neorealist Theory*, *Journal of Interdisciplinary History*, 18 (1988), 615-28.
- Waltz 2000 = Waltz, Kenneth N.: *Structural Realism after the Cold War*, *International Security* 25, 2000.
- Ward 1977 = Ward, Allan Mason: *Marcus Crassus and the Late Roman Republic*, Columbia 1977.
- Welles 1972 = Welles, Collin M.: *The German Policy of Augustus: An Examination of the Archaeological Record*, Oxford 1972.
- Wells 2004 = Wells, Peter: *The Battle That Stopped Rome*, New York 2004.
- Wight 1978 = Wight, Martin: *Power Politics*, New York 1978.
- Williams 2001 = Williams, Jonathan H. C.: *Beyond the Rubicon: Romans and Gauls in Republican Italy*, Oxford 2001.
- Willeumier 1939 = Willeumier, Pierre: *Tarente: des origines à la conquête romaine*, Paris 1939.

Kelten und Germanen

Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Militärorganisation

RAIMUND KARL

Die Kelten und die Germanen versteht man heute immer noch gerne – fälschlicherweise – als zwei ›Völker‹. So schreibt z.B. Rupert Gebhard: »Die Kelten, von den Griechen auch Galater, von den Römern Gallier genannt, sind neben den Germanen das andere große Urvolk im prähistorischen Europa nördlich der Alpen, das immer wieder nicht nur die Altertumswissenschaften fasziniert hat.«¹

Tatsächlich handelt es sich weder bei ›den Kelten‹ noch bei ›den Germanen‹ um jeweils ›ein Volk‹, geschweige denn ›ein Urvolk‹. Vielmehr sind beides Sammelbegriffe, unter denen jeweils alle Gesellschaften subsumiert werden, die eine von der Sprachwissenschaft als keltisch bzw. germanisch bestimmte Sprache als ihre hauptsächliche benutzten und benutzen.² Dabei ist gerade in prähistorischen Zeiten eine solche Bestimmung im besten Fall nicht leicht, in den meisten Fällen sogar unmöglich, und die Zuordnung erfolgt häufig mehr auf Basis einer Abschätzung als nach konkreten Hinweisen. Daneben erfolgt die Zuordnung auf Basis der Verbreitung archäologischer Materialkulturen, die aufgrund ihrer teilweisen Überschneidung mit den ersten, historisch belegten Sprachgebieten, eine Rückprojektion derselben in die Vorgeschichte zu erlauben scheinen, eine Methode, die heute allerdings stark umstritten ist (siehe Abb. 1).³

Konkreter haben sich sowohl ›die Kelten‹ als auch ›die Germanen‹ aus einer Reihe verschiedener Gesellschaften zusammengesetzt, die man wohl als Stämme oder Völker bezeichnen kann, und deren jeweilige Organisationsgröße von einigen wenigen tausend bis zu einigen hunderttausend Mitgliedern variieren konnte.⁴ Diese Gesellschaften haben sich sicherlich nicht nur in ihrer Organisationsgröße und nicht nur in davon mehr oder minder direkt abhängigen Organisationselementen voneinander unterschieden, sondern waren, auch jeweils innerhalb der keltischen und der germanischen Gruppe, deutlich unterschiedlich, sowohl in ihrer politischen als auch ihrer sozialen, wirtschaftlichen und sicherlich auch in ihrer militärischen Organisation. Schon alleine deshalb ist es schwierig, Kelten und Germanen über einen Kamm zu scheren.



Abb. 1a: Spätbronzezeitliche Materialkulturtraditionen (oben),
spätestbronze- und früheisenzeitliche Materialkulturtraditionen (unten).

Als zusätzliche Schwierigkeit kommt noch hinzu, dass wir, wenn wir über Kelten und Germanen sprechen, mit einer beachtlichen zeitlichen Tiefe konfrontiert werden: Die erste – wenngleich nicht ganz unumstrittene – Nennung der Kelten findet sich bei Hekataios von Milet im ausgehenden 6. Jahrhundert v. Chr.,⁵ und entspricht damit chronologisch etwa den ersten keltischen Sprachbelegen, die ins 6./5. Jahrhundert v. Chr. datieren und den norditalienischen Lepontern zugeordnet werden.⁶ Die im zu dieser Zeit keltischen Bevölkerungen zugeschriebenen Raum verbreitete westliche Hallstattkultur⁷ wiederum setzt um den Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. ein. Etwa in diese Zeit wird auch von historischen Sprachwissenschaftlern das so genannte ›Gemeinkeltische‹, aus dem sich alle späteren keltischen Sprachen entwickelt haben, datiert.⁸ Germanen lassen sich historisch zwar erst ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. fassen, archäologische Kulturgruppen im späteren Hauptverbreitungsgebiet germanischer Sprachen lassen sich aber ebenfalls wenigstens bis zum Beginn der Eisenzeit, eventuell sogar bis in die Bronzezeit zurückverfolgen.⁹ Wir sprechen also, alleine in Prähistorie und Altertum, von einer Zeitspanne von über 1000 Jahren, die sicherlich nicht ohne gröbere historische Veränderungen abgelaufen sein kann (siehe Abb. 1). Wenn also in diesem Beitrag in weiterer Folge von Kelten und Germanen die Rede ist, ist diese interne Unterschiedlichkeit innerhalb beider Gruppen, sowohl in Raum als auch Zeit, stets zu bedenken.

Trotz der zweifellos gegebenen, großen Unterschiedlichkeit verschiedener spätbronzezeitlicher, eisenzeitlicher und römisch-kaiserzeitlicher Gesellschaften im hier behandelten Raum, der im wesentlichen Nordwest- und Mitteleuropa umfasst, ist dennoch aus verschiedenen Gründen davon auszugehen, dass die meisten dieser Gesellschaften einander in vielen Belangen nicht allzu unähnlich waren,¹⁰ insbesondere im Bereich sozialer, wirtschaftlicher, politischer und wohl auch militärischer Organisationsstrukturen. Hinweise auf derartige, weit verbreitete gesellschaftliche Ähnlichkeiten finden sich einerseits im Bereich der archäologischen Hinterlassenschaften,¹¹ andererseits aber auch im Bereich der Sozial- und Rechtsterminologie – und wohl auch den damit verbundenen Bedeutungen – in den keltischen und germanischen Sprachen.¹² Diesen Ähnlichkeiten und den daraus abzuleitenden Konsequenzen für die Raum- und in weiterer Folge die Militärorganisation möchte ich mich nun etwas genauer widmen.



Abb 1b: Verbreitung mittel-, nord- und westeuropäische Kulturgruppen und Sprachen zwischen Spätbronze- und Eisenzeit.

Räumliche Grundlagen

Im Wesentlichen waren jene Gesellschaften, die hier unter den Sammelbegriffen Kelten und Germanen zusammengefasst werden, in den gemäßigten Klimazonen Mittel-, West- und Nordeuropas nördlich und westlich des Mittelmeerraums zu finden. Ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. findet sich auch eine keltische Enklave im anatolischen Hochland in Kleinasien, von der wir aus historischen Quellen erfahren, dass es sich dabei um aus dem östlichen Mitteleuropa eingewanderte Keltenstämme, die Galater (siehe Abb. 1.3), gehandelt hat.¹³

Besiedelt sind in erster Linie die (mehr oder minder fruchtbaren) Ebenen, mit den hauptsächlichen Siedlungszonen unter vier- bis fünfhundert Meter Seehöhe, wobei die Besiedlungsdichte in verschiedenen Räumen und Zeiten deutlich variiert haben dürfte.¹⁴ Bevölkerungszahlen können natürlich bestenfalls geschätzt werden, doch dürften diese im Großteil des mittel-, nord- und westeuropäischen Raumes (mit einzelnen Ausnahmen wie der Heuneburg-Domäne in der Späthallstattzeit, wo wir vielleicht eine etwas höhere Bevölkerungsdichte annehmen können)¹⁵ durchschnittlich zwischen ca. 5 bis 20 Personen pro Quadratkilometer betragen haben¹⁶ – was etwa ein Achtel bis die Hälfte der Bevölkerungsdichte des römischen Territoriums im 6. Jahrhundert v. Chr. ist, die gängigen Schätzungen zufolge bei etwa 28 bis 45 Personen pro Quadratkilometer gelegen haben dürfte.¹⁷ Wir können für den Großteil Mittel-, Nord- und Westeuropas, mit Ausnahme einiger Zonen wie z.B. dem bekannten Hercynischen Wald, von bereits relativ offenen Siedlungslandschaften ausgehen, wenigstens entlang der wichtigeren Flüsse und ihrer Nebenflüsse.¹⁸ Teilweise ergeben sich in diesem Raum durch die Geomorphologie natürliche Kommunikationsräume,¹⁹ teilweise könnten Unterschiede in der Aufschließung der Landschaft solche bewirkt haben, teilweise dürften sozial konstruierte Grenzen unterschiedliche soziale Kommunikationsräume geschaffen haben. Der größte Teil des hier behandelten Raumes ist für den Großteil der hier besprochenen Zeit durch ein weitgehendes Fehlen von Zentralorten gekennzeichnet, mit einigen bemerkenswerten Ausnahmen (hauptsächlich in der mitteleuropäischen Hallstattkultur, der noch weiter unten besprochenen Oppidakultur der späten Latènezeit²⁰ und einigen Teilen Spaniens²¹ und der britischen Inseln²²). Die dominierenden Siedlungsformen sind Einzelhöfe und kleine Dörfer.²³

Die Struktur von Verwandtschaftsverbänden

Wesentliche Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen keltischen und germanischen Gesellschaften finden sich im Aufbau der Verwandtschaftsverbände, die in weiterer Folge Konsequenzen im Aufbau des Siedlungsverbands, des ›Volks‹, im Gefolgschaftswesen und in letzter Folge in der Struktur des Personen- bzw. Volksverbands²⁴ haben und darüber auch die der Militärorganisation bestimmen. Neuerlich ist hier zu bemerken, dass im Detail wesentliche Unterschiede zwischen den verschiedenen hier gemeinsam abgehandelten Gesellschaften bestanden haben, die hier jedoch aus Platzgründen nicht ausführlich berücksichtigt werden können. Bei aller Variation im Detail bestanden jedoch zweifellos grundlegende Ähnlichkeiten.²⁵ Es steht weitgehend außer Frage, dass Verwandtschaft ein wesentliches Element keltischer und germanischer Sozialorganisation war, und zwar bis ins Mittelalter,²⁶ und dass die Gesellschaften der mittel-, west- und nordeuropäischen Spätbronzezeit stark oder sogar primär nach verwandtschaftlichen Prinzipien organisiert waren.²⁷ Diese verwandtschaftlichen Organisationsformen dürften letztendlich auf gemein-indoeuropäische Strukturen von Familie und Verwandtschaftsverband²⁸ zurückgehen, Ähnlichkeiten bestehen hier also nicht nur zwischen keltischen und germanischen Gesellschaften, sondern auch allen anderen indoeuropäischen Gesellschaften.

Sowohl die keltische als auch die germanische Verwandtschaft ist primär patrilinear organisiert.²⁹ Matrilineare Abstammung ist in verschiedenen keltischen und germanischen Gesellschaften von unterschiedlich großer Bedeutung,³⁰ aber stets sekundär. Besitz, vor allem der besonders bedeutende Landbesitz, wird (praktisch) ausschließlich in der männlichen Linie vererbt, bei Erbteilung zwischen allen erbberechtigten Hinterbliebenen.³¹ Innerhalb der Kleinfamilie ist der Mann gewöhnlich das Familienoberhaupt, normalerweise der Vormund der minderjährigen und der noch nicht aus dem Haushalt der Kleinfamilie entlassenen, erwachsenen Kinder und meistens auch der Vormund der Frau(en).³² Erwachsene Söhne – etwa ab dem 15. Lebensjahr³³ – bleiben entweder in der Vormundschaft ihres Vaters, so lange dieser lebt, oder können in (beschränkte) Freiheit entlassen werden, indem der Vater ihnen ein Stück (seines) Landes zur selbständigen Bewirtschaftung überlässt, damit sie ihren eigenen Hausstand gründen können.³⁴

Kleinfamilien gehören ihrerseits wiederum zu Großfamilien, die gewöhnlich auf einen gemeinsamen Vorfahren in männlicher Stammlinie zurückgehen, der einige wenige Generationen zurückliegt (gewöhnlich drei bis vier Generationen). Diese Großfamilien sind die primäre Sozialversicherung, Rechtsschutzversicherung, Verteidigungs- und Rachegemeinschaft, und sind

wohl auch oft Wirtschaftsgemeinschaften, die gemeinschaftlich Land- und Viehwirtschaft betreiben.³⁵ Oft dürfte der Landbesitz der einzelnen Kleinfamilienoberhäupter, den diese eigenverantwortlich bewirtschaften, als Gemeinschaftseigentum der Großfamilie verstanden worden sein, oder diese hat – als Versicherungsgruppe – zumindest teilweise Einspruchsrechte gegen Entscheidungen der einzelnen Kleinfamilienoberhäupter, wo diese die Sicherheit bzw. das Wohlergehen der gesamten Großfamilie gefährden könnten.³⁶ Verwandte innerhalb derselben Großfamilie sind sich auch zu gegenseitiger Hilfe verpflichtet und können aufgrund der Sippenhaftung auch für Schulden eines Verwandten bzw. für rechtswidrige Handlungen des Sippengenossen haftbar gemacht werden. Hilfe betrifft aber auch und vor allem die Rechtshilfe, besonders jene vor Gericht, wo Gemeinschaftsschwüre einen wesentlichen Bestandteil des Verfahrens darstellen, aber auch bei Vertragsabschlüssen, bei denen Verwandte als Zeugen, Bürgen oder gegebenenfalls sogar als Geiseln benötigt worden sein dürften.³⁷ Nachdem die Verwandtschaft als ›Versicherung‹ jedes einzelnen ihrer Mitglieder unantastbar bleiben muss, ist die Tötung eines Verwandten nicht nur das schlimmste vorstellbare Verbrechen, sondern macht es auch unmöglich, einen Verwandten (als Strafe) zu töten, der durch sein asoziales Verhalten ständig die Verwandtschaft gefährdet. Die strengste Verwandtschaftsstrafe ist daher logischerweise der Ausschluss des sich asozial verhaltenden Verwandten aus der Gruppe, wodurch dieser jegliche soziale und rechtliche Absicherung verliert.³⁸ Großfamilien werden gewöhnlich nach außen hin auch durch ein ›Großfamilienoberhaupt‹ vertreten, das aber nicht wie der Mann in der Kleinfamilie eindeutig hierarchisch von den restlichen Mitgliedern seiner Familie abgehoben, sondern vielmehr ein *primus inter pares*³⁹ in einem mehr oder minder egalitären Familienrat aus den Oberhäuptern der jeweiligen Kleinfamilien ist.

Im Wechselspiel mit den Bedürfnissen der Klein- und Großfamilie stehen auch verschiedene Mechanismen der Verwandtschaftspolitik. Dazu gehört die Adoption⁴⁰ von ursprünglich nicht oder nur sehr weitläufig mit der Großfamilie verwandten Personen, um z.B. die Alterspflege von kinderlosen Kleinfamilien zu gewährleisten, wodurch gleichzeitig Bündnisse mit anderen Verwandtschaftsverbänden geschlossen bzw. verstärkt werden können. Von größerer Bedeutung dürften jedoch Heiratsbündnisse⁴¹ gewesen sein, bei denen neuerlich individuelle Bedürfnisse mit jenen der Großfamilie abgeglichen werden mussten. Ebenso bedeutend dürfte die Ziehelternschaft gewesen sein, die einerseits innerhalb der Großfamilie im Fall von minderjährigen Verwandten, deren Eltern verstorben oder aus anderen Gründen nicht (mehr) zur Versorgung ihrer Kinder fähig waren, als soziale Absicherungsmaßnahme, andererseits aber sowohl zur Geiselstellung in Vertragsverbindungen und Allianzen als

Rang-Kontinuum



Abb. 2: Soziale Altersrangfolge.

auch zur Verstärkung oder Absicherung von Verwandtschaftsbündnissen und Klientelbeziehungen Verwendung gefunden haben dürfte, und darüber hinaus zum Austausch von technologischem Wissen zwischen Handwerker- und Künstlerfamilien gedient haben könnte.⁴²

Jenseits der den Einzelnen unmittelbar betreffenden Klein- und Großfamilie gibt es noch – mit variabler Bedeutung in den verschiedenen keltischen und germanischen Gesellschaften die weitschichtige Verwandtschaft bzw. Abstammungsgruppe,⁴³ die manchmal mit der Großfamilie zusammenfällt bzw. deren Rolle erfüllt.⁴⁴ Inwieweit diese tatsächlich auf biologischer Abstammung beruht, oder nicht eher sozial konstruiert ist, ist fraglich. Ob sie mit größeren, politisch agierenden Verbänden identisch ist, z.B. mit der ethnischen Gruppe, ist ebenfalls unklar, es scheint aber jedenfalls deutliche Überschneidungen gegeben zu haben: Der germanische Königsbegriff ist von der Wurzel *kun-, ›Verwandtschaft, Familie, kin‹ abgeleitet,⁴⁵ und der soziale Wert, der in den walisischen Rechtstexten dem *pencenedl*, ›Haupt der Abstammungsgruppe‹ zugemessen wird, entspricht etwa dem eines walisischen Kleinkönigs.⁴⁶ Das Oberhaupt der Abstammungsgruppe ist wiederum prinzipiell ein *primus inter pares* in seiner Verwandtschaft, wenngleich hier durchaus bei großen Verwandtschaftsverbänden mit einer stark ausgeprägten internen Rangordnung zu rechnen ist, etwa nach dem Alter (siehe Abb. 2).⁴⁷

Grundsätzlich kann man wohl davon ausgehen, dass zu Beginn der Spätbronzezeit im gesamten oder wenigstens im überwiegenden Großteil des hier besprochenen Raums eine derartige verwandtschaftliche Struktur die hauptsächliche Form der sozialen Organisation dargestellt hat,⁴⁸ und vermutlich erhebliche Teile des hier besprochenen Raums, vor allem im Norden und Nordosten, bis relativ spät, wenigstens bis in die frühe Eisenzeit dominiert

hat. Eine Entwicklung zu komplexeren gesellschaftlichen Organisationsformen dürfte jeweils durch lokale Umstände ausgelöst worden sein und jeweils lokalspezifische Ausprägungen bewirkt haben,⁴⁹ die sich jedoch dennoch strukturell jeweils ähnlich waren, weil sie sich auf Basis sehr ähnlicher verwandtschaftlicher Organisationsformen ähnlich zu den älteren Strukturen entwickelten.⁵⁰

Die Struktur des Einzelhofes / Dorfes – kelt. **trebā*; germ. **porpa*

Eine zweite wesentliche Ähnlichkeit zwischen keltischen und germanischen Gesellschaften findet sich in der Struktur der Siedlung, oft in Form von Einzelhöfen bzw. kleinen Dörfern, die in sich wieder in Form von einzelnen Hof- bzw. Hauseinheiten strukturiert waren,⁵¹ und daraus resultierend auch der Struktur des Haushalts. Die Dominanz dieser Siedlungsform zeigt sich schon an der Terminologie: Von keltisch **trebā*, ›Hof, Dorf, Siedlung‹⁵² abgeleitet finden sich Altirisch *treb*,⁵³ Altkymrisch *treb*, Mittelkymrisch *tref*,⁵⁴ Kornisch *tre* und Altbretonisch *treb*, Mittelbretonisch *treff*.⁵⁵ Von Germanisch **porpa*-, einem Kognaten (Wort gleichen Ursprungs) zu keltisch **trebā*, leiten sich Gotisch *paúrþ*, ›Ackerland‹, Altnordisch *þorp*, ›kleines Gehöft‹, Altenglisch *þorp*, ›Dorf‹, und Althochdeutsch *dorf*, ›Dorf‹, ab.⁵⁶ Dabei unterscheidet sich natürlich das archäologische Erscheinungsbild derartiger ›Dörfer‹ (ob jetzt Einzelhof oder tatsächliches Dorf) in den verschiedenen Gebieten Europas durchaus (siehe Abb. 3). Es ist also keineswegs so, dass eine einheitliche Baustruktur vorherrscht.⁵⁷ Parallelen finden sich jedoch in der üblicherweise geschlossenen, oft auch durch eine Einfriedung gekennzeichneten Struktur der Siedlungen, die wohl auch von magisch-religiöser und rechtlicher Bedeutung gewesen sein dürfte.⁵⁸ Auch lassen sich gelegentlich Bauten in solchen geschlossenen Siedlungseinheiten identifizieren, die auf Rangunterschiede zwischen den Bewohnern derselben Siedlungseinheit deuten: so z.B. weniger repräsentative, beheizbare Nebengebäude⁵⁹ oder besonders repräsentative Großbauten.⁶⁰

Bedingt durch diese geschlossenen Gemeinschaften scheinen sich in weiten Bereichen des hier besprochenen Raums relativ klar umschriebene Haus- bzw. Hofgemeinschaften ausgebildet zu haben, die wohl primär den Haushalt einer Kleinfamilie dargestellt haben dürften, dem aber, aus populationsdynamischen und ökonomischen Gründen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur biologische Verwandte des ›Hausherrn‹ angehört haben dürften, sondern auch Personen, die aus anderen Verwandtschaftsgruppen stammten

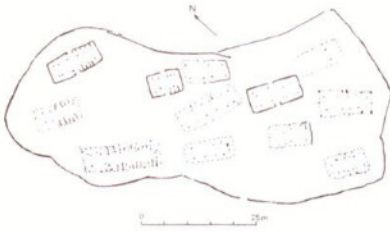


Abb. 3: Verschiedene Siedlungsformen im spätprähistorischen Europa.

Vorrömische Siedlung von *Grøntoft*, westliches Jütland (Kristiansen 1998, 308).



Hallstattzeitliche Siedlung mit »Herrenhof« von *Kinding*, Südbayern (Rieckhoff, Biel 2001, 398).



Siedlungen *Woodside* und *Dan y Coed*, Südwaes, mit Unterbrechungen zwischen Eisenzeit und Völkerwanderungszeit besiedelt (Williams 1988, 37).

oder bestenfalls sehr weitschichtig mit dem »Hausherrn« verwandt waren.⁶¹ Die noch relativ kleinteilige Struktur der Landschaft, die in vielen Gebieten Europas immer noch in einzelne, kleine Siedlungsregionen, die oft einen oder mehrere Kilometer voneinander entfernt liegen, selbst wenn sie nicht durch dazwischen liegende Waldgebiete getrennt gewesen sein sollten, untergliedert war, muss dazu geführt haben, dass gewisse Anteile der Bevölkerung nicht die Möglichkeit hatten, an ihrem Geburtsort selbständig ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Sei es, weil ihre eigene Verwandtschaftsgruppe durch Unglück oder Krankheit weitgehend ausgelöscht worden war, weil die landwirtschaftlichen Produktionsmittel, die ihrer eigenen Verwandtschaftsgruppe

zur Verfügung standen, nicht ausreichten, um alle Verwandten zu ernähren, sei es, weil sie sich selbst dem Einfluss ihrer Verwandtschaft entziehen wollten oder von dieser verstoßen worden waren, oder weil sie sich durch Blutrache, Krieg oder andere durch menschliches Handeln induzierte Gefahren bedroht fühlten. Eine gewisse Gruppe von ›mobilen‹, von ihrem eigenen Verwandtschaftsverband losgelösten Bevölkerungselementen muss es unter diesen Umständen gegeben haben, die sich in den Haushalten anderer Verwandtschaftsverbände Arbeit und Unterhalt suchen mussten.

Zu diesen Personen im Haushalt gehören verschiedene Hausangestellte, wie sie sich z.B. auf Darstellungen der Situlenkunst⁶² zeigen dürften, also verschiedene Diener und Dienerinnen, Knechte und Mägde, aber auch Sklaven und Sklavinnen, die sich ›freiwillig‹ in die Sklaverei begeben haben. Andere wurden als Kriegsgefangene oder in Folge von Schulden, die sie nicht bezahlen konnten, versklavt. Diese Hausangestellten sind historisch⁶³ und archäologisch⁶⁴ wenigstens für die späte Eisenzeit nachweisbar. Eventuell gab es auch zeitweilig angestellte Arbeitskräfte (z.B. Erntearbeiter und -arbeiterinnen) und Pächter, die Land, das dem Hausherrn gehörte, mehr oder minder selbständig bearbeiteten, aber auf dem oder beim Hof des Landbesitzers wohnten.⁶⁵ Diese an sich nicht verwandten Personen mussten jedoch – der Logik folgend, dass die Verantwortung für die Einzelperson letztendlich bei ihrem Oberhaupt liegt, dessen Position sich aus seiner Zugehörigkeit zu seinem Verwandtschaftsverband und der Teilhabe an den Produktionsmitteln dieses Verbandes (insbesondere Land) ergibt – in den Haushalt des Hausherrn eingebunden werden. Der Logik reflexiven Handelns folgend, nach der sich Strukturen durch Rückbezug auf existente Referenzrahmen entwickeln,⁶⁶ erfolgte diese Einbindung strukturell ähnlich⁶⁷ zu den gewohnten verwandtschaftlichen Organisationsstrukturen, und die sich so entwickelnden Strukturen des Haushalts wurden daher, sozusagen Eigengesetzlichkeiten⁶⁸ folgend, denen des Verwandtschaftsverbands entsprechend aufgebaut (Abb. 4).

Dabei erfolgt die Einbindung primär auf der Ebene des einzelnen Haushalts der einzelnen Kleinfamilie, deren Oberhaupt, normalerweise ein ›sozial erwachsener‹ Mann, über Landbesitz verfügt. Von diesem Hausherrn abhängige Personen werden im Haushalt mehr oder minder wie Kinder des Hausherrn mit variablem sozialem Alter eingegliedert: Pächter, die vom Hausherrn Produktionsmittel zur wenigstens teilweise selbständigen Verwaltung überlassen bekommen haben, bzw. Diener mit wenigstens teilweise eigenständiger Handlungsfähigkeit werden wie teilweise aus der väterlichen Gewalt entlassene, erwachsene Söhne behandelt, haben also gewisse, aber mehr oder minder beschränkte eigenständige rechtliche und soziale Handlungskompetenzen. Direkt im Haushalt arbeitende oder am Hof eingesetzte Arbeits-

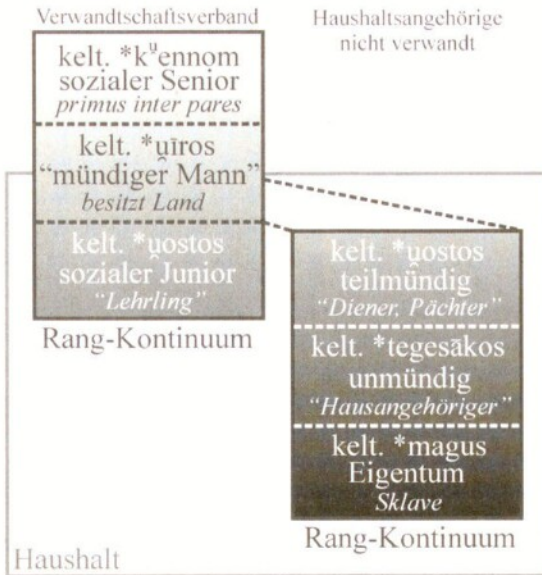


Abb. 4: Einbindung nicht verwandter Personen in einen Haushalt eines landbesitzenden Verwandtschaftsverbands.

kräfte, die direkt und dauernd der sozialen Kontrolle des Hausherrn unterliegen, werden wie minderjährige Kinder behandelt, verfügen also über keine eigenständigen Handlungskompetenzen. Noch weiter darunter stehen Sklaven (und Sklavinnen), die wie Neugeborene bzw. Kleinstkinder als Eigentum behandelt werden.⁶⁹ Dadurch ergeben sich zwei teilweise parallele, aber einander grundsätzlich hierarchisch übergeordnete Rangkontinuen innerhalb eines Haushalts, die in weiterer Folge wiederum vorbildhaft für die Strukturierung keltischer und germanischer Gesellschaften auf größerer Organisationsebene werden.

Das ›Volk‹ – kelt. **toytā*; germ. **þeudō*

Eine weitere wesentliche Ähnlichkeit zwischen den verschiedenen keltischen und germanischen Gesellschaften (und teilweise auch mit den verschiedenen italischen Gesellschaften der Eisenzeit) findet sich in der eigensprachlichen Bezeichnung für das ›Volk‹. In weiten Bereichen des mittel-, nord- und westeuropäischen Raumes finden sich von indogermanisch **teytā* abgeleitete Worte. Zu Urkeltisch **toytā* gehören Gallisch *touta*, Altirisch *túath*, Alt-

kymrisch *tut*, Kymrisch *tud*, Mittelbretonisch *tut*, *tud*, und Bretonisch *tûd*.⁷⁰ Zu Urgermanisch **peudô* gehören Gotisch *piuda*, Altnordisch *þiod*, Altenglisch *déod*, Angelsächsisch *thiod*, *thioda*, und Althochdeutsch *diot*, *diota*, *deota*, *diet* (davon auch Althochdeutsch *diutisc*, ›zum Staatsverband gehörend; deutsch‹). Zu Uralisch **toutā* finden sich Sabinisch *toutā*, *tōta*, Umbrisch *tūtu* und Oskisch *tauta*. Schließlich gibt es noch das Altpreußische *teuta* (Abb. 5). Alle diese Worte bedeuten etwa ›Gemeinde, Stamm, Volk, Staatsverband‹.⁷¹ Auch verschiedenste Ableitungen sind bekannt, die bekannteste wohl *Teutates* bzw. *Toutatis*, z.B. belegt als Beiname des Mars in Seckau in der Steiermark (*Marti Latobio Harmogio Toutati Sinati Mog[i] enio C. Val. [V]alerinus ex voto*);⁷² aber auch in *Toutiorix* als Beiname des Apollo in Wiesbaden (*In h(onorem) d(omus) d(ivinae) Apollo Toutiorigi L. Marinius Marinianus*);⁷³ dazu passend auch der Name des berühmten Ostgotenkönigs *Theoderich* und natürlich das Ethnonym *Teutones*. Im Gallischen finden wir auch **toutios*, ›Staatsbürger, Volksangehöriger‹.⁷⁴ Und auch die Verwendung von *toutā* im Sinne von ›Staatsvolk‹ ist in der keltiberischen Inschrift von Botorrita IV (= *Contrebia Belaisca*) belegt, die mit den Worten ›] tam : tirikantam : entorkue : toutam [l] : sua kombal[ke]z : ...‹⁷⁵ beginnt: »Der Senat und das Staatsvolk haben entschieden ...«. ⁷⁶ Assoziiert mit der **teutā* ist ein zugehöriges Territorium, in den keltischen Sprachen gebildet von Urkeltisch **mrog(i)-* ›Land‹ (siehe dazu Altirisch *mruig*, *bruig*, Kymrisch *bro*, Mittelbretonisch *bro*, Kornisch *brou*), so z.B. in *Allobroges*, *Andebrogis*, *Antobroges*, *Nitiobroges*, *Latobroges*, *Brogimar*, *Brogitaros*, *Andebrocirix*, *Βρογοπῆς*, aber auch im Britischen **kombroges*, aus dem sich die moderne Selbstbezeichnung der Waliser, *Cymru*, ableitet;⁷⁷ vgl. dazu auch die germanischen Kognaten: Deutsch *Mark*, Altnordisch *mörk*, Gotisch *marka*, ›Landstrich, Land, Grenze‹, wie auch z.B. im Namen der *Markomannen* zu finden.⁷⁸

Archäologisch lassen sich solche **teutā*-Einheiten klarerweise nur schwer fassen, insbesondere in den hier besprochenen Zeiten und Räumen, in denen keine Zentralorte existieren und die Bevölkerung in verstreuten Einzelhöfen und kleinen Dörfern lebt. Eine Identifizierung möglicher **teutā*-Einheiten ist daher nur in einigen wenigen raumzeitlichen Kontexten, die Zentralorte kennen, einigermaßen möglich, beispielsweise in Mitteleuropa in der späten Hallstattzeit (Abb. 6). Die in diesen Kontexten fassbaren und möglichen Territorialeinheiten sind gewöhnlich relativ klein, können aber – vor allem bei den Territorien, die den südwestdeutschen, schweizerischen und ostfranzösischen ›Hallstatt-Fürstensitzen‹ zugeschrieben werden – durchaus beachtliche Größen erreichen, wohl bis an die 10 000 Quadratkilometer⁷⁹ (zum Vergleich, Rom kontrollierte im 6. Jahrhundert v. Chr. ein Territorium von etwa

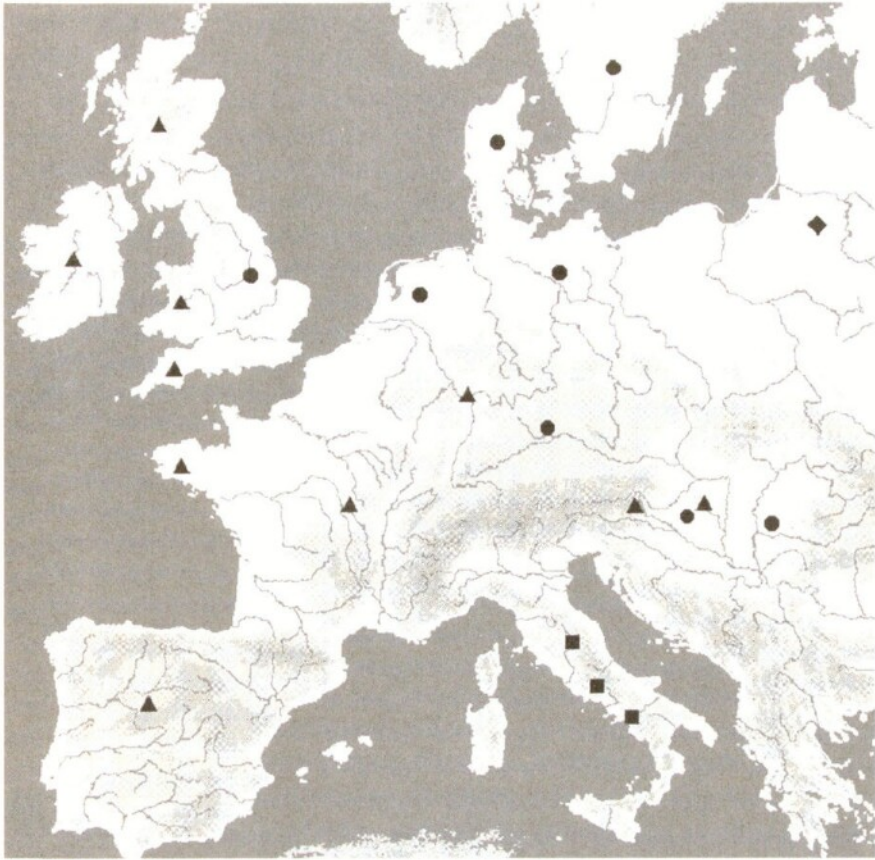


Abb. 5: Verbreitung von Volksbezeichnungen auf Basis von Indogermanisch **teutās*.
 Dreiecke: keltische Sprachen; Kreise: germanische Sprachen;
 Quadrate: italische Sprachen; Raute: Altpreußisch.

1000 Quadratkilometern⁸⁰ – allerdings, wie bereits oben erwähnt, mit einer vermutlich etwa doppelt bis achtmal so hohen Bevölkerungsdichte wie im eisenzeitlichen Mitteleuropa). Die **toytās*, die derartige Territorien von kaum mehr als 500 bis zu etwa 10 000 Quadratkilometern Fläche kontrollierten, dürften also aus einigen tausend bis maximal einigen zehntausend ›Volksgenossen‹ bestanden haben.

Wie klein solche *toytās* sein konnten, zeigt sich daran, dass es zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert n. Chr. in Irland nach den gängigen Berechnungen gleichzeitig jeweils zwischen etwa 80⁸¹ und etwa 150⁸² davon gab, wobei konventionelle Schätzungen die durchschnittliche Einwohnerzahl einer sol-

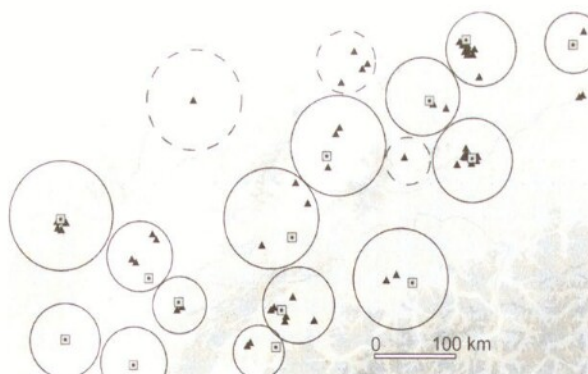
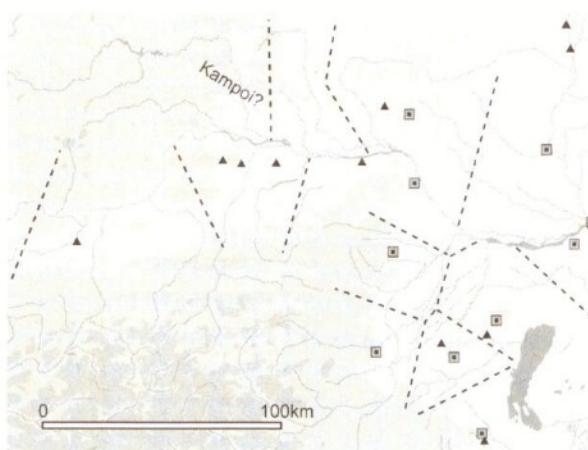


Abb. 6: Mögliche **toytās* in Mitteleuropa (Quadrate: befestigte Höhensiedlungen; Dreiecke: bedeutende Gräberfelder oder Großgrabhügel).

Mögliche Territorial-einheiten im hallstattzeitlichen Südwestdeutschland, der Schweiz und Ostfrankreich.



Mögliche Territorial-einheiten im hallstattzeitlichen Ostösterreich.

chen irischen *túath* bei etwa 3 000 Personen ansetzen.⁸³ Dabei ist jede solche *túath* ein Miniatur-Staatswesen, das für sich selbst weitgehend stabil und auch unabhängig aktionsfähig ist, mit einem eigenen ›König‹, einer Adels-schicht, (zumindest einem) Priester, (zumindest einem) Poeten (bzw. Bard), (zumindest einem) Richter, Handwerkern, Bauern sowie diversen Halb- und Unfreien.⁸⁴ Eine durchaus vergleichbare Struktur können wir wohl auch für die meisten spätprähistorischen *toytās* in Mittel-, Nord- und Westeuropa annehmen.⁸⁵

Wie bereits weiter oben erwähnt, bestand sicherlich eine gewisse Überschneidung zwischen der erweiterten Abstammungsgruppe und der **teutā*, wobei nicht exakt feststellbar ist, wie vollständig diese Überschneidung war – obgleich, aufgrund der Königsterminologie, die Vermutung nahe liegt, dass diese im Bereich früher germanischer Gesellschaften, die den Königsbe-

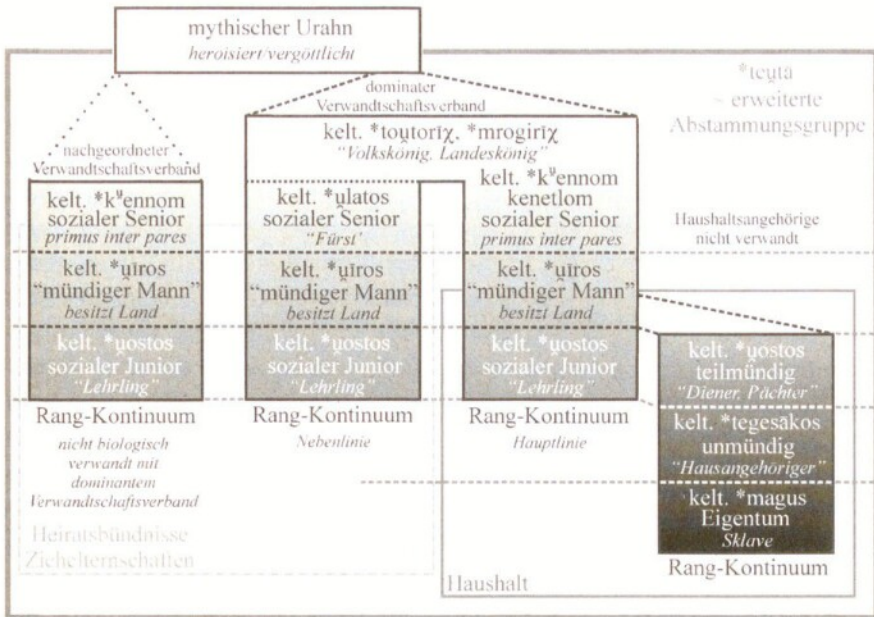


Abb. 7: Die *teutā als sozial konstruierte, erweiterte Abstammungsgruppe eines mythischen Urahns.

griff aus der Verwandtschaftsterminologie ableiten,⁸⁶ vollständiger war als bei frühen keltischen Gesellschaften, in denen der Königsbegriff sich entweder auf *toytā oder *mrog(i)- bezieht.⁸⁷ Sicher ist jedoch davon auszugehen, dass normalerweise die *teutā nicht völlig mit tatsächlichen, biologischen erweiterten Abstammungsgruppen identisch war, sondern eine solche gemeinsame Abstammung von einem (dann gewöhnlich auch heroisierten bzw. vergöttlichten) Urahn sozial konstruiert wurde, um auch solche Verwandtschaftsverbände, die im Territorium einer *teutā siedelten, jedoch nicht mit dem dominanten Verwandtschaftsverband der *teutā verwandt waren, in die Gesellschaft mit einzubeziehen (Abb. 7). Ein solcher Mythos einer gemeinsamen Abstammung ist generell für ethnische Gruppen typisch,⁸⁸ braucht also hier nicht weiter zu verwundern. Ebenso ist natürlich umgekehrt anzunehmen, dass erweiterte Abstammungsgruppen auch Angehörige in mehreren verschiedenen *teutās hatten.

Die innere Strukturierung der *teutā dürfte wiederum der Struktur des Verwandtschaftsverbands nachempfunden worden sein, neuerlich im Sinne einer Übertragung bekannter Konzepte auf neue Strukturen. Das Oberhaupt der Hauptlinie des dominanten Verwandtschaftsverbands, Keltisch

**kennom Kenetlom*, ›Oberhaupt der Abstammungsgruppe‹, wird nun zum **tutorix* oder **mrogirix*, zum ›Volks-‹ oder ›Landeskönig‹,⁸⁹ bzw. sein germanisches Äquivalent zum **kuning*, ›König‹.⁹⁰ Dieser ist aber, nicht anders als das Oberhaupt der Großfamilie, nicht unbedingt eindeutig hierarchisch von den restlichen Mitgliedern seiner **teytā* abgehoben, sondern wiederum ein *primus inter pares*,⁹¹ dem die Oberhäupter anderer ›wichtiger‹ Verwandtschaftszweige als ›Berater‹, mehr oder minder dem ›egalitären Familienrat‹ entsprechend, beistehen. Ähnlich der Großfamilie ist, auf der weiteren, gemeinschaftlichen Ebene, die **teytā* Rechtsschutzversicherung, Verteidigungs- und Rachegemeinschaft, und in gewisser Weise auch Wirtschaftsgemeinschaft. Der Landbesitz der einzelnen zur **teytā* gehörenden Verwandtschaftsverbände wird als Gemeinschaftseigentum verstanden, wenigstens in dem Sinn, dass sie einerseits als Verteidigungsgruppe das Land aller ihrer Mitglieder schützt, andererseits aber auch (in der Person des Königs) die höchste Kontrollinstanz für das sozial konforme Verhalten ihrer Mitglieder ist, wenigstens im Krisenfall auf die Ressourcen des Einzelnen zurückgreifen, und auch verwaisten Landbesitz einziehen (›erben‹) und neu verteilen kann. Als der Verwandtschaft nachempfundene Gruppe ist gewöhnlich auch die schlimmste Strafsanktion nicht die Tötung des zu Bestrafenden, sondern der Ausschluss des ›Verwandten‹ aus der **teytā*, wodurch dieser jegliche soziale und rechtliche Absicherung verliert.⁹²

Gefolgschaft: Beamte und Vasallen –

kelt. **ambaxtos*, **μossos*; → germ. **ambahbaz*

Selbst bei einem weitgehend durchgehenden Rangkontinuum für Verwandte innerhalb der **teytā* kommt es bei individuellen Besitzrechten an Produktionsmitteln und Ressourcen, normaler Populationsdynamik, variablem wirtschaftlichen Erfolg und einer gewissen Umverteilungsbefugnis (bedingt durch den Rückfall verwaister Besitze) des Oberhauptes der **teytā* zwangsweise zu einer Ballung von Produktionsmitteln und Ressourcen in den Händen von ›erfolgreicheren‹ Mitgliedern der Gesellschaft.⁹³ Selbst in der kleinteiligen Raumstruktur, die wir für das eisenzeitliche Mittel-, Nord- und Westeuropa annehmen müssen, ist davon auszugehen, dass sich einzelne, besonders, erfolgreiche oder rücksichtslose Personen Besitzungen aneignen konnten, die weitaus größer waren als sie selbst sinnvoll verwalten konnten. Wenn man, in bestimmten Zeiten und Räumen (wie z.B. die oben besprochenen späthallstattzeitlichen Beispiele) wenigstens teilweise von Territorien mit Dimensionen von bis zu 10 000 Quadratkilometern ausgehen muss, die von

solchen **teutā*-Einheiten besiedelt wurden, können durchaus bis zu mehrere tausend Quadratkilometer den Besitz einer bedeutenden Einzelperson ausgemacht haben – und bedenkt man die laut Caesars Bericht etwa 10 000 Mann, die zur *familia* des Orgetorix gehört haben sollen,⁹⁴ so haben auf solchen Besitzungen auch erhebliche Menschenmengen gelebt. Derartige Besitzungen und Menschenmengen können nicht mehr vom ›Hausherrn‹ selbst direkt verwaltet und wirtschaftlich genutzt werden, sondern benötigen einen strukturierten Verwaltungsapparat, der nicht nur von einem einzelnen, voll geschäftsfähigen Hausherrn geleitet wird, sondern bei dem mehrere Ebenen mehr oder minder unabhängig handlungsfähiger ›Manager‹ die Verwaltung von Teilbereichen (bzw. Teilgebieten, wo es sich um landwirtschaftliche Verwaltung handelt) übernehmen.

Dieses ›Management‹ stellt eine weitere keltisch-germanische Gemeinsamkeit dar, wobei hier eine Entlehnung des keltischen Begriffs für den (adeligen) Dienstmann ins Germanische vorliegt: Keltisch **ambaxtos*, ›Bote, Höriger, Dienstmann, der herumgeschickt wird, der umherläuft, Abgesandter‹,⁹⁵ findet sich nicht nur in der Form *ambactos* in Caesars Gallierexkurs,⁹⁶ sondern ist auch sonst in der eisenzeitlichen Keltiké weit verbreitet nachgewiesen,⁹⁷ wurde ins Germanische als **ambahtaz* entlehnt, dazu Angelsächsisch *ambahteo*, Altenglisch *ambiht*, Althochdeutsch *ambaht*, und lebt heute noch in Neuhochdeutsch *Amt*, und Französisch *ambassade* fort.⁹⁸ Diese ›gehobene Rittergefolgschaft‹⁹⁹ dürfte sich wohl hauptsächlich aus dem ›Adel‹ rekrutiert haben – wie bereits Reinhard Wenskus¹⁰⁰ festgestellt hat, adelte von den frühesten Zeugnissen an nicht der Ämterbesitz, sondern der Adel hatte die Ämter inne (Abb. 8).

Neuerlich folgt die Einbindung dieses Verwaltungsapparats in die Struktur des Verwandtschaftsverbands bereits bekannten Mustern: So wie der ›Diener‹ bzw. ›Pächter‹, keltisch **uostos*¹⁰¹ (›1. Knabe, junger Mann; 2. Diener, Pächter, Gefolgsmann‹, davon sowohl Altirisch *foss*, ›Diener‹, Walisisch *gwas* ›1. Knabe, junger Mann; 2. Diener, Gefolgsmann‹,¹⁰² aber auch über Gallo-lateinisch **uassus*, ›Diener, colonus‹ abgeleitet Mittellateinisch *uassallus*, ›Vasall‹ und *uassellitus*, ›Valet‹)¹⁰³ einem Sohn entsprechend in den Haushalt des ›gemeinfreien‹ Kleinfamilienoberhaupts eingebaut wird, wird der ›Gesandte, Beamte‹, der **ambaxtos*, in den Haushalt des ›adeligen‹ Kleinfamilienoberhaupts eingebaut (und ist, in diesem Sinn, also auch ein sozialer Junior, ein **uostos*, seines Gefolgsherrn).¹⁰⁴

Dabei kann natürlich innerhalb einer **teutā* nicht nur der König über größeren Landbesitz verfügen. Bedingt durch das Prinzip der Erbteilung ist sogar davon auszugehen, dass es zu jeder Zeit mehrere größere Landbesitzer innerhalb einer **teutā* gab, von denen viele, aber nicht notwendigerweise

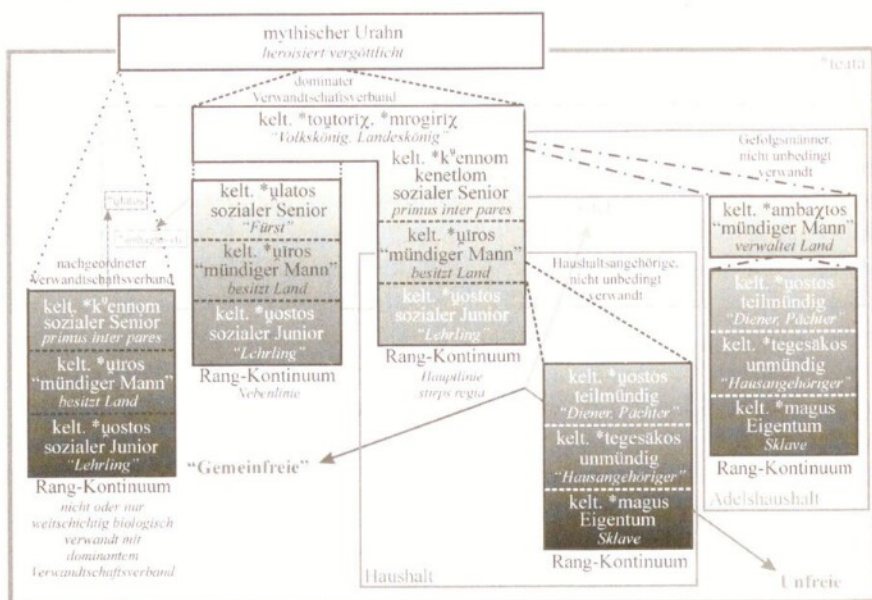


Abb. 8: Einbindung von Beamten und Vasallen in die **teytā*-Struktur.

alle, wohl unmittelbar biologisch verwandt mit dem aktuellen Oberhaupt der **teytā* waren. Es ist also davon auszugehen, dass innerhalb der **teytā* mehrere »Fürsten« (keltisch **ulatos*, »Fürst«)¹⁰⁵ über größeren Landbesitz und zu dessen Verwaltung auch über eigene **ambaxtoi* verfügten, die gleichzeitig auch die Rittergefolgschaft¹⁰⁶ des jeweiligen Fürsten bildeten.

Umgekehrt dürfte die Funktion als **ambaxtos* eine bedeutende Möglichkeit zum sozialen Aufstieg bedeutet haben, und zwar sowohl für noch von ihrem jeweiligen Vater abhängige Söhne von Adligen als auch generell für weniger wohlhabende Adelige oder reichere Gemeinfreie, die auf diese Weise Zugang zu mehr Produktionsmitteln erlangen konnten. Sogar für bedeutendere Adelige könnte die Funktion als **ambaxtos* für einen noch bedeutenderen Adligen oder König zu einer deutlichen Statuserhöhung geführt haben und somit eine attraktive Option gewesen sein, um sich für künftige Nachfolgestreitigkeiten günstig zu positionieren.

Dies dürfte zu einer weitgehenden Durchdringung der einzelnen **teytās* mit gefolgschaftlichen Strukturen geführt haben, die gleichermaßen die verwandtschaftlichen Strukturen widerspiegeln, da sie diesen nachgebildet waren. Gleichzeitig dürften aber entsprechende Gefolgschaftsstrukturen auch über einzelne **teytās* hinausgereicht und sich über benachbarte, ähnlich in-

tern strukturierte Gruppen erstreckt, und so die Grundlage für größere Volksverbände, die als Personenverbandsstaaten¹⁰⁷ strukturiert waren, gebildet haben.

Personenverbandsstaaten und Volksverbände – die **teytās*-Verbandsstruktur

Aufbauend auf den internen Strukturen innerhalb jeder einzelnen **teytā* dürften sich, in manchen Regionen Europas vielleicht bereits in der Spätbronzezeit, mit Sicherheit jedoch in den meisten Regionen des hier besprochenen keltisch-germanischen Raums in der Eisenzeit, über die einzelne **teytā* hinausweisende Strukturen entwickelt haben, die wir ab dem ersten Auftreten historischer Berichte über die jeweiligen Regionen Europas als die ersten größeren ›Stämme‹, bzw. korrekter ›Staatsverbände‹, fassen können, also Gruppen wie z.B. die *Boii*, *Insubres* etc. in der Gallia Cisalpina, die *Arverni*, *Aedui*, *Helvetii* etc. in Gallien, *Cantiaci*, *Catuvellauni*, *Brigantes* etc. in Britannien, oder *Suebi* etc. in Germanien.

Wo großteils kleinregional agierende soziopolitische Verbände in einem Raum mit begrenzten wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen leben und die jeweiligen Führer dieser Verbände, die sich stets auch intern gegen Konkurrenz durchsetzen müssen, unter anderem darauf angewiesen sind, dass sie ihre Gefolgsleute mit angemessenen Belohnungen für ihre Loyalität ausstatten können,¹⁰⁸ kommt es zwangsweise zu Konkurrenz und Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen **teytās* bzw. deren Anführern. Diese Konkurrenz und die damit verbundenen Konfliktpotentiale erhöhen sich nur noch umso mehr, wenn wir davon ausgehen, dass sich zwar die einzelnen **teytās* jeweils von einem sozial konstruierten, mythischen Vorfahren ableiteten und damit sich selbst den Anschein gaben, ein einzelner, geschlossener Verwandtschaftsverband zu sein, in der weitaus weniger ›sauberen‹ Realität jedoch mehr oder minder ›unklare Fronten‹ bestanden, in dem wenigstens manche (wenn nicht sogar praktisch alle) Verwandtschaftsverbände über die Grenzen einzelner **teytās* hinausreichten, und diverse fähigere Politiker, die auch über die notwendigen ökonomischen und sozialen Ressourcen verfügten, ihre Verwandtschaftsverbände ähnlich konstruierten Gefolgschaftsverbänden ebenfalls relativ ungehemmt in alle Richtungen, auch über die Grenzen ihrer jeweiligen **teytā* hinaus, auszudehnen versuchten. Dass dazu noch verschiedenste Formen der Verwandtschaftspolitik, von Heiratsbündnissen über Ziehelternschaften bis hin zu Adoptionen, gerade für bedeutendere Politiker teilweise nicht nur vorteilhaft, sondern zum eigenen Überleben not-

wendig gewesen sein müssen, muss diese Konkurrenzsituation nur noch weiter verschärft haben.

Derartige Konkurrenz- bzw. Konfliktsituationen führen wiederum notwendigerweise dazu, dass nun erfolgreichere oder glücklichere **teytās* weniger erfolgreiche oder glückliche **teytās* kurz-, mittel- oder langfristig unter ihre Kontrolle bringen können bzw. politisch oder militärisch begabtere, erfolgreichere bzw. aggressivere Oberhäupter von **teytās* weniger erfolgreiche Oberhäupter von anderen **teytās* unterwerfen oder in politische, ökonomische, soziale oder militärische Abhängigkeit bringen können. Tatsächlich kann es für solche weniger dominanten Oberhäupter sogar von Interesse sein, sich selbst als **ambaxtos* der Herrschaft eines Oberhauptes einer stärkeren **teytā* zu unterwerfen, um von der Dominanz dieser Gruppe bzw. dieses Oberhauptes mitprofitieren zu können. Das stärkere Oberhaupt wird somit wiederum zum *primus inter pares*,¹⁰⁹ nunmehr unter Königen, was etwa die frühmittelalterliche irische und walisische Königsterminologie zeigt (Irisch: *rí túaithe*, »König einer *túath*«, *rí túath*, »König über mehrere *túatha*«, *rí ruirech*, »König über Könige«;¹¹⁰ Walisisch: *breyr*, »Fürst, Adliger« von Keltisch **mrogirīxs*¹¹¹, *brenin*, »König« von Keltisch **brigantīnos*, »jemand, der in seiner Klasse über die höchste Autorität verfügt, der hervorragt«).¹¹² Ein solches Oberhaupt ist nun Anführer eines »Personenverbandsstaates«.¹¹³

Wenn uns diese Personenverbandsstaaten dann in historischen Nachrichten entgegenreten, handelt es sich tatsächlich um »Volksverbände« im wörtlichen Sinn, also um Verbände, die sich aus mehreren, oftmals aus vielen verschiedenen Ethnien zusammensetzen, die daher meistens nicht langzeitstabil sind, weil sie oft unmittelbar nach dem Ableben der Person, die diesen Verband zusammengeschmiedet hat, wieder zerfallen; teilweise aufgrund der Erbteilung zwischen allen erbberechtigten Nachfahren des den Verband zusammenhaltenden Oberhauptes, die natürlich auch dessen Gefolgschaft unter sich aufteilen, teilweise deshalb, weil diesen Nachfahren die nötige politische und/oder militärische Durchsetzungskraft fehlt, die ihrem Vorfahren die Einigung der einzelnen Kleinkönige unter einer einzigen Herrschaft überhaupt erst ermöglicht hat. Diese Kleinkönige können nach Wegfall der einigenden Personen wieder ihre eigenen Wege gehen. Da solche Verbände bei genauerer Betrachtung oftmals weitere, interne Gliederungen aufweisen, können einzelne Bestandteile plötzlich und unvermutet unabhängig vom Rest des Verbandes agieren, ohne sich notwendigerweise völlig aus dem größeren Verband zu lösen.¹¹⁴ Beispiele dafür lassen sich nicht nur in großer Zahl in Gallien in der Antike beobachten, sondern ebenfalls z.B. im frühmittelalterlichen Irland¹¹⁵ und bei völkerwanderungszeitlichen germanischen

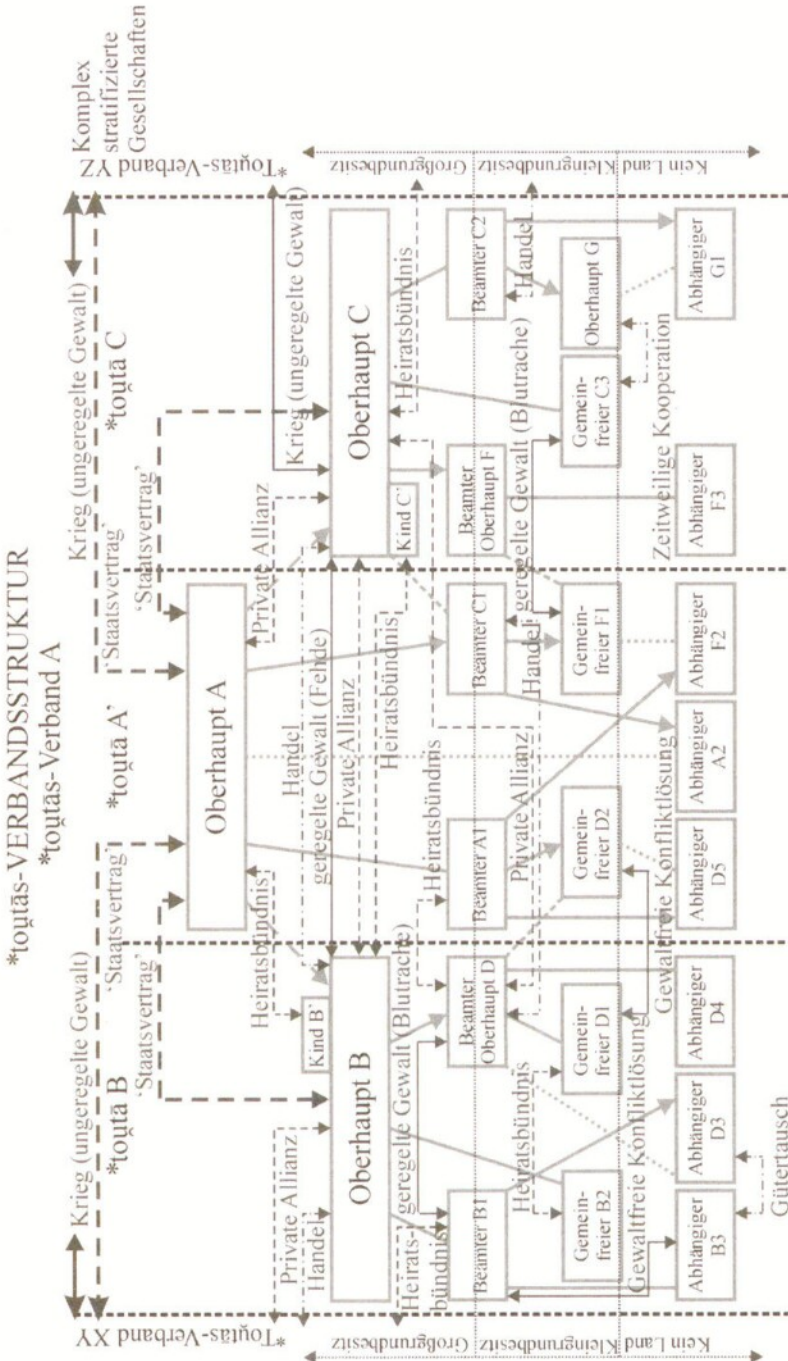


Abb. 9: Die *toutās-Verbandsstruktur³⁶ (in der Abbildung in der keltischen Form als *toutās-Verbandsstruktur bezeichnet).

Gesellschaften.¹¹⁶ Beachtenswert ist dabei auch, dass die Prozesse, die zur Bildung von Personenverbandsstaaten auf Basis von **teytā*-Einheiten führen, klarerweise auch auf beliebig größerer Ebene reproduzierbar sind, und das bei Caesar häufiger belegte Streben gallischer späteisenzeitlicher Hochadeliger um das *principatus totius Galliae*¹¹⁷ durchaus in diesem Sinn als Streben um eine persönliche Dominanz in einem »Personenverbandsstaat Gallien« zu verstehen ist, zu dem sich klare Parallelen im Streben irischer Könige um die Hochkönigswürde,¹¹⁸ sozusagen das *principatus totius Hiberniae*,¹¹⁹ sowie in den verschiedenen Versuchen frühmittelalterlicher walisischer Regionalkönige, ganz Wales unter ihrer Herrschaft zu vereinen,¹²⁰ finden lassen.

Die Militärorganisation in solchen Personenverbandsstaaten ergibt sich ganz automatisch aus der Gefolgschaftspyramide, bei der gefolgschaftliche Bindungen ja jeweils direkt zwischen dem jeweiligen Herrn und seinem konkreten Vasallen bestehen: Der einfache Krieger kämpft unter dem Kommando seines jeweiligen Herrn, der wiederum unter dem Kommando seines jeweiligen Fürsten, dieser wiederum unter dem Kommando des Königs seiner **teytās*, dieser unter dem Kommando eines Oberkönigs, und so weiter, bis die Spitze der aus persönlichen Abhängigkeiten gebildeten Gefolgschaftspyramide erreicht ist.¹²¹

Diese Form der Organisation ist klarerweise nicht nur politisch, sondern auch militärisch hochgradig labil. Schließlich ist jede Untereinheit des **teytās*-Verbands für sich selbst entweder ein **teytās*-Verband, oder aber wenigstens eine **teytā*, und kann sich damit jederzeit vom größeren Verband abspalten, so z.B. wenn dem Oberhaupt dieser Untereinheit von einer anderen Partei ein lukrativeres Angebot gemacht wird. Dazu kommt, dass es für die Anführer beliebiger Untereinheiten wenig Motivation gibt, sich selbst bzw. ihre Gefolgsleute zugunsten einer anderen Untereinheit auf dem Schlachtfeld zu opfern, weil langfristig die meisten Anführer, wenigstens der großen Untereinheiten, miteinander um die künftige Vorherrschaft im Verband in Konkurrenz stehen und daher ihre eigenen Ressourcen möglichst zu erhalten trachten. Klarerweise ist dies besonders in solchen Schlachten ein Problem, in denen sich das Schlachtenglück gegen den Verband zu wenden scheint, dem der jeweilige Anführer einer Untereinheit angehört – jeder einzelne davon mag, vor allem wenn seine eigenen Gefolgsleute noch nicht oder nicht mehr allzu massiv ins Schlachtgeschehen involviert sind, beschließen, dass es in seinem eigenen und im Interesse seiner Leute ist, sich aus der Schlacht zurückzuziehen. Konsequenterweise ist die Moral der im Wege der Gefolgschaftspyramide zur Verfügung stehenden Truppen – mit Ausnahme der wohl von einem Heldenideal¹²² motivierten **ambaxtos*-Elitetruppen – als

gering anzusehen. Gibt der Gegner nicht relativ rasch nach, ist die Chance hoch, dass sich die Truppen (bzw. die Anführer, die ihre eigenen Truppen nicht zu sehr dezimieren wollen) aus der Schlacht zurückziehen. Schließlich kommt noch hinzu, dass solche Verbände stark auf ihren Oberanführer angewiesen sind und ihnen klare Führungsstrukturen fehlen, wenn dieser aus der ›Gleichung‹ genommen wird (sei es, dass er tatsächlich fällt, oder sei es, dass er aus irgendeinem Grund keine Kommandos mehr geben kann).

Ist die politische und militärische Instabilität solcher Personenverbandsstaaten, vor allem was eine langfristige Kontinuität der Verbandsorganisation, gerade in Krisensituationen, betrifft, ihr größter Nachteil, ist ihre Flexibilität und die Tatsache, dass selbst vergleichsweise große Verbände keine wie auch immer geartete zentralisierte Verwaltungsinfrastruktur benötigen und daher ohne Zentralorte, Verwaltungsgebäude oder sonstige fixe Einrichtungen auskommen können (diese sogar nur bis zu einem gewissen Grad inkorporieren können), ihr größter Vorteil. Nachdem innerhalb der Gefolgschaftspyramide nahezu beliebig viele Ebenen übereinander geschichtet werden können, kann diese Organisationsform mit einigen wenigen tausend, vielleicht sogar nur einigen hundert Mitgliedern ebenso funktionieren, wie sie es mit mehreren zehntausend oder sogar mehreren hunderttausend Mitgliedern kann, und insbesondere solche größeren Gruppen können sich beinahe ebenso rasch bilden, wie sie wieder zerfallen können. Einige erfolgreiche Schlachten und politische Verbindungen, so wie der Zugang zu einigen begehrteren Ressourcen, können die Reputation und den Einfluss eines einzelnen Anführers so weit steigern, dass sich viele Gefolgschaftsherrn in der Umgebung aus eigenem Antrieb diesem Anführer anschließen und somit die ihm zur Verfügung stehenden Menschenmassen (und das bedeutet natürlich auch Truppen) in kurzer Zeit auf erhebliche Mengen anschwellen lassen.

Gleichzeitig bewirkt die Kleinräumigkeit der effektiven Kontrolle, über die die Könige in einer derartigen Organisationsform eigentlich verfügen – in Extremfällen wohl über kaum mehr als eine einzelne Siedlungsregion von wenigen hundert Quadratkilometern Fläche (siehe Abb. 6.2 weiter oben) –, dass, solange diese Kleinräumigkeit der Herrschaft erhalten bleibt, eine Kontrolle über den von einem **teytās*-Verband kontrollierten Raum nicht unbedingt durch einen Sieg am Schlachtfeld errungen werden kann. Denn obwohl ein solcher Sieg die Herrschaft des aktuell dominanten *princeps* durchaus beseitigen kann (und wohl normalerweise auch beseitigt hat), kann unmittelbar ein anderer König das Prinzipat übernehmen, oder kleinere Verbände können an die Stelle des **teytās*-Verbands treten, die nicht leichter, sondern aufgrund ihrer Kleinräumigkeit nur noch schwieriger zu kontrollieren sind als

der ihnen vorausgegangene **teytās*-Verband, die sich jederzeit – vor allem, wenn ein neuer charismatischer Anführer auf den Plan tritt – in neuer Konfiguration wieder zusammenschließen können.

Rom, die Oppidakultur der späten Latènezeit und ›Germanien‹

Während in der Spätbronzezeit und der frühen Eisenzeit in Mittel- und Nordwesteuropa derartige kleinräumig organisierte Verbände bestanden haben dürften, dürfte es im Laufe der mittleren bis späten Eisenzeit zu wesentlichen Veränderungen in der räumlichen und sozialen Organisationsstruktur in den meisten keltischen Gebieten in Mittel- und Westeuropa gekommen sein, von denen die germanischen Gebiete weitgehend ›verschont‹ blieben. Diese Veränderungen, die teilweise Konsequenz des Klimaoptimums in den Jahrhunderten um Christi Geburt¹²³ gewesen sein dürften, das erheblich größere landwirtschaftliche Erträge und einen massiven Bevölkerungszuwachs in Westeuropa zur Folge gehabt haben dürfte, scheinen jedoch nicht die grundlegende gesellschaftliche Organisationsstruktur betroffen haben, sondern primär eine stärkere Hierarchisierung der keltischen Gesellschaften bewirkt haben, die eine zunehmende Auflösung lokaler Herrschaftsstrukturen zugunsten größerer Strukturen zur Folge hatte. Dieser Prozess, der wohl zuerst in der Gallia Cisalpina begann, bald aber den Großteil Galliens und viele der anderen keltischen Gebiete Europas erfasste, schlägt sich archäologisch in der so genannten ›Oppida-Kultur‹ nieder, die eine verstärkte Angleichung der materiellen Kultur in weiten Gebieten des Latène-Raums und die Entstehung befestigter Zentralorte von teilweise überregionaler Bedeutung, den sogenannten *oppida*, kennzeichnet.¹²⁴ Auch historischen Nachrichten ist zu entnehmen, dass sich der keltische Adel in diesem Raum zunehmend ›internationaler‹ zu orientieren scheint.¹²⁵

Die Existenz derartiger überregionaler Machtzentren, die nicht nur eine zentralörtliche Funktion in der Verwaltung erfüllten, sondern gleichzeitig auch einen Fokus für regionale Identitätsbildungen darstellten, wodurch sich früher primär als Personenverbandsstaaten mit veränderlichem Territorium organisierte Gruppen zunehmend in Territorialstaaten verwandelten, gekoppelt mit einer zunehmend überregional agierenden, ihre lokale Bindung reduzierenden Adelsschicht, die nun statt einer persönlichen Vormachtstellung in ihrem Territorialstaat nach dem *principatus totius Galliae* strebte, schuf nun die Voraussetzungen für eine römische Eroberung des ›keltischen Westens‹.



Abb. 10: Verbreitung spätlatènezeitlicher befestigter Großsiedlungen mit zentralörtlichem Charakter (*oppida*).

Frühstädtische Ballungszentren, selbst wenn es, wie die eisenzeitlichen *oppida* Galliens, indigene Städte sind, die nicht einem mediterranen Modell der Stadtbildung folgen,¹²⁶ bieten die Infrastruktur und Bevölkerungsdichte, die es der römischen Militärmaschinerie ermöglichen, sich lokal zu versorgen. Gleichzeitig kontrolliert der, der diese Zentren kontrolliert, auch die auf diese Zentren fokussierte lokale Bevölkerung. Die Existenz einer von der breiten Bevölkerung bereits relativ eindeutig abgesetzten, von sich aus international orientierten Adelsschicht erleichterte sicherlich zusätzlich die Einbindung in den römischen Herrschaftsbereich. Die Ähnlichkeit der grundlegenden Elemente der sozialen Struktur, des Haushalts und der Familie,¹²⁷ mit ihren römischen Gegenstücken hat diesen Prozess wohl noch zusätzlich begünstigt. Wo diese Voraussetzungen gegeben waren, konnte sich die römische Herrschaft relativ solide etablieren. Und im Wesentlichen decken sich die Gebiete der Oppidakultur in Mittel- und Westeuropa mit jenen Gebieten, die unter römische Oberhoheit kamen (siehe Abb. 10).

Jene Gebiete, die vor der römischen Eroberung keine bedeutenderen (wohl aber weniger bedeutende) Zentralorte entwickelt hatten, aber innerhalb der Grenzen des römischen Reiches zu liegen kamen, wie zum Beispiel

Wales, wurden nur in vergleichsweise geringem Ausmaß romanisiert¹²⁸, behielten die indigene **teytās*-Verbandsstruktur unterhalb der Provinzialverwaltungsebene bei und kehrten nach dem Ende der römischen Herrschaft – teilweise unter Beibehaltung einer romanisierten Identität und einiger weniger, aus dem Lateinischen entlehnten Termini für Hofämter – wieder weitgehend zur vorrömischen Organisationsform zurück.¹²⁹

Östlich des Rheins und nördlich der Donau, wenngleich dieser Raum teilweise ebenfalls zum Raum der Oppidakultur der späten Latènezeit gehört hatte, dürfte sich hingegen eine deutlich kleinräumigere Organisationsstruktur erhalten haben¹³⁰ bzw. scheinen, eventuell als Folge des Kimbernzuges oder anderer, lokalerer Gründe wie der historisch erwähnten Abwanderung der Helvetier aus Süddeutschland,¹³¹ großräumiger organisierte Gesellschaften wieder in kleinräumiger organisierte zerfallen sein. Dies dürfte auch, wenigstens teilweise, mit einer Reduktion der oder einer von Anfang an geringeren Bevölkerungsdichte in diesem Raum zusammenhängen, wie auch immer es dazu gekommen sein mag.¹³² Ein Grund dafür mag in den germanischen Gebieten, sowohl in jenen Gegenden, die zuvor zur Oppidakultur gehört hatten, als auch jenen nordöstlich davon, das im Vergleich zu den benachbarten keltischen Gebieten erhöhte Schwergewicht der germanischen Subsistenzwirtschaft auf Viehzucht¹³³ gewesen sein.

Trotz der vielzitierten Niederlage des P. Quinctilius Varus im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr.¹³⁴ sollte man sich nicht der Illusion hingeben, dass die rechtsrheinischen Germanen im 1. Jahrhundert n. Chr. die römische Militärmaschinerie abwehren und eine Eroberung Germaniens (wie auch immer man dieses definieren möchte) militärisch langfristig hätten verhindern können. Eher stellt sich die Frage, ob und mit welchem Aufwand Rom eine langfristige Kontrolle über Germanien hätte etablieren können. In diesem Raum, in dem die für die römische Herrschaft notwendige, soziale und ökonomische Infrastruktur, wie sie in Gallien zum Beispiel gegeben war, weitgehend fehlte, dürfte das römische Militärmodell an die Grenzen seiner Projektionsfähigkeit gestoßen sein; die Etablierung langfristiger römischer Herrschaft über diesen Raum hätte wohl entweder unverhältnismäßig großen Aufwand an Mann und Material verursacht oder die Entwicklung einer römischen Infrastruktur notwendig gemacht, die aber wohl ebenfalls in keinem sinnvollen Verhältnis zum erwartenden Gewinn an Steuereinkünften oder Sicherheit geführt hätte. Hier dürfte es die wesentlich sinnvollere und vernünftigere Politik gewesen sein, sich die lokal gegebenen Gefolgschaftsstrukturen durch die Etablierung von Klientelkönigreichen nutzbar zu machen.

Der Zusammenbruch der römischen Provinzialorganisation im Westen, wie er sich beispielsweise auf den britischen Inseln gut fassen lässt,¹³⁵ und die

daraus resultierenden, neuerlich kleinräumigeren sozialen Organisationsformen, dürften dann im Westen Europas wieder die Entwicklung keltisch-germanischer **teytās*-Verbandsstrukturen begünstigt haben, bei teilweiser Beibehaltung spätgalloromanischer Terminologie für bestimmte Rollen im Gefolgschaftswesen: Aus dem keltischen **ambaxtos* wird der germanische **ambahtaz*, der Beamte bzw. Gesandte, aus dem ursprünglich keltischen **uostos* über Vermittlung des galloromanischen *uassus* und des mittellateinischen *uassallus* der *Vasall*.

Grenzen der Projektionsfähigkeit

Die hier besprochene, aus der keltisch-germanischen **teytās*-Verbandsstruktur entspringende gefolgschaftliche Militärorganisation und das römische Militärmodell treffen zwischen Ende der Früheisenzeit und Völkerwanderungszeit unter verschiedenen Voraussetzungen und in verschiedenen Kontexten aufeinander, wobei sich die Grenze der Projektionsfähigkeit dieser beiden Militärmodelle, abhängig von sozialen und natürlichen Voraussetzungen, teilweise deutlich im Raum verschiebt. Beide Modelle können sich, unter bestimmten Voraussetzungen, in den großräumig offenen Landschaften, z.B. Galliens, entfalten, während (aufgrund der Geomorphologie, der Aufschließung der Landschaft oder aufgrund sozialer Voraussetzungen) eher kleinräumig organisierte Gebiete ohne bzw. mit nur kleinen Zentralorten sich stärker für das keltisch-germanische Gefolgschaftsmodell geeignet zu haben scheinen. Wesentlich ist, dass die Grenzen der Projektionsfähigkeit der beiden Militärmodelle nicht Resultat eines einzelnen, eindeutig determinierenden Faktors sind, sondern dass es vielmehr eine Kombination verschiedenster, sowohl der natürlichen Umwelt als auch dem sozialen Aufbau von Gesellschaften entspringender Faktoren ist, aus denen sich ein relativ eindeutiger Vorteil für das eine oder andere Militärmodell ergibt.

So ist es für das keltisch-germanische Gefolgschaftsmodell bis etwa zum Übergang zwischen früher und mittlerer Latènezeit, also grob bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr., aufgrund seiner größeren Eignung zur Bildung von – wenngleich nur temporär stabilen – großen Gefolgschaftsverbänden möglich, sich bis zu und teilweise über die Grenze zu mediterranen Stadtkulturen hinaus zu projizieren. Dabei spielt die zu dieser Zeit noch verstärkt gegebene, kleinräumige Organisation selbst (z.B. etruskischer Städte) ebenso eine Rolle wie die aufgrund der schlechten klimatischen Bedingungen in weiten Räumen Europas gegebene, noch recht geringe Bevölkerungsdichte und die räumliche Organisation gefolgschaftlich aufgebauter Verbände, die auch

bei weitgehend isolierter Streubesiedlung ohne größere Ballungszentren die Entstehung effektiver Militärverbände erlaubt.

Der starke Bevölkerungszuwachs wiederum, der wohl mit dem späteren Klimaoptimum einherging, sowie die indigene Entwicklung von frühstädtischen Zentralorten in den meisten keltischen Gebieten Mittel- und Westeuropas, sowie die steigende Hierarchisierung späteisenzeitlicher keltischer Gesellschaften erlaubten während der Späteisenzeit die Projektion des römischen Militärmodells bis nach Mitteleuropa und in Westeuropa sogar bis weit nach Britannien hinein. Wo diese, in Mittel- und Westeuropa indigen entstandene, Infrastruktur sich nicht entwickelte bzw. aufgrund natürlicher oder sozialer Beschränkungen nicht entwickeln konnte, erhielt sich – mit verschiedenen, wohl eher geringfügigen Veränderungen – die keltisch-germanische **teytās*-Verbandsstruktur, jedoch ohne Aussichten, sich während dieser Periode in jene Räume Europas auszudehnen, in denen sich das römische Militärmodell erfolgreich hatte etablieren können.

Erst der Zusammenbruch der römischen Provinzialverwaltung in weiten Teilen Mittel- und Westeuropas, wohl auch bedingt durch einen deutlichen Rückgang in der Bevölkerungsdichte, ermöglichte es dem keltisch-germanischen Militärmodell, sich wieder auf jene Räume auszudehnen, die es schon einige Jahrhunderte zuvor dominiert hatte. Durch die Rückkehr zu kleinräumiger Sozialorganisation und den teilweisen Kollaps der städtischen Ballungszentren wird das gefolgschaftlich organisierte keltisch-germanische Modell wieder zum nützlicheren in diesem Raum, und entwickelt sich schließlich zur mittelalterlichen Feudalorganisation.

Anmerkungen

- 1 Gebhard 1993, 2.
- 2 Mallory 1989, 7-23; Renfrew 1989, 9-19.
- 3 Bernbeck 1997, 26-31; Härke 2000; Veit 2000a; Haßmann 2000; Wells 2001; Collis 2003.
- 4 Wenskus 1961; Eggert 1988; Eggert 1999; Krauß 1999; Veit 2000b; Karl 2005a; Karl 2006a.
- 5 Tomaschitz 2002, 15-16.
- 6 Maier 2000, 98-100.
- 7 Spindler 1983; Cunliffe 1997, 39-67.
- 8 Ball, Fife 1993.
- 9 Kristiansen 1998, 64-123; 210-313; Wells 2001.
- 10 vgl. dazu Wenskus 1961; Karl 2006a.
- 11 Kristiansen 1998; Wells 2001.

- 12 Z.B. Birkhan 1997; Karl 2005a; Karl 2006a, 188-199, 289-303; Karl 2006b; Isaac 2004, FN 11.
- 13 Tomaschitz 2002, 99-179.
- 14 Audouze, Büchsenschütz 1991; Kristiansen 1998.
- 15 Rieckhoff, Biel 2001, 362-66; Kurz 2000.
- 16 Eggert 1988; Karl 2005a.
- 17 Cornell 1995, 204-8.
- 18 Kristiansen 1998, 338-341.
- 19 Karl 2006c.
- 20 Audouze, Büchsenschütz 1991; Cunliffe 1997; Kristiansen 1998; Rieckhoff, Biel 2001.
- 21 Alberro, Arnold 2006.
- 22 Cunliffe 1995; Karl 2006c.
- 23 Audouze, Büchsenschütz 1991; Cunliffe 1997; Cunliffe 2005; Rieckhoff, Biel 2001; Wells 2001; Haselgrove 2001; Karl 2006c.
- 24 Wenskus 1961; Benveniste 1969; Karl 2006a.
- 25 Wenskus 1961; Benveniste 1969; Karl 2006a.
- 26 Thurneysen 1936; Bloch 1961; Wenskus 1961; Kroeschell 1968; Lynch 1986; Kelly 1988; Althoff 1990; Mitteis, Lieberich 1992; Charles-Edwards 1993; Ebel, Thielmann 1998; Lupoi 2000; Karl 2006a.
- 27 Eggert 1988; Kristiansen 1998; Burmeister 2000; Karl 2006c.
- 28 Benveniste 1969; Mallory 1989.
- 29 Benveniste 1969; Mallory 1989.
- 30 Vgl. z.B. Mitteis, Lieberich 1992, 23-26; Charles-Edwards 1993.
- 31 Kelly 1988, 102-104; Mitteis, Lieberich 1992, 23-26; Charles-Edwards 1993, 212-213; Ebel, Thielmann 1998, 43-44; Karl 2006a, 113-121.
- 32 Mitteis, Lieberich 1992, 23-26; Charles-Edwards 1993; Karl 2006a, 60-66.
- 33 Karl 2006a, 73-76.
- 34 Mitteis, Lieberich 1992, 25; Karl 2006a, 115-119.
- 35 Mitteis, Lieberich 1992, 23-29; Karl 2006a, 127-153. 171-197.
- 36 Karl 2006a, 133-135. 142-144.
- 37 Karl 2006a, 135-144.
- 38 Mitteis, Lieberich 1992, 24, 40-42; Lupoi 2000, 368-387; Karl 2006a, 144-145.
- 39 Wenskus 1961, 314-315; Karl 2006a, 130-132.
- 40 Kelly 1988, 105; Charles-Edwards 1993, 74-77; Karl 2006a, 145-148.
- 41 Charles-Edwards 1980, 35-38; Walters 1980; Althoff 1990; Karl 2006a, 89-113.
- 42 Parkes 2003; Parkes 2006; Karl 2006a, 157-171; Karl 2005b.
- 43 Murray 1983; Karl 2006a, 153-155.
- 44 Charles-Edwards 1993, 167-256.
- 45 Lupoi 2000, 232-233.
- 46 Charles-Edwards 1993, 201-11.
- 47 siehe z.B. Burmeister 2000; Jaski 2000; Karl 2006a, 330-344.
- 48 Kristiansen 1998, 63-123.
- 49 Siehe z.B. Karl 2006c.
- 50 Karl 2006a.
- 51 Audouze, Büchsenschütz 1991.
- 52 Holder 1904, 1908-1909; Delamarre 2003, 301.

- 53 Kelly 1995, 655.
- 54 Jenkins 1990, 387; Charles-Edwards 1993, 571.
- 55 Holder 1904, 1909.
- 56 Holder 1904, 1909.
- 57 Audouze, Büchschütz 1991.
- 58 Wenskus 1961, 372; Kelly 1988, 110. 140-141; Lupoi 2000, 380-387.
- 59 Z.B. Prochaska 2005.
- 60 Z.B. Kurz 2000, 52.
- 61 Karl 2006a, 76-84. 393-401; Karl 2006c.
- 62 Huth 2003; Eibner 2003.
- 63 Z.B. Diod. v, 26.5.
- 64 Z.B. Fox 1946; Kristiansen 1998, 116, 350.
- 65 Karl 2005a; Karl 2006a, 76-84, 393-401; Karl 2006b.
- 66 Habermas 1981; Giddens 1988.
- 67 Jantsch 1987; Ruelle 1992; Kauffman 1996; Prigogine 1997; Marion 1999.
- 68 Elias 1939, 313.
- 69 Karl 2006a, 71-84. 113-119, 393-407.
- 70 Holder 1904, 1804-1805; Pokorny 1959, 1084-1085; Delamarre 2003, 295-296.
- 71 Holder 1904, 1804-1805; Pokorny 1959, 1084-1085; Delamarre 2003, 295-296.
- 72 CIL III 5320.
- 73 CIL XIII 7564.
- 74 Verschiedene Belege als ›Kurzname‹ in Holder 1904, 1898-1899; siehe auch Lejeune 1985, 208; Lambert 1994, 85; Birkhan 1997, 1002; Delamarre 2003, 300.
- 75 Villar et al. 2001, 75, 83.
- 76 Stifter 2001, 100-104.
- 77 Holder 1896, 619; Delamarre 2003, 91. 260-261.
- 78 Wenskus 1961, 438.
- 79 Kristiansen 1998, 219-277.
- 80 Cornell 1995, 204-8.
- 81 MacNeill 1935, 96.
- 82 Byrne 1973, 7.
- 83 Kelly 1988, 4.
- 84 Kelly 1988, 3-98.
- 85 Karl 2005a; Karl 2006a; Karl 2006b; Karl 2006c; für andere Ansichten siehe Eggert 1988; Burmeister 2000.
- 86 Lupoi 2000, 232-233.
- 87 Karl 2005a; Karl 2006c.
- 88 Smith 1987.
- 89 Karl 2006c.
- 90 Lupoi 2000, 232-233.
- 91 Wenskus 1961, 314-315; Karl 2006a, 130-132.
- 92 Mitteis, Lieberich 1992, 24. 40-42; Lupoi 2000, 368-387; Karl 2006a, 144-145.
- 93 Karl 2006a, 277-324; Karl 2006b; Karl 2006c.
- 94 Caes., *bell. gall.* 1, 4.2: *die constituta causae dictionis Orgetorix ad iudicium omnem suam familiam, ad hominum milia decem, undique coegit et omnes clientes operatosque suos, quorum numerum habebat, eodem conduxit; per eos ne causam diceret se eripuit.*

- 95 Holder 1896, 114-115; Pokorný 1959, 4; Delamarre 2003, 40-41.
- 96 Caes., *bell. gall.* 6, 15: *alterum genus est equitum. hi, cum est usus atque aliquod bellum incidit – quod ante Caesaris adventum fere quotannis accidere solebat, uti aut ipsi iniurias inferrent aut inlatas propulsarent –, omnes in bello versantur, atque eorum, ut quisque est genere copiisque amplissimus, ita plurimos circum se ambactos clientes habet. hanc unam gratiam potentiamque noverunt.*
- 97 Holder 1896, 114-115; Delamarre 2003, 40-41.
- 98 Delamarre 2003, 40.
- 99 Dobesch 1980, 419-431.
- 100 Wenskus 1961, 330.
- 101 Delamarre 2003, 307-308; Karl 2006b.
- 102 Delamarre 2003, 307; Geiriadur Prifysgol Cymru, Dictionary of the Welsh Language, 1590.
- 103 Delamarre 2003, 307; Bloch 1961, 150.
- 104 Karl 2006b.
- 105 Delamarre 2003, 323; Kelly 1988, 26-28.
- 106 Dobesch 1980, 418-426.
- 107 Wenskus 1961, 272-428.
- 108 Frankenstein, Rowlands 1978; Karl 2006a; Karl 2006b; Karl 2006c.
- 109 Wenskus 1961, 314-315; Karl 2006a, 130-132.
- 110 MacNeill 1923, 300-301; Kelly 1988, 17-18.
- 111 Delamarre 2003, 91, 260-261; Geiriadur Prifysgol Cymru, Dictionary of the Welsh Language, 321.
- 112 Delamarre 2003, 87-88; Geiriadur Prifysgol Cymru, Dictionary of the Welsh Language, 319-320.
- 113 Wenskus 1961, 272-428.
- 114 Wenskus 1961; Dobesch 1980; Karl 2006a.
- 115 Byrne 1973; Charles-Edwards 2000; Duffy 1997, 15, 19; Jaski 2000; Ó Cróinín 1995.
- 116 Wenskus 1961.
- 117 dazu auch ausführlich Dobesch 1980, 413-417, 459-465. Dort auch die Angabe der Caesar-Stellen.
- 118 Byrne 1973, 254-274; Charles-Edwards 2000, 441-521; Ó Cróinín 1995.
- 119 Karl 2006a, 379-390; speziell 382-383.
- 120 Davies 1990, 80-161; Karl 2006a, 383.
- 121 Bloch 1961, 123-231.
- 122 Jarman 1988.
- 123 Kristiansen 1998, 31; Karl 2006c.
- 124 Fichtl 2000; Striwe 1996.
- 125 Z.B. Caes., *bell. gall.* 1,3; 1,9; 1,18-20; 1,53.
- 126 Buchsensschutz 2000.
- 127 Benveniste 1969.
- 128 Davies 2000.
- 129 Karl 2006c.
- 130 Rieckhoff, Biel 2001, 223-226, 269-276.
- 131 Caes., *bell. gall.* 1,2; 5; Tac. *germ.* 28,2.
- 132 Rieckhoff, Biel 2001, 271-276.

- 133 Beneke et al. 2003.
- 134 Wells 2004.
- 135 Dark 1999; Dark 2000.
- 136 Karl 2006c.

Literatur

- Alberro, Arnold 2006 = Alberro, Manuel, Arnold, Bettina (Hg.): The Celts in the Iberian Peninsula (E-Keltoi 6, <http://www.uwm.edu/Dept/celtic/ekeltoi/volumes/vol6/index.html>, 2006).
- Althoff 1990 = Althoff, Gerd: Verwandte, Freunde und Getreue. Zum politischen Stellenwert der Gruppenbindungen im früheren Mittelalter, Darmstadt 1990.
- Audouze, Büchschütz 1991 = Audouze, Francoise, Büchschütz, Olivier: Towns, villages and countryside of Celtic Europe. From the beginning of the second millennium to the end of the first century BC, London 1991.
- Ball, Fife 1993 = Ball, Martin J., Fife, James (Hrsg.): The Celtic Languages, London 1993.
- Beneke et al. 2003 = Beneke, Norbert; Donat, Peter; Gringmuth-Dallmer, Eike; Willering, Ullrich (Hrsg.): Frühgeschichte der Landwirtschaft in Deutschland (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 14, Langenweißbach 2003).
- Benveniste 1969 = Benveniste, Émile: Le vocabulaire des institutions indo-européennes. 1. économie, parenté, société. 2. pouvoir, droit, religion, Paris 1969.
- Bernbeck 1997 = Bernbeck, Reinhard: Theorien in der Archäologie, Tübingen und Basel 1997.
- Birkhan 1997 = Birkhan, Helmut: Kelten. Versuch einer Gesamtdarstellung ihrer Kultur, Wien 1997.
- Bloch 1961 = Bloch, Marc: Feudal Society, London 1961.
- Buchschütz 2000 = Buchschütz, Olivier: Les oppida celtiques, un phénomène original d'urbanisation, in: Guichard, Vincent; Sievers, Susanne; Urban, Otto H. (Hrsg.): Les processus d'urbanisation à l'âge du Fer. Eisenzeitliche Urbanisationsprozesse. Actes du colloque des 8-11 juin 1998 (Glux-en-Glenne, F – 58), Bibracte 4, Glux-en-Glenne 2000, 61-64.
- Burmeister 2000 = Burmeister, Stephan: Geschlecht, Alter und Herrschaft in der Späthallstattzeit Württembergs, Tübinger Schriften zur ur- und frühgeschichtlichen Archäologie 4, Münster 2000.
- Byrne 1973 = Byrne, Francis J.: Irish Kings and High-Kings, London 1973 (2nd ed. 2001).
- Charles-Edwards 1980 = Charles-Edwards, Thomas M.: Nau Kynwedi Teithiauc, in: Jenkins, Dafydd, Owen, Morfydd E. (Hrsg.): The Welsh Law of Women. Studies presented to Professor Daniel A. Binchy on his eightieth birthday, 3 June 1980, Cardiff 1980, 23-39.
- Charles-Edwards 1993 = Charles-Edwards, Thomas M.: Early Irish and Welsh Kinship, Oxford 1993.
- Charles-Edwards 2000 = Charles-Edwards, Thomas M.: Early Christian Ireland, Cambridge 2000.
- Collis 2003 = Collis, John R.: The Celts. Origins, Myths & Inventions, Stroud 2003.

- Cornell 1995 = Cornell, Tim J.: *The Beginnings of Rome. Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000-264 BC)*, Routledge History of the Ancient World, London u. New York 1995.
- Cunliffe 1995 = Cunliffe, Barry W.: *Iron Age Britain*, London 1995.
- Cunliffe 1997 = Cunliffe, Barry W.: *The Ancient Celts*, London 1997.
- Cunliffe 2005 = Cunliffe, Barry W.: *Iron Age Communities in Britain*, 4th edition, London u. New York 2005.
- Dark 1999 = Dark, Kenneth R.: *Civitas to Kingdom: British Political Continuity, 300-800*, Leicester 1999.
- Dark 2000 = Dark, Kenneth R.: *Britain and the End of the Roman Empire*, Stroud, 2000.
- Davies 2000 = Davies, Jeffrey L.: *Roman Wales: An Introduction*, in: Arnold, Christopher J. & Davies, Jeffrey L. (Hrsg.), *Roman and Early Medieval Wales*, Stroud 2000, 3-140).
- Davies 1990 = Davies, John: *A History of Wales*, London 1990.
- Delamarre 2003 = Delamarre, Xavier: *Dictionnaire de la langue gauloise. Une approche linguistique du vieux-celtique continental*, 2^e édition revue et augmentée, Paris 2003.
- Dobesch 1980 = Dobesch, Gerhard: *Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike. Das norische Königreich und seine Beziehungen zu Rom im 2. Jahrhundert v. Chr.*, Wien u. Graz 1980.
- Duffy 1997 = Duffy, Sean: *Atlas of Irish History*, Dublin 1997.
- Ebel, Thielmann 1998 = Ebel, Friedrich, Thielmann, Georg: *Rechtsgeschichte. Ein Lehrbuch. Band I, Antike und Mittelalter, 2., neubearbeitete Auflage*, Heidelberg 1998.
- Eggert 1988 = Eggert, Manfred K.H.: *Riesentumuli und Sozialorganisation: Vergleichende Betrachtungen zu den sogenannten »Fürstengrabhügeln« der späten Hallstattzeit*, *Archäologisches Korrespondenzblatt*, 18 (1988), 263-274.
- Eggert 1999 = Eggert, Manfred K.H.: *Der Tote von Hochdorf: Bemerkungen zum Modus archäologischer Interpretation*, *Archäologisches Korrespondenzblatt*, 29 (1999), 211-222.
- Eibner 2003 = Eibner, Alexandrine: *Luxus in der Situlenkunst*, in: Leskovar, Jutta; Schwanzar, Christine; Winkler, Gerhard (Hrsg.): *Worauf wir stehen. Archäologie in Oberösterreich*, *Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums NF Nr. 195*, Linz 2003, 295-310.
- Elias 1939 = Elias, Norbert: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft – Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*, Basel 1939 [Frankfurt am Main 1997].
- Fichtl 2000 = Fichtl, Stephan: *La ville celtique. Les Oppida de 150 av. J.-C. à 15 ap. J.-C.*, Paris 2000.
- Fox 1946 = Fox, Cyril: *A find of the Early Iron Age from Llyn Cerrig Bach*, Anglesey, Cardiff 1946.
- Frankenstein, Rowlands 1978 = Frankenstein, Susan, Rowlands, Michael J.: *The internal structure and regional context of Early Iron Age society in south-western Germany*, *Bulletin of the Institute of Archaeology*, London, 15 (1978), 73-112.
- Gebhard 1993 = Gebhard, Rupert: *Die Kelten – ein Volk Alteuropas*, in: Dannheimer, Hermann & Gebhard, Rupert (Hrsg.): *Das keltische Jahrtausend, Ausstellungskataloge der prähistorischen Staatssammlung Band 23*, München 1993, 2-6.

- Giddens 1988 = Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, in: Theorie und Gesellschaft 1, Frankfurt u. New York 1988.
- Habermas 1981 = Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bd., Frankfurt am Main 1981.
- Härke 2000 = Härke, Heinrich: The German experience, in: Härke, Heinrich (Hrsg.): Archaeology, Ideology and Society. The German Experience, Frankfurt am Main 2000, 12-39.
- Haselgrove 2001 = Haselgrove, Colin: Iron Age Britain and its European Setting, in: Collis, John R. (Hrsg.): Society and Settlement in Iron Age Europe. Actes du XVIIIe Colloque de l'AFEAF, Winchester (April 1994), Sheffield Archaeological Monographs 11, Sheffield 2001, 37-72.
- Haßmann 2000 = Haßmann, Hennig: Archaeology in the 'Third Reich', in: Härke, Heinrich (Hrsg.): Archaeology, Ideology and Society. The German Experience, Frankfurt am Main 2000, 65-139.
- Holder 1896 = Holder, Alfred: Alt-Celtischer Sprachschatz. I. Band A-H, Leipzig 1896.
- Holder 1904 = Holder, Alfred: Alt-Celtischer Sprachschatz. II. Band I-T, Leipzig 1904.
- Huth 2003 = Huth, Christoph: Menschenbilder und Menschenbild. Anthropomorphe Bildwerke der frühen Eisenzeit, Berlin 2003.
- Isaac 2004 = Isaac, Graham R.: Wege der Kelten, Wege der Keltologie: Kulturwissenschaftliche Betrachtungen zur Funktion einer Geisteswissenschaft, in: Hemprich, Gisbert (Hrsg.): Festgabe für Hildegard L.C. Tristram zum sechzigsten Geburtstag überreicht von Studenten, Kollegen und Freunden des ehemaligen Faches Keltologie der Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg, Hagen 2004, 1-17.
- Jantsch 1987 = Jantsch, Erich: Erkenntnistheoretische Aspekte der Selbstorganisation natürlicher Systeme, in: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt am Main 1987, 159-92.
- Jarman 1988 = Jarman, Alfred O.H. (ed. u. übers.): Aneirin: Y Gododdin. Britain's Oldest Heroic Poem, Welsh Classics Vol. 3, Gomer 1988.
- Jaski 2000 = Jaski, Bart: Early Irish kingship and succession, Dublin 2000.
- Jenkins 1990 = Jenkins, Dafydd (Übers.): The Law of Hywel Dda. Law Texts from Medieval Wales, The Welsh Classics vol. 2, Gomer 1990.
- Karl 2005a = Karl, Raimund: Warum nennen wir ihn nicht einfach Dietrich? Zum Streit um des Hochdorfer dorfältesten Sakralkönigs Bart, in: Karl, Raimund & Leskovar, Jutta (Hrsg.): Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie, Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 18, Linz (2005), 191-202.
- Karl 2005b = Karl, Raimund: Master and apprentice, knight and squire, Oxford Journal of Archaeology, 24/3 (2005), 255-271.
- Karl 2006a = Karl, Raimund: Altkeltische Sozialstrukturen, Archaeolingua 18, Innsbruck & Budapest 2006.
- Karl 2006b = Karl, Raimund: *butacos, *wossos, *geistlos, *ambactos. Celtic Socio-economic Organisation in the European Iron Age, Studia Celtica, 40 (2006) im Druck.
- Karl 2006c = Karl, Raimund: Siedlungen und Sozialstruktur im eisenzeitlichen Wales Keltische Forschungen, 1 (2006) im Druck.
- Kauffman 1996 = Kauffman, Stuart: At Home in the Universe. The Search for Laws of Self-Organization and Complexity, London 1996.

- Kelly 1988 = Kelly, Fergus: *A Guide to Early Irish Law*, Early Irish Law Series Vol. III, Dublin 1988.
- Kelly 1995 = Kelly, Fergus: *Early Irish Farming*, Early Irish Law Series Vol. IV, Dublin 1995.
- Krauße 1999 = Krauße, Dirk: Der ›Keltenfürst‹ von Hochdorf: Dorfältester oder Sakralkönig? Anspruch und Wirklichkeit der sog. Kulturanthropologischen Hallstatt-Archäologie, *Archäologisches Korrespondenzblatt*, 29 (1999) 339-358.
- Kristiansen 1998 = Kristiansen, Kristian: *Europe Before History*, New Studies in Archaeology, Cambridge 1998.
- Kroeschell 1968 = Kroeschell, Karl: Haus und Herrschaft im frühen deutschen Recht. Ein methodischer Versuch Göttinger rechtswissenschaftliche Studien, 70 (1968).
- Kurz 2000 = Kurz, Siegfried: Die Heuneburg-Außensiedlung. Befunde und Funde, in: *Funde und Befunde zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg* 72, Stuttgart 2000.
- Lambert 1994 = Lambert, Pierre-Yves: *La langue gauloise*, Paris 1994.
- Lejeune 1985 = Lejeune, Michel: *Recueil des Inscriptions Gauloises (R.I.G.)*. Volume I: Textes Gallo-Grecs (*Gallia supplement XLV*), Paris 1985.
- Lupoi 2000 = Lupoi, Maurizio: *The origins of the European legal order*, Cambridge 2000.
- Lynch 1986 = Lynch, Joseph H: *Godparents and Kinship in Early Medieval Europe*, Princeton 1986.
- MacNeill 1923 = MacNeill, Eoin: *Ancient Irish Law: the Law of Status or Franchise*, *Proceedings of the Royal Irish Academy*, 36 C (1923), 265-316.
- MacNeill 1935 = MacNeill, Eoin: *Early Irish Laws and Institutions*, London 1935.
- Mallory 1989 = Mallory, James P.: *In Search of the Indo-Europeans. Language, Archaeology and Myth*, London 1989.
- Marion 1999 = Marion, Russ: *The Edge of Organization. Chaos and Complexity Theories of Formal Social Systems*, Thousand Oaks 1999.
- Mitteis, Lieberich 1992 = Mitteis, Heinrich, Lieberich, Heinz: *Deutsche Rechtsgeschichte*, 19. Aufl., München 1992.
- Murray 1983 = Murray, Alexander C.: *Germanic Kinship Structure. Studies in Law and Society in Antiquity and the Early Middle Ages*, Toronto 1983.
- Ó Cróinín 1995 = Ó Cróinín, Dáibhí: *Early Medieval Ireland 400-1200* (*Longman History of Ireland* vol. 1, London & New York 1995).
- Parkes 2003 = Parkes, Peter: *Fostering Fealty: A Comparative Analysis of Tributary Allegiances of Adoptive Kinship*, *Comparative Studies in Society and History*, 45 (2003), 741-782.
- Parkes 2006 = Parkes, Peter: *Celtic Fosterage: Adoptive Kinship and Clientage in North-west Europe*, *Comparative Studies in Society and History*, 48 (2006), 359-395.
- Pokorny 1959 = Pokorny, Julius: *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*, Tübingen und Basel 1959 [3. Auflage 1994].
- Prigogine 1997 = Prigogine, Ilya: *The End of Certainty. Time, Chaos and the New Laws of Nature*, New York 1997.
- Prochaska 2005 = Prochaska, Sonja: Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn, Bruck an der Leitha. Die Grabungssaisonen 1992, 1993 und 1994, in: Karl, Raimund, Prochaska, Sonja: *Die latènezeitliche Siedlung von Göttlesbrunn*, p.B. Bruck an der Leitha, Niederösterreich, *Historica Austria* 6, Wien (2005), 122-332.

- Renfrew 1989 = Renfrew, Colin: *Archaeology and Language. The Puzzle of Indo-European Origins*, London 1989.
- Rieckhoff, Biel 2001 = Rieckhoff, Sabine, Biel, Jörg: *Die Kelten in Deutschland*, Stuttgart 2001.
- Ruelle 1992 = Ruelle, David: *Zufall und Chaos*, Berlin, Heidelberg u. New York 1992.
- Smith 1987 = Smith, Anthony D.: *The Ethnic Origins of Nations*, Oxford 1987.
- Spindler 1983 = Spindler, Konrad: *Die frühen Kelten*, Stuttgart 1983.
- Stifter 2001 = Stifter, David: Neues vom Keltiberischen: Notizen zu Botorrita IV, *Die Sprache* 38/3, 1996 [2001] = *Chronicalia Indoeuropaea* 38, 91-112.
- Striewe 1996 = Striewe, Karin: Studien zur Nauheimer Fibel und ähnlichen Formen der Spätlatènezeit, *Internationale Archäologie* 29, Espelkamp 1996.
- Thurneysen 1936 = Thurneysen, Rudolf et al. (Hrsg.): *Studies in Early Irish Law*, Dublin 1936.
- Tomaschitz 2002 = Tomaschitz, Kurt: Die Wanderungen der Kelten in der antiken literarischen Überlieferung, in: *Mitteilungen der Prähistorischen Kommission* 47, Wien 2002.
- Veit 2000a = Veit, Ulrich: Gustaf Kossinna and his concept of a national archaeology, in: Härke, Heinrich (Hrsg.): *Archaeology, Ideology and Society. The German Experience*, Frankfurt am Main 2000, 40-64.
- Veit 2000b = Veit, Ulrich: König und Hohepriester? Zur These der sakralen Gründung der Herrschaft in der Hallstattzeit, *Archäologisches Korrespondenzblatt*, 30 (2000), 549-568.
- Villar 2001 = Villar, Francisco; Díaz Sanz, Maria. A; y Medrano Margués, Manuel & Jordán Cólera, Carlos: *El IV Bronce de Botorrita (Contrebia Belaisca): Arqueología y Lingüística*, *Acta salmanticensia, Estudios filológicos* 286, Salamanca 2001.
- Walters 1980 = Walters, Dafydd B.: The European context of the Welsh law of matrimonial property, in: Jenkins, Dafydd, Owen, Morfydd E. (Hrsg.): *The Welsh Law of Women. Studies presented to Professor Daniel A. Binchy on his eightieth birthday*, 3 June 1980, Cardiff 1980, 115-131.
- Wells 2001 = Wells, Peter S.: *Beyond Celts, Germans and Skythians: Archaeology and Identity in Iron Age Europe*, Duckworth Debates in Archaeology, London 2001.
- Wells 2004 = Wells, Peter S.: *The Battle that Stopped Rome: Emperor Augustus, Arminius and the Slaughter of the Legions in the Teutoburg Forest*, New York 2004.
- Wenskus 1961 = Wenskus, Reinhard: *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen Gentes*, Köln und Graz 1961.

Der Ritt in die Mitte

Reitervölker im Dienste Roms

JÜRGEN FLICK

»Die Soldaten Roms, die einst die Eroberer und Herren der Welt waren, werden jetzt erobert und zittern vor denen, die nicht zu Fuß gehen können, und die das Betreten des Erdbodens mit dem Tod gleichsetzen.« So beschrieb Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr.¹ Hieronymus (*Epistulae* 60, 17) den Einfall der Hunnen in das Römische Reich und die dadurch ausgelösten Reaktionen, übertrieb damit aber in doppelter Hinsicht: Weder waren die Hunnen und die von ihnen Unterworfenen einfach nur barbarische Nomaden, noch waren sie ausschließlich auf Eroberung aus. Das Verhältnis zwischen römischer Autorität und Reiternomaden blieb immer komplex und erfuhr zahlreiche unterschiedliche Ausformungen. Die wilden Reiter aus dem Nordosten konnten immer beides sein, Feind oder Freund, Boten der Apokalypse oder Retter in schwerer Not.

Ursprünge der reiternomadischen Kultur

Die Anfänge der eurasischen Reiterkultur sind an der Wende vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. zu suchen. Nach allgemeiner Ansicht war dies die Periode, in der der Übergang von einer sesshaften Bauernkultur zu einer nomadisch geprägten Lebensform stattfand. Die Hintergründe dieses radikalen Wechsels dürften in den Wanderungsbewegungen zu suchen sein, die den ost-europäisch-nordwestasiatischen Raum Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. erfass-ten. Man kann diesen Prozess aber auch als Weiterentwicklung des alten Steppenbauerntums interpretieren, in dessen Verlauf beweglichere Herdentiere wie Pferde und Schafe an Bedeutung gewannen.² Dies erforderte schnelle und mobile Hirten, die den Herden folgten und sich auch verteidigen konnten. Der Schritt hin zum professionellen Reiterkrieger, der auch in größeren Verbänden in die Offensive gehen konnte, war dann nur noch ein kleiner.

Das Milieu der Steppenvölker war meist bemerkenswert einheitlich, obwohl es im weiten Raum zwischen Polen und Korea auch deutliche Unterschiede gab. Die Träger der eurasischen Reiterkulturen, vor allem Nordira-

nier und Turkvölker, aber auch die frühen Nomaden Nordostasiens, waren zwar unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt, entwickelten jedoch ähnliche Strategien des Überlebens. Besonders Taktik, Bewaffnung und religiöse Aspekte ihres Lebens zeigten relativ homogene Ausformungen. Hingegen lassen sich bei der sozialen Ordnung dieser Gesellschaften unterschiedliche Entwicklungen erkennen.

Nordiranische Völker wie die Kimmerier und frühen Skythen wurden ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. erbitterte Gegner der Hochkulturen Kleinasien und des Vorderen Orients, vor allem der Assyrier. Mit ihren Reiterheeren zwangen sie ihre sesshaften Nachbarn, von traditionellen Kampfweisen abzurücken. Die Auseinandersetzung zwischen Kimmeriern und Assyriern im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. – vor allem im Zeitalter des assyrischen Herrschers Asarhaddon – nimmt spätere Entwicklungen vorweg. Die Assyrier, deren militärische Herrschaft sich auf die seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. bekannte und bei den meisten der damaligen Hochkulturen dominante Taktik des Streitwagenkampfes stützte, sahen sich mobileren Reiterheeren gegenüber, die wegen ihrer Schnelligkeit und effektiven Bogenwaffen nicht aufgehalten werden konnten. Bald wurde den Assyriern und den übrigen Gegnern der Reiterkrieger klar, dass man selbst berittene Truppen in die Schlacht werfen musste, wollte man der Bedrohung Herr werden. Dabei war die Reittechnik keineswegs eine Neuerung. Im Vorderen Orient wurden Pferde zumindest seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. als Reittiere verwendet, auch im militärischen Bereich waren Reiter, etwa als Kuriere, nichts Ungewöhnliches. Offensichtlich wanderte die Reiterkampftechnik von West nach Ost: Vermittler der im Westen bereits früher ausgeprägten Kampfweise zu den zentral- und nordostasiatischen Völkern könnten die im Bereich des Aralsees ansässigen Saken gewesen sein. In China erfolgte dieser Übergang am spätesten. Erst im 5. Jahrhundert v. Chr. rückte man dort angesichts der Bedrohung durch die Xiung Nu – einer Gruppe nordasiatischer ›Barbaren‹, die in der Regel mit den europäischen Hunnen in Verbindung gebracht werden³ – von der Streitwagentaktik ab. Es ist dies ein Indiz für die relativ späte Ausbreitung der Reiternomaden nach Osten. China hätte sonst früher reagiert.⁴

Im westlichen Steppengebiet blieben die iranischen Völker noch lange, bis ins 3. Jahrhundert n. Chr., dominant. Zunächst in Gestalt der Skythen, die dann ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. von den Sarmaten abgelöst wurden. Erst der Einbruch der Goten und Hunnen beendete die iranische Vorherrschaft. Allerdings übernahmen diese neuen Völker viele Aspekte der Kultur der Steppenkrieger, die somit in Osteuropa weiterlebte.

Römische Traditionen

Die Hauptkontingente in griechischen und römischen Armeen bestanden aus Fußsoldaten. Doch hatte die Kavallerie gerade bei den Römern stets eine höhere Bedeutung als ihr gemeinhin zuerkannt wird. Die Liste der ›Väter‹ der römischen Kavallerie ist lang: Griechen, später vor allem auch Makedonen, Etrusker, Italiker, Kelten, Iberer, Numider, Thraker, Germanen, Sarmaten, Syrer, Perser, Hunnen und andere. Neben all diesen Einflüssen pflegten die frühen Römer eine eigenständige Tradition in Form eines Reiteradels. In der Zeit der Monarchie und der Frühen Republik machte die Reiterei etwa ein Zehntel der Infanterie aus. Diese elitäre Einheit rekrutierte sich aus der aristokratischen Schicht und stellte auch die Leibgarde der Könige. Aus dieser Adelsreiterei entwickelte sich ab dem 2. Jahrhundert eine Offiziersreiterei, die man als Schule für jene jungen Männer der Aristokratie ansehen kann, welche später die höheren Ränge der Armee besetzen sollten. Zum Wendepunkt in dieser Entwicklung wurde der Dritte Punische Krieg. Bereits im Laufe der Auseinandersetzungen mit Hannibal im Zweiten Punischen Krieg war die einheimische römische Reiterei sukzessive vernichtet worden. Nun gingen numidische, keltische und iberische Reiter, die vorher den Römern schwer zugesetzt hatten, durch Angebote gelockt, zu deren Heerführer Scipio über und wurden dauerhaft in die römische Armee integriert.

Ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. wird in den uns erhaltenen Quellen keine eigene ›römische‹ Reiterei mehr erwähnt, weshalb angenommen wird, dass die Kavallerie nach den Reformen des Marius von Auxiliärtruppen gestellt wurde. Später nahmen zahlreiche weitere ethnische Gruppen Einfluss, denn in allen Phasen ihrer Expansion trafen die Römer auf berittene Gegner, die nach ihrer Überwindung als Hilfstruppen Teil des römischen Militärs wurden. Besonders Kelten stellten bis in die frühe Kaiserzeit bedeutende Kontingente. Auch Germanen, Iberer und Thraker spielten eine wesentliche Rolle. Zahlreiche equestrische Fachausdrücke wurden in Folge aus dem Sprachgebrauch dieser Völker entnommen, vor allem aus dem Keltischen und dem Iberischen.

Der für die Spätantike entscheidende Wandel im römischen Militär vollzog sich im 3. Jahrhundert n. Chr. Unter Kaiser Gallienus (253-268) reagierte man auf die völlig unzureichende Grenzsicherung im Zeitalter der Soldatenkaiser und installierte ein zentrales mobiles Bewegungsheer, das an den jeweiligen Brennpunkten zur Unterstützung der regionalen Truppen am Limes eingesetzt werden konnte und zu einem großen Teil aus Kavallerie bestand. Diese Reiter wurden zum überwiegenden Teil aus den Reihen der illyrischen Legionen rekrutiert. Immerhin hatten die Soldaten dort die meiste Erfahrung



im Kampf gegen berittene Gegner. Ihnen war die Kampfweise der zumeist sarmatischen Angreifer vertraut. Bald sollte auch eine ganze Reihe von Kaisern aus diesem ›illyrischen‹ Milieu hervorgehen.

In Konflikte mit osteuropäischen und vorderasiatischen Reitervölkern wurde die römische Armee früh involviert. Speziell sarmatische Gruppen machten immer wieder römische Grenzen unsicher. Um 140 n. Chr. schrieb der römische General und Historiker Arrian seinen bekannten, als Handbuch zu verstehenden Bericht über die Kampfweise der Alanen. Er ist ein Beleg dafür, welche Bedeutung schon damals den berittenen Gegnern in den östlichen Grenzregionen des Reiches zuerkannt wurde. Ein Eindruck, der dadurch bestärkt wird, dass die Römer während der Markomannenkriege (166/67-180) von den besiegten Sarmaten verlangten, 8 000 Reiter zu stellen, von denen 5500 nach Britannien geschickt wurden. Sarmatische Reiter sind dort bis in die Spätantike belegt. Da bis zum Ende der römischen Herrschaft Hilfstruppen aus den verschiedensten Regionen stammten, entwickelte sich auch die Reiterei höchst heterogen, und verschiedenste Formen schwerer und leichter Reiterei kamen zum Einsatz. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die berittene Truppe jener Bereich der römischen Heeresorganisation war, in welchem äußere Einflüsse am stärksten angenommen und den neuen Anforderungen angepasst, d.h. akkulturiert, wurden

Das Beispiel der Goten – Ursprünge, Wanderungen und Akkulturationsprozesse

Am Beispiel der Goten lässt sich illustrieren, wie eine ostgermanische *gens* die Kampfweise der Steppe übernahm und in das Imperium Romanum trug, sei es als Freund oder Feind. Das Phänomen der ›Verreiterung‹ der Goten, wie man den Prozess der teilweisen Übernahme der Lebens- und vor allem Kampfweise der Steppenvölker Osteuropas gerne nennt,⁵ wird nur verständlich, wenn man von der althergebrachten Ansicht abrückt, bei den Goten habe es sich um eine fest umrissene ethnische Gemeinschaft, einen

Kartenkommentar: Die Karte stellt die wichtigsten Machtkonzentrationen barbarischer Völker im Laufe der Spätantike dar. Die Verbindungslinien zeichnen nicht kontinuierliche Wanderungen ganzer Ethnien *en bloc* nach, sondern veranschaulichen, wie Traditionen und Namen gewandert sind, wo und wann sie mit größerer Konstanz in Verwendung waren. Die Karte soll nicht so gelesen werden, als wären geschlossene Stämme zielgenau durch Europa gewandert und hätten ausgewählte Gebiete angesteuert. Diese althergebrachte Vorstellung wird von der modernen Forschung in Zweifel gezogen.

›Stamm‹, gehandelt, der geschlossen von der Ostsee ans Schwarze Meer gewandert sei und dann sein Glück auf römischem Gebiet gesucht und gefunden habe.

Tatsächlich hat die Forschung der letzten 30 bis 40 Jahre deutlich gemacht, dass gerade bei den Goten nur der Name und eine Grundidentität, der meist an eine Familie gebundene ›Traditionskern‹, als langfristige Konstanten gotischer Identität angesehen werden können. Ansonsten haben die ›gotischen Völker‹ im Zuge ihrer Geschichte gravierende Veränderungen mitgemacht, die sämtliche Bereiche ihres Lebens berührt haben: »Ein barbarisches Volk auf der Wanderung – das war eine durchlässige Armee, die bereitwillig Soldaten jedweden Hintergrunds rekrutierte. Ein barbarisches Königreich jedoch war etwas ganz anderes – nämlich ein Staatswesen, das sich gegen die Mehrheit der einheimischen Bevölkerung abzugrenzen versuchte.«⁶

Wie schwer man ›die Goten‹ fassen kann, verdeutlichen zwei Sachverhalte: Einerseits hat man es mit einer Vielzahl gotischer Gruppen zu tun. Neben den bekannten Terwingen/Westgoten und Greutungen/Ostgoten dürfen weder die Gepiden noch die Taifalen oder Viktualen vergessen werden, die zusammen eine Völkergruppe bildeten, die in römischen Augen deutlich von den ›Germanen‹ verschieden war. Andererseits, und dies ist für den Gegenstand dieses Beitrags wesentlich, rückten die römischen Beobachter die gotischen Völker ab dem 3. Jahrhundert ihrer Lebensweise entsprechend in Richtung eines anderen Sammelbegriffes, dem der ›Skythen‹ – also jener Völker, die die osteuropäischen Steppen zu Pferd mit Bogen oder Lanze beherrschten und zum Teil einer nomadischen Lebensweise nachgingen. Dass die Skythen zu dieser Zeit keinerlei Rolle mehr spielten, sollte dabei nicht stören. Die antike Ethnographie hatte sich nie als sonderlich flexibel erwiesen, wenn es um den Umgang mit ethnischen Kategorien ging. Außer den Goten wurden auch die Sarmaten, später die Hunnen, Awaren und alle weiteren den Lebensstil der Steppe pflegenden Gruppen, inklusive der Slawen und Rus, unter dem Sammelbegriff ›Skythen‹ subsumiert.⁷

Die historisch am frühesten fassbaren Goten, die südlich der Ostsee siedelten, waren deutlich keltisch beeinflusst. Tacitus (*Germania* 43) beschrieb sie als mit Rundschilden und Kurzschertern Bewaffnete, die dem Typ des germanischen, meistens zu Fuß, aber auch zu Pferd kämpfenden Kriegers entsprachen.⁸ Die Verlagerung ihrer Wohnsitze in die Steppen nördlich des Schwarzen Meeres war keine geschlossene Wanderbewegung. Vielmehr hat man es mit mehreren Verschiebungen größerer Gruppen zu tun, die dabei stets neue regionale Einflüsse unter ihrem alten Namen aufnahmen und so einen beständigen Wandel durchlebten. Akkulturationsprozesse waren für jede völkerwanderungszeitliche *gens* von außerordentlicher Bedeutung. Die

Periode zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert prägten Konkurrenzkämpfe, die solche Anpassungen erforderten. Keine Ethnie und kein politischer Verband blieb davon ausgenommen. Die Hunnen passten sich ihrer neuen Umgebung ebenso an wie die Sarmaten, die Franken oder gerade auch die Römer, die bei den Barbaren Anleihen nahmen, um mit der veränderten sozio-militärischen Situation fertig zu werden.

In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. begannen mehrere Gruppen aus dem Gebiet östlich der Elbe ihre Wohnsitze schrittweise zu verlagern. Darunter war auch ein kleines Volk, das damals unter dem Namen Gutonen bekannt war. Die Wanderbewegung dieser frühen Goten und anderer übte Druck auf die weiter südlich sitzenden Langobarden, Markomannen und andere Gruppen aus. Diese durchbrachen die Donaugrenze und wurden von Kaiser Mark Aurel in den ›Markomannenkriegen‹ (ab 166/67 n. Chr.) abgewehrt. Als die Goten in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts nördlich der Donaumündung und des Schwarzen Meeres sesshaft wurden, waren sie zunächst ein eher unbedeutender Faktor im örtlichen Spiel der Kräfte. Gerade die Carpen – ›freie Daker‹ – dürften die Goten anfangs dominiert haben. Spätestens gegen 230 n. Chr. hatten sie sich aber weitestgehend von dieser Oberherrschaft befreit und begannen als gefährlichster Gegner Roms im dakischen Raum zu agieren. Dabei vollbrachten sie eine heute nur noch schwer nachvollziehbare Anpassungsleistung, denn es gelang ihnen nicht nur innerhalb kurzer Zeit die Umstellung auf eine reiternomadische Lebens- und Kampfweise der Steppe, sondern auch eine zeitweilig erfolgreiche Piratentätigkeit im Schwarzen Meer. Sicherlich wurde diese Akkulturation durch Integration von lokalen Bevölkerungen, die auf diesen Gebieten lange Erfahrung hatten, wesentlich erleichtert und beschleunigt, vielleicht in dieser Form überhaupt erst ermöglicht.

Der Prozess, der aus den Goten ein in den Augen der Römer skythisches Volk werden ließ, verlief in unterschiedlichen Phasen. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts kam es zu einer Teilung der Goten, als die Greutungen (›Steppenbewohner‹) oder Ostrogothen (›strahlende Goten‹ oder ›Goten des Sonnenaufgangs‹, später zu Ostgoten verdeutscht) einen Teil der ukrainischen Steppe bis zum Don besetzten, während die Terwingen (›Waldleute‹) oder Visigothen (›Edle Goten‹ oder Westgoten) in der dakischen Waldzone blieben und zunächst nicht oder zumindest deutlich weniger von der ›Verreiterung‹ erfasst wurden. Dafür bildeten die Ostgoten im Konkurrenzkampf und im direkten Kontakt mit den Alanen und anderen Sarmaten eine berittene, polyethnische Armee, welche schnell zur stärksten Macht der europäischen Steppe aufstieg. Allerdings waren die Goten keinesfalls die ersten Germanen, die teilweise die Lebensweise der Steppe übernahmen. Die Bastarnen, die

schon im 3. Jahrhundert v. Chr. am Schwarzen Meer aufgetaucht waren und ihren Siedlungsschwerpunkt im heutigen Moldawien hatten, übernahmen schon früh östliche Lebensweisen und bereiteten somit der antiken Ethnographie Zuordnungsschwierigkeiten wie später die Goten.⁹

Wie dieser Akkulturationsvorgang sich im Detail vollzog, ist weitgehend unbekannt. Sicherlich werden die Goten nach und nach – mit wachsendem Prestige – sarmatisch-alanische und andere Gruppen integriert und Traditionen mit übernommen haben. Der Einfluss der Sarmaten auf die Ostgermanen ging dabei weit über das Militärische hinaus. Er umfasste neben der Kampfesweise und der wahrscheinlichen Übernahme des ›dezimalen Systems‹, die Gliederung von Heer und Volk in Zehnereinheiten, auch Bräuche wie die ästhetische Schädeldeformation. Diese wurde später häufig mit den Hunnen in Verbindung gebracht, war aber nicht asiatischen, sondern osteuropäischen Ursprungs.¹⁰ Der Einfluss ging so weit, dass sogar die Oberschicht iranisches Königsornat übernahm. Übrigens kleidete sich selbst der weströmische Kaiser Gratian in alanische Jagdkleidung, widmete Kaiser Hadrian seinem alanischen Pferd einige Verse und beeindruckte der ostgotische Herrscher Totila vor einer Schlacht die gegnerische Seite mit einer Demonstration seiner Reitkünste.

Die Reiterkampftechnik der ›Wandervölker‹

Prinzipiell kann man bei der Kampfesweise der eurasiatischen Steppenkrieger zwischen zwei parallel existierenden Grundformen unterscheiden. Zunächst gab es die ältere Form der leichten Kavallerie, die stark – aber nicht ausschließlich – auf den Bogen als Hauptwaffe vertraute und durch ihre Mischung aus Fernkampf und Schnelligkeit als äußerst unangenehmer Gegner galt. Diese Taktik wandten schon die Skythen an, später vor allem auch die Hunnen, welche sie als Kampfesweise perfektionierten. Daneben, in vielen populären Darstellungen vernachlässigt, existierte bereits bei den Skythen die mindestens ebenso bedeutende schwere Kavallerie, bei der der Bogen eine geringere Rolle spielte. Die Hauptwaffe dieser Reiterei war die schwere, meist rund vier Meter lange und mit beiden Händen geführte Lanze, der so genannte *contus* (griechisch *kontos*). Mit dem Einsatz der Lanzen sollten die gegnerischen Reihen aufgebrochen werden, ehe man zum Nahkampf überging. Zu den Vertretern dieser Form zählten die sarmatischen Gruppen, allen voran die Alanen, von denen auch die Goten diese Kampfesweise übernommen haben dürften. Die Mehrzahl der späten skythischen und sarmatischen Heere bestand aus dieser Form von Kavallerie, obwohl es bei den späten, sesshaften Skythen auch Infanterie-Heere gab.

Reiter und Pferd waren zumeist gepanzert, man kann also von Kataphrakten sprechen, die eine Elite innerhalb eines sarmatischen Reiterheeres darstellten und als *formidabile genus armorum*¹¹ bezeichnet wurden. Auf sich allein gestellt konnte diese schwere Reiterei nur wenig bewirken. Sie musste von leichten Truppen, meistens von einer großen Zahl berittener Bogenschützen, unterstützt werden. Diese hatten die Aufgabe, die gegnerische Formation mit einem Pfeilhagel einzudecken, um den Angriff der Panzerreiter vorzubereiten. Gleichzeitig schirmte der massierte Einsatz dieser Fernwaffe die eigenen Reihen ab. In vielen Fällen waren die Kataphrakten sowohl mit dem *contus* als auch mit dem Bogen bewaffnet und konnten sie je nach Lage zum Einsatz bringen. Diese gut abgestimmte Kombination von Pfeilhagel und Schockattacke des in geschlossener Reiterformation vorgetragenen Angriffs brachte zahlreiche feindliche Heere in arge Bedrängnis. Nur eine disziplinierte Infanterie, die einer Reiterattacke entschlossen und in dichten Reihen gegenüber trat und von einer effizienten Kavallerie unterstützt wurde, konnte in einem solchen Gefecht bestehen. Das Zusammentreffen von gotisch-sarmatischer Kavallerie und römischer Infanterie ähnelte dem von mit überdimensionalen Lanzen bewaffneter makedonischer Reiterei und griechischen Hoplitzen einige Jahrhunderte zuvor.

Die Goten und Rom

Die Westgoten waren zunächst keine Reiterkrieger. Dennoch wurden sie als berittenes Heer zu Gegnern und später zu Verbündeten der Römer. Dies ist dadurch zu erklären, dass die in ihren relativ weit westlich liegenden Wohnsitzen beheimateten Westgoten ab ca. 370 von Veränderungen ergriffen wurden, die auf das Auftreten der Hunnen folgten und zu einer Neuordnung des Steppenraumes führten. Nach dem Sieg der Hunnen über das ostgotische Reich des Ermanarich waren Teile der Ostgoten, Alanen und Hunnen unter der Führung der *duces* Alatheus und Saphrax – möglicherweise ein Ostgote und ein Alane – nach Westen geflüchtet und hatten 376 die Donau überquert. Zur selben Zeit hatten sich die von hunnischen Vorstößen terrorisierten Westgoten geteilt. Eine Gruppe unter Fritigern und Alaviv zog ins römische Imperium und bot den Römern ihre Dienste an. Da sie von den römischen Magistraten schlecht behandelt wurden, rebellierten sie bald.

Die darauf folgenden Ereignisse zählen zu den bekanntesten der spätantiken Geschichte. Fritigers Leute verständigten sich kurzfristig mit Alatheus' und Saphrax' Leuten, es kam zur so genannten ›Dreivölkerkoalition‹, und diese fügte im Jahr 378 der oströmischen Armee unter Kaiser Valens bei

Adrianopel (Hadrianopolis, heute Edirne) eine vernichtende Niederlage zu. Wiederholt und in besonderer Deutlichkeit zeigte sich, wie verheerend eine barbarische Reiterattacke für eine undisziplinierte römische Armee sein konnte. Vor allem die spät auf dem Schlachtfeld erscheinenden Reiter der »Dreivölkerkoalition« besiegelten Kaiser Valens' Ende. Diese eindruckliche Niederlage führte dazu, dass die Westgoten in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts n. Chr. immer mehr zu Reiterkriegern wurden.¹² Dass man spätestens seit Adrianopel auch Alanen und wohl auch Ostgoten im westgotischen Heer findet, dürfte den Umstieg auf diese neue Kampfweise beschleunigt haben.

Adrianopel bedeutete für die zeitgenössischen römischen Geschichtsschreiber einen gewaltigen Schock, hatte aber nicht unbedingt jene Auswirkungen auf die antike Kriegsführung, welche antike und moderne Autoren dieser Schlacht gerne zuschrieben. Konflikte mit mehrheitlich berittenen Gegnern waren für die Römer keinesfalls neu, und gerade das in dieser Schlacht besiegte Ostreich sollte die folgenden Jahrhunderte gut überstehen. Die langwierigen Kriege mit den Parthern und immer wieder aufflammende Scharmützel mit sarmatischen Gruppen entlang der Donaugrenze hatten bereits Veränderungen in der römischen Armee nach sich gezogen. Mit der »Dreivölkerkoalition« und den Ereignissen vor ca. 380 änderte sich aber die Intensität der Auseinandersetzungen. Die Neuankömmlinge und vor allem die Westgoten Alarichs trugen die Kampfweise der schweren Steppenkavallerie ins Reich, der sich die römische Armee mit den bestehenden Kavallerieeinheiten zunächst nicht gewachsen zeigte. Obendrein nahmen die Kämpfe in unmittelbarer Nähe zur östlichen Hauptstadt Konstantinopel ihren Anfang. Die römischen Autoritäten mussten also höchst beunruhigt sein, zumal zu dieser Zeit Nachrichten über die Hunnen häufiger wurden. Deutlich geworden aber war auch, dass die Bedrohung für das Reich keine existentielle war. Die Barbaren mochten zwar das »flache Land« Thrakiens kontrollieren, ihre Angriffe auf die urbanen Zentren, allen voran Konstantinopel und Adrianopel, scheiterten aber ausnahmslos.

In der Auseinandersetzung mit den Wandervölkern verfolgten die Römer lange Zeit die Strategie, die Feinde in ihr eigenes militärisches System zu integrieren. Trotz kurzzeitiger Erfolge – die Leute um Alatheus und Saphrax wurden 380 in Pannonien, die Westgoten 382 zwischen Donau und Balkangebirge, in beiden Fällen also an akut bedrohten Stellen der Donaugrenze, angesiedelt – gelang dies nur schlecht. Alarich sollte die erneut rebellierenden Westgoten über den Balkan nach Italien führen und somit das Kernland des Reichs zum Schauplatz großer Reiterschlachten, wie bei Verona und Pollentia, machen.

Ab dem späten 4. Jahrhundert erreichte die Bedrohung durch barbarische Angreifer eine neue Dimension. Rom war von da ab nicht mehr in der Lage, große Truppenkontingente neu auszuheben. Wo immer die Römer in Konflikt mit Reiterkriegern kamen, kämpften von nun an römische Truppen mit Barbaren gegen Barbaren. In vielen Fällen bewährte sich dieses System, besonders 451, als Attila und die ostgotisch-hunnische Armee auf den katalanischen oder mauriaciensischen Feldern letztendlich an einem westgotischen Reiterkontingent scheiterten.

Die Westgoten 412–418: Verhinderte Reichsgründer, Feinde und Handlanger Roms

Nach Alarichs Tod hatte sein Schwager Athaulf die Führung der Westgoten übernommen und im Jahr 412 den Weg nach Norden angetreten, wohl wissend, dass die gotische Position in Italien nicht lange zu halten sei. Also wich man nach Gallien aus. Dort herrschten chaotische Zustände, denn im Jahr zuvor hatte sich der gallorömische Adelige Jovinus zum Gegenkaiser proklamieren lassen und suchte nun Unterstützung bei den benachbarten Barbaren. Hauptsächlich waren dies Burgunder und Alanen. Mit den noch in Italien sitzenden Westgoten wurde Kontakt aufgenommen, um die Herrschaft des weströmischen Kaisers Honorius zu schwächen. Diese waren bereit, eine römische Oberherrschaft zu akzeptieren. Jovinus aber hatte die Lage falsch eingeschätzt und nicht damit gerechnet, dass die Goten so schnell Italien verlassen würden. Zudem schaltete Athaulf die mit Jovinus verbündeten Kräfte des gotischen Dissidenten Sarus aus und fühlte sich brüskiert, als Jovinus seinen Bruder zum Mitkaiser ernannte. Kaum in Gallien angekommen, ließ Athaulf den Usurpator fallen und wechselte ins Lager des Honorius.

Allem Anschein nach zogen die Goten friedlich in Aquitanien ein und beteiligten sich von nun an am Kampf gegen Jovinus, der noch 413 von seinen einstigen Verbündeten gefangen und den Honorius-Anhängern übergeben wurde. Als sich nun Honorius dieser Gefahr entledigt sah, brach er den Vertrag mit den Goten. Schon seit 409/410 befand sich Honorius' Schwester Galla Placidia in deren Händen. Nun forderte er ihre Auslieferung. Athaulf reagierte mit der Verheerung Südgaliliens und der Eroberung von Toulouse und Narbonne. Jedoch: Je mehr Zeit verging, desto prekärer wurde die Lage für die Goten, da eine Hungersnot in den von ihnen besetzten Gebieten ausbrach. Ihr Anführer Athaulf erlitt darüber hinaus bei einer missglückten Attacke auf Marseille schwere Verletzungen. Anfang 414 verständigte man sich auf Frieden. Noch im Januar heirateten Athaulf und Galla Placidia in

Narbonne. Und damit wurde der Barbarenkönig zum Schwager des legitimen römischen Kaisers. Ob während der Hochzeit wirklich die berühmten Worte Athaulfs gefallen sind, wonach er ursprünglich beabsichtigt habe, eine Gothia auf römischem Boden zu errichten, nun aber bloß zum Erneuerer des Römischen Reiches werden wolle, ist zweifelhaft; doch drückt dieses Bonmot die politische Realität dieser Zeit treffend aus.

Als Barbarenkönig in der mediterranen Welt operierte man zwangsläufig innerhalb römischer Strukturen, und der Schritt vom Feind zum Verbündeten war denkbar schnell getan. Alles hing davon ab, welches Angebot die Zentralregierung den barbarischen Truppen machen konnte und welche Rolle sie ihnen zuwies. Aus einer *gens* war eine Partei geworden, die mit vielen anderen um den Führungsanspruch im Reich oder zumindest um einen Teil des Reiches stritt.

Athaulf mag sich als Schwager des Kaisers in der Position gesehen haben, das Reich tatsächlich als ›Römer‹ umzugestalten, doch war dieser Anspruch für Honorius inakzeptabel. Bald brachen die gotisch-römischen Streitigkeiten erneut aus. Unter der Führung von Constantius begannen die Römer, den Goten schwer zuzusetzen. Die Goten verließen im Jahr 415 Gallien und zogen sich nach Spanien zurück. Constantius schwächte seine Feinde, indem er sie zu Lande wie zu Wasser vom Nachschub abschnitt. In Barcelona fiel Athaulf im September 415 einem Attentat zum Opfer. Sein kleiner Sohn aus der Verbindung mit Galla Placidia, den Hoffnungen des Vaters entsprechend auf den Namen des alten Gotenfreundes und Kaisers Theodosius getauft, war schon einige Wochen zuvor gestorben.

Athaulfs Nachfolger Sigerich, ausgerechnet der Bruder des von Athaulf getöteten ›Renegaten‹¹³ Sarus, hielt sich nur wenige Wochen lang. Dann wählte man Valia zum neuen Westgotenkönig. Angesichts der schwierigen Versorgungslage in Spanien versuchte dieser nach Nordafrika auszuweichen, doch scheiterten seine Versuche, die Straße von Gibraltar zu überqueren. Ihm blieb nichts anderes übrig, als durch das Gebiet der verfeindeten Alanen und Vandalen wieder nach Norden zu ziehen und sich den Römern zu ergeben. In diesem Moment hatte Constantius die Westgoten dort, wo er sie haben wollte: Er konnte sie für seine Machtinteressen instrumentalisieren. Die Goten unterstellten sich den Römern und erhielten dafür eine Getreidemenge, die 15 000 Krieger und ihre Familien ein Jahr lang ernähren konnte. Insgesamt war dies für die Römer auch finanziell günstig, vergleicht man diesen Tribut mit jenen, die sie an andere Barbaren zu entrichten hatten.

In Spanien hatten seit 409 die Alanen, die vandalischen Hauptstämme der Hasdingen und Silingen und die Sueben den größten Teil der Provinzen übernommen. Alanen und Vandalen waren 406 in Gallien eingedrungen und hat-

ten die zur Grenzwacht bestimmten Franken überrollt. Ausgerechnet ein mit den Römern verbündeter Alanenfürst rettete die Franken vor der weitgehenden Vernichtung. In den folgenden Jahren gelang es nicht, dem Treiben der Barbaren Einhalt zu gebieten. Die Zentralregierung konnte sich zum Teil nicht mehr auf die Loyalität der Provinzinstitutionen verlassen. Gallien wurde in wenigen Jahren so schwer verwüstet, dass sich die Angreifer schon bald ein neues Ziel suchen mussten: Spanien. Schon der problemlose Übergang über die Pyrenäen dürfte durch Verrat erleichtert worden sein. In Nordspanien selbst arrangierte sich Gerontius, der Statthalter der Tarraconensis (ein Gebiet, das dem heutigen Katalonien entspricht), mit den Eindringlingen, die sich so die Provinzen untereinander aufteilen konnten. Sie hatten dabei mehrere Jahre Zeit, sich in Spanien einzurichten, da man von römischer Seite ihr Vorhaben nicht verhindern konnte. Rom war erst ab dem Zeitpunkt wieder handlungsfähig, als es die Westgoten in seine Dienste zwingen konnte. Getreu der Devise, Feuer mit Feuer zu bekämpfen, wurden die gotischen Reiter auf die Iberische Halbinsel geschickt – und sie hatten Erfolg: Zunächst besiegte man die in der südspanischen Baetica sitzenden vandalischen Silingen. Das silingische Königtum wurde durch diesen Kriegszug ausgelöscht. Danach wandte man sich gegen die Alanen, die den größten Teil der Halbinsel, nämlich die Provinzen Carthaginiensis und Lusitania, besetzt hielten. Zwar haben wir keine detaillierten Informationen über diese gotisch-alanische Konfrontation, ihre Konsequenz ist jedoch deutlich erkennbar: Die spanischen Alanen verschwanden als eigenständige Ethnie und gingen in den hasdingischen Vandalen auf. Wie drastisch die alanische Niederlage war, veranschaulicht die Tatsache, dass die Alanen wenige Jahre zuvor stark genug gewesen waren, sich den größten Anteil der Iberischen Halbinsel zu sichern. Patrick Geary beschrieb dieses Phänomen treffend: »Für einige barbarische Armeen war die Niederlage gleichbedeutend mit der Zerstörung ihrer Identität als kohärente soziale Einheit.«¹⁴

Zwar war auch der Sieg über die Silingen ein vernichtender mit ähnlichen Konsequenzen, der über die Alanen verdient aber deswegen zusätzliche Beachtung, weil ihre Reiterkampftechnik besonders gefürchtet war. Das Reiterkriegertum der Vandalen bzw. der vandalischen Silingen ist als Akkulturationsphänomen anzusehen, und Gleiches gilt für die Goten. Die Alanen jedoch besaßen eine lange Tradition als skythisch-sarmatische Reiterkrieger und waren, wie gesagt, im berittenen Kampf sehr erfolgreich. Nicht ohne Grund hatte der ›Halbvandale‹ und römische Heermeister Stilicho ihnen eine Schlüsselrolle bei der Bekämpfung Alarichs in Italien zugeordnet. In den Schlachten von Pollentia und Verona ging dieses Kalkül auf, obschon die Goten schon damals schwierige Gegner waren. In Spanien zeigte sich nun,

dass sie ihre ›einstigen Lehrmeister‹ auf deren eigenem Gebiet überflügelt hatten.

Nach der Vernichtung der Alanen wurden die Goten zurück nach Gallien gerufen. Die restlichen Barbaren, die hasdingischen Vandalen und die Sueben, griff man nicht mehr an. Die Westgoten wurden in Aquitanien angesiedelt und errichteten das Tolosanische Reich, benannt nach der Hauptstadt Tolosa (heutiges Toulouse). Die Vandalen blieben für Rom ein unangenehmer Gegner, der wenig später mit Nordafrika eine der reichsten Regionen des Reiches unter seine Kontrolle bringen konnte. Und in eben diesen Jahren begannen auch die ersten Konflikte mit jener Macht, die sich in den vorangegangenen Jahrzehnten große Teile des osteuropäischen Raumes gesichert hatte: den Hunnen. Die Hunnen hatten in den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts ihre Herrschaft über die eroberten Gebiete stabilisiert und begannen im ersten Drittel des 5. Jahrhunderts ins Karpatenbecken einzudringen. Bald wurden sie in innerrömische Angelegenheiten hineingezogen: Flavius Aetius, als Kind Geisel bei den Hunnen, nutzte seine Kontakte zu ihnen, um sich einen entscheidenden Vorteil im innerrömischen Machtkampf zu sichern. Mit massiver hunnischer Unterstützung, stellenweise ist von 60 000 Mann die Rede, wehrte er Germaneneinfälle in Noricum ab, befreite die Westgoten in Gallien und bekämpfte die Bagauden.¹⁵ Selbst nach der Niederlage gegen seinen Rivalen Bonifatius konnte er sich mit hunnischer Hilfe wieder zurück ins Spiel bringen. In den folgenden 20 Jahren dominierte er weiterhin die Politik des Westens, und es passt gut ins Bild, dass ihn nach seinem Tod zwei hunnische Soldaten rächten, indem sie Kaiser Valentinian III. ermordeten.

Barbarische Karrieren

Eine andere Art von ›Ritt in die Mitte‹ stellte die Karriere zahlreicher barbarischer Krieger in römischen Diensten dar. Im Westreich waren es vor allem Franken und Alemannen, die vielfach zu hohen Ehren aufstiegen, aber auch Goten und Vandalen, wie etwa Stilicho. Es waren Männer, die durch ihren militärischen Einfluss manchmal die Geschicke der Reichspolitik bestimmten und sogar Kaiser absetzen konnten, wie dies etwa der Halbgothe Rikimer 472 mit Kaiser Anthemius tat. Als Attila 447, zur Zeit des Höhepunkts der hunnischen Aggression gegen Ostrom, am Fluss Utus auf die römische Armee traf, stand diese unter dem Befehl des thrakischen Heermeisters Arnegliscus.¹⁶ Arnegliscus, ein Ostgothe, fiel in dieser Schlacht, und nur zwei Jahre später, 449, trägt auch Attila den Titel eines römischen Heermeisters. In

Wahrheit hatte er nie ein römisches Heer zu führen. Aber offiziell angestellt ließen sich die an ihn gezahlten Jahrgelder in Konstantinopel und nach außen hin als reguläres Gehalt darstellen.¹⁷

Auch der Fall Odoakers verdeutlicht, wie ambivalent das Verhältnis des römischen Staates zu barbarischen Aufsteigern sein konnte. Dieser Skire aus königlichem Haus durchlief im Dienste Roms eine Bilderbuchkarriere. Sein Vater Edika war ein hochrangiger Mann am Hofe Attilas. Der Sohn gelangte nach dem Ende des Attila-Reiches in römische Dienste und stieg schnell zum höchstrangigen Offizier der barbarischen Truppen in Italien auf. Diese Truppenteile erhielten keinen etatmäßigen Sold wie die regulären römischen Soldaten und forderten 476 finanzielle Gleichstellung. Als dies nicht geschah, zog Odoaker mit den aufständischen Truppenteilen gegen den römischen *exercitus*, besiegte dessen Oberbefehlshaber, den *patricius* Orestes, und zwang dessen Sohn Romulus Augustulus in Ravenna zum Abdanken. Obwohl dies in den Augen vieler Römer und späterer Betrachter ein Ereignis unerhörten Ausmaßes darstellte, nämlich die Wiedereinführung des verhassten Königtums durch einen nichtrömischen Heerführer, wurde im östlichen Teil des Reiches dies nicht als Bruch wahrgenommen. Romulus Augustulus galt als unrechtmäßiger Herrscher und dessen Vorgänger Nepos, der inzwischen im dalmatinischen Exil lebte, als legitimer Kaiser. Später beauftragte Ostrom erfolgreich den Goten Theoderich den Großen mit der Beseitigung Odoakers, ersetzte somit lediglich einen Barbarenkönig durch einen anderen.¹⁸

Die Ansiedlung der Westgoten in Aquitanien im Jahr 418 war für die weitere Entwicklung Galliens im 5. Jahrhundert von größter Bedeutung. Trotz immer wiederkehrender Konflikte mit den Römern bildeten sie lange Zeit ein wirksames Gegengewicht gegen die fränkische Expansion. Außerdem blieb die Gefahr für den Bestand des Westreiches begrenzt, so lange es gut ausgebildete und disziplinierte römische Truppen unter der Führung fähiger Generäle – wie Constantius, Aetius oder Litorius – gab, die die Goten kontrollieren konnten, oder eine gemeinsame Bedrohung von außen bestand – wie etwa die Hunnen und ihre Verbündeten. Wurde die römische Zentralgewalt zu schwach, führte dies in der Regel zu einer regionalen Destabilisierung, die oft von äußeren Feinden genutzt werden konnte. Gute Beispiele hierfür sind die fränkischen Einfälle in Gallien oder auch die der Mauren in Nordafrika.

Im Gegensatz dazu versuchte die oströmische Führung aus Prinzip zu verhindern, Barbaren auf ihrem Territorium anzusiedeln. Man war eher geneigt, Tribute zu zahlen und Gebiete als Niemandsländ einzurichten, als die Kontrolle über Provinzen innerhalb des Reiches an barbarische Gruppen zu über-

tragen. Vor allem integrierte man fremde Krieger ins eigene Militär, ohne ihnen eine selbständige ökonomische Basis zu bieten. Langfristig erwies sich diese Strategie als richtig, denn trotz wiederholter Rückschläge konnten sich kaum barbarische Machtzentren oder Armeen auf oströmischem Reichsterritorium formieren und eigenständig operieren.

Ökonomische Grundlagen

Die Goten und andere ›Wandervölker‹ waren hoch spezialisierte Krieger, die von ihren Erfolgen lebten. Ihre Existenzgrundlage bildeten Geldzahlungen, Getreide- und Landzuweisungen.¹⁹ Blieben solche Zuwendungen aus, war die Lebensgrundlage der gesamten *gens* bedroht und eine solche Gruppe daher durch ihre ökonomische Abhängigkeit auch steuerbar. Im Falle einer Rebellion konnte sie als Ethnie nur bestehen, wenn sie siegte, und Möglichkeiten zur Plünderung gegeben waren. Denn diese Kriegergesellschaften waren nicht in der Lage, eigenständig Wirtschafts- und Versorgungsinfrastrukturen aufzubauen bzw. die Wirtschaft der beherrschten Gebiete für sich zu nutzen. Nach der Schlacht von Adrianopel (378) etwa eilten Frigthern und seine Verbündeten von Sieg zu Sieg, verwüsteten die unteren Donauprovinzen dabei aber so stark, dass sie sich ihrer eigenen Versorgungsgrundlage beraubten und schließlich hungernd um Zuweisung eines Ansiedlungsgebiets bitten mussten. Eine langfristige Eroberung von Reichsteilen dürfte daher diesen Kriegervölkern oft weniger vorteilhaft erschienen sein als die Einbindung in die staatlichen Strukturen des Imperiums. Die Möglichkeit, auch als barbarischer Adeliger oder Offizier in Reichsdiensten Karriere machen zu können, wird in diesem Zusammenhang insbesondere die Führungsschicht zusätzlich beeinflusst haben.

Die zweite Strategie der römischen Offizialen neben der Einbindung der Barbaren in die eigene Heeresverwaltung war eine Art ›Appeasementpolitik‹, die sich auf Tributzahlungen stützte. Die Oströmer erkaufte sich vorzugsweise den Frieden und führten dadurch den barbarischen Stammesfürsten enorme Edelmetallmengen zu. Die Einschätzung der Hunnen etwa als Gefahrenpotential lässt sich an den jährlichen Tributsummen ablesen. 448 übersandten die Oströmer jährlich 2100 Goldpfund plus einer einmaligen Zahlung von 6000 Pfund an die Hunnen. Verglichen mit den rund 270 000 Pfund Gold, die Konstantinopel jährlich an Staatseinkünften verbuchen konnte, eine enorme Summe. Eine Reihe weiterer Angaben über Zahlungen an andere Völker und ›barbarische‹ Persönlichkeiten sind uns überliefert und bestärken das Bild, dass vor allem im 5. Jh. Völkerschaften im Dunstkreis des Imperiums durch potentielle Waffengewalt schnell zu ›Großverdienern‹ auf-

steigen konnten.²⁰ Geringe Teile der enormen Geldströme über die Reichsgrenze sind heute noch in Form von Schatzfunden in den verschiedensten europäischen Museen zu bewundern.

Fazit

Die Spezialisierung der späten Goten wie auch anderer Reitervölker wies ihnen einen besonderen Platz im Rahmen des spätrömischen Reiches zu. Als erfahrene Reiterkrieger lebten sie vom Krieg und hatten diese Lebensweise professionalisiert. Für Rom waren sie potentielle Armeen, als Söldner eine staatliche Ordnungskraft im Reich, die man sowohl gegen Feinde im Inneren – Aufständische, Usurpatoren, eingedrungene Barbaren – als auch gegen äußere Feinde einsetzen konnte. Barbarische Heere stellten stets auch ein schwer kalkulierbares Risiko dar. Zum einen, wie das Beispiel Jovinus zeigt, konnten sie zur Machtbasis für regionale Usurpatoren werden und somit die Autorität des Kaisers schwächen; zum anderen führte eine in den Augen der Barbaren unzureichende Versorgung schnell zur Rebellion.

Das römische System, die Barbaren zu Vertragspartnern zu machen, hatte zwar immer wieder Erfolg, für eine dauerhafte Lösung fehlte es aber zumindest dem Westreich an innerer Stabilität. Auch die tatkräftige Unterstützung vieler Barbaren konnte daran nichts ändern. Und letztendlich trugen sie selbst dazu bei, dass ›der römische Erdkreis‹, zumindest dessen westliche Hälfte, stürzte, wie es der Kirchenvater Hieronymus im Jahre 396 aus zeitgenössischem Blickwinkel formulierte. Dass viele Aspekte des antik-römischen Erbes von den einwandernden Ethnien übernommen werden und in der Folge eine zentrale Rolle in der künftigen ›europäischen Geschichte‹ spielen sollten, konnte Hieronymus damals noch nicht erahnen. Tatsache ist: Der ›Untergang der römischen Antike‹ und die ›Geburt Europas‹ waren ein und derselbe historische Prozess.

Glossar

Bagauden: Sammelbegriff für überwiegend ländliches Proletariat, das sich gegen römischen Steuerdruck und zentrale Bürokratie zur Wehr setzte und vor allem in Gallien im 3. und 5. Jh. n. Chr. regelrechte Aufstände initiierte.

Iranier: Im historischen Kontext handelt es sich um jene Völker, die eine iranische Sprache gesprochen haben. Neben den im heutigen Iran lebenden Persern und Medern zählten in der Antike Kimmerier, Skythen, Sar-

maten und eine Reihe von Reitervölkern im nordiranischen Raum zu dieser Sprachgruppe. Die heute im russisch-georgischen Kaukasus lebenden Osseten gelten als die letzten Vertreter der Nordiranier.

Freie Daker/Carpen: Jener Teil des indoeuropäischen Volkes der Daker, der nördlich und nordöstlich der bis ca. 270 Jahre n. Chr. bestehenden römischen Provinzen Dacia (der Großteil des heutigen Rumänien) und Moesia (in etwa die Gebiete südlich des Unterlaufs der Donau im heutigen Serbien und Bulgarien) lebte.

Kataphrakten: Schwer gepanzerte Reiter in antiken und mittelalterlichen Heeren, deren Hauptwaffe Lanzen waren. Stoßlanzen wurden erst durch den Einsatz von Steigbügeln effizient, welche seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. bei den Skythen nachweisbar sind. Metallene Steigbügel waren erst den frühmittelalterlichen Awaren bekannt.

Gens: Streng genommen ein antiker Geschlechter- oder Familienverband. In der Forschung zur Spätantike und zum Frühmittelalter aber eher im Sinn von ›Stamm‹ gebraucht.

Anmerkungen

- 1 Wenn nicht anders angegeben, beziehen sich alle Jahreszahlen im Folgenden auf Ereignisse in der Zeit n. Chr.
- 2 Jettmar 1964, 6.
- 3 Zur Problematik der Gleichsetzung von Hunnen und Xiung Nu s. Maenchen-Helfen 1973, 367-369 und Pohl 2002, 193.
- 4 Wiesner 1973, 19-21.
- 5 Vgl. Wolfram 1990a, 174.
- 6 Geary 2002, 124.
- 7 Wolfram 1990a, 54.
- 8 Wolfram 1990a, 52.
- 9 Pohl 2000, 88.
- 10 Schröter 1988, 258-260.
- 11 Ammianus Marcellinus 16, 12, 7.
- 12 Wolfram 1990a, 173f.
- 13 Wolfram 1990a, 169.
- 14 Geary 2002, 98.
- 15 Pohl 2002, 109.
- 16 Maenchen-Helfen 1973, 119.
- 17 Wolfram 1990b, 199.
- 18 Pohl 2002, 132.
- 19 Goffart 1980.
- 20 Wolfram 1990b, 191; Mączyńska 2000, 83.

Zitierte Literatur

- Geary 2002 = Geary, Patrick: Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen, Frankfurt/Main 2002.
- Goffart 1980 = Goffart, Walter: Barbarians and Romans: A.D. 418-584. The Techniques of Accommodation, Princeton 1980.
- Jettmar 1966 = Jettmar, Karl: Die Entstehung der Reiternomaden, *Saeculum*, 17 (1966), 1-11.
- Junkelmann 1991 = Junkelmann, Markus: Die Reiter Roms II. Der militärische Einsatz, Mainz 1991.
- Mączyńska 2000 = Mączyńska, Magdalena: Die Völkerwanderung. Geschichte einer ruhelosen Epoche im 4. und 5. Jahrhundert, Düsseldorf 2000.
- Maenchen-Helfen 1973 = Maenchen-Helfen, Otto: The World of the Huns. Studies in Their History and Culture, Berkeley 1973.
- Pohl 2000 = Pohl, Walter: Die Germanen, München 2000.
- Pohl 2002 = Pohl, Walter: Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration, Stuttgart 2002.
- Schröter 1988 = Zur beabsichtigten künstlichen Kopfumformung im völkerwanderungs- zeitlichen Mitteleuropa, in: Die Bajuwaren. Ausstellungskatalog. Rosenheim-Mattsee, Salzburg 1988, 258-260.
- Wiesner 1973 = Wiesner, Joseph: Die frühen Reitervölker, Stuttgart 1973.
- Wolfram 1990a = Wolfram, Herwig: Die Goten. Versuch einer historischen Ethnographie, München ²1990.
- Wolfram 1990b = Wolfram, Herwig: Das Reich und die Germanen. Zwischen Antike und Mittelalter, Berlin 1990.

Weiterführende Literatur

- Anke, Bodo: Studien zur reiternomadischen Kultur des 4. und 5. Jahrhunderts, 2 Bde, Weissbach 1998.
- Le Bohec, Yann: Die Römische Armee. Von Augustus bis Konstantin dem Großen, Stuttgart 1993.
- Claude, Dietrich: Geschichte der Westgoten, Stuttgart 1970.
- Heather, Peter: The Fall of the Roman Empire. A New History, London 2005.
- Heather, Peter: The Goths, Oxford 1996.
- Müller, Urs: Der Einfluss der Sarmaten auf die Germanen, Bern 1998.
- Torday, Laszlo: Mounted Archers. The Beginnings of Central Asian History, Durham 1998.
- Wirth, Gerhard: Attila. Das Hunnenreich in Europa, Stuttgart 1999.

OPERATIVES

Die Praxis der Kriegsführung

Obwohl Schlachten zu den raren Ereignissen in der Kriegsgeschichte gezählt werden müssen, gelten sie als Maßstab des Möglichen: Für das Können der Feldherren, die Leidenfähigkeit der Mannschaften, das Raffinement der Ausrüstung, die Leistungsfähigkeit der Versorgung. »Entscheidungsschlachten«, von denen scheinbar das Schicksal von Kriegen, Völkern und Staaten abhing, sind noch schwieriger auszumachen und bleiben Interpretationssache. So zeigen Kriegsverläufe, dass trotz eindeutiger taktischer Siege Schlachten allenfalls als Zwischenentscheidung eingestuft werden können. Dennoch, einige Schlachten haben tatsächlich den Lauf der Geschichte entschieden. Wenn sich in den Schlachtaufstellungen und in der Kommandostruktur die jeweiligen Gesellschaftsordnungen der Kontrahenten widerspiegeln, ist Schlachtengeschichte Quelle für Sozialgeschichte. Die Struktur des militärischen Apparates und der Verlauf der Schlacht erlauben Rückschlüsse auf den gesellschaftlichen Kontext. »Große Kampfhandlungen«, wie Clausewitz Schlachten umschrieb, sind nicht nur in soziopolitische und sozioökonomische Rahmenbedingungen eingebettet, worauf in anderen Kapiteln des Bandes hingewiesen wird, sondern die Umsetzung von spezifischen Leit- und Führungsvorstellungen in die militärische Praxis selbst: *Command-and-Control* ist ein moderner Begriff, der ein betont rationales Procedere herausstreicht. Es mangelt aber weder heute noch in der Vergangenheit an scheinbar »irrationalen« Leitungs- und Entscheidungsgrundsätzen, die sich über die engere Befehlskette erheben. Oft werden Befehle als konkrete und konkludente Umsetzungsaufträge auf einer Grundlage unsicherer Informationen gewonnen. Mangel und Sicherheit der Informationen sind ein fortlaufendes Risiko militärischer Planung. Zu unterschiedliche Zeiten wurden unterschiedliche Strategien entwickelt, solchen planerischen Unwägbarkeiten beizukommen.

Magnesia

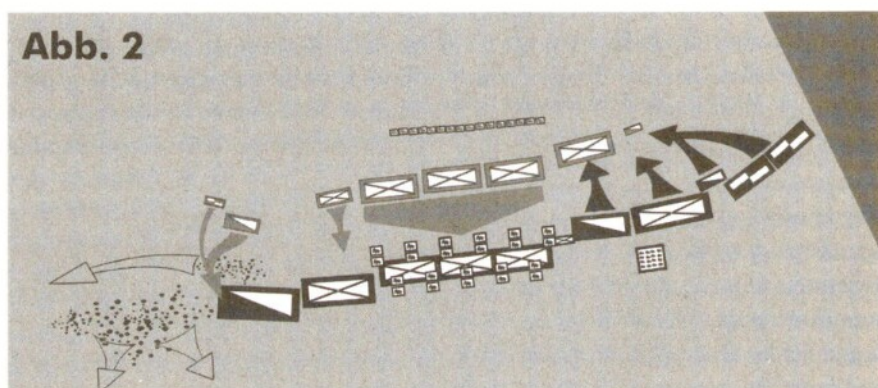
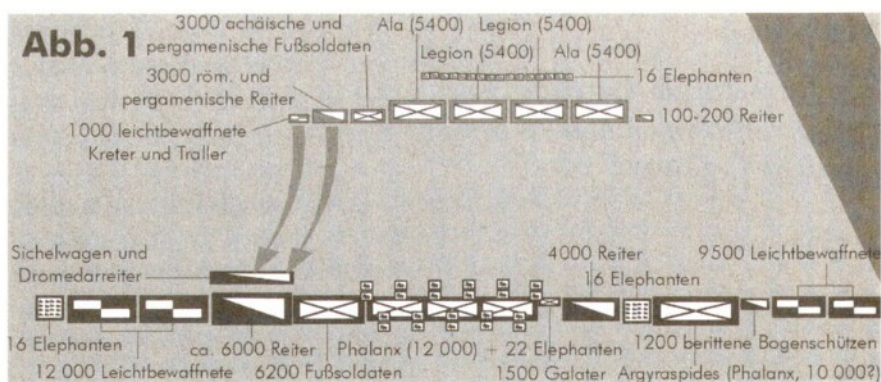
Entscheidung am Siplyos (190 v. Chr.). Phalanx, Elefanten und Streitwagen gegen römische Legionäre

ALFRED HIRT

Der Verlauf der Schlacht

Der römische Geschichtsschreiber Livius berichtet, dass Nebel über dem breiten Flusstal lag, als die römischen Soldaten aus ihrem Lager in die spätherbstliche Kälte des Jahres 190 v. Chr. hinausmarschierten. Ein Nieselregen soll Kleidung und Ausrüstung der in Schlachtordnung angetretenen Römer durchnässt haben. Im Verlaufe des Tages klarte das Wetter kaum auf. In der Ebene nördlich der kleinasiatischen Stadt Magnesia am Berge Siplyos konnten die römischen Soldaten den sich formierenden Gegner nur in Umrissen erkennen, doch der Lärm und die Signale waren vermutlich deutlich zu hören. Antiochos III., König des seleukidischen Reiches, ließ sein Heer eine lange Schlachtlinie bilden (siehe Abb. 1). Nach der Beschreibung des Livius stellte er die mit langen Lanzen versehene Phalanx ins Zentrum, insgesamt 12 000 Mann zu zehn Abteilungen. Die einzelne Abteilung stand 32 Mann tief und wies eine 50 Mann breite Front auf. Diese schwerbewaffneten Fußsoldaten verstärkte der König mit 22 Elefanten, von denen je zwei in den elf Lücken neben und zwischen den Abteilungen Aufstellung nahmen. Auf den turmartigen Aufbauten, die die indischen Tiere trugen, thronten je vier Bewaffnete. Neben 1500 galatischen Fußsoldaten stand die Reiterei des Königs, bestehend aus 3 000 Kataphrakten (Panzerreitern) und 1 000 Reitern des *agema* (der zur Hauptsache aus Medern bestehenden Garde), am rechten Flügel. Daran fügten sich die *argyraspides* (die ›Silberschilde‹), 1 200 berittene dahische Bogenschützen (Nomaden aus dem Norden Persiens) und die Masse der Leichtbewaffneten: 3 000 Kreter und thrakische Traller, 2 500 myrische Bogenschützen aus Kleinasien, 4 000 kyrtische Schleuderer und elymäische Bogenschützen aus Persien.

Am linken Flügel schlossen Fußsoldaten an die Phalanx an: 1 500 keltische Galater und 2 000 Kappadoker aus Kleinasien, sowie 2 700 Infanteristen verschiedenster Herkunft. Wie schon auf dem rechten Flügel folgte die Kavallerie, die 3 000 Kataphrakten, 1 000 syrische, phrygische und lydische Reiter,



eine unbekannte Zahl Tarentiner (500?) und 2500 galatische Reiter umfasste. Diesen vorgelagert waren mit Sichel bewehrte Streitwagen und berittene arabische Bogenschützen auf Dromedaren. Den Abschluss bildeten, wie schon am rechten Flügel, verschiedene Kontingente Leichtbewaffneter, zur Hauptsache aus Kleinasien: 1000 Kreter, 1500 Karer und Kilikier, 1500 Traller, 4000 pisidische, pamphyliche und lykische Soldaten und schließlich 4000 kyrtische Schleuderer und elymäische Bogenschützen. Antiochos kommandierte den rechten Flügel. Seinem Sohn Seleukos und Neffen Antipater überließ er den Befehl des linken Flügels. Das Zentrum wurde von Minnion, Zeuxis und Philipp, Kommandant der Elefanten, befehligt.

Auf römischer Seite standen zwei Legionen im Zentrum und je eine Einheit italischer Bundesgenossen am rechten und am linken Flügel. Laut Livius zählten die beiden Legionen und die zwei *alae* (»Flügel«) der italischen Bundesgenossen je 5400 Mann. Diese nahmen die *iusta acies*, die »reguläre Aufstellung« in drei Reihen ein: Zuvorderst standen die *hastati* (»Speerträger«),

Abb. 3

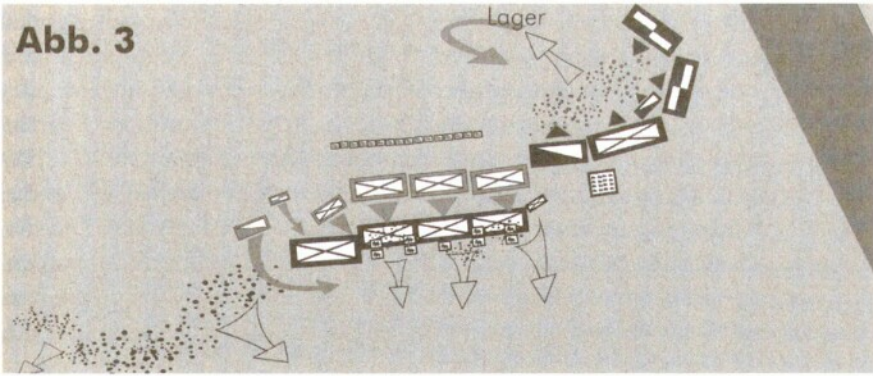
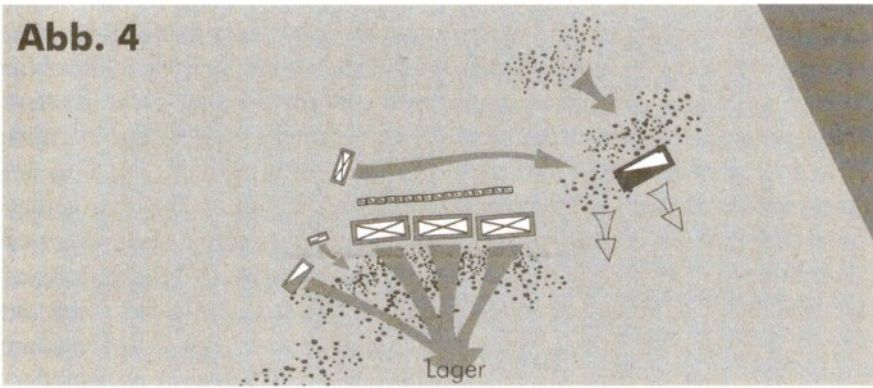


Abb. 4



dann folgten in der zweiten Reihe die *principes* (die ›Ersten‹) und in der letzten die *triarii* (die ›Dritten‹). Am rechten Flügel fügten sich die 3000 Mann Fußsoldaten des mit Rom verbündeten kleinasiatischen Königs Eumenes II. von Pergamon an, vermischt mit achäischen Leichtbewaffneten von der griechischen Peloponnes, und 3000 Reiter, wovon 800 pergamenisch, der überragende Teil aber römisch war. Die rechte Flanke schützten die je 500 Mann starken Kontingente der Traller und Kreter. Am linken Flügel bildete nur eine kleine Abteilung römischer Reiterei von 100-200 Mann den Abschluss, da die römische Schlachtlinie hier durch die steile Uferböschung des Flusses Phrygios begrenzt wurde. 2000 Makedonen und Thraker sicherten das nahe Lager der Römer, und 16 afrikanische Elefanten standen hinter der römischen Schlachtreihe in der Reserve.

Die Streitwagen, die Antiochos vor dem linken Flügel hatte aufstellen lassen, waren mehrfach an den Radachsen und am Joch mit Sicheln versehen. Mit dem Ziel, die gegnerische Formation aufzubrechen, sollten diese Sichel-

wagen in voller Fahrt all jene niedermetzeln, die sich in den Weg stellten oder nicht rechtzeitig ausweichen konnten. Bevor diese Furcht erregende Waffe aber zum Einsatz kommen konnte, ließ Eumenes die kretischen Bogenschützen, Speerwerfer und Leichtbewaffneten in lockerer Formation rasch vorrücken und die feindlichen Sichelwagen unter Beschuss nehmen (Abb. 1). Ein Hagel von Pfeilen und Steinen prasselte auf die Gespanne nieder, wobei die Soldaten besonders die Pferde ins Visier nahmen. Dies und das Geschrei der Angreifer machte die Pferde so scheu, dass sie, für die Lenker unkontrollierbar, mit den Sichelwagen in alle Richtungen davonschossen. Teils wandten sich die Gespanne gegen die eigenen Reihen, teils gegen die Angreifer, die dank ihrer leichten Bewaffnung ohne weiteres ausweichen konnten. Auf beiden Seiten erklang nun das Signal zum Angriff. Durch die Sichelwagen gerieten auch die arabische Kamelreiterei und die Reihen der dahinter formierten Leichtbewaffneten und Kavalleristen des linken seleukidischen Flügels in Unordnung. Die von Eumenes angeführte römisch-pergamenische Reiterei brach mit voller Wucht in die ins Wanken geratenen Reihen ein. In Panik geraten zerstreuten sich die leichtbewaffneten Hilfskontingente und Teile der seleukidischen Reiterei und ließen die Kataphraktenreiterei allein am linken Flügel stehen. Die nachsetzende römische Reiterei überwältigte beim einzigen Zusammenstoß einen Teil der wegen ihrer Panzer und Waffen schwerfälligen Kataphrakten und schlug den Rest in die Flucht (Abb. 2). Damit geriet die am linken Flügel stehende Infanterie der Galater, Kappadoker und anderer Kontingente unter Druck. Diese zurückweichenden Hilfstruppen behinderten die Phalanx im Zentrum, die ihre überlangen Lanzen nur mit Mühe zum Einsatz bringen konnten. Die römischen Legionen waren unterdessen an die Phalanx herangerückt, gingen aber nicht zum Nahkampf über, sondern hielten zunächst sichere Distanz zu den Lanzen. Trotz Schwierigkeiten vermochte die Phalanx ihre Formation im Zentrum zu halten und vermittelte gar den Eindruck, jederzeit zum Angriff übergehen zu können. Die Phalanx und die Hilfstruppen gaben für die Fernwaffen der römischen Legionäre und deren Verbündeter jedoch ein leichtes Ziel ab. Die niedergehenden Wurfspere und der Stein- und Pfeilhagel forderten in der gedrängten Menschenmasse ihre Opfer.

Am anderen Ende des Schlachtfeldes errang Antiochos einen Anfangserfolg. Der König griff mit seiner Garde, der Kataphraktenreiterei und den Hilfstruppen den linken Flügel der römischen Schlachtordnung an, der sich durch das Vorrücken der Legionen gegen die seleukidische Phalanx im Zentrum vom Fluss wegbewegt hatte. Antiochos und seine Truppen stießen mit voller Wucht in die sich öffnende Bresche, zerschlugen die kleine Abteilung römischer Reiterei und fassten die italische Einheit an der Front und an der

Flanke (Abb. 2 und 3). Diese brach auseinander und flüchtete in Richtung des römischen Lagers. Der römische Lagerkommandant marschierte mit der ganzen Besatzung den Fliehenden entgegen, um sie aufzuhalten. Als Befehle nichts nutzten, ließ er die Vordersten niederhauen und brachte die Soldaten zum Stehen. Diese gruppierte er neu und stellte sie dem nachsetzenden Antiochos und seinen Truppen entgegen. Der Seleukide ließ sich offenbar nicht auf ein längeres Gefecht ein, machte kehrt und wollte sich dem Hauptgeschehen im Zentrum zuwenden. Attalos, der Bruder des Eumenes, hatte sich inzwischen mit 200 Reitern vom rechten römischen Flügel gelöst. Sie ritten Antiochos entgegen, vermochten seine Reiterei aber nicht aufzuhalten.

Die Phalanx im Zentrum konnte trotz heftigen Beschusses ihre Formation halten und begann, langsam zurückzuweichen. Unter dem beständigen Geschosshagel und von mehreren Seiten bedrängt brach sie aber schließlich auseinander, und die in Panik geratenen Soldaten wandten sich zur Flucht. Die Reiterei setzte den seleukidischen Soldaten nach. Die Kriegselefanten, die nicht durch römische Lanzenstöße in die Flanke oder mit Schwerthieben gegen die Sehnen zu Fall gebracht worden waren, trampelten in der fliehenden Menge zahlreiche Menschen zu Tode. Einige Truppenteile konnten noch das seleukidische Lager erreichen, das von einer starken Besatzung gehalten wurde, und verschanzten sich dort. Den nachdrängenden Legionären leisteten die Verteidiger erbitterten Widerstand, doch erstürmten diese das Lager und metzelten sie nieder.

Angesichts des sich auflösenden Zentrums und des kompletten Verlustes seines linken Flügels gab Antiochos die Sache verloren. Er floh vom Ort seiner Niederlage nach Sardis. 50 000 getötete Fußsoldaten und 3 000 Reiter des seleukidischen Heeres blieben angeblich auf dem Schlachtfeld liegen. 1400 Mann und 15 Elefanten mit ihren Treibern gerieten in römische Gefangenschaft. Auf römischer Seite fielen 300 Fußsoldaten und 24 Reiter, die Truppen des Eumenes hatten 25 Tote zu beklagen; eine große Zahl römischer Soldaten wurde verwundet.

Quellenlage

»Das Wort ›der Krieg ist der Vater aller Dinge‹ scheint sich zu bewahrheiten, wenn er tatsächlich mit einem Schlag so viele Historiker hervorgebracht hat«, schreibt der Satiriker Lukian von Samosata im 2. Jh. n. Chr. In seinem Werk *Wie man Geschichte schreiben soll* (*Quomodo historia conscribenda sit*, 2) zieht Lukian mit viel Witz über die Historikerzunft seiner Zeit her, die die Schilderung aktueller und vergangener kriegerischer Ereignisse eher als

literarische Fingerübung mit teils phantastischen Ausschmückungen, denn als nüchterne Untersuchung betrieben. Was Lukian (gewiss satirisch überzeichnet) für seine schreibenden Zeitgenossen beobachtet, gilt auch für die historische Überlieferung der Schlacht von Magnesia am Sipylos. Augenzeugenberichte des Ereignisses sind keine erhalten, und die Schlachtbeschreibung in der Geschichte des Polybios, ein Mitte des 2. Jhs. v. Chr. schreibender griechischer Historiker, ist verloren. Daneben gab es eine Reihe historischer Schriften sowohl von vertrauenswürdigen als auch von äußerst unzuverlässigen Autoren, die im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte den Blick auf die tatsächlichen Ereignisse vernebelten. Die heute maßgeblichen Darstellungen – die auch der einleitenden Beschreibung zu Grunde liegen – wurden zwei bis dreieinhalb Jahrhunderte nach dem Ereignis niedergeschrieben. Livius, der seine Geschichte Roms (*Ab urbe condita*) um die Zeitenwende verfasste, und Appian, der Mitte des 2. Jhs. n. Chr. seine umfassende Römische Geschichte schrieb, liefern die einzigen längeren Beschreibungen des Waffengangs.

Dem vernichtenden Urteil des Historikers Hans Delbrück (1848-1929) zufolge ist keiner der beiden Schlachtenschilderungen zu trauen. Er tat sie als pure Phantasie ab. Auch wenn man seine Kritik nicht in vollem Umfang teilt, einige Punkte seiner ›Breitseite‹ gegen den livianischen und appianischen Bericht verdienen Beachtung. Die Aussage, Antiochos hätte seine Phalanx mit Elefanten durchsetzt, scheint dem taktischen Prinzip, dem Gegner eine unüberwindbare, Lanzen starrende Front zu bieten, entgegenzustehen. Fragwürdig erscheint auch das Ausmaß der seleukidischen Überlegenheit. Livius nennt 60 000 Fußsoldaten und 12 000 Reiter auf seleukidischer Seite, Appian gibt die Gesamtstärke mit 70 000 Mann an. Laut Appian soll Rom lediglich 30 000 Mann – was ungefähr der Gesamtzahl der Truppenliste bei Livius entspricht – gegen einen mehr als doppelt so starken Gegner nach Kleinasien geschickt haben. Delbrück wies darauf hin, dass in keinem der Schlachtenberichte eine Umbewertung des linken seleukidischen Flügels vermerkt ist, obwohl die Linie um ein Vielfaches über den rechten Flügel der römischen Schlachtlinie hinausgeragt haben muss. Somit müsse man folgern, dass die zahlenmäßige Überlegenheit der Seleukiden nicht oder kaum die überlieferte Dimension erreichte. Klarheit über die tatsächlichen Zahlenstärken der Heere lässt sich natürlich nicht gewinnen, doch scheint die beschriebene Größe des seleukidischen Heeres sich mit Berichten über seleukidische Truppenaufgebote in anderen Konflikten zu decken. J.D. Grainger vermutet hingegen, dass die Truppenzahl der pergamenischen Verbündeten in der römischen Schlachtreihe bei Magnesia vielleicht größer war, als uns Livius mitteilt.

Die Verlustzahlen, die uns Livius vorlegt, sind wenig glaubwürdig. Mehr als zwei Drittel des seleukidischen Heeres (ca. 50 000) seien getötet worden, während nur rund 350 Römer und Verbündete das Schlachtfeld nicht mehr verließen. Obwohl er immer wieder vor den in seinen Quellen überlieferten Zahlen warnt, war für Livius selbst die Übertreibung der feindlichen Verluste ein probates Mittel zur literarischen Überhöhung des römischen Sieges – sofern ihm die genauen Zahlen überhaupt bekannt waren. Die Wirklichkeit spiegeln sie kaum wider.

Bereits die antiken Historiker versuchten den Ausgang der Schlacht zu erklären. Appian, Livius und Frontin nennen die spätherbstliche Witterung als eine Ursache der seleukidischen Niederlage. Im trüben Licht hätten der König und seine Generäle die eigene Schlachtreihe nicht mehr überblicken können, während die Römer ihre Flügel noch im Blickfeld gehabt hätten. Ob die antiken Autoren damit andeuten wollten, der römische Konsul habe dank seines Überblicks leichter auf die Koordination der Truppenbewegungen einwirken können, ist unklar. Die Feuchtigkeit habe zudem die seleukidischen Bogen, Schleudern sowie die Riemen der Wurfspeere aufgeweicht und unbrauchbar gemacht. Frontin bläht dies gar zum Dauerregen auf, der die seleukidischen Truppen demoralisiert habe. Den Waffen der römischen Legionäre und der italischen Bundesgenossen hingegen habe der Regen nichts anhaben können.

Seine Verachtung für die exotischen Elemente der seleukidischen Schlachtordnung kann Livius nicht verhehlen: Die erfolglosen Sichelwagen seien wertloses Sportwerk und die Kataphraktenreiterei des linken seleukidischen Flügels habe nicht einmal dem ersten Angriff der römischen Reiterei zu widerstehen vermocht. An anderer Stelle legt Livius dem römischen Gesandten an die Ätoler die Worte in den Mund, die asiatischen Völker der Daher, Meder, Kadusier und Elymaier, von denen man noch nie gehört habe, seien alles Syrer, Menschen also, die aufgrund ihrer Natur weit bessere Sklaven als Soldaten abgeben würden. Acilius Glabrio lässt er vor der Schlacht bei den Thermopylen verkünden, die seleukidischen Truppen auf der Gegenseite bestünden lediglich aus Syrern und Griechen aus Asien, dem billigsten Menschenschlag und zur Knechtschaft geboren. Das Vorurteil des effeminierten, verweichlichten und unterwürfigen Orientalen ist in der Literatur der Antike häufig zu finden. Livius brauchte die »Minderwertigkeit« der Orientalen als Ursache für die Niederlage des Antiochos nicht eigens zu betonen. Zweifels- ohne verstand der belesene Römer die Anspielungen.

Leser und Leserinnen von heute befriedigen diese Erklärungsversuche kaum. Ungereimtheiten in den Berichten des Livius und Appian lassen den Verdacht aufkommen, der Sieg römischer Waffen sei trotz der »minderwer-

tigen« und »verweichlichten« Gegner nicht ganz so einfach und nicht ganz so überragend gewesen. Wie so oft im Altertum fehlen schriftliche Überlieferungen, die das Geschehen aus der Sicht der Unterlegenen schildern und das Gesamtbild ergänzen würden. Die erhaltenen römischen Berichte rücken den Angriff des Eumenes und die Kämpfe im Zentrum der Schlachtordnung in den Mittelpunkt, während der Erfolg des Antiochos am linken römischen Flügel zwar von Livius geschildert, aber klein geredet wird. Appian verwendet auf diese Episode nur wenige Worte. Tatsächlich liefen die Römer aber Gefahr, von der linken Flanke her aufgerollt zu werden. Den wenigen am Fluss Phrygios postierten Reitern und der bundesgenössischen Einheit von 5 400 Mann stand der seleukidische König mit 9 500 Leichtbewaffneten, 4 000 Reitern, 1 200 berittenen Bogenschützen und den *argyraspides* (»Silberschilde«) gegenüber. Livius nennt die Zahl der *argyraspides* zwar nicht, doch muss davon ausgegangen werden, dass diese Phalanx, wie etwa in der Schlacht von Raphia (217 v. Chr.), für gewöhnlich 10 000 Mann umfasste. Auch wenn die *argyraspides* bei Magnesia vielleicht nicht diese Mannschaftsstärke aufwiesen: Die Einheit der italischen Bundesgenossen vermochte dem geballten Angriff des Antiochos nicht zu widerstehen und brach auseinander. Während Antiochos vermutlich allein mit der Reiterei den Fliehenden nachsetzte, dürften die seleukidischen Fußtruppen die römische Legion am linken Flügel bedrängt haben. Bevor Antiochos aber mit seiner Reiterei die römischen Reihen im Rücken fassen konnte, gab die eigene Phalanx im Zentrum dem römischen Druck nach und brach auseinander. Ihr Ausharren hätte womöglich einen völlig anderen Ausgang der Schlacht erwirkt.

In diesem Zusammenhang ist eine Passage bei Appian von großem Interesse. Die Begleiter des Königs hätten, so Appian, nach der Niederlage Antiochos mit Vorwürfen überhäuft. Er habe nebst strategischen Fehlern im Vorfeld der Schlacht den stärksten Teil seiner Armee, die Phalanx, in zu großer Dichte aufgestellt und so zur Wirkungslosigkeit verdammt. Statt sich auf die abgehärteten und erfahrenen Soldaten zu verlassen, habe er auf die Masse neuer Rekruten gesetzt – und verloren. Livius verweist noch auf einen weiteren Aspekt: In der ausgedehnten Darlegung der Schlachtordnung betont er die Einheitlichkeit an Bewaffnung, Ausrüstung und Menschen der römischen Armee im Gegensatz zum uneinheitlichen, aus ethnisch verschiedenen Kontingenten bestehenden seleukidischen Heer. Ohne dies direkt zu kommentieren, weist Livius auf die Heterogenität des Heeres als Ursache für die Niederlage des Antiochos hin. Gerade dieses heterogene Heer des Seleukidenkönigs aber war in zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen in Kleinasien, Iran und Zentralasien oder in Syrien-Palästina erfolgreich gewesen. In wel-

chem Maße die von Livius und Appian beleuchteten Aspekte wie Ausbildung und Kriegserfahrung sowie die unterschiedlichen Formen der Heeresorganisation und Taktik für den Ausgang der Schlacht von Bedeutung waren, soll im Folgenden erörtert werden.

Heeresorganisation und Ausrüstung der Römer

Als sich im Verlaufe des Jahres 192 v. Chr. die Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts mit Antiochos und dem Ätolischen Bund in Griechenland abzeichnete, begann man in Rom mit der Aushebung von Truppen. Nach der Schilderung des griechischen Historikers Polybios hatten sich an einem bestimmten Tag alle Wehrpflichtigen, also alle männlichen römischen Bürger zwischen 17 und 46 Jahren, deren Vermögenswerte mehr als 400 Drachmen betrug, für die Aushebungen auf dem Kapitol zu versammeln. Ausgewählt wurden die Bürger, die den militärischen Anforderungen am besten entsprachen. Römische Wehrpflichtige, die in der Regel als Fußsoldaten dienten, rechneten mit einer Dienstzeit von durchschnittlich sechs Jahren, nach welcher sie aus dem Dienst entlassen wurden. Nebst den Dienstpflichtigen meldeten sich auch zahlreiche Freiwillige über ihre Dienstzeit hinaus zu weiteren Feldzügen. Diese erfahrenen Veteranen waren eine willkommene Ergänzung. Bereits für den Zweiten Makedonischen Krieg (200-197) hatte man auf Soldaten zurückgegriffen, die sich in Spanien und Afrika im Krieg gegen Hannibal und die Karthager (218-201) bewährt hatten. Einer der Freiwilligen, die im Jahre 191 am Feldzug gegen Antiochos teilnahmen, war Spurius Ligustinus. Rund zwanzig Jahre später lässt ihn Livius in seinem Geschichtswerk vor die römische Volksversammlung treten. Während einer Debatte über die Anliegen von Zenturionen resümiert der hoch dekorierte Ligustinus, ein fünfzigjähriger Zenturio und Veteran zahlreicher Feldzüge in Griechenland, Spanien und Kleinasien, seine zweiundzwanzigjährige Karriere im Dienste der Römischen Republik. Im Jahre 200 v. Chr. war der aus dem Sabinerland stammende Ligustinus in den Militärdienst eingetreten, nahm an den Feldzügen gegen Philipp V. von Makedonien in Griechenland teil und wurde für seine Verdienste zum *centurio* des zehnten Manipels der *hastati* befördert. Aus Griechenland zurückgekehrt meldete Ligustinus sich freiwillig für einen Feldzug nach Spanien im Jahre 195 v. Chr. Der Konsul Marcus Porcius Cato machte ihn zum *centurio* der ersten Zenturie der *hastati*. 191 v. Chr. meldete er sich nochmals freiwillig für den Feldzug des Acilius Glabrio in Griechenland. Auch dort bewährte er sich und wurde zum *centurio* der ersten Zenturie der *principes* ernannt. Nach dem Sieg über Antiochos war seine Karriere

keineswegs beendet. Er nahm an etlichen weiteren Feldzügen teil, wurde vier Mal zum *primus pilus*, zum *Centurio* der ersten Zenturie der *triarii*, befördert, marschierte 181 im Triumphzug mit und wurde mit Orden und Auszeichnungen überhäuft.

Zum Zeitpunkt seiner freiwilligen Teilnahme am Feldzug gegen Antiochos war Ligustinus also bereits ein erfahrener Offizier, der sich in Griechenland und Spanien bewährt hatte. Ligustinus war keineswegs der einzige erfahrene Soldat in den Reihen jener Truppen, die 192/191 für den Krieg gegen Antiochos nach Epirus im heutigen Albanien übersetzten. Vor der Schlacht bei den Thermopylen 191 lässt Livius den Konsuln Acilius Glabrio bemerken, dass alle Dienstgrade in den römischen Reihen von Veteranen durchsetzt seien, die bereits im Zweiten Makedonischen Krieg eine ähnliche, mit Stellungen befestigte makedonische Schlachtlinie siegreich überwunden hatten. Die Oberkommandierenden der römischen Heere waren offensichtlich bemüht, die Veteranen auf die Legionen zu verteilen. Die Durchmischung von militärischen Neulingen mit erfahrenen Legionären (Freiwilligen und älteren Dienstpflichtigen) verstärkte zweifelsohne Disziplin, Kampfkraft und Standhaftigkeit der römischen Reihen. Dies dürfte auch die Eingliederung und Ausbildung der Neuen erleichtert haben.

Die Beweggründe eines Spurius Ligustinus, sich nach Ableistung der Dienstzeit mehrmals freiwillig für Feldzüge zur Verfügung zu stellen, gehen aus der Darstellung des Livius nicht direkt hervor. Abenteuerlust spielte gewiss bei vielen eine Rolle, aber auch wirtschaftliche Motive waren von Bedeutung. Allerdings war der Sold, den die römischen Legionäre erhielten, recht kümmerlich. Die Soldzahlungen waren nicht als Entschädigung für die erbrachte Leistung gedacht, sondern stellten vielmehr einen von Seiten des Staates *ad personam* verteilten Zuschuss an Ausrüstung und Verpflegung dar. Nach Abzug der Kosten für die Verpflegung und Ausrüstung blieb vom Sold nicht viel übrig.

Die Teilnahme an Feldzügen konnte sich dennoch materiell auszahlen. Legionäre durften auf dem Feldzug plündern und brandschatzen, mussten aber laut dem geleisteten Eid die Beute dem Oberkommandierenden aushändigen, der diese später verteilte. Der Krieg gegen Makedonien hatte den römischen Dienstpflichtigen gezeigt, dass infolge der Plünderung griechischer Siedlungen und Städte und durch den Verkauf von Kriegsgefangenen sich große Vermögenswerte ansammelten, die ihnen teilweise zukamen. Selbst die Daheimgebliebenen gewannen einen Eindruck vom Umfang der Kriegsbeute: 194 v. Chr. brachte der Konsul Titus Quinctius Flaminus, der Sieger von Kynoskephalai, von seinen Feldzügen in Griechenland Rüstungen, Waffen, Bildwerke aus Erz und Marmor, verarbeitetes, unverarbeitetes und gemünz-

tes Gold und Silber in ungeheuren Mengen mit nach Hause, die auf seinem drei Tage dauernden Triumphzug der Bevölkerung Roms vorgeführt wurden. Den mit ihm aus Griechenland zurückkehrenden Soldaten ließ er ansehnliche Geldsummen zuteilen. Den Wehrpflichtigen und Veteranen wurde geradezu demonstriert, welche materiellen Vorteile ein erfolgreicher Feldzug im griechischen Raum mit sich bringen konnte. Ligustinus und andere Veteranen durften diese zusätzliche Erwerbsmöglichkeit gerne genutzt haben. Um sich abzusichern, scheinen sich einige Veteranen meist dann freiwillig gemeldet zu haben, wenn ein bereits militärisch erfolgreicher Feldherr den Feldzug entweder als Konsul führte oder als Legat den Konsuln begleitete. So schlossen sich 5 000 Veteranen, die an der Afrikaexpedition des Publius Cornelius Scipio Africanus teilgenommen hatten, freiwillig den ausgehobenen Truppen des Konsuln Lucius Cornelius Scipio an. Dieser sollte Acilius Glabrio im Jahre 190 in Griechenland ablösen und, falls nötig, mit dem gesamten Heer nach Kleinasien übersetzen. Die Tatsache, dass ihr vormaliger Feldherr Scipio Africanus seinen Bruder und Konsul als Legat begleitete, war für die Veteranen vermutlich ausschlaggebend. Ebenso dürfte sich Spurius Ligustinus auch deshalb für den Griechenlandfeldzug von 191 freiwillig gemeldet haben, weil sein ehemaliger Oberkommandierender Marcus Porcius Cato als Legat im Stab des Konsuln Acilius Glabrio daran teilnahm.

Cato hatte als Konsul 195 in Spanien und zuvor als Prätor in Sardinien erfolgreich römische Truppen im Einsatz kommandiert. Militärische Erfahrung hatte er im Zweiten Punischen Krieg (218-201) gesammelt: 216 war er selber Soldat und 214 Kriegstribun in Sizilien. 204 diente er als Quästor unter Scipio Africanus in Africa. Die anderen Legaten und Konsuln, die die römischen Truppen im Krieg gegen Antiochos befehligten, hatten ebenfalls reichlich Kriegserfahrung gesammelt: Lucius Cornelius Scipio diente als Legat seines Bruders während des Zweiten Punischen Krieges in Spanien, Sizilien und Africa und war wiederum Legat unter Acilius Glabrio 191 in Griechenland. Sein Legat und Bruder, Publius Cornelius Scipio Africanus, war der beste Feldherr, der der römischen Republik zu Beginn des zweiten Jahrhunderts zur Verfügung stand. Die Konsuln und ihre Legaten, die Rom gegen Antiochos nach Griechenland und Kleinasien entsandte, hatten ihr Handwerk im Punischen Krieg gegen ein Berufsheer unter der Führung Hannibals und anderer karthagischer Feldherren gelernt. Trotz einer Reihe katastrophaler Niederlagen zu Beginn der Auseinandersetzung wuchs in Rom nicht nur eine militärisch erfahrene Führungsriege heran, sondern auch ein kampferprobtes Heer, das letztlich den Sieg über die Karthager errang.

Der Herausbildung einer vollends professionalisierten ›Generalität‹ stand jedoch die Politik im Wege: Die Verfassungstradition der Römischen Repu-

blik sah die Wahl der mit militärischer Befehlsgewalt versehenen Magistrate nur für ein Jahr vor. Dies wirkte zeitweilig einer Kontinuität des Oberbefehls entgegen und behinderte die kohärente Verfolgung einer Strategie. Nur in Ausnahmesituationen wie im Zweiten Punischen Krieg behielten Konsuln oder Prätores länger als ein Jahr die Befehlsgewalt über die ihnen zugewiesenen Truppen. Dieses System ermöglichte aber auch die rasche Auswechslung eines erfolglosen oder gar gefallenen Feldherren, zumal unter den römischen Senatoren gerade nach dem langen Krieg gegen Hannibal kompetenter Ersatz zu finden war.

Die Ausrüstung und Bewaffnung römischer Soldaten war den Anforderungen der damaligen Kriegsführung weitgehend gewachsen. Nach Angabe des Polybios waren die Legionäre, je nach Alter und finanziellen Möglichkeiten, unterschiedlich ausgerüstet. Die *velites*, die Leichtbewaffneten des römischen Kampfverbandes, waren mit einem Schwert, einem leichten Wurfspieß (*iaculum*), bestehend aus einem ca. 90 cm langen Holzschaft und einer 20 cm langen Spitze aus weichem Eisen, und einem kleinen Schild (*parma*) von ca. 90 cm Durchmesser ausgerüstet. Die *hastati*, die *principes* und die *triarii* waren als schwere Infanterie besser bewaffnet und geschützt. Sie trugen Beinschienen, Helm und einen ovalen Schild (*scutum*) von ca. 120 cm Höhe und knapp 100 cm Breite. Ein bronzenes, rechteckiges Pektoral bedeckte Herz und Brust. Einige der Soldaten unter den *hastati*, *principes* und *triarii*, die zu einer höheren Vermögensklasse gehörten, trugen ein Kettenhemd. Die schwere römische Infanterie war mit dem spanischen Schwert, dem *gladius*, bewaffnet, einer Waffe, die wahrscheinlich von den kriegerischen Stämmen der Iberischen Halbinsel übernommen worden war. Die Klinge war ca. 60-70 cm lang, zweischneidig mit einer scharfen Spitze und eignete sich als Hieb- und Stichwaffe. Daneben nennt Polybios zwei *pila*, einen schweren und einen leichten Wurfspieß, mit denen die schweren Infanteristen ausgerüstet wurden. Die *triarii* unterschieden sich von den *hastati* und *principes* in ihrer Bewaffnung nur durch den Gebrauch der Lanze (*hasta*) an Stelle der Pilen. Die Kontingente aus Latinern und italischen Bundesgenossen wiesen einen Ausbildungs- und Ausrüstungsstand auf, der dem der römischen Legionen weitgehend entsprach. Auch in ihrer Organisation scheinen sich die italischen Bundesgenossen dem Aufbau der römischen Legion angeglichen zu haben. Nach Polybios umfasste eine Legion zu dieser Zeit 4 200 Soldaten (konnte aber auf 5 000 Mann und mehr aufgestockt werden), wovon je 1200 Mann auf die schwer bewaffneten *hastati* und *principes*, 600 auf die *triarii* und 1200 auf die leichtbewaffneten *velites* entfielen. Die *hastati* und *principes* gliederten sich in zehn Manipel zu 120 Mann, die *triarii* in zehn Manipel zu 60 Mann. Die reguläre Schlachtordnung, wie eingangs be-



reits beschrieben, sah die Aufstellung der schwer bewaffneten *hastati*, *principes* und *triarii* in drei Linien vor. Zwischen den Manipeln wurden beim Anrücken der Schlachtformation deutliche Lücken gelassen, die vermutlich kurz vor dem Zusammenstoß der römischen Reihen mit der gegnerischen Schlachtreihe geschlossen wurden. Die *velites* stellten sich vor der schwer bewaffneten Infanterie auf, um die anrückenden Gegner in Scharmützel zu verwickeln und deren Formierung zu stören; sie zogen sich durch die Lücken der Manipel zurück und die *hastati* schlossen die Lücken. Wurde dieses erste Treffen geschlagen, konnten sie sich durch die Lücken der nachfolgenden *principes* zurückziehen. Die *principes* schlossen darauf die Reihen und rückten gegen den Feind vor. Die Manipel der *triarii* bildeten, verstärkt mit den überlebenden *principes* und *hastati*, das letzte Treffen, das sich dem Feind entgegen werfen würde.

Die römische Legion war selbst der Phalanx makedonischer Prägung gewachsen, die im griechischen Osten als Wunderwaffe ihrer Zeit galt. Das Ereignis der Schlacht von Kynoskephalai 197 v. Chr., in welcher die Legionen unter Titus Quinctius Flamininus auf das Heeresaufgebot Philipps V. von Makedonien trafen, nahm Polybios in seinem Geschichtswerk zum Anlass, einen Vergleich zwischen der römischen Infanterie und der makedonischen Phalanx anzustellen. Der Soldat in der Phalanx hielt eine Lanze (*sarissa*) von rund 6 m Länge mit beiden Händen, wobei das hintere Ende mit einem zusätzlichen Gewicht versehen war. Aus der vordersten Reihe einer aus 16 Reihen bestehenden Phalanx ragten die zum Angriff gefällten Lanzen 4,5 m, die Lanzen der vier folgenden Glieder in abnehmender Länge zwischen den Männern der vordersten Reihe hervor. Die Soldaten der elf anschließenden Reihen hoben ihre Sarissen über die Schultern der Vordermänner schräg empor. Wie ein Dach sollten die aufgerichteten Lanzen Geschosse abhalten. Die hinteren Reihen, so Polybios, sollten zugleich einem Angriff zusätzliche

Stoßkraft verleihen und verhindern, dass die Vorderen nach hinten ausweichen konnten. Dem geballten, frontalen Angriff der Phalanx konnte auf dem Schlachtfeld nichts widerstehen – vorausgesetzt, das Gelände war eben und die Phalanx hielt die Formation. Bei Kynoskephalai war ein Teil der makedonischen Phalanx beim Anmarsch im unebenen Gelände von römischen Einheiten überrumpelt und zerschlagen worden, bevor sie sich aus dem Marsch zur Angriffsformation gruppieren konnten.

Im Urteil des Polybios zeigte sich hierin der Vorteil der römischen Kampfweise, in welcher der in variablen Formationen und mit dem Schwert als Hieb- und Stichwaffe kämpfende Legionär eine zentrale Rolle spielte. Dies erlaubte es den römischen Feldherren, ihre Legionen den topographischen und taktischen Erfordernissen angepasst einzusetzen und zum Erfolg zu führen. Die Generäle der makedonischen, seleukidischen oder ptolemäischen Heere mussten hingegen Topographie und Taktik den Erfordernissen der Phalanx anpassen, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Unter optimalen Rahmenbedingungen hatten aber selbst die römischen Legionäre erhebliche Schwierigkeiten, mit einer Phalanx fertig zu werden: In der Schlacht bei den Thermopylen 191 v. Chr. durchbohrten die gefällten Sarissen der Phalanx, die Antiochos III. zwischen befestigten Stellungen hatte antreten lassen, viele der anstürmenden Legionäre.

Heeresorganisation und Ausrüstung der Seleukiden

Über die seleukidische Heeresorganisation, Ausbildung und Kampferfahrung ist vergleichsweise wenig bekannt. Das Heer tritt uns lediglich in wenigen Schlachtenbeschreibungen entgegen, und nur wenige schriftliche Dokumente wie Inschriften, Papyri oder Keilschrifttafeln werfen ein Licht auf die inneren Verhältnisse des Reiches. Seit der Gründung des Königreiches durch Seleukos I. in den Kriegen zwischen den politischen Erben Alexanders des Grossen umfasste das nach dem Dynastiegründer benannte seleukidische Reich das Kerngebiet Syrien und Mesopotamien mit dem angrenzenden iranischen Hochland. Auch Teile Kleinasien gerieten unter seleukidische Herrschaft, und im Osten reichte der Herrschaftsanspruch bis zum Indus. Die Dimensionen des Reiches spiegelten sich auch in der Zusammensetzung des Heeres aus verschiedenen ethnischen Kontingenten wieder.

Das Rückgrat der seleukidischen Armee, wie aller großen Armeen im östlichen Mittelmeerraum zu dieser Zeit, war die Phalanx. Antiochos standen zwei Phalangen zur Verfügung: die in den Quellen als ›makedonisch‹ bezeichnete Phalanx und die *argyraspides*, die ›Silberschilde‹. Die makedoni-

sche Phalanx umfasste regulär 16 000 Mann, die *argyraspides* 10 000 Mann. Die Soldaten dieser bedeutenden Einheiten rekrutierte der seleukidische Staat vermutlich vorwiegend aus den Reihen der griechisch-makedonischen Bevölkerung im Vorderen Orient, die sich teilweise schon seit dem großen Eroberungszug Alexanders des Grossen (334-323) in Militärsiedlungen niedergelassen hatten. Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass auch Orientalen in die Reihen der Phalanx aufgenommen wurden. Zum Unterhalt wurden den Militärkolonisten vererbte Landparzellen zugewiesen, die sie bewirtschafteten. Gewissermaßen mit heutigen Reservisten vergleichbar, berief der seleukidische Staat sie für Feldzüge ein. Eine Inschrift aus dem Jahr 242 v. Chr. aus Magnesia am Sipylon belegt die Existenz von Militärkolonisten vor Ort, deren Landparzellen vermutlich steuerbefreit waren.

Angesichts der Distanzen im seleukidischen Reich war dieses System für die Gardeinfanterie, die *argyraspides*, nicht praktikabel, zumal der König in Krisensituationen rasch militärisch reagieren musste. Vermutlich wurden die Söhne der Militärsiedler für diese stehende Gardetruppe eingezogen und versahen für einige Jahre ihren Dienst in den militärischen Zentren des Reiches, wie Apameia am Orontes und Antiocheia, beides in Syrien, oder Seleukeia am Tigris in Mesopotamien. Dort unterzog man sie vermutlich einer rigiden militärischen Ausbildung und bildete sie nebst dem Dienst in der Phalanx vielleicht auch in anderen taktischen Formationen aus. Die Ausrüstung der seleukidischen Phalanx unterschied sich kaum von der makedonischen Phalanx, die 197 den Römern bei Kynoskephalai gegenüberstand. Auch sie waren vermutlich mit einer langen Lanze ausgerüstet und trugen einen kleinen Rundschild (Durchmesser ca. 50 cm), Helm und Panzerung.

Nebst der regulären schweren Infanterie waren zumindest zwei Garderegimenter Kavallerie, die *agema* und die *hetairoi/hippos hetarike*, von je 1000 Mann dem stehenden Heer eingegliedert. Hinzu kam noch eine reguläre Abteilung Kataphraktenreiterei, die laut Angabe des Livius 190 v. Chr. 6000 Reiter umfasste. Die Rekrutierung der Kavallerie funktionierte vermutlich ähnlich wie die der schweren Infanterie. Teils wurden die Söhne von Militärkolonisten für längere Zeit in die Garderegimenter eingezogen, während die reguläre Kavallerie der Kataphrakten im Kriegsfall aus einem Aufgebot der Militärkolonisten bestritten wurde. Die *agema* rekrutierte ihre Reiter wohl zur Hauptsache aus Medien. Laut Livius sollen die *hetairoi* aus Syrien und Kleinasien stammen bzw. aus den dortigen Militärsiedlungen. Beide Gardereinheiten dürften wohl ebenfalls im Stile der Kataphrakten schwer gepanzert und mit einer Lanze ausgerüstet gewesen sein.

Das Elefantenkorps begründete Seleukos I. um 302 v. Chr. mit 500 vom indischen Fürsten Sophagasenos geschenkten Tieren und stationierte es in

Apameia am Orontes. Antiochos unternahm während seiner Regierungszeit erhebliche Anstrengungen, das zusammengeschrumpfte Korps mit indischen Elephanten aufzufüllen. Der Unterhalt der Tiere und die Ergänzung der Bestände aus Importen waren sehr kostspielig.

Dieses stehende Heer wurde mit Aufgeboten aus verschiedenen Teilen des Reiches, mit Kontingenten von Verbündeten und eingekauften Söldnern ergänzt. In der Schlachtreihe bei Magnesia nahmen nach Angabe des Livius Galater, Kappadoker, Karer, Kilikier, Pisidier, Pamphylier, Lykier, Traller, Tarentiner, und Kreter als leicht oder schwer bewaffnete Fußsoldaten und Reiter teil. Kyrtyer, Elymaier, Mysier und Kreter agierten als Bogenschützen und Steineschleuderer und Daher als berittene Bogenschützen. Die Kyrtyer, Elymaier und Daher stammten vom iranischen Hochplateau. Während die kyrtyischen Nomaden Irans und die sesshaften Elymaier/Elamer aus dem heutigen Chuzistan vermutlich zur Heeresfolge verpflichtet waren, warben die Seleukiden die berittenen Bogenschützen der Daher, ein skythischer Stamm, als Söldner an. Die kretischen Leichtbewaffneten und Steineschleuderer ebenso wie die keltischen Galater aus Zentralanatolien und die kalabrischen Tarentiner standen als Söldner ebenfalls unter Vertrag. Die kleinasiatischen Karer, Lykier, Pamphylier, Pisidier, Kiliker, Mysier sowie die thrakischen Traller aus dem heutigen Bulgarien waren erst in den letzten Jahren oder Jahrzehnten vor der Schlacht bei Magnesia unterworfen worden beziehungsweise wieder unter seleukidische Herrschaft gelangt und nun verpflichtet, Kontingente zu stellen. Die anatolischen Kappadoker waren hingegen Verbündete und von ihrem Herrscher Ariarathes entsandt worden.

Die militärische Qualität dieser Einheiten, d.h. ihre Ausbildung, Erfahrung und Verlässlichkeit, dürfte unterschiedlich gewesen sein. Wie es mit der militärischen Ausbildung der zur Heeresfolge verpflichteten Kontingente aus den verschiedenen Reichsteilen stand, lässt sich kaum beurteilen. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie ihre jeweiligen traditionellen Formen der Kriegsführung durchaus beherrschten. Die kretischen und galatischen, sprich keltischen, Söldner leisteten wertvolle Dienste, die überall in der hellenistischen Welt gefragt waren. Im Falle der Kreter war es eine Mischung aus sozialen und wirtschaftlichen Faktoren, d.h. dem Beharren auf Subsistenzwirtschaft, die Konzentration von Land auf einige Wenige und eine Bevölkerungszunahme, die sie in Scharen auswandern und ihr Glück als Söldner suchen ließ. Im Dienste der Antigoniden, Seleukiden oder Ptolemäer konnten sie auf eine gute Bezahlung, auf regelmäßige Verpflegung, manchmal auch auf Kleider und eine Beteiligung an der Beute hoffen. Teil des Söldnervertrages konnte die Eingliederung in die in den hellenistischen Königreichen neu gegründeten Siedlungen oder Militärkolonien, folglich die Zuweisung

von Land sein. Somit wurde den ureigenen Wünschen der kretischen Söldner Genüge getan. Unter den Seleukiden wurden beispielsweise in Thyateira in Lydien (281 v. Chr.) kretische Söldner angesiedelt. Antiochos förderte 192 einerseits die Niederlassung griechischer Söldner aus Euböa, Kreta und Ätolien im syrischen Antiochien. Andererseits ließ er 2 000 jüdische Familien aus Babylonien als Garnison in die königlichen Festungen Kleinasiens verlegen. Viele Söldner wollten aber lediglich für eine begrenzte Zeit Dienst leisten, um dann nach Hause zurückzukehren. So hofften sie, während ihrer Dienstzeit genügend Beute machen und deren Erlös als Altersvorsorge verwenden zu können. Falls ein Söldner im Verlaufe seines Dienstes getötet wurde, sahen manche vertraglichen Vereinbarungen den Unterhalt der Witwen und Waisen vor. Ihr militärisches Handwerk hatten die Söldner in der Regel als junge Männer in ihren Heimatstädten erlernt, wo sie im Rahmen ihrer bürgerlichen Wehrpflicht im Umgang mit Waffen, im Boxen, Ringen und Laufen ausgebildet wurden oder auch Schlachtformationen und das Marschieren exerzierten. Die Söldner waren somit eine willkommene Ergänzung zu den regulären Truppen des Königs und erhöhten die Schlagkraft seines Heeres.

An der Kampfkraft und Zuverlässigkeit der zur Heeresfolge verpflichteten kleinasiatischen Kontingente ist jedoch zu zweifeln. Antiochos führte beispielsweise noch 193 gegen die Pisidier Krieg, und die anderen kleinasiatischen Völkerschaften waren erst wenige Jahre zuvor unter seleukidische Herrschaft geraten. Diese Hilfstruppen standen nur widerwillig im Heer des Seleukidenkönigs. Eine ganze Reihe der bei Livius genannten Kontingente werden in vorangegangenen Konflikten, die Antiochos seit seinem Regierungsantritt 223 auszufechten hatte, nicht angeführt. Die leichtbewaffneten Hilfstruppen der Pisidier, Kilikier, Pamphylier etc. waren erst mit Beginn des Krieges gegen Rom in den seleukidischen Heeresverband integriert worden. Bei Magnesia am Sipylus nahmen sie vermutlich erstmals an einer offenen Feldschlacht von diesem Ausmaß teil. Doch weniger das ungewohnte Umfeld als ihre fehlende Bereitschaft, dem Seleukidenkönig bis zum Äußersten zu dienen, machten die kleinasiatischen Hilfstruppen zu unzuverlässigen Partnern in der bevorstehenden Schlacht.

Feldschlachten waren für Antiochos und auch für einen großen Teil seiner Generäle und Berater, unter ihnen der karthagische Feldherr Hannibal, keineswegs eine ungewohnte Herausforderung. Militärische Erfolge begründeten die Legitimität nicht nur des seleukidischen, sondern aller Herrscher hellenistischer Reiche. Antiochos war dieser Anforderung früh gerecht geworden: Bereits 220 bestand er eine Schlacht gegen den aufständischen Statthalter Molon in Mesopotamien siegreich, musste aber bei Raphia in Palästina 217 eine Niederlage gegen das ptolemäische Heer hinnehmen. Erst 17

Jahre später vermochten seine Truppen die Ptolemäer in der Schlacht bei Panion in Palästina vernichtend zu schlagen. Antiochos hatte in den militärischen Operationen zur Rückgewinnung der ehemals unter seleukidischer Herrschaft stehenden Gebiete in Kleinasien und in Armenien, Parthien, und Baktrien (212-204) sein militärisches Wissen erweitert. Dies galt auch für die ihn begleitenden Generäle. Zeuxis etwa, der in der Schlacht gegen Molon (220) den linken Flügel befehligte, leitete einen Feldzug nach Karien in Kleinasien, verwaltete als Gouverneur die kleinasiatischen Gebiete und nahm schließlich an der Schlacht bei Magnesia teil, wo er die Phalanx im Zentrum kommandierte. Antiochos verfügte folglich über eine erfahrende Generalität, die teils in den zahlreichen Feldzügen ihr Handwerk gelernt hatte, teilweise aber auch nach der Niederlage des Makedonenkönigs (197) aus makedonischen Diensten zum seleukidischen König wechselten. Die Feldzüge und Kriege des Antiochos hatten nicht nur eine erfahrene Generalität herangebildet, sondern auch eine erfahrene und kampferprobte Kerntruppe im seleukidischen Heer, die zumindest an einer, wenn nicht an mehreren Feldschlachten teilgenommen hatte.

Antike ›Manöverkritik‹

Trifft die bei Appian und Livius vermerkte Kritik zu, Antiochos habe sich mehrheitlich auf die unerfahrene Masse unterschiedlicher Kontingente gestützt? Im Grundsatz waren die Unterschiede in militärischer Disziplin, Erfahrung und Motivation zwischen den seleukidischen Gardetruppen, der ›makedonischen‹ Phalanx, den ›Silberschilden‹ einerseits und den römischen Legionen andererseits gering. Die römischen Legionen wie das seleukidische Heer hatten infolge langer Feldzüge und Kriege erfahrene Soldaten, Söldner und Veteranen in ihren Reihen, die meist in der begründeten Hoffnung auf materiellen Gewinn (Beute) oder in Erwartung einer Entschädigung (Land und/oder Sold) ihre Dienste dem römischen Konsul respektive dem seleukidischen König anboten. Auf der einen wie auf der anderen Seite bildeten sie das Rückgrat ihrer Heere.

Beim Aufeinanderprallen der seleukidischen Phalanx und der römischen Infanterie im Zentrum des Schlachtfeldes bei Magnesia zeigten sich die Soldaten des Königs ebenso diszipliniert und gut ausgebildet wie ihre Gegner. Die römischen Legionäre hatten große Mühe, gegen die lanzenstarrende Phalanx vorzudringen, da auf dem ebenen Feld die Vorteile der römischen Kampfweise gegenüber der Phalanx ausgeglichen waren. Erst die Gefahr einer Umzingelung durch die an der linken Flanke vordrängenden perga-

menischen Verbündeten und der beständige Beschuss zwangen die seleukidische Phalanx zur Aufgabe ihrer Stellung und zur Flucht. Die zur Heeresfolge verpflichteten kleinasiatischen Kontingente, die am linken Flügel standen, waren bereits zu Beginn der Schlacht geworfen worden. Zwar dürften sie in den wenigen Monaten oder Wochen vor Eintreffen der römischen Truppen bei Magnesia am Sipylos zusammen mit den seleukidischen Kerntruppen im Schlachtverband gedrillt worden sein, doch fehlte den erst seit kurzem unter seleukidische Herrschaft geratenen Pisidiern, Karern, Mysiern und anderen die Erfahrung einer Feldschlacht auf Seiten des königlichen Heeres. Die Tatsache, dass sie erst vor kurzer Zeit Teil des seleukidischen Reiches geworden waren und nicht aus freien Stücken zum Heer stießen, machte sie zu sehr unzuverlässigen Teilnehmern der Schlacht. Gerade dies mag den Erfolg der von Eumenes initiierten Attacke und den raschen Zusammenbruch des linken Flügels der seleukidischen Schlachtlinie erklären. Vermutlich hatte Eumenes den Angriff bewusst gegen diese Schwachstelle der feindlichen Linie geführt.

Hatte Antiochos seine Schlachtreihe, insbesondere seine Phalanx, falsch formiert? Im Vergleich mit der Aufstellung des seleukidischen Heeres in anderen großen Gefechten, die Antiochos geführt hatte, zeigen sich keine wesentlichen Unterschiede. Bis auf die kleinasiatischen Truppen sind die seleukidischen Reihen in ihrer Konfiguration vergleichbar: Bereits in der Schlacht gegen den Usurpator Molon am Fluss Diyala in Mesopotamien (220) stand Antiochos mit der Gardekavallerie, kretischen und griechischen Söldnern sowie Galatern am rechten Flügel. Das Zentrum hielt die »makedonische« Phalanx, während der linke Flügel, von Zeuxis kommandiert, aus den *hetairoi* bestand. Übrige Infanterie- und Kavalleriekontingente wurden gleichermaßen auf die Flügel verteilt. In der Schlacht bei Raphia (217) gegen das ptolemäische Heer finden wir dieselbe Aufstellung wieder: Der König stand mit der Gardekavallerie und weiteren Reitereinheiten, kretischen und griechischen Infanteristen an der rechten Flanke, die Mitte hielten die *argyraspides* und die »makedonische« Phalanx. Der linke Flügel bestand zur Hauptsache aus Leichtbewaffneten und einer Kavallerieeinheit. Die Rigidität der Schlachtformation, die sich so auch in Magnesia am Sipylos wiederfindet, war wohl kaum Folge eines unüberlegten Traditionalismus, sondern durch die Heterogenität des Heeresaufgebotes vorgegeben. Da die zur Heeresfolge verpflichteten Reichsteile nur im Falle eines Feldzuges zusammengerufen wurden, waren taktische Schablonen und Formationen von Vorteil, die über längere Zeit unverändert blieben, dezentral eingeübt und im Ernstfall rasch aufgefrischt werden konnten. Das Grundmuster seleukidischer Taktik war einfach: Die Phalanx im Zentrum sollte die Position halten, die Hauptmacht des Gegners binden und nach Möglichkeit mit gefällter Lanze zum Angriff übergehen.

Der linke Flügel hatte die Flanke der Phalanx zu decken. Dem deutlich verstärkten rechten Flügel unter der Führung des Königs oblag es, die gegnerische Flanke zu überrennen, ihr Zentrum seitlich und im Rücken zu fassen und zu zerschlagen. Dies funktionierte nicht immer: In der Schlacht von Raphia gelang Antiochos zwar (wie auch in Magnesia) der Durchbruch, doch wurden die Phalanx im Zentrum und der linke Flügel von den zahlenmäßig überlegenen ptolemäischen Truppen aufgerieben, bevor der König seinen partiellen Erfolg ausnutzen und seinem Zentrum zur Hilfe eilen konnte.

Vermutlich bewegten diese Erfahrung und die Einsicht, dass mit den römischen Legionen dem seleukidischen Heer ein gefährlicher Gegner gegenüberstand, Antiochos dazu, sein Zentrum für die Schlacht bei Magnesia erheblich zu verstärken. Die tiefere Staffellung der Phalanx – 32 statt der bei Polybios genannten 16 Glieder – macht nur dann Sinn, wenn das Zentrum sich nicht nur gegen einen frontalen Angriff, sondern auch gegen eine Bedrohung der Flanken sichern sollte. Diese Aufstellung und die Einbindung der mit turmartigen Aufbauten versehenen Elefanten in die Phalanx verwandelte das Zentrum gewissermaßen zur ausgebauten, festen Stellung. Appian und Livius verglichen die hochaufragenden Lanzen der Phalanx und die Elefanten denn auch mit einer turmbewehrten Mauer mitten auf dem Schlachtfeld. Die Vermutung liegt nahe, dass Antiochos die Bedrängung seiner Phalanx von mehreren Seiten antizipiert und sie deshalb entsprechend formiert hatte. Die Erfahrung der Thermopylen hatte gezeigt, dass die römische Infanterie gegen eine standhafte Phalanx nicht viel ausrichten konnte. Folglich scheint auch Antiochos seinen kleinasiatischen Kontingenten am linken Flügel nicht allzu viel zugetraut zu haben. Angesichts des zu erwartenden Kampfverlaufes war die Aufstellung der Phalanx von Antiochos vielleicht umsichtiger gewählt, als dies die bei Appian vermerkte Kritik widerspiegelt. Der entschlossene Angriff des Eumenes machte dem Seleukiden aber einen Strich durch die Rechnung, und Antiochos musste – wie schon in Raphia – mitansehen, dass seine Phalanx, von verschiedenen Seiten bedrängt, in Panik geriet und auseinanderbrach, bevor er dem Gegner mit seiner Kataphraktenreiterei in den Rücken fallen konnte.

Die frühzeitige Umzingelung durch den Gegner verhinderte, dass die Phalanx ihre eigentliche Stärke, den frontalen Angriff, ausspielen konnte. Folgen wir Livius, so vermochten die Soldaten der Phalanx ihre Sarissen nicht zum Einsatz zu bringen, da die vor dem Feind zurückweichenden Hilfstruppen gegen sie stießen. Appian schreibt, die Phalanx hätte ein großes Karree gebildet, worin die Leichtbewaffneten Zuflucht gefunden hätten. Die Lanzen in alle vier Richtungen gefällt hielten die Phalangiten die Römer zunächst auf Distanz, wären dann aber im Geschosshagel in geordneter Formation zurück-

gewichen. Erst als die Elefanten, so Appian, in Aufregung gerieten, wäre die Phalanx auseinander gebrochen. An einen Angriff mit gefällter Sarisse war in dieser Lage nicht zu denken. Ein psychologisches Moment dürfte letztlich das Auseinanderbrechen der Phalanx gefördert haben: Durch die Witterung und die Ausdehnung der eigenen Schlachtlinie verloren die Phalangiten im Zentrum den König vermutlich bereits zu Beginn der Gefechts aus den Augen – ein in den Schlachten des Altertums nicht zu unterschätzender Faktor. Scheinbar alleingelassen, vom Feind umzingelt und unter ständigem Beschuss von allen Seiten ergriff selbst die kampferprobten Soldaten schlussendlich die Panik.

Fazit

Sofern unsere Interpretation des livianischen und appianischen Schlachtberichtes zutrifft, formierte Antiochos seine Truppen keineswegs ungeachtet der bestehenden Gefahren. Angesichts der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte scheint er die unter diesen Umständen bestmögliche Schlachtordnung angestrebt zu haben. Am rechten Flügel konnte die seleukidische Reiterei und Gardeinfanterie einen für Rom gefährlichen Anfangserfolg verbuchen, doch am linken Flügel wurde die Unzuverlässigkeit der widerwillig zum Dienst gepressten kleinasiatischen Kontingente zur Hypothek. Auch wenn Antiochos den Zusammenbruch des linken Flügels antizipiert haben mag: Die Schnelligkeit und Härte, mit der Eumenes den Angriff gegen die Schwachstelle der gegnerischen Schlachtordnung führte, kam überraschend und verdammt die seleukidische Phalanx zur Bewegungslosigkeit, da sie frühzeitig von mehreren Seiten in die Zange und unter Beschuss genommen werden konnte. Der römische Sieg war folglich nicht allein den kampferprobten römischen Legionären und ihren italischen Bundesgenossen, geschweige denn dem römischen Konsul, zu verdanken. Das beherzte Eingreifen des pergamenischen Königs und seiner Truppen erwies sich als schlacht- und kriegsentscheidend.

Antiochos wurde für seine Allianz mit den griechischen Ätolern und für seine Landung in Griechenland nicht nur mit der Niederlage in den Schlachten bei den Thermopylen und Magnesia und der Zerschlagung seiner Heeresmacht in Kleinasien hart bestraft. Nebst den massiven Reparationszahlungen, die Antiochos von Rom auferlegt wurden, sah sich der seleukidische König durch den Friedensvertrag von Apameia (188 v. Chr.) gezwungen, seine Herrschaft in Kleinasien aufzugeben und sich über den Taurus zurückzuziehen. Rom füllte das in Kleinasien entstandene Machtvakuum zunächst nicht sel-

ber aus – dies geschah mittels Zuweisung von Territorien an seine Verbündeten Pergamon und Rhodos – doch sollte diese Region im Verlaufe des 2. und vor allem in der 1. Hälfte des ersten Jahrhunderts zunehmend zum militärischen Tummelplatz für ambitionierte römische Politiker, wie Lucullus oder Pompeius, werden, die mittels militärischer Erfolge ihre Machtposition in Rom stärken und ausbauen wollten. Der Sieg bei Magnesia am Sipylos ermöglichte es Rom – auch wenn dies nie die kollektive Intention der römischen Elite gewesen sein mag – in Kleinasien Fuß zu fassen und das Tor zur Eroberung des Nahen Ostens weit aufzustoßen.

Für das Reich der Seleukiden war die Niederlage von Magnesia der Anfang vom Ende. Von Rom im Westen, von den Parthern im Osten bedrängt und von den ergebnislosen Versuchen zermürbt, den Makkabäeraufstand in Judäa niederzuschlagen, zerfiel das Reich über die kommenden Jahre und Jahrzehnte. Rom und später das oströmische Reich traten schließlich das seleukidische Erbe an und beherrschten den Nahen Osten für beinahe 700 Jahre bis zur arabischen Eroberung.

Glossar

Kataphrakten: s. Glossar Flick.

Konsul: Oberster Magistrat (Beamter) der Römischen Republik, der mit einem Kollegen auf ein Jahr gewählt wird. Beide Konsuln erhalten, neben anderen Amtsgewalten, die Befehlsgewalt (*imperium*) über je zwei Legionen und Kontingente der Latiner und der italischen Bundesgenossen.

Legat: Hilfsbeamter eines außerhalb Italiens tätigen höheren Magistraten.

Prätor: Magistrat mit richterlichen Funktionen, auf ein Jahr gewählt. Ab 227 v. Chr. sind Prätores auch in den Provinzen (Sizilien, Sardinien, Korsika, Spanien) als Statthalter tätig und erhalten hierfür eine militärische Befehlsgewalt.

primus pilus: *centurio* (Führer einer Hundertschaft) des ersten Manipels der *triarii*.

Quästor: Magistrat niederen Ranges, auf ein Jahr gewählt. Die Verwaltung der öffentlichen Gelder in Rom geschah durch zwei Stadtquästoren, während zwei weitere die Konsuln auf Feldzügen begleiteten und offenbar für alle Finanzfragen des Heeres zuständig waren. Weitere Quästoren wurden zunehmend auch in den Provinzen für die Finanzverwaltung eingesetzt.

Literatur

- Bar-Kochba, Bezael: *The Seleucid Army. Organization and Tactics in the Great Campaigns*, Cambridge 1976.
- Chanotis, Angelos: *War in the Hellenistic World*, Oxford 2004.
- Grainger, John D.: *The Roman War of Antiochos the Great*, Leiden/Boston 2002.
- Gruen, Erich S.: *The Hellenistic World and the Coming of Rome*, Berkeley 1986.
- Delbrück, Hans: *Geschichte der Kriegskunst. Das Altertum. Von den Perserkriegen bis Caesar*, Berlin 2000 = Nachdruck 1920³.
- Kormayer, Johannes: *Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte II*, Berlin 1907.
- Keppie, Lawrence: *The Making of the Roman Army. From Republic to Empire*, New York 1994.
- Sherwin-White, Susan und Amélie Kuhrt: *From Samarkhand to Sardis. A New Approach to the Seleucid Empire*, London 1993.
- Veith, Georg: *Die Römer. Die Zeit des Milizheeres*, hrsg. von J. Kromayer und G. Veith, *Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer*, München 1928, 254-469.

›Das Auge des Heeres‹

Strategós und Seher im archaischen und klassischen Griechenland

JULIA TAITA*

*Sieben Gefallnen war je ein Holzstoß gerichtet,
als des Teleos Sohn sprach in Theben solcher
Art sein Wort: ›Ich vermisse des Heers, meines
Heeres Auge, nach zwei Seiten erprobt: als Seher
von Rang und streitbar im Speerkampf.*

Pindar Ol. 6, 15-20

Strategos und Seher: Ideale im Vergleich

In seinen *Memorabilia* schildert Xenophon (3, 1), wie Sokrates einen seiner Freunde, der Strategie werden will, auffordert, die Vorträge des Feldherrn Dionysodoros zu besuchen. Dieser war gerade nach Athen gekommen, um über die Kunst der *strategia* zu lehren. Nach Besuch des Unterrichts zu Sokrates zurückgekehrt wird er über die vermittelten Inhalte befragt. Der Freund zeigt sich enttäuscht. Er habe nur militärische Taktik gelernt, aber nichts darüber hinaus erfahren. Sokrates, demzufolge Taktik nur ein Teilbereich der *strategia* ist, nimmt das zum Anlass, um das Bild des idealen Strategen zu zeichnen und vorauszusetzende Fähigkeiten aufzuzählen: Ein Strategie müsse generell auf das achten, was der Kriegsführung dienlich sei, und auf die Versorgung der Soldaten. Er müsse arbeitsam, genau, konstant, human und grausam, loyal und verräterisch, wachsam und räuberisch, freigiebig und geizig sein und noch über eine ganze Reihe weiterer Fähigkeiten – durch Begabung oder erlernt – verfügen. Schlussendlich müsse er auch die militärische Taktik beherrschen. Das von Sokrates gezeichnete Idealbild wird von seinem Schüler Xenophon in der Schrift *Hipparchikos* (7, 4), einem ›Lehrbuch‹ für Kavalleriekommandanten, durch die Aussage zusammengefasst, dass ein Strategie ein »vollendeter« Mann sein müsse. Es fällt auf, dass unter

* Übersetzt aus dem Italienischen von G. Mandl.

den zahlreichen von Sokrates bzw. Xenophon aufgezählten Strategen-Qualitäten jene fehlt, welche Archilochos zwei bis drei Jahrhunderte früher als einzige von seinem Kommandanten erwartete: nämlich mutig zu sein. Als Soldat und Poet war Archilochos den Idealen des Hoplitenheeres der archaischen Epoche verpflichtet. Er verachtete einen körperlich gut gebauten und herausgeputzten Feldherrn, der eitel auftritt, und schätzte jenen, welcher, wenn auch von kleiner Statur und mit kurzen Beinen, standhaft und voller Mut ist (Archil. fr. 60 Diehl). Zwischen den Ansichten eines Archilochos und eines Xenophon liegen, wie gesagt, fast drei Jahrhunderte. Sie wurzeln in unterschiedlichen Auffassungen darüber, wie militärische Aktionen zu führen seien, und welche Rolle der Kommandierende zu spielen habe.

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit jenen Personen, die in archaischer und klassischer Zeit an der Spitze der Heere griechischer Stadtstaaten standen. Welche Rolle spielten sie in der Schlacht? Welche Funktionen und Voraussetzungen mussten sie erfüllen? Besondere Aufmerksamkeit wird dem Verhältnis von militärischem Führer und Seher (*mantis*) geschenkt. Die Teilnahme von letzteren an militärischen Expeditionen ist gut belegt. Der eingangs zitierte Abschnitt aus Pindars 6. olympischer Ode bezeichnet den Seher – nicht den *strategos* – als »Auge des Heeres« und verweist damit auf dessen zentrale Rolle an der Seite des Kommandanten. Ein analoger Hinweis findet sich etwa bei Pausanias (10, 1, 7-8): Während eines Krieges zwischen den Thessalern und den Bewohnern der Landschaft Phokis gegen Ende des 6. Jh. v. Chr. habe das Heer der letzteren zwar ein Kavallerie- und Infanteriekommandant geführt, den Oberbefehl jedoch ein Seher namens Tellias innegehabt, in den die Phoker all ihre Hoffnungen gelegt hatten. In einem ganz anderen Ton als diese Nachrichten, welche sich auf die spätarchaische bzw. frühklassische Epoche beziehen, ist Platons Polemik in einem seiner um die Mitte des 4. Jh. v. Chr. verfassten Dialoge gehalten: Das Gesetz schreibe vor, dass im Krieg der Strategie den Seher kommandiere, und nicht umgekehrt (Lach. 199a). Ein Seher, welcher für Phokis noch ein Hoffnungsträger war, wird hier als jemand hingestellt, der keine Befehlsgewalt erlangen dürfe. Es erscheint an dieser Stelle angebracht, die Gründe zu erörtern, warum im antiken Griechenland militärischer Oberbefehlshaber und Seher Seite an Seite standen. Da noch Platon deren Verhältnis thematisierte, ist es naheliegend, dass dies nicht ausschließlich im 6. und 5. Jh., sondern auch noch in spätklassischer Zeit zumindest teilweise der Fall war.

Führer und ›Auge des Heeres‹: Die Zusammenarbeit von Strategen und Sehern

Zu Beginn der archaischen Zeit (9. bis 8. Jh.) waren, wie die *Ilias* und *Odyssee* belegen, Heerführer und politische Führungspersönlichkeit in der Regel identisch. Der homerische Herrscher, einmal als *basileus*, einmal als *wanax* bezeichnet, verfügte über politische und administrative Kompetenzen, die sich auch auf den Bereich der Rechtssprechung erstreckten. Dazu kamen militärische Funktion und religiöse Autorität. Agamemnon, König von Argos, wird als »trefflicher Herrscher und kampfgewaltiger Streiter« angesprochen (Hom. *Il.* 3, 179). Im sog. ›Schiffskatalog‹ der *Ilias*, in dem die Kontingente aus den verschiedenen griechischen Landschaften, welche gegen Troja gezogen waren, aufgezählt werden (*Il.* 2, 484-762), wird die Führungsfunktion der jeweiligen Anführer durch die Verben *archo* und *hegemoneuo* ausgedrückt. Beide beziehen sich allgemein auf eine Führungstätigkeit und nicht ausschließlich auf einen militärischen Kontext. Die homerischen Herrscher zeichnen sich durch Stärke und Wagemut aus, dadurch, dass sie an der Spitze ihrer Abteilung und an der Seite ihrer Leute kämpfen, dass sie Stellvertreterkämpfe ausfechten, dass sie den Feinden nachsetzen und an Gemetzeln und Plünderungen teilnehmen.¹ Von den Heroen, die vor den Mauern Trojas kämpfen, wird im Epos lediglich Kampfeserwartung erwartet. Dieser zeigt Menschen und Göttern, wie sehr sich der Einzelne engagiert, und bestimmt Ruhm und Ehre. Andere Kompetenzen, die Kriegsführung betreffend, bleiben unerwähnt.² Nur lange Erfahrung führt zu einer Art von Fachwissen. So ist der alte und ›weise‹ Nestor in der Lage, eine effektive taktische Aufstellung seiner Männer umzusetzen (Hom. *Il.* 4, 293-310). Militärische Aktionen finden in der Regel erst statt, nachdem der Wille der Götter eruiert worden ist, um sich deren Gunst sicher zu sein. Vor allem an Zeus wenden sich die Griechen bei wichtigen Entscheidungen mit entsprechend aufwendigen Opfern. In der homerischen Welt ist es diese Gottheit, von welcher das Schicksal der Heroen und Städte abhängt. Bis auf den göttlichen Beistand scheinen die homerischen Helden keine weitere Hilfe oder Ratschläge gesucht zu haben. Man verließ sich auf das eigene Kampfgeschick und die eigene Kampferfahrung. Die Unternehmungen sind individuelle Beschlüsse, die eventuell in der Heeresversammlung diskutiert werden.³

Auf trojanischer Seite liegen die Dinge anders: Hektors Waffengefährte Polydamas verfügt über die Gabe, »nach vorne und zurück« sehen zu können (*Il.* 18, 250), ohne aber explizit als Seher bezeichnet zu werden. Er kämpft in erster Linie und spielt eine aktive Rolle, wenn es im Zuge von militärischen Operationen gilt, strategische Entscheidungen zu treffen. Er steht also mit

Rat und Tat zur Seite.⁴ Nicht immer treffen seine Vorschläge auf ungeteilte Zustimmung. Häufig folgt Hektor seinen Empfehlungen nicht, weil er meint, sich auf sein eigenes Gefühl verlassen zu können (*Il.* 12, 195-250). Etwa riet Polydamas den Trojanern, sich zurückzuziehen, nachdem Achilles seinem Zorn abgeschworen hatte und wieder mit den Griechen zu kämpfen begann. Hektor war aber damit nicht einverstanden und fand die Zustimmung des Heeres. Der Dichter kommentiert, dass niemand Polydamas unterstützte, obwohl er den besseren Plan vorgeschlagen hatte (*Il.* 18, 249-313). Später sollten es Hektor und die Trojaner dann auch bereuen, den guten Rat ausgeschlagen zu haben (*Il.* 22, 99-106). Dass Polydamas die richtige Strategie gewählt hat, scheint in erster Linie auf seinen seherischen Fähigkeiten zu beruhen. Hinzu kommt aber, dass er über viel Erfahrung verfügt, und als jemand mit scharfem Verstand und Überzeugungskraft dargestellt wird. Seine Person ist ein Kontrast zum im Kampf brillierenden Hektor (*Il.* 13, 726-735 und 18, 249). Schon im homerischen Epos wurde vermittelt, dass eine militärische Aktion, die sich allein auf das Potential physischer Kraft verlässt, von begrenzter Wirkung sein und letztendlich auch scheitern kann. Von großer Wichtigkeit ist die Hilfe solcher Leute, die mehrere Tugenden, physische, intellektuelle und moralische Fähigkeiten in sich vereinen. Ein solcher Gedankengang führt zu Xenophons Ideal des ›vollendeten Gebildeten‹ aus dem 4. Jh. v. Chr.

Zwischen dem 8. und 6. Jh. v. Chr., mit der Entstehung des Stadtstaates und dem Hoplitenheer aus seinen Bürgern,⁵ kommt es auch zu einer Veränderung der Wertvorstellungen. Der aristokratische Individualismus der homerischen Helden, deren Tüchtigkeit im Kampf dem Ansehen der eigenen Person zugute kommt und dabei ihrer politischen und militärischen Autorität zugrunde liegt, wird schrittweise durch Ideale, die sich stärker auf das Kollektiv beziehen, ersetzt. Die kriegerische Leistung des Einzelnen wird nun in Hinblick auf seinen Beitrag zur Verwirklichung der Interessen der Gemeinschaft bewertet. Exemplarisch bringt diese neue Mentalität Tyrtaios zum Ausdruck. Seine Lieder hat er als Spartaner gedichtet und sie wurden in spartanischen Kriegen angestimmt, aber ihr Inhalt ist paradigmatisch und die darin ausgedrückten Ideale auch auf andere archaische Poleis übertragbar. Die Bürgersoldaten werden in ihnen aufgemuntert, mit Eifer in erster Linie für Familie und Vaterland zu kämpfen, standhaft und dicht in der Phalanx zu stehen, geschützt durch den Schild des Nachbarn bereit für den Angriff auf den Feind mit Lanze und Schwert zu sein und nicht in Panik zu verfallen oder an Flucht zu denken (Tyrt. fr. 6-9 Diehl). In diesem Kontext taucht zum ersten Mal der Begriff *strategos* auf, und zwar in dem bereits zitierten Fragment des Archilochos. Es ist dies die offizielle Bezeichnung für den militäri-

schen Führer. Die Veränderungen in der Heeresstruktur haben einen gegenüber dem Heer der Heroen und Aristokraten bei Homer, in welchem man sich auf den Einzelkampf spezialisiert hatte, neuen Posten notwendig gemacht. Der Begriff selbst setzt sich aus dem Nomen für ›Heer‹ (*stratos*) und der Wurzel der Verben *ago* und *hegeomai* (›führen‹) zusammen; er spiegelt damit wieder, dass ein *strategos* nicht die ihm Unterstellten kommandiert – wie ein Potentat noch in der *Ilias* –, sondern diese ins Kampfgeschehen führt bzw. ihnen voranschreitet. Analog bezeichnete das Wort *herizogo* im Althochdeutschen denjenigen, der ein Heer führte. Mit der Zeit verlor es diese ursprüngliche Bedeutung und wurde zum Adelstitel ›Herzog‹.⁶ Aufgabe des *strategos* war es demnach, Führer zu sein. Und nicht nur in dem Sinn, dass er das Heeresaufgebot zum Ort der Auseinandersetzung brachte, sondern auch mit der Konnotation, dass er ein exemplarisches Verhalten an den Tag legen und durch seine physische Stärke und seinen Kriegsmut als Vorbild fungieren sollte. »Stämmig auf den Füßen soll er stehen mit vollem Herzen« – so schilderte Archilochos den von ihm bevorzugten Feldherrn (fr. 60 Diehl). An der Spitze der Hoplitenphalanx mussten die *strategoí* die günstigste Vorgehensweise zum Schutz der Polis, den Einsatz der Truppen bestimmen, ihren Leuten Mut machen und ihren Zusammenhalt stärken.⁷ Im Bewusstsein der Griechen waren die Schlachten von Marathon (490 v. Chr.), an den Thermopylen (480 v. Chr.) und bei Platäa (479 v. Chr.) nicht nur Siege über die Perser, sondern auch exemplarische Erfolge des Hoplitenheeres durch Disziplin und gute Führung der Kämpfenden durch Kommandierende wie den Athener Miltiades oder die Spartaner Leonidas und Pausanias (vgl. z.B. Paus. 3, 4, 7). Aber aus keiner unserer Quellen geht hervor, ob ein Strategie über bestimmte technische Fähigkeiten verfügen musste. Was waren die Auswahlkriterien für diesen Posten? Die literarischen Quellen liefern zumindest in Bezug auf die Poleis Sparta und Athen einige detailliertere Hinweise.

Wie Xenophon in seinem kurzen, der spartanischen Verfassung gewidmeten Traktat anmerkt (*Lac. Pol.* 13, 11), übernahm dort der König die Heeresführung. Das Amt wird also nicht durch Wahl oder aufgrund besonderer Fertigkeiten vergeben, sondern automatisch den beiden Souveränen übertragen; nach dem Jahr 506 v. Chr. nur mehr einem der beiden. Der König tritt als Oberkommandant auf, dem in hierarchischer Ordnung Beamte unterstellt waren. Zumindest für das 4. Jh. v. Chr., in welchem Xenophon schreibt, ist uns diese bekannt: Jedes Infanterieregiment wurde von einem Polemarchen kommandiert, dem wiederum vier Kommandanten von Bataillonen (*lochagoí*), acht Beamte, die für jeweils 50 Männer zuständig waren (*pentekonteres*), und 16 Beamte, welche eine durch einen Opferschwur gebundene Gruppe von Soldaten anführten (*enomotarchoi*), untergeordnet waren. Diese

vertikale Hierarchie, deren Ebenen eng verknüpft erscheinen, ermöglichte die zuverlässige Weitergabe von Befehlen und Anweisungen vom König bis hinunter zum einzelnen Soldaten (Xen. *Lac. Pol.* 11, 4. 13, 9). Die Effizienz dieses spartanischen Systems war nach Xenophon so hoch, dass nichts dem Zufall überlassen war. Die freien Spartaner seien wahre militärische Professionsalisten gewesen, die anderen Poleis im Vergleich dazu Dilettanten (*Lac. Pol.* 13, 5. 8). Die literarischen Quellen berichten viel über die Vorrechte spartanischer Könige in Kriegen und schildern sie oft als charismatische Persönlichkeiten, aber nie findet sich der Hinweis, dass sich jemand durch besonderes kriegstechnisches oder taktisches Wissen ausgezeichnet hätte.

In diesem Zusammenhang erscheint ein Detail interessant, welches Herodot (9, 33. 35) in der Beschreibung der Vorgänge vor der Schlacht von Platäa (479 v. Chr.) erwähnt: Das von den Spartanern geführte Heer der Griechen wurde vom Seher Teisamenos begleitet, einem Angehörigen der Familie der Iamidai aus Elis im Nordwesten der Peloponnes.⁸ Dass ein Seher auf dem Schlachtfeld mit dabei war, entspricht der Praxis, wie sie uns bereits in den homerischen Epen entgegentritt, vor dem Schlachtbeginn den Göttern Opfer darzubringen, um sich ihren Beistand zu sichern. Der Seher war für die Ausföhrung der Tieropfer und für die Deutung von Zeichen verantwortlich. Die so eingeholten Informationen waren für den Strategen und die Soldaten verbindlich, und die betreffenden Anweisungen wurden genau befolgt. Waren die Zeichen günstig, wurde das Vorhaben in Angriff genommen, waren sie schlecht, ließ man davon ab bzw. versuchte zu einem späteren Zeitpunkt herauszufinden, ob sich der Wille der Götter geändert hatte.⁹ Für Sparta belegt Xenophon (*Lac. Pol.* 13, 7), dass die *manteis* zum militärischen Führungsstab gehörten. Ihre Anwesenheit im Krieg wurde für unabdingbar erachtet. Viele religiöse Handlungen wurden aber auch vom König als oberstem Priester verrichtet – etwa die Opfer an der Grenze (Xen. *Lac. Pol.* 13, 2-3).¹⁰ Vor der Schlacht von Platäa gelang es den Spartanern, den Seher Teisamenos zu überreden, als *hegemon* zusammen mit dem König Herakleides den Krieg zu föhren. Der dafür bezahlte Preis war sehr hoch: Dem Seher und seinem Bruder wurde das spartanische Bürgerrecht verliehen, welches mit weitreichenden Privilegien verknüpft war. Solche Verleihungen fanden nur in Ausnahmefällen statt. Erkauft hatte man sich damit die Siegesgewissheit, die der Seher garantieren konnte: Einem Orakelspruch der Pythia in Delphi zufolge würde Teisamenos die fünf größten Agone (·Wettspiele·) gewinnen, was die Spartaner als eine Anspielung auf fünf gewonnene Schlachten interpretierten. Die erste wäre die von Platäa. Vor dem Beginn dieser Schlacht wurde versucht, über Opfer herauszufinden, welches die richtige Taktik sei.¹¹ Die Griechen verhielten sich daraufhin defensiv, und auch der persische General Mardo-

nios, der angreifen wollte, bekam keinen positiven Opferbefund (Hdt. 9, 36-37, 1). So standen sich die Heere zehn Tage lang gegenüber, ohne anzugreifen. Herodot nennt auf beiden Seiten nur zwei Personen beim Namen: den Strategen bzw. Oberbefehlshaber und als einzigen aus dem Führungsstab den Seher; bei den Griechen den spartanischen König Pausanias und den Seher Teisamenos; auf persischer Seite Mardonios und Hegesistratos, einen Seher aus der Familie der Telliadaí aus der Region Elis. Von den Griechen auf Seiten der Perser wird nur der Seher Hippomachos von der Insel Leukas erwähnt.¹² Am elften Tag schließlich griff Mardonios an. Die Griechen verhielten sich, wie ihnen nahe gelegt worden war, defensiv. Die Perser verloren die Schlacht (Hdt. 9, 41-65). Nach Platäa finden wir Teisamenos noch an anderen Schlachttorten an der Seite des spartanischen Königs: in kriegerischen Auseinandersetzungen gegen die Arkader, die Argiver, die Messenier, und in Tanagra gegen die Argiver und die Athener. Ungefähr zwanzig Jahre lang diente er dem spartanischen Staat. Der ›Reiseschriftsteller‹ Pausanias (3, 11, 5) überliefert, dass ein Nachfahre des Teisamenos, ein gewisser Agias, später mit dem *nauarchos*, dem spartanischen Flottenkommandanten, Lysandros zusammenarbeitete, welcher im Peloponnesischen Krieg erfolgreich gegen die Athener operierte, etwa 405 v. Chr. die Schlacht bei Aigospotamoi gewann und dabei fast alle feindlichen Schiffe erbeuten konnte. Die Spartaner errichteten ihm für seine Hilfe zwei Statuen: eine auf der Agora in der Polis selbst, die andere im Apolloheiligtum in Delphi, welche zu einer Statuengruppe aller für den Sieg Verantwortlichen gehörte (Paus. 3, 11, 5. 10, 9, 7).¹³ Auch bei den Thermopylen, wo Leonidas die Spartaner anführte, war ein Seher dabei: der Akarnanier Megistias, welcher dann auch in einer Opferschau den Tod der spartanischen Hopliten vorhersagte (Hdt. 7, 219, 1).¹⁴ Ihm wurde später neben den Stelen, welche die gefallenen spartanischen Hopliten ehrten und durch Inschriften ihr militärisches Ethos verherrlichten, ein eigener Gedenkstein gesetzt, auf dem ein Epigramm von Simonides den Seher pries, welcher das böse Ende kannte, Leonidas, den *hegemon* Spartas, aber dennoch nicht verließ (Hdt. 7, 228, 1-3).

Die angeführten Beispiele zeigen, welche Bedeutung die spartanische Regierung den Sehern im militärischen Kontext zumaß. Die Privilegien und Ehren in Form von Bürgerschaftsverleihungen, Statuen und Stelen lassen vermuten, dass Seher in Sparta nicht nur wegen ihrer Gabe, die Opferschau vor Beginn einer Schlacht durchführen zu können, Wertschätzung genossen. Wie bereits erwähnt haben die Spartaner Teisamenos überredet, ihr *hegemon*

Kartenkommentar: Die Landschaften des Südzipfels der Balkanhalbinsel in der Antike.

zu werden, trugen ihm also eine prestigeträchtige und verantwortungsvolle Stellung – letztendlich an der Seite des Königs – an. Der Seher gehörte zum näheren Umfeld des Königs, und die Bedeutung seiner Stellung wird nicht zuletzt dadurch unterstrichen, dass seine Anweisungen strikt befolgt wurden. Es ist anzunehmen, dass sich die Ratschläge der Seher im Krieg nicht nur auf die Feststellung beschränkten, ob die Götter dem bevorstehenden Unternehmen wohl oder schlecht gesinnt seien, sondern darüber hinausgehend vom Strategen auch in anderen Angelegenheiten zu Rate gezogen wurden. Dass dem Herrscher ein Seher zur Seite gestellt wurde, ist auf eine Initiative der politischen Führung, der *gerousia* (Rat der Alten), der Bürgerversammlung und eventuell auch der Ephoren (Beamten mit Kontrollfunktion) zurückzuführen, also auf Initiative jener Ämter und Institutionen, welche entscheiden mussten, ob es zu einem Feldzug kam oder nicht. Auch wenn Herodot (6, 56) belegt, dass der spartanische Herrscher das Recht hatte, gegen jeden Krieg zu führen und daran nicht gehindert werden konnte, war diese Praxis



seit dem Ende des 6. Jh. nicht mehr in Gebrauch. Den Entscheidungen des Königs militärische Angelegenheiten betreffend gingen Beratungen in der Bürgerversammlung und eine Ratifizierung durch die Ephoren voraus. Der Herrscher hatte zu bestimmen, welches der beste Weg sei, die Operation durchzuführen. In diesen Kontext zunehmender Beschränkung der ursprünglich uneingeschränkten königlichen Macht gehört auch das Gesetz aus dem letzten Viertel des 5. Jh. v. Chr., welches festlegt, dass mit dem König zehn Berater in den Krieg ziehen müssen (Thuk. 5, 63, 4).¹⁵ Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung lässt sich vielleicht auch der Umstand, dass in archaischer Zeit der Seher dem König zur Seite gestellt wurde, dadurch erklären, dass man schon damals eine Möglichkeit suchte, die königliche Macht zu kontrollieren und zugleich den bestmöglichen Verlauf militärischer Aktionen zu gewährleisten. Seher hatten neben den im engeren Sinn religiösen Angelegenheiten sicher auch in anderen Bereichen als Berater fungiert. Immer auf Feldzügen dabei verfügten sie über einen reichen Erfahrungsschatz. Bedarf an zuverlässigen Ratgebern bestand vor allem bei Königen, deren Wissen und Entscheidungskraft zu wünschen übrig ließen. Manche, etwa Kleomenes (Hdt. 5, 42, 1 und 6, 75, 1), wurden sogar für verrückt angesehen.

Wie sah nun das Wissen aus, welches Seher auf Feldzügen erwarben? Weiter oben wurde der Krieg zwischen Thessalern und den Bewohnern der Landschaft Phokis gegen Ende des 6. oder zu Beginn 5. Jh. v. Chr. bereits erwähnt, in welchem auf Seite der letzteren der Seher Tellias wirkte. Wie die beiden Iamiden im Dienste Spartas, stammte er ebenfalls aus der peloponnesischen Region Elis. Interessanterweise erwähnt keine unserer beiden Quellen, Herodot und Pausanias, seine sakrale Funktion. Sie berichten vielmehr über zwei Kriegslisten, mit welchen er dem Heer aus Phokis zum Sieg verhalf. Gegen die thessalische Infanterie empfahl Tellias folgende Vorgehensweise: Die 600 besten Männer mussten sich mit Gips einpudern, griffen so in einer Vollmondnacht die völlig überraschten Feinde mit dem Befehl an, jeden niederzuhauen, der nicht weiß gefärbt war. 4000 Thessaler sollen umgekommen sein (Hdt. 8, 27, 3-4). Die zweite List überwältigte die thessalische Kavallerie: Tellias ließ einen Graben ausheben, Amphoren hineinlegen und wieder zuschütten. Als dann die thessalischen Reiter durchkamen, wurden die eingegrabenen Amphoren durch das Gewicht der Pferde zerdrückt, sie brachen ein, verletzten sich und warfen die Reiter ab.¹⁶ Die Anerkennung der militärischen und taktischen Fähigkeiten dieses Sehers drückt sich darin aus, dass er den Oberbefehl inne hatte und ihm die Kommandanten der Infanterie und Kavallerie unterstellt waren. Nach dem Krieg wurde er durch eine im Heiligtum von Delphi aufgestellte Statue geehrt (Paus. 10, 1, 10). Listen hatten schon bei Homer eine große Rolle in der Kriegsführung gespielt. Göttervater

Zeus selbst besitzt *metis* (z.B. Hom. *Il.* 2, 169), eine Form praktischer Intelligenz, die sich auf viel und mannigfaltige Erfahrung stützt, Wissen über den richtigen Zeitpunkt mit einschließt und so die bestmögliche Lösung von Problemen in den verschiedensten Lebensbereichen ermöglicht. Mit Verstand und List Krieg zu führen, stellt einen ergänzenden Aspekt zur auf Gewaltanwendung gestützten Kriegsführung dar.¹⁷ Auch wenn sich in der historischen Realität beide Arten immer wieder überschneiden, bleiben sie dennoch klar trennbar. Tellias Kriegslisten wären ein Beispiel für einen *modus operandi*, der sich auf die *metis* stützt und einen Kriegsherren nicht nur mit körperlicher Tüchtigkeit, sondern auch ›mit Köpfchen‹ voraussetzt. Der alte und weise Nestor in der *Ilias* vereint beide Eigenschaften in sich. Er hat im Laufe seines Lebens viel Kriegserfahrung sammeln können und versteht deshalb, seine Männer taktisch effizient einzusetzen. Hektor auf der Gegenseite ist impulsiv und allein aufs Kämpfen bedacht. Nur zusammen mit dem Seher Polydamas vermag er die Konsequenzen der eigenen Handlungen abzuschätzen.

Die literarischen Quellen legen nahe, dass es, zumindest in archaischer Zeit, weniger die Strategen als vielmehr die Seher waren, welche über operative Kompetenz verfügten – vor allem die Seher elischer Herkunft. Neben Tellias wissen wir, dass ein gewisser Kallias, wiederum ein Angehöriger der Iamiden-Familie aus Elis, nach Sybaris gegangen war, sich dann aber, als 510 v. Chr. ein Krieg gegen Kroton ausbrach, auf die Seite der Feinde schlug. Aus dem Bericht Herodots (5, 44-45)¹⁸ geht nicht hervor, warum er überlief, aber dass es sich für ihn gelohnt hatte: Für seine Dienste wurde ihm viel Grundbesitz übertragen, was die Verleihung des Bürgerrechtes voraussetzt. Wie bei Teisamenos liegt in Anbetracht des reichen ›Lohnes‹ nahe, dass er nicht nur die Opferschau abgehalten, sondern darüber hinaus etwas sehr Wichtiges geleistet hat. Der Historiker Diodoros (12, 9, 5-10, 1) erzählt von der großen Schlacht der beiden Heere der Poleis, welche die Krotoniaten gewannen und daraufhin Sybaris plündern konnten. Die Kriegslist, die zum krotoniatischen Sieg beigetragen haben soll, überliefert ein Fragment von Aristoteles' *Verfassung von Sybaris*¹⁹: Man wusste, dass die Sybariten Pferde abgerichtet hatten, um zu Flöten und bestimmten Melodien bei Banketten zu tanzen. Als nun die sybaritische Kavallerie (angeblich mehr als 5000 Ritter)²⁰ angriff, stimmten die Auleten aus Kroton diese Melodie an, woraufhin die Pferde zu tanzen begonnen haben sollen. Die interessanteste Nachricht über diese List findet sich in einem Fragment der *Kestoi* des Julius Africanus (1, 11): Ihm zufolge hatte ein übergelaufener sybaritischer Flötenspieler eine wichtige Rolle gespielt. Er kannte die Melodie, welche die Pferde zum Tanzen brachte und lehrte sie die krotoniatischen Flötenspieler. Auch wenn diese Anekdote über den Sieg über Sybaris von moralischen Vorurteilen geprägt sein mag –

Sybaris galt als eine reiche, luxuriöse und verweichlichte Stadt – wird angenommen, dass der Kavallerie in der Ebene mit dem Fluss Traente (heute: Trionto) eine zentrale Rolle im Schlachtgeschehen zukam. Dazu passt eine Kriegslist, die sich auf die Ausschaltung dieser Truppenkontingente konzentrierte. An der Spitze des Heeres aus Kroton stand der sechsfache Olympiasieger Milon. Für die Regierung von Kroton mögen seine physische Stärke oder das Wohlwollen der Götter ihm gegenüber, welches seine Siege bezeugten, Grund und Anlass gewesen sein, ihn mit der *hegemonia* ihres Heeres zu betrauen. Mit den Siegeskränzen auf dem Haupt, einem übergeworfenen Löwenfell und einer Keule, also als eine Art »neuer Herkules«, marschierte der Athlet gegen den Feind. Es lag im Interesse der Krotoniaten, diesem kühnen Feldherrn eine erfahrene und kluge Person zur Seite zu stellen, und es erscheint daher möglich, dass sie sich, als sich der Konflikt mit Sybaris bereits abzeichnete, bewusst um den Seher Kallias bemühten und ihn angeworben haben. Die anonyme und suspekthe Figur des Flötenspielers aus einer sehr späten Überlieferung ist in Zweifel zu ziehen. Herodot weiß nur von *einem* Überläufer aus Sybaris zu berichten: dem Seher Kallias. Und ihm wird ausdrücklich der Verdienst zuerkannt, ein Wissen, welches er sich in seiner Wahlheimat Sybaris erwerben konnte, im richtigen Moment in eine Kriegslist umgesetzt zu haben.

In einigen Abschnitten der messenischen Kriege, vor allem während des zweiten um die Mitte des 7. Jh. v. Chr., waren nach literarischen Zeugnissen die Ratschläge der Seher für die militärischen Befehlshaber von großer Bedeutung. Pausanias erinnert daran, dass auf Seiten der Messenier Theoklos aus der Iamiden-Familie tätig war; auf spartanischer Hekas (Paus. 4, 16, 1). Aristomenes, dem Strategen der Messenier, gelang es, beim Ort Stenykleros mehrere spartanische Abteilungen zurückzuschlagen. Man machte sich an die Verfolgung der Feinde und stieg in die Ebene hinab. Dabei eilte man an einem wilden Birnbaum vorbei, welcher den Dioskuren heilig war. Obwohl von Theoklos gewarnt, nicht über diesen hinaus zu ziehen, überschritt Aristomenes nun diese Markierung. Er verlor daraufhin seinen Schild und musste manche der Feinde entkommen lassen (Paus. 4, 16, 5).²¹ Was der *mantis* in Form einer göttlichen Mahnung präsentierte, könnte auf der Wahrnehmung einer konkreten Gefahr beruht haben, welche sich aufgrund der topographischen Situation abzeichnete. Der Feldherr scheint die Worte seines Sehers im Eifer des Gefechts vergessen oder unterschätzt zu haben. Später, in der Schlussphase des Krieges während der Belagerung der Festung Ira auf dem Berg Ithome durch die Spartaner versuchten Aristomenes und Theoklos, den eingeschlossenen Messenieren auf jede erdenkliche Art Mut zu machen (Paus. 4, 21, 5). Letztendlich aber fielen sie einer Kriegslist des gegnerischen

Sehers zum Opfer: Da die Spartaner über viele Soldaten verfügten, schlug er vor, sie abwechselnd kämpfen zu lassen, sodass immer ausgeruhte Männer im Einsatz waren. Die Messenier, welche ständig kämpfen mussten, waren bald erschöpft und überwältigt. Hekas *metis* ist schön zu analysieren: Die in Bezug auf den Schlachtort und die Angriffsmöglichkeiten zu große Zahl an Männern war ein Sachverhalt, den die Spartaner bisher unberücksichtigt gelassen hatten. Ihre Männer kämpften in kleinen Gruppen an verschiedenen Stellen. Hekas optimierte die Nutzung der Heeresstärke und verhalf seiner Partei dadurch letztendlich zum Sieg (Paus. 4, 21, 8-9).²² Auch hier hatten sich die Seher auf beiden Seiten nicht darauf beschränkt, Opferschauen vor der Schlacht durchzuführen, sondern waren eng in das Kriegsgeschehen eingebunden. Unter anderem auch im engsten Sinn, weil sie auch als Hopliten kämpften. Theoklos macht, als er die ausweglose Lage erkennt, einen Ausfall aus Ira und kommt dabei um.

Dass Seher sich auch als Mitkämpfer hervortaten, geht auch aus der Klage des mythischen Königs Adrastos um seinen *mantis* Amphiaraios, das »Auge des Heeres« nach Pindar, hervor: Er habe sich nicht nur bei der Interpretation göttlicher Zeichen und durch seine Beraterfunktion hervorgetan, sondern sei auch als Krieger im Kampf sehr tapfer gewesen. Obwohl die Ereignisse und die Personen, die im zweiten messenischen Krieg stattgefunden bzw. gehandelt haben sollen, kontrovers diskutiert und manchem die historische Authentizität abgesprochen wird,²³ fügt sich die Funktion und Rolle der *manteis* in ein Gesamtbild ein, welches sie in Hinblick auf die *strategia* immer wieder als aktiv Handelnde zeigt. Diesem Bild geben auch Nachrichten aus späteren Jahrhunderten Kontur. Thukydides (3, 20-24) überliefert, dass die Plataer 428/27 v. Chr. während des Peloponnesischen Krieges, als sie von den Peloponnesiern und Böotiern belagert wurden, auf Beschluss des Sehers Theainetos – übrigens der einzige Seher den Thukydides in seinem Werk beim Namen nennt – und des Strategen Eumolpis in einer mondlosen Nacht die Belagerungsmauer zerstörten.²⁴ Eine Reihe weiterer Beispiele für die Zusammenarbeit zwischen Seher und Strategen zeigt den Seher als Experten für Orakel, ohne dass er auch als Ratgeber im Zuge militärischer Aktionen auftritt.²⁵

Die Rolle der Seher im kriegerischen Kontext und ihre strategischen Fähigkeiten stellen ein Thema dar, welchem auch in der jüngeren Forschung nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt wird.²⁶ Dabei zeigen die besprochenen Beispiele, dass es sich bei der Teilnahme von Sehern am Kriegsgeschehen zumindest bis zum Ausbruch des Peloponnesischen Krieges um ein weit verbreitetes Phänomen handelte. Auf eine Führungsfunktion weisen auch manche »sprechende« Namen von Sehern hin: In Agelochos, Agesias, Agias und Hegesistratos steckt die Wurzel der Verben *ago* und *hegeomai*, und der

zweite Bestandteil von Agelochos und Hegesistratos bedeutet im ersteren Fall eine Heeresabteilung, im letzteren das ›Heer‹ im Allgemeinen. Diese Namen könnten eine Art ›Künstlernamen‹ gewesen sein, die auf die Arbeit im militärischen Kontext zurückgehen.²⁷ Sie drücken eine Spezialisierung auf den militärischen Bereich und die Fähigkeit, ein guter Führer zu sein, aus.

Es ist kein Zufall, dass im Großteil der zitierten Nachrichten Seher aus elischen Familien, wie den Iamidai und Telliadai, eine Rolle spielen. Ihr ›Stammsitz‹ war das Zeusheiligtum von Olympia. Wie der Geograph Strabon (8, 3, 30) zu berichten weiß, wurde dieses Heiligtum zuerst für sein Zeusorakel berühmt, erst in späterer Zeit wurde dieser Ruhm von dem der Wettkampfstätte überlagert. Der dortige Orakelkult hatte deutliche Beziehungen zum militärischen Bereich. Unter den ältesten Funden von Weihgaben überregionaler Herkunft finden sich Fragmente von Kammhelmen und Schilden aus dem italischen Bereich (Mitte 8. Jh. v. Chr.). Zu diesen Funden kommen zahlreiche Waffen aus dem griechischen Kernland, welche Bestandteile der Hoplitenausrüstung waren (z.B. Lanzen) oder der Verteidigung dienten (Beinschienen und Schilde). Auch ein Rammbock wurde gefunden. Die Weihung von Hoplitenausrüstungsgegenständen an Zeus begann im 8. Jh. und reichte bis ins dritte Viertel des 5. Jh. v. Chr.²⁸ Das Heiligtum von Olympia stellt deshalb das bisher größte bekannt gewordene ›Arsenal‹ an griechischen Waffen dar. Das Orakel wurde von Staaten, welche einen Kriegszug planten, konsultiert. Man holte sich Rat und suchte den Beistand des Gottes. Die diesbezügliche Mittlertätigkeit lag bei den Sehern, deren Amt innerhalb der Familie vererbt wurde. Zeus hatte schon in der *Ilias* bei den Entscheidungen, wem das Kriegsglück hold sein sollte, eine zentrale Rolle gespielt. Die Zuständigkeit des Zeuskultes für den soldatischen Bereich hängt eng mit der Verbreitung der homerischen Epen zusammen, welche zu einem gemeingriechischen Bildungsgut wurden und vorher existierende regionale Besonderheiten vereinheitlichten. Schon zu Beginn der archaischen Zeit scheint sich eingebürgert zu haben, dass siegreiche Hopliten dem *Zeus Olympios* ein Zehntel der gemachten Beute, zu der auch die geraubten feindlichen Waffen gehörten, als Dank für seinen Beistand weihten. Die Spezialisierung der Seher auf den militärischen Bereich dürfte durch die Rolle, welche Olympia für kriegerische Belange spielte, gefördert worden sein. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Olympia zu einer Art Drehscheibe wurde, was militärische Informationen im weitesten Sinn betraf. Die Seher, welche mit den unterschiedlichsten Kommandanten in Kontakt kamen, konnten Nachrichten und Informationen sammeln, die innerhalb der Familien wie denen der bereits erwähnten Iamidai und Telliadai sicher auch weitergegeben wurden: Wissen über Taktik, Kriegstechnik und strategisches Know-how. Mit der Zeit wurden die Seher

aus Olympia in der ganzen griechischen Welt geschätzt und zu gefragten Leuten. Sie scheinen in den jeweiligen Poleis als Garantie für bzw. als Investition in eine militärisch erfolgreiche Zukunft angesehen worden zu sein. Die Zusammenarbeit zwischen Sehern und Strategen war nicht immer frei von Spannungen und Auseinandersetzungen, vor allem dann, wenn die Opferschau ein Ergebnis erbrachte, welches den Vorstellungen des Strategen zuwiderlief.²⁹ Uns ist, zumindest für die archaische und frühklassische Zeit, aber kein Fall belegt, in welchem die Ergebnisse von Opfern manipuliert worden wären, um dem Strategen entgegenzukommen oder aus taktischen Gründen.³⁰ In Platäa wartete Mardonios zehn Tage, bis sich günstige Vorzeichen für den Angriff ergaben. Die Autorität des Sehers wurde von allen Teilen des Heeres respektiert. Die Soldaten selbst waren offenbar überzeugt, dass seine Entscheidungen zum Sieg führten.³¹ Auf Tellias etwa hatte, nach der bei Pausanias wiedergegebenen Überlieferung, die Einwohnerschaft der Phokis, Soldaten und Zivilisten, ihre ganze Hoffnung gesetzt. Vor dem Hintergrund dieser Nachrichten scheint noch eine weitere Gabe einen »guten« Seher ausgemacht zu haben: rhetorische Begabung und Wortgewandtheit, um den Kommandanten, die Hopliten und eventuell auch die Bürger von der Richtigkeit seiner Ratschläge zu überzeugen.

Die besprochenen literarischen Quellen bezeugen die große Bedeutung, welche dem Seher in der Schlacht aufgrund spezifischer Kompetenzen zugemessen wurde. In einer Zeit, in welcher die Kriegsführung noch kein »Beruf« war und Kommandanten oft mit militärischen Situationen konfrontiert waren, die sie aufgrund fehlender Praxis oder mangelnden Wissens vor Schwierigkeiten stellten, kam dem Seher eine Schlüsselrolle zu. Er war das »Auge des Heeres«, weil er die göttlichen Zeichen verstehen konnte, und darüber hinaus strategischer Berater oder auch Mitkämpfer. Seine Profession ging mit einer hohen gesellschaftlichen Anerkennung einher, welche durch die Ehrenbezeugungen, die *manteis* von der archaischen Zeit zumindest zur Hälfte des 5. Jh. v. Chr. entgegengebracht wurden, illustriert wird.

Krieg als Beruf: Handbücher für den guten Strategen

Nach den Perserkriegen war die militärische Kompetenz der Griechen, wie Thukydides (1, 18) anmerkt, deutlich gestiegen. Die vielen internen Auseinandersetzungen gaben Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Besonders der Krieg zur See ging mit einer zunehmenden Professionalisierung und Spezialisierung der Kriegsführung einher.³² Die von Athen und den Mitgliedern des delisch-attischen Seebundes aufgestellte Flotte beeinflusste sicher eine

verstärkte Auseinandersetzung mit der Kampfweise zur See, welche sich im Laufe des 5. Jh. relativ rasch veränderte. Parallel wurden auch auf dem Land neue Kampftechniken entwickelt. Man stützte sich nun nicht mehr ausschließlich auf die schwere Infanterie, sondern setzte auf leichte und dadurch schnellere Fußsoldaten oder spezielle Reiterabteilungen. Ab der zweiten Hälfte des 5. Jh. wird vor allem auch die Belagerungstechnik weiterentwickelt. Alle diese Spezialisierungen machen deutlich, dass Anführer, mochten sie noch so einsatzfreudig sein, unvorbereitet nur schwer einen Feldzug siegreich leiten konnten. Vom 5. zum 4. Jh. wird der Krieg allmählich ein ›Berufsfeld‹: Neben die Bürgerheere treten solche aus Söldnern. Vom *strategos* wird ein höherer Grad an Professionalität verlangt. Sein ›militärischer Wert‹ lässt sich nun nicht mehr an seinem Wagemut messen. Nun ist auch die richtige Dosis an *sophia* von Nöten, Einsicht in die Kriegstechnik entweder durch Erfahrung oder Studium.³³

Kommandanten für den Krieg auszubilden, war durch die neuen Kriegstechniken notwendig geworden. Gleichzeitig wurde dadurch die Stellung der Seher als Spezialisten mit exklusivem Wissen eingeschränkt, welche zuvor noch zu jener Situation geführt hatte, die nach Platon durch athenisches Recht verboten war: dass der Seher und nicht der Stratege die Befehlsgewalt im Kriegsfall innehatte. Man fürchtete, der *mantis* könnte die Auslegung der Vorzeichen manipulieren. Es ist kein Zufall, dass unter den Ratschlägen, welche der Schriftsteller Aineas Taktikos gesammelt hat und welche sich auf die Möglichkeiten der Verteidigung einer belagerten Stadt beziehen, einer besagt, den Seher nicht im Privaten ohne einen beigeestellten Beamten opfern zu lassen (*Polior.* 10, 4). Das Aufkommen der Philosophie und der Sophisten hat zur Skepsis gegenüber den Wahrsagern und Sehern sicher das ihre beigetragen. Die Strategen wurden, zumindest nachweislich in Athen, aus einem Kreis begüterter Personen oft aristokratischer Herkunft gewählt,³⁴ verfügten daher aber nicht immer über die notwendige militärische Professionalität. So wird Perikles, welcher 14 Mal hintereinander von 443 bis 429 v. Chr. zum Strategen gewählt wurde, von den literarischen Quellen zwar seiner Tüchtigkeit als Politiker wegen gelobt (Thuk. 2, 65, 5-9), nicht aber, weil er ein großer Feldherr gewesen wäre. Das Amt des Strategen war eigentlich als Oberbefehl über das Heer und die Flotte gedacht. Im Athen des Perikles scheint es die Tendenz gegeben zu haben, es eher als politisch relevantes und prestigeträchtiges Amt anzusehen. Die Prüfung, der sich alle athenischen Magistrate vor ihrem Amtsantritt unterziehen mussten (*dokimasia*), war nicht dazu gedacht, festzustellen, ob jemand eine bestimmte Qualifikation mitbrachte, sondern ob rechtlich mit seiner Person alles in Ordnung sei. Die zunehmende Spezialisierung führte daher während des 4. Jh. zu folgender

Entwicklung: Es kam zur Trennung zwischen »Politikern«, welche vor der versammelten Bürgerschaft zu sprechen verstanden (*rhetoires* oder *demagogoi*), und jenen, welche Kriege führen und militärische Operationen leiten konnten (*strategoi*).³⁵

In einer Kultur, die auf oraler Überlieferung aufbaute, war es übliche und notwendige Praxis, dass ganz bestimmte Einzelpersonen Fachwissen memorierten und tradierten. Diese Rolle dürften die Seher in Bezug auf militärisches Wissen übernommen haben. In einer Zeit der Schriftkultur liegt nahe, dass Fachwissen in Buchform niedergeschrieben wird, etwa in Form von Ratsschlägen, wie man ein guter Befehlshaber werde. Es mag auch durch den Einfluss philosophischer Lehren zu erklären sein, denen zufolge jede Kompetenz eine Kunstfertigkeit sei, die vermittelt werden könne,³⁶ dass im 4. Jh. erste Handbücher für den Kriegsherrn und über Kriegstechnik verfasst werden. Wir wissen von zwei verlorenen Arbeiten des Demokrit, welche dem Kampf mit schweren Waffen und der Taktik gewidmet waren (Diog. Laert. 9, 48). Wichtige erhaltene Arbeiten stammen von Xenophon, etwa für den Reiterkommandanten, oder von Aineas Taktikos über die Verteidigung einer belagerten Stadt. Xenophon, dessen Forderung, dass ein Stratege ein »vollkommener« Mann sein müsse, bereits im ersten Abschnitt dieses Beitrags angesprochen wurde, und der selbst Hipparch war, vertritt die Auffassung, dass es notwendig sei, sich auf die Arbeit eines Mannes reich an *episteme* und *empiria*, Wissen und Erfahrung, zu stützen.³⁷ Der »moderne« *strategos* müsse auf Unvorhergesehenes richtig reagieren können, aufmerksam und schlau sein, um bei jeder Gelegenheit dem Feind schaden und in einer Zeit, in welcher verstärkt mit Kriegslisten gearbeitet wird,³⁸ erfolgreich sein zu können. Er müsse vorausschauend und überlegt handeln, etwas von Logistik verstehen und die Versorgung seiner Truppen sicherstellen können. Er müsse über ein autoritäres Auftreten und rhetorisches Geschick verfügen, damit ihm seine Soldaten gehorchen, und ihnen ein Vorbild sein. Vor allem aber müsse er gottesfürchtig sein und dürfe die ständigen Opfer an die Gottheiten nicht vernachlässigen, um nicht deren Gunst zu verlieren. Diese sakrale Aufgabe ist seit homerischer Zeit bezeugt. Ab hellenistischer Zeit wird der Bereich an Kompetenzen, welchen ein Stratege beherrschen muss, breiter und in Teilaspekten spezieller. Polybios, der ebenfalls Hipparch war, ergänzt den xenophontischen Katalog an Anforderungen: Ein *strategos* müsse nun, im 2. Jh. v. Chr., auch über Grundkenntnisse in Astronomie, Geographie, Geometrie und Meteorologie verfügen (9, 12-20). Wissen darüber, wie lange die Tage seien, ermögliche es ihm, die Dauer von Truppenbewegungen abzuschätzen und den jeweils richtigen Zeitpunkt zum Aufbruch zu wählen. Informationen über das Gelände erlaubten, die richtige Taktik zu wählen und effizient zu

kämpfen. Das Wetter vorherzusehen schütze davor, dass geplante Unternehmungen ›ins Wasser‹ fielen. Es ist zu vermuten, dass viele dieser Anforderungen sich mit den Fähigkeiten der Seher in archaischer Zeit deckten, Teil deren *metis* waren.

Noch in der späteren Klassik und in hellenistischer Zeit wird der Seher immer an der Seite des Befehlshabers stehen und zumindest für die Interpretation göttlicher Zeichen zuständig sein, auch wenn mancher General die Auspizien selbst zu deuten gelernt hat. Xenophon (*Anab.* 5, 6, 29) konnte dies etwa, und der Taktiker und Schriftsteller Onasandros legt seinen Lesern nahe, es zu können (10, 25-28). Aber die Zeiten hatten sich nun einmal geändert. Die Vollmacht des Sehers war eingeschränkt worden, er nicht länger das ›Auge des Heeres‹. Und auch das Kriegerethos eines Tyrtaios war verschwunden, sogar in Sparta, wie folgende Nachricht des Schriftsteller Plutarch (*Marc.* 22) bezeugt. Er vergleicht römische mit griechischen Bräuchen im Kontext eines militärischen Triumphes und stellt fest, dass der siegreiche Oberbefehlshaber in Sparta, wenn er durch Kriegslist oder Überredungskunst an Ziel gekommen war, ein Rind, wenn er jedoch durch militärischen Kampf die Auseinandersetzung beendet hatte, einen Hahn opfern musste. Die Differenz zwischen den beiden Opfern lässt sich dadurch erklären, dass die Spartaner diejenige Unternehmung, welche durch Eloquenz und Weisheit ans Ziel gekommen war, höher schätzten als jene, welche nur durch Einsatz von Stärke und Macht zu Ende gebracht werden konnte.

Anmerkungen

- 1 Zum Beispiel der junge Nestor, König von Pylos in Triphylien, der an dem Krieg zwischen den Einwohnern von Pylos und Epeiern teilnimmt, welcher durch einen Herdendiebstahl ausgelöst worden war (Hom. *Il.* 11, 670-762); für eine Charakterisierung des homerischen Kommandanten s. Garlan 1972, 234-235.
- 2 Saïd 1980/81, 86-90; van Wees 2004, 153-165.
- 3 Garlan 1972, 21-22.
- 4 Hom. *Il.* 12, 60-109; 13, 723-757; 790; 14, 425, 449-474; 15, 339, 445-457, 518-522; 16, 535; 17, 599-600.
- 5 Garlan 1972, 136-138; Hanson 1989, 52-67; Bettalli 1990, 36-39; Sage 1996, XVI-XVIII; Steffebauer 2004, 209-210; van Wees 2004, 47-60.
- 6 Benveniste 1969, 114.
- 7 S. auch: Garlan 1972, 235; Hanson 1989, 145-156.
- 8 Kett 1966, 71-73 Nr. 64, 91-92.
- 9 Vgl. z.B.: Xen. *Anab.* 6, 4, 12-5, 2; 7, 8, 10-23; s. Popp 1957, 39-41, 51-73; Kett 1966, 15-16, 115-117; Pritchett 1971, 109-115; Lonis 1979, 95-115; Pritchett 1979, 73-90; Jameson 1991.
- 10 Popp 1957, 41-46; Pritchett 1979, 68-71; Jameson 1991, 202.
- 11 Für die Opfer, welche die Schlacht von Platäa begleiteten, s. Popp 1957, 47-50.
- 12 Hegesistratos: Hdt. 9, 37, 1; Kett 1966, 42-43 Nr. 30; Hippomachos: Hdt. 9, 38, 2; Kett 1966, 51 Nr. 40.
- 13 Kett 1966, 20 Nr. 3.
- 14 Kett 1966, 59-60 Nr. 50.
- 15 Pritchett 1974, 36-38.
- 16 Hdt. 8, 28; Polyæn. *Stratag.* 6, 18, 2; Paus. 10, 1, 3; für den historischen Kontext der Anekdote s. Sordi 1953; zur Person des Sehers: Kett 1966, 75-76 Nr. 67.
- 17 S. auch: Bettalli 1990, 39-45; Brizzi 2002, 9-11; Lendon 2005, 78-90.
- 18 Kett 1966, 52 Nr. 41.
- 19 Arist. fr. 583 Rose = fr. 600, 1 Gigon = Athaen. *Deipn.* 12, 520c-d.
- 20 Zur sybaritischen Kavallerie und der Dressur von Pferden im militärischen Kontext s. Lubchansky 1993, 38-42, 48-51, 55-56.
- 21 Kett 1966, 45-46 Nr. 34.
- 22 Kett 1966, 35-36 Nr. 23.
- 23 Vgl. z.B. Kett 1966, 9, 36, Anm. 1.
- 24 Kett 1966, 43-44 Nr. 31.
- 25 Kimon und Astyphilos; Perikles und Lampon; Hieron und der Iamide Hagesias; Nikias und Stylbides: s. Kett 1966, 122.
- 26 De Souza, Heckel, Llewellyn-Jones 2004; van Wees 2004; Lendon 2005; vgl. aber: Kett 1966, 119-122; Pritchett 1979, 56-57.
- 27 Kett 1966, 120 mit Anm. 14; Pritchett 1979, 57, Anm. 48.
- 28 S. Sinn 1996, 22-27; Steffebauer 2004, 211-212.
- 29 vgl. z.B.: Xen. *Hell.* 4, 8, 36-39; Polyæn. *Stratag.* 2, 3, 4; 3, 9, 8-9.
- 30 Pritchett 1979, 77-78; 80; 138-140; vgl. auch Kett 1966, 109-111; 121-122.
- 31 Kett 1966, 117-119.
- 32 Saïd 1980/81, 83-85; Sage 1996, XIX-XXIII; Petrocelli 2001, XXI-XXIII.
- 33 S. auch: Garlan 1972, 235-237; Petrocelli 2001, XXIII-XXXIV.

- 34 Zur Ernennung der Strategen in Athen s. Fornara 1971; Garland 1972, 242-243; Hamel 1998, 14-23.
- 35 Pritchett 1974, 59-116.
- 36 Saïd 1980/81, 84-85.
- 37 Zur Charakterisierung des idealen Strategen durch Xenophon s. auch: Wood 1964, 47-60; Petrocelli 2001, XXIII-XXXIV.
- 38 Vgl. z.B. Thuk. 5, 9, 2-8; Krentz, Wheeler 1994, VI-IX.

Literatur

- Benveniste 1969 = Benveniste, Emile: Il vocabolario delle istituzioni indoeuropee. I. Economia, parentela, società, Paris 1969.
- Bettalli 1990 = Bettalli, Marco, Hg.: Enea Tattico. La difesa di una città assediata (Poliorketika), Pisa 1990.
- Brizzi 2002 = Brizzi, Giovanni: Il guerriero, l'oplita, il legionario. Gli eserciti nel mondo classico, Bologna 2002.
- De Souza, Heckel, Llewellyn-Jones 2004 = De Souza, Philip, Waldemar Heckel und Lloyd Llewellyn-Jones: The Greeks at War. From Athens to Alexander, Wellingborough 2004.
- Fornara 1971 = Fornara, Charles W.: The Athenian Board of Generals From 501 to 404, Wiesbaden 1971.
- Garland 1972 = Garland, Yvon: Guerra e società nel mondo antico, Paris 1972.
- Hamel 1998 = Hamel, Debra: Athenian Generals. Military Authority in the Classical Period, Leiden 1998.
- Hanson 1989 = Hanson, Victor Davis: L'arte occidentale della guerra: descrizione di una battaglia nella Grecia classica, New York, Oxford 1989.
- Jameson 1991 = Jameson, Michael H.: Sacrifice before Battle, in: *Hoplites. The Classical Greek Battle Experience*, hrsg von V. D. Hanson, London 1991, 197-227.
- Kett 1966 = Kett, Peter: Prosopographie der historischen griechischen Manteis bis auf die Zeit Alexanders des Grossen, Erlangen 1966.
- Krentz, Wheeler 1994 = Krentz, Peter und Everett Wheeler, Hg.: Polyaeus. Stratagems of War, Chicago 1994.
- Lendon 2005 = Lendon, Jan E.: Soldiers and Ghosts. A History of Battle in Classical Antiquity, Yale 2005.
- Lonis 1979 = Lonis, Raoul: Guerre et religion en Grèce à l'époque classique. Recherches sur les rites, les dieux, l'idéologie de la victoire, Paris 1979.
- Lubtschansky 1993 = Lubtschansky, Natacha : Le valse tragique des cavaliers sybarites selon Aristote, *AION ArchStAnt*, 15 (1993), 31-57.
- Petrocelli 2001 = Petrocelli, Corrado, (Hg.): Senofonte. Ipparchico. Manuale per il comandante di cavalleria, Bari 2001.
- Popp 1957 = Popp, Harald: Die Einwirkung von Vorzeichen, Opfern und Festen auf die Kriegführung der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., Erlangen 1957.
- Pritchett 1971 = Pritchett, W. Kendrick: The Greek State at War I, Berkeley 1971.
- Pritchett 1974 = Pritchett, W. Kendrick: The Greek State at War II, Berkeley 1974.
- Pritchett 1979 = Pritchett, W. Kendrick: The Greek State at War III, Berkeley 1979.
- Sage 1996 = Sage, Michael: Warfare in Ancient Greece. A Sourcebook, London, 1996.

- Saïd 1980/81 = Saïd, Suzanne: Guerre, intelligence et courage dans les Histoires d'Hérodote, AS, 11/12 (1980/81), 83-117.
- Sinn 1996 = Sinn, Ulrich: Olympia. Kult, Sport und Fest in der Antike, München 1996.
- Sordi 1953 = Sordi, Marta: La guerra tessalo-focese del V secolo, RFIC, 31 (1953), 235-258.
- Steffelbauer 2004 = Steffelbauer, Ilja: Die Griechenkriege der Perser. Hopliten zwischen Ost und West, Krieg und Akkulturation, hrsg. von Thomas Kolnberger, Ilja Steffelbauer und Gerald Weigl, Wien 2004, 203-221.
- van Wees 2004 = van Wees, Hans: Greek Warfare. Myths and Realities, London 2004.
- Wood 1964 = Wood, Neal: Xenophon's Theory of Leadership, C&M, 25 (1964), 33-66.

ERGONOMIE

Bewaffnung im sozialen Kontext

Das griechische Wort *ergon* für »Arbeit« und *nomos* für »Gesetz« bilden den modernen Begriff der ›Ergonomie‹, welcher heute – ganz allgemein – das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine beschreibt. Auch der Krieg zeigt Schnittstellen zwischen Benutzern und Objekten, ist doch jeder Krieg auch Handwerk und wird mit technischen Hilfsmitteln – Werkzeugen – geführt. So leitet sich unser Wort ›Maschine‹ ebenfalls aus griechisch *mechane* ab, das damals u.a. für ›Kriegsmaschine‹ stand. Der moderne Begriff der Ergonomie beschränkt sich aber nicht nur auf die handliche Gestaltung von Geräten – also komfortabel und bequem der Handhabungspraxis angepasst zu sein. Gleiches gilt für die Ergonomie des Krieges, welche über die bloße äußerliche Gestaltung der Gegenstände hinausreicht, denn es gibt nur ›ergonomische Systeme‹, das heißt, eine Beziehung zwischen Mensch und Umwelt. Spricht man nun vom Entwurf, dem *industrial design*, muss das *cultural design* gleich mitgedacht werden. Wie einem Kriegsgerät Form gegeben wird, bestimmt nicht nur die praktische Funktion, sondern auch sein soziales Umfeld: Wer darf Waffen tragen und von welcher Art; welche sind verpönt, ja sogar geächtet, welche werden hoch geschätzt und als Prestigeobjekte angesehen; haben Sie dann überhaupt eine Funktion als Kriegsgerät, oder sind sie nur noch Symbole? Die kultische Bedeutung von Waffen wird mitunter heruntergespielt oder als pathologische Liebhaberei von Waffensammlern abgetan. Die Kulturanthropologie kann hier ihren Beitrag zur Erklärung liefern. Umgekehrt muss Ergonomie sich auch als *industrial design* rechtfertigen: Waffen zählen schließlich zu jenen Produkten, die schon sehr früh in ›Kleinserien‹ und Typenfolgen hergestellt wurden. Ergonomie und Ökonomie spielten hier zusammen ...

Einleitung

Die Auswahl an Möglichkeiten, seine Untersuchung zu beginnen, ist uferlos. Der Einfallsreichtum der Menschheit, Vorrichtungen zu erfinden, um zu töten, sucht seinesgleichen. Das dahinter stehende System ist ein Übergang von »zivilen« zu »militärischen« Gerätschaften. Aus der Praxis und Übung mit landwirtschaftlichen Gebrauchsgegenständen sind Kriegsgeräte abgeleitet worden: Was war vorher – etwa bei der Wurfschlinge der Mongolen – der »zivile« Gebrauch als Viehlasso, oder der militärische als Fangleine im Angriff? Oft sind die Wechselbeziehung zwischen Form und Funktion nicht klar auflösbar. In dieses Verhältnis greift natürlich der sozio-kulturelle Hintergrund mit ein. Form, Funktion und Handhabung werden in und für gewisse Epochen stilbildend. In diesem Abschnitt wird dazu die Entwicklung des Schwertes in seiner Entstehung und Verwendung bis zum Ende der Antike exemplarisch dargestellt. Jede historische Epoche, so die These, bringt besondere Waffen als *cultural design* hervor. Das Schwert ist unser erstes »Leitfossil«, welches uns hier mit seiner Geschichte durch die Geschichte führt.

Gerade für das Schwert, allein schon um die Vielfalt der Typenbezeichnungen und seine Wortstämme zu demonstrieren, ist es nötig, historische Epochen nicht als »Container bestimmten Inhaltes« zu sehen: Die kultische Bedeutung des Schwertes bei den Kelten ist durchaus höher einzuschätzen als bei den Römern, während dem *industrial design* – der Produktion dieser Waffen in Massen – in Rom mehr Augenmerk geschenkt wurde. Von der Frühgeschichte bis in die Spätantike, von der Völkerwanderungszeit bis ins Hochmittelalter reicht der Bogen. Zu dieser Zeit erreicht das Schwert seinen Höhepunkt als Symbol: Es werden ihm individuelle Eigenschaften, ja Namen zugesprochen. Es kann für ein »Königreich«, eine Idee und Vorstellungen stehen: als biblisches Flammenschwert für den göttlichen Zorn, als Richtschwert für die Gerechtigkeit und in der »Zwei-Schwerter-Theorie« sogar für Papst oder Kaiser. In den folgenden Abschnitten sollen zudem nur einige Konjunkturen nachgezeichnet und die Schwierigkeiten, archäologische Befunde zu bewerten, verdeutlicht werden.

Das Schwert bei den Kelten

Kampfmittel und Statussymbol: Das Schwert als Waffe der Aristokratie

KLAUS LÖCKER

»... deren Schilde nun waren schlechter bei der Verteidigung, und ihre Schwerter waren schlechter beim Angriff, da die gallischen Schwerter nur zum Hauen gemacht sind.«

Polybius, 2, 30, 8

Die Sicht antiker Autoren auf die Schwerter ihrer keltischen Gegner fiel, wie obiges Beispiel von Polybius zeigt, durchwegs sehr schlecht aus. Der Grund dafür war, neben allen politischen und propagandistischen Ressentiments, dass die Autoren aus ihrer mediterranen Welt eine völlig andere Taktik gewohnt waren, als sie die Kelten mit ihren Langschwertern im Kampf zeigten. Um diesen Gegensatz zu verstehen, müssen wir uns die Entwicklung des Kampfgerätes und besonders des Schwertes in der Antike genauer ansehen – eine Entwicklung, die eng mit der jeweiligen Kampfstrategie in Verbindung steht.

Die Entwicklung des Schwertes in der Antike

Am besten verstehen wir die untrennbare Verknüpfung zwischen Taktik und Kampf Waffen, wenn wir die Beobachtung dieser Entwicklung so früh wie möglich, also schon in der Altsteinzeit (Paläolithikum) beginnen. Dies mag für die Thematik übertrieben erscheinen, doch hilft das Verstehen dieser Entwicklung immens bei der Betrachtung des Stellenwerts von Schwertern bei den Kelten oder auch von rezenten Waffen für deren Besitzer.

In der Altsteinzeit wurden also bewaffnete Konflikte unseres heutigen Wissens nach mit Geräten des täglichen Gebrauchs ausgetragen. Die Waffen dieser Zeit waren wohl zuerst Jagdwaffen und erst in zweiter Linie als Kampf Waffen zu sehen. Speere und Wurfgeräte wie Bumerangs sind seit etwa 400 000 Jahren bekannt und damit die ältesten Jagdwaffen der Menschheit.

Pfeil und Bogen und wurden erst ab etwa 10 000 v. Chr. bei der Jagd und wohl auch bei kriegerischen Auseinandersetzungen verwendet.

Ab dem Beginn der Jungsteinzeit (Neolithikum – in Mitteleuropa ab etwa 5 500 v. Chr.) konnten mit Einsetzen einer neuen und herausragenden Technik der Steinverarbeitung erste Äxte zum Hauen und Schneiden eingesetzt werden. Ab dem Mittel- und Spätneolithikum änderte sich mit der einsetzenden Kupferverarbeitung die Situation erstmals völlig: Erste echte Kampfswaffen (gegossene Kampfähxte) ergänzten nun die vorhandenen Jagdwaffen (Pfeil und Bogen, Stich- und Wurfspeere) bei bewaffneten Konflikten.

Mit Beginn der Frühbronzezeit am Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. führten verbesserte metallurgische Möglichkeiten zu den ersten Waffen, die nur für den effektiven Nahkampf hergestellt wurden. Dies waren lange, dünne und spitze Dolche und Hammeräxte. Der Vorteil einer Waffe mit größerer Reichweite im Nahkampf führte bald zur Ausbildung von längeren Dolchen. Im ungeordneten Nahkampf, der in dieser Zeit noch ohne Schild ausgetragen wurde, ist die höhere Reichweite der Waffe von durchaus kampfbestimmender Bedeutung. Und obwohl in der Bronzezeit Dolche und Schwerter noch vorwiegend zum Stechen und Stossen eingesetzt wurden, liegt in der Tendenz, sich den Gegner im Nahkampf durch eine längere Waffe möglichst vom Leib zu halten, bereits der Urgrund für das fehlende Verständnis antiker Autoren für die keltische Nahkampfaktik verborgen. Zusätzlich setzt die Form der Langdolche und ersten rapierartigen Blankwaffen der Frühbronzezeit auch eine gewisse Art des Trainings und der Übung voraus.

In diese Zeit fällt auch die erste Verknüpfung zwischen dem Schwert oder Dolch und einem gewissen Status seines Besitzers. Besonders bei den ersten reich verzierten Waffen der Bronzezeit ist an die Rolle der Blankwaffe auch als Statussymbol zu denken. Aus der Mittelbronzezeit (16. bis 14. Jh. v. Chr.) existieren Gräber mit mehreren Waffenbeigaben, in denen neben ersten echten Schwertern auch Äxte, Speere, Pfeile und Dolche vorkommen. In der Mykenischen Schachtgräberzeit (1. Hälfte 2. Jt. v. Chr.) tauchen erstmals längere Bronzeschwerttypen auf (60-110 cm). Diese beeinflussten oder beschleunigten die Entwicklung der europäischen früh- und mittelbronzezeitlichen Dolche. Die Unterscheidung zwischen Dolchen, Langdolchen, Kurz- und Langschwertern erfolgt dabei aufgrund der Länge der Klingen.¹ D. H. Gordon unterscheidet Dolche (unter 35 cm Klingenlänge) von Langdolchen (35-50 cm), Kurzschertern (50-71 cm) und Langschwertern (über 71 cm). R. Pleiner schließt sich diesem Unterscheidungssystem weitgehend an, lässt jedoch aufgrund seiner Betrachtungen der Latènescherter die keltischen Langschwerter schon bei einer Länge von 70 cm beginnen.



Mittelbronzezeitliche Gräber mit bronzenem Langschwert und Kurzsword oder Dolch lassen zwei Erklärungsmöglichkeiten zu: Einerseits ist dabei an den unterschiedlichen Einsatz der Waffen im Kampf denken. Das Langschwert wird zum Fechten und Stechen verwendet, während das Kurzsword oder der Dolch zum Stechen im unmittelbaren Kampf Mann gegen Mann herangezogen werden kann. Langschwerter setzen eine gewisse Distanz zum Gegner voraus, im dichten Kampfgetümmel sind sie weitgehend wertlos. Andererseits findet sich bei Homers Schilderung des spätbronzezeitlichen Kampfes in der Ilias der Hinweis, dass der Dolch nur zu rituellen Zwecken verwendet worden sein könnte. So verwendet etwa Agamemnon als oberster Heerführer der Griechen seinen Dolch ausschließlich zur Opferung von Tieren bei bestimmten Anlässen (Homer, *Ilias*, 3, v. 271, 19, v. 252). Auffällig ist in jedem Fall aber das Vorkommen der Langschwerter in besonders ausgestatteten Gräbern, eine Tatsache, die sich durch die ganze Antike bis ins Mittelalter hinein nachweisen lässt.

Gräber spiegeln den Status des Verstorbenen wieder. Seit den mittelbronzezeitlichen Gesellschaften Mittel- und Südeuropas weisen besondere Grabbeigaben auf die herausragende Stellung der bestatteten Person zu Lebzeiten hin. Langschwerter dürften auf hochgestellte Persönlichkeiten hinweisen, denen eine zentrale Rolle in ihrer Gesellschaft zukam. Es könnte sein, dass die Führungspersönlichkeiten kleinerer oder größerer Gesellschaftseinheiten nicht nur organisatorische Aufgaben wie den Erwerb und die Verteidigung urbaren Landes, Weidelandes und von Rohmaterialien, Rechtsprechung oder ähnliches wahrnahmen, sondern dass diese ihre Gemeinschaft auch als *pars pro toto* mit dem Schwert im Zweikampf repräsentiert haben.² Jedenfalls kann man aus diesem Grund annehmen, dass entsprechend viel Arbeit und handwerkliche Kenntnis in die Waffen dieser Führungspersönlichkeiten gesteckt wurde, was zur Ausbildung prächtiger und repräsentativer Waffen führte hat und die Rolle des Schwertes als Statussymbol noch weiter ausdehnte.

Die archäologischen Funde in Europa sind ausreichend, um die Entwicklung vom Dolch über das Kurzsword bis hin zum Langschwert nachvollziehen zu können. Bereits kurze Zeit nach den mykenischen Langschwertern

Kartenkommentar:

Schwarz umrandete Gebiete: Gräberfelder des 5.-3. Jh. v. Chr. (nach Cunliffe, B.: *The Ancient Celts*, Oxford 1997, 305).

Punktsignaturen: Wichtige Fundorte aus der Zeit der keltischen Expansion des 4.-2. Jh. v. Chr. (nach R. und V. Megaw: *Celtic Art. From its Beginnings to the Book of Kells*, London 2001, S. 125).

treten in Mitteleuropa mit den Griffplattenschwertern in der Mittelbronzezeit Schwerttypen in Erscheinung, die ein Bindeglied zwischen langen Dolchen und langen Schwertern bilden. Die Befestigung des Schwertgriffes (hölzerner Griff an einer ovalen Griffplatte angenietet) lässt darauf schließen, dass diese Bronzeschwerter keine schweren Schläge aushalten konnten und hauptsächlich zum Stechen verwendet wurden.³ Erst in der späten Bronzezeit konnte mit der technischen Weiterentwicklung zu den Vollgriffschwertern (14.-11. Jh. v. Chr.) und den Griffangel- und Griffzungenschwertern (12.-9. Jh. v. Chr.) dieses Manko behoben werden. Waffen dieser Art waren zwar nach wie vor zum Stechen gemacht, konnten aber erstmals auch zum Hauen verwendet werden. Sowohl bei den Griffangel- und Griffzungenschwertern als auch bei den Vollgriffschwertern entwickelte sich die Klinge in Richtung größerer Breite und robusterem Korpus. Zusätzlich wurde die größte Breite und das Gewicht in Richtung der Spitze verlagert und die Klinge erhielt zunehmend die Form eines Blattes. Nun war es umgekehrt: Das Stechen war zwar auch mit dieser Waffe weiterhin möglich, jedoch war der Hauptzweck nun der Hieb und das Schneiden. Bronzene Griffzungenschwerter vom Typ Reutlingen (12.-11. Jh. v. Chr.) gelten wegen der parallel ausgeführten Schneiden als erste echte Hiebschwerter der Geschichte. Die Einführung von Hiebschwertern wird allgemein mit der Änderung der Kriegerausrüstung in Zusammenhang gebracht. So kommen in dieser Zeit die ersten Metallschilde und Körperpanzer auf. Der Nahkampf mit Schwert und Schild sowie die Panzerung ließen die Verwendung der Schwerter als reine Stichwaffen nicht mehr zu. Nachdem die neuen effektiveren Schutzwaffen den Gegner vor Stechen und Stossen mit Schwertern, aber vorwiegend durch Speere und Lanzen, weitgehend schützten, mussten Wege gefunden werden, um diesen Schutz zu überwinden. Die Waffenhersteller mussten auf diese Neuerungen reagieren und Schwerter herstellen, mit denen schwere, weitreichende Hiebe möglich waren.

Diese Entwicklung reicht bis in den Beginn der Eisenzeit (9-8. Jh. v. Chr.) hinein. Die Waffentypen stehen am Beginn der Eisenzeit weiter in der spätbronzezeitlichen Tradition der Langschwerter, diese werden jedoch in dieser Zeit großteils bereits aus Eisen hergestellt.

Die bronzenen Griffzungenschwerter vom Typ Mindelheim und Gündlingen stellen den Höhepunkt der prähistorischen Langschwerter dar. Eiserne Kopien dieser Typen treten in Mitteleuropa vermehrt in Hallstatt C₂ im 7. Jh. v. Chr. auf. So gibt es etwa aus dem berühmten namengebenden Gräberfeld von Hallstatt, Oberösterreich, mehrere eiserne Schwerter vom Typ Mindelheim aus dieser Zeit.

Gleichzeitig beginnt sich im mediterranen Raum eine völlig neue Kriegs-

strategie durchzusetzen. Mit der Einrichtung der griechischen Stadtstaaten, den *poleis* führt die Restrukturierung der Gesellschaft auch zu neuen Methoden der Kriegsführung. Die Hopliten (*hoplon* – »Waffe«) als schwer bewaffnetes Milizheer aus wehrpflichtigen Bürgern waren genauso wichtiger Teil des Heeres wie der Führungsstab. Zur Ausrüstung der Hopliten gehörten schwere Schilde, lange Speere, Helme, Brustpanzer, Beinschienen und ein kurzes Schwert, das allerdings nur im unmittelbaren Nahkampf eingesetzt wurde. Die Hopliten wurden als Gruppen zu je 8 Reihen – die sogenannte Phalanx – das erste Mal um 640 v. Chr. von den Spartanern im 2. Messenischen Krieg eingesetzt. Es änderte sich also ab der Mitte des 7. Jh. v. Chr. die Methodik der Kriegsführung grundlegend.

Die Entwicklung lief in Italien in den Gebieten, in denen griechische Kolonien existierten bzw. die etruskisch besiedelt waren, sehr ähnlich. Vom 8. Jh. bis zum 6. Jh. lässt sich die Tendenz zum kürzeren Schwert oder Langdolch (zw. 30-50 cm) bis hin zur Wiedereinführung des Dolches in der archäologischen Evidenz gut fassen. Phalangenähnliche Formationen finden sich im 6. Jh. auch in Etrurien und Latium. Neben dem italienischen Raum tritt als kulturelles Bindeglied zwischen der griechisch-mediterranen Welt und dem Gebiet der Hallstattkultur besonders der Balkan in Erscheinung. Aus Thrakien und Illyrien sind im 7. und 6. Jh. nur mehr Kurzschwerter (gebogene *machairai* oder *akinakes*) bekannt. In der Hallstattzeit finden sich in den Gräbern im ehemaligen Jugoslawien keine Schwerter, aber Messer, Äxte, Lanzen spitzen, Bronzehelme, Brustpanzer und Beinschienen – also Hopliten-ausrüstung. In der Glasinac-Gruppe der Hallstattkultur kommen Schwerter in Gräbern des 7. und 6. Jh. vor. Obwohl diese Schwerter schlecht erhalten und z.T. absichtlich gebrochen sind, lassen sich ihre Längen mit ca. 50-60 cm feststellen – sie fallen also unter die Kurzschwerter. Ähnliches gilt auch für Mitteleuropa, wo am Ende der Hallstattkultur (7./6. Jh.) der Dolch die führende Klingenwaffe wird. Am Übergang zur späten Eisenzeit kommen dann erste Kurzschwerter mit anthropomorphem Griff auf. Um 600 v. Chr. wird der Speer die führende Waffe, wie G. Kossack⁴ etwa für Bayern bemerkt (91 Prozent aller Waffenfunde aus Gräbern dieser Zeit sind Lanzen spitzen), und die Standardnebenwaffe wurde der eiserne Dolch.

Die Hypothese, dass das Ablösen der früheisenzeitlichen Schwerter durch Dolche und Lanzen spitzen am Ende der Hallstattkultur auf die Einführung der südeuropäischen Hoplitenphalanx in Mitteleuropa schließen lässt, ist kaum beweisbar. Dennoch ist ein gewisser Einfluss aus dem Süden in das »keltische«⁵ Kulturgebiet am Ende der Hallstattkultur eine Möglichkeit. Hier wie dort treten Langschwerter zugunsten der Dolche und Lanzen in den Hintergrund. Späthallstatt-Dolche machen nicht den Eindruck, dass sie für

längeren Kampf geeignet gewesen wären. S. Sievers⁶ meint, dass die »breite Führungsschicht« in den letzten Phasen der Hallstattkultur diese Dolche als Statussymbol getragen hat. Solche Dolche werden nur in den reichsten Gräbern der Führungsschicht gefunden, von denen die meisten ansonsten keinerlei Waffen enthalten. Der Grund für das Fehlen des Schwertes in dieser Zeit ist möglicherweise in den Änderungen im Sozialgefüge zu suchen. Die späthallstattzeitlichen Führungspersönlichkeiten haben – auf ihren Sitzen in Mont Lassois, der Heuneburg oder Hohenasperg – ihre persönlichen Verantwortlichkeiten in der Schlacht an andere Personen ihres Umfelds abgetreten und tragen den Dolch nur mehr als Zeichen ihres Status, ohne damit tatsächlich noch zu kämpfen.

Schwieriger zu erklären ist die Wiedereinführung des Langschwertes im 5. Jh. v. Chr. am Beginn der späten Eisenzeit (Latènekultur). In den Zentren der Frühlatènezeit finden sich in den Gräberfeldern nunmehr vermehrt eiserne Langschwerter mit Längen von etwa 60/70 cm bis 110 cm. Diese Schwerter besitzen parallele Schneiden und einen spitzen Ort – waren also sowohl Hieb- als auch Stichwaffen. Gerade in dieser frühen Zeit der Latènekultur zeigen sich in den Gräberfeldern zwei Gruppen von Schwertträgern:⁷ Einerseits Gräber mit Langschwert und Schutzwaffen (Helm und Schild) und besonderen Beigaben wie Wagen und Holz- und Metallgefäße und andererseits Gräber mit Langschwert und mit oder ohne Schutzwaffen und ohne weitere besondere Beifunde. Zudem sind reiche Schwertgräber dieser Zeit oftmals auch räumlich von anderen Gräbern getrennt. Dies deutet auf einen besonderen Status der in diesen Gräbern bestatteten Personen hin; das Phänomen findet sich im gesamten Gebiet der Frühlatènezeit zwischen dem Schweizer Mittelland und dem Karpatenbecken. Wir haben es also mit Führungspersönlichkeiten zu tun, welche in besonders reich ausgestatteten Gräbern mit ihren Langschwertern bestattet werden. Es liegt der Schluss nahe, dass es sich dabei um eine führende Gesellschaftsgruppe handelt, die ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen im Kampf nun auch wieder persönlich wahrnimmt. Die Wiedereinführung des Langschwertes ließe sich also mit einer Veränderung der Sichtweise, wie sich eine Führungspersönlichkeit im Fall eines bewaffneten Konfliktes zu verhalten hat, erklären. Zudem könnte diese Wiedereinführung des Langschwertes auch als Antwort auf die strategische Kriegsführung der mediterranen Kulturen gesehen werden, denen man im Laufe der beginnenden keltischen Expansion vermehrt begegnete. Das längere Schwert bedeutete einen Vorteil gegenüber dem schwer bewaffneten Hopliten des Südens, der durch seine Ausrüstung wesentlich behäbiger und träger im Kampf war. Durch den größeren Abstand zum Gegner und der antrainierten Kampfgeschwindigkeit, dem berühmten keltischen

furor, wurden die Kelten in der gesamten antiken Welt zu gefürchteten Kriegern.

Es steht fest, dass das Langschwert ab Beginn der Latènezeit die wichtigste Waffe der keltischen Krieger darstellt. Mit der Verwendung des Langschwertes geht eine gänzlich andere Strategie einher, als sie aus der vom Hoplitenheer abgeleiteten römischen Armee bekannt war. Während das römische Heer mit sogenannten *pila*, den Wurfspeeren, und *gladii*, den Kurzschwertern, in geschlossener, disziplinierter Schlachtordnung kämpfte und den kurzen *gladius* nur in unmittelbarem Nahkampf einsetzte, benötigte der Einsatz des Langschwertes auf keltischer Seite deutlich mehr Platz im Nahkampf. Darin liegt einerseits der Grund für die lose Schlachtordnung der Kelten, welche versuchen mussten, sich im Nahkampf den nötigen Abstand zum Gegner zu verschaffen, um die Vorteile ihrer langen Schwerter auszunutzen. Andererseits liegt darin aber auch der Grund für das Unverständnis der antiken Autoren für genau diese Kampfstrategie, welche sie aus ihrer Heeren und ihrer strategischen Schule nicht kannten. Denn das Primat der mediterranen Strategie war der Einsatz der Kämpfenden in geordneter Masse, derer die keltischen Krieger mit dem Einsatz des Langschwertes in losem Nahkampf Herr zu werden versuchten. Wenn nun antike Autoren das Bild von rohen, undisziplinierten Barbaren zeichnen, welche mit »kaum brauchbaren« langen Schwertern in den Kampf traten, dann zeugt das vom Unverständnis einer gänzlich anderen Kampfaktik.

Anmerkungen

1 s. Gordon 1953, sowie Pleiner 1993, 4-5.

2 s. dazu Karl 2004a, 375-376.

3 Pleiner 1993, 7.

4 Kossack 1959, 9.

5 Zum Keltenbegriff in der modernen Wissenschaft siehe Karl 2004b.

6 Sievers 1980.

7 Stöllner 1998, 138.

*Exkurs:***Die Kampfbrauchlichkeit ›keltischer‹ Schwerter**

Die antiken Autoren nennen aus ihrer undifferenzierten Sicht zwei wesentliche Kritikpunkte am keltischen Schwert: erstens, dass es nur als Hiebschwert konzipiert war und zweitens, dass es sowohl in herstellungs- als auch materialtechnischer Sicht mindere Qualität darstellte. Polybios¹ beschreibt keltische Schwerter in der Schlacht beim Fluss Clusius, in der die Römer 223 v. Chr. gegen die keltischen Insubrer kämpften: »so wie ihre Schwerter gemacht sind, wie bereits erklärt, hat lediglich der erste Hieb Auswirkungen. Nach diesem nehmen die Schwerter sofort die Form eines Striegels an und sind so in ihrer Länge und nach der Seite verkrümmt, dass, sofern die Männer nicht Zeit haben, ihre Schwerter am Boden mit dem Fuß gerade zu biegen, der zweite Schlag recht uneffektiv ist.«

Diese Passage ist der Ursprung aller in späterer Zeit auftauchenden Kritik und Bemerkungen an keltischen Schwertern. Polybios bezog sich dabei entweder auf ältere Quellen² wie etwa Quintus Fabius Pictor, der ein Augenzeuge der bei Polybios beschriebenen Ereignisse war oder auf relativ zeitgenössische Ereignisse mit den Kelten in Kleinasien.³ Der Topos vom nach dem Kampf unbrauchbaren Schwert taucht auch in der keltisch-irischen Mythologie auf, wenn in der Sage *Cath Maige Tuired* der Schmiedegott Goibniu die Schwerter und Speere der Tuatha Dé Danaan nach jedem Kampf repariert.

Wo auch immer der Ursprung von Polybios' Kommentar liegen mag, die metallographische Evidenz⁴ zeigt, dass er immerhin bis zu einem gewissen Grad Recht hatte. Etwa ein Drittel der metallographisch untersuchten Schwerter war von relativ schlechter Qualität, wie von Polybios beschrieben. Es ist auch möglich, dass auch qualitativ bessere Schwerter im Kampf einmal oder mehrfach versagt haben. Dennoch bleibt das Faktum, dass keltische Krieger Schrecken in ganz Italien, Spanien, auf dem Balkan und in Kleinasien verbreitet haben.

Es gibt Latène-Schwerter, besonders gut erhalten aus Gewässern wie bei La Tène oder Port in der Schweiz, welche Scharfen und lange Kratzer von Hieben aufweisen. Die Ansammlung von Schwertfunden aus Gournay, Faye l'Abbesse und Nalliers weist eine Menge Schwerter auf, die Scharfen an den Schneiden haben. Diese sind meist entlang der Schneiden konzentriert, nahe der Spitze und symmetrisch auf beiden Seiten verteilt. Es gibt dazu zwei Sichtweisen: einerseits, dass die Schwerter rituell unbrauchbar gemacht wurden – als Teil des rituellen ›Tötens‹ der Waffe, deren Funktion als solche beendet war und als Deposition in Gewässern und Mooren als Opfer oder als Beigabe des toten Besitzers unbrauchbar gemacht in den Boden gelangte. Andererseits, dass die Scharfen eine Evidenz sowohl des Kampfes als auch des Trainings darstellen. Dabei ist zu beachten, dass kleinere Scharfen in der Mitte der Klinge von offensiven Schlägen und tiefere am oberen Ende nahe der Stange von defensiven Schlägen stammen.⁵

›Keltische‹ Schwerter waren also durchaus kampftauglich, wenngleich moderne naturwissenschaftliche Untersuchungen bei einem Teil der Waffen mindere Qualität bestätigen. Dennoch zeugen viele Schwertfunde mit Kampfspuren von ihrem intensiven Einsatz in Kampf und Training.

Anmerkungen

1 Polybios, *Historiai*, 2, 33, 3.

2 Pleiner 1993, 158.

3 Pédech 1970.

4 Pleiner 1993; Ramsel und Herdits 1998.

5 Gebühr, 1980.

Literatur

- Gebühr 1980 = Gebühr, Michael: Kampfspuren an Waffen des Nydam-Fundes, Beiträge zur Archäologie Nordwestdeutschlands und Mitteleuropas, Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens, 16 (1980), 69-84.
- Gordon 1953 = Gordon, D.H.: Fire and the Sword: the Technique of Destruction, *Antiquity* 27 (1953), 149-153.
- Karl 2004a = Karl, Raimund: Altkeltische Sozialstrukturen anhand archäologischer, historischer, sprachlicher und literarischer Quellen, Habilitationsschrift Wien/Bangor 2004.
- Karl 2004b = Karl, Raimund: Die Kelten gab es nie! Sinn und Unsinn des Kulturbegriffs in Archäologie und Keltologie, in: Karl, Raimund: Archäologische Theorie in Österreich – Eine Standortbestimmung, AKT – Arbeitskreis Theorie in der Archäologie 1, Wien 2004, 7-35.
- Kossack 1959 = Kossack, Georg: Südbayern während der Hallstattzeit, Römisch-Germanische Forschungen 24, Berlin 1959.
- Pédech 1970 = Pédech, Paul: Polybe, *Histoires* III., Paris 1970.
- Pleiner 1993 = Pleiner, Radomír: *The Celtic sword*, Oxford 1993.
- Ramsl und Herdits 1998 = Ramsl, Peter C. und Herdits, Hannes: Technotypologische Untersuchungen an Eisenobjekten im latènezeitlichen Gräberfeld von Pottenbrunn, NÖ, *Archäologie Österreichs*, 9/2 (1998), 59-65.
- Sievers 1980 = Sievers, Susanne: Die mitteleuropäischen Hallstattdolche. Ein Beitrag zur Waffenbeigabe im Westhallstattkreis, *Kleine Schriften aus dem Vorgeschichtlichen Seminar Marburg* 7, 1980.
- Stöllner 1998 = Stöllner, Thomas: Grab 102 vom Dürrnberg bei Hallein. Bemerkungen zu den Dürrnberger Kriegergräbern der Frühlatènezeit, *Germania*, 76 (1998), 67-176.

Schwertbewaffnung

Entwicklung einer Waffe vom Ende der Spätantike bis zum Beginn des Hochmittelalters

MARTIN OBENAU

Der Ursprung der Schwertbewaffnung der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters in der römischen Kaiserzeit – der archäologische Befund

In der älteren römischen Kaiserzeit (Stufe B 1 nach Eggers, ca. 0/10-20/30 n. Chr.) treten zweischneidige Langschwerter (*spathae*) zahlenmäßig stark hinter die von den Legionen sowie deren Hilfskontingenten, den Auxiliartrouppen, verwendeten Kurzscherter (*gladii*) zurück. Vorerst können Langschwerter, auch nach der Auskunft von Grabsteinen, vor allem der Kavallerie zugeordnet werden und waren ihrer unterschiedlichen Form nach sowohl zum Hieb als auch zum Stich geeignet. Auch in der Bewaffnung von germanischen Völkerschaften scheint das lange Schwert auf spätlatènezeitlichen Einfluss zurückzuführen zu sein, verschwindet aber bereits im 1. Jh. n. Chr. wieder weitgehend aus der Waffenausstattung. Durch römische Vermittlung erscheinen vermehrt Kurzscherter im Elbgebiet, die in erster Linie zum Stich geeignet sind. Daneben sind auch *gladii* im nördlichen Germanien bekannt, die teilweise als lokale Nachbildungen zu erachten sind. Aber auch einschneidige kurze Schwerttypen mit Griffplatten, deren Ursprung eher im autochthonen Milieu der nördlichen und östlichen *Germania libera*, des »freien Germanien«, seit der vorrömischen Eisenzeit zu erkennen ist, treten ab dieser Zeit wieder vermehrt auf.¹

Etwa um diese Zeit beginnt sich der Terminus *spatha* für das Langschwert einzubürgern. So verwendet ihn unter anderem Plutarch (46-120 n. Chr.) zur Bezeichnung der Bewaffnung der Kimbern und Teutonen und Cassius Dio (150-235 n. Chr.) für die der Sueben unter Ariovist. Tacitus stellt *gladius* und *pilum* der Legionen der *spatha* und der *hasta* der Hilfstruppen gegenüber. Um 400 n. Chr. nennt Vegetius den »langen *gladius*«, der »*spatha*«, und den »kurzen *gladius*«, der »*semispatha*« genannt wird, als Rüstung von Schwerbewaffneten.²

Ab der früheren Phase der jüngeren römischen Kaiserzeit (Stufe B2 bis C1 nach Eggers, ca. 50/60 bis 200/210 n. Chr.) werden verhältnismäßig lange

und sehr breite Schwerter zunehmend häufiger, was mit der zahlreichen Aufnahme von Auxiliärtruppen zusammenhängen dürfte. Daneben kommen auch noch lange Schwerter mit rapierartiger, langer, schmaler Klinge vor. Typisch sind auch die sogenannten ›Ringknaufschwerter‹ (nicht zu verwechseln mit den ›Ringschwertern‹ der Völkerwanderungszeit), die sowohl als römische Originale als auch als Imitationen Eingang in Waffengräber in der *Germania libera* finden, und die im Gegensatz zu anderen römischen Schwerttypen eine kurze eiserne Parierstange besitzen. Hier ist möglicherweise auch aufgrund der noch starken Differenzierung der Klingentypen eine Unterscheidung zwischen kürzeren Infanterie- und längeren Kavalleriewaffen möglich.³ Zahlreich treten jetzt auch Klingenmarken (Symbole und figurale Darstellungen) auf, die auch inkrustiert sein können.⁴

In der jüngeren Phase der jüngeren römischen Kaiserzeit (Stufe C2 nach Eggers, ca. 250/260-310/320 n. Chr.) werden die Klingen der *spathae* wieder etwas schmaler sind aber auch weiterhin zum Stich und zum Hieb geeignet. Wie auch in den vorhergehenden Phasen sind die Querschnitte häufig durch mehrfache Hohlschliffe gegliedert. Die späte römische Kaiserzeit, (Stufe C3 nach Eggers, ca. 310/320-350/360 n. Chr.) ist neben den älteren und noch in Gebrauch stehenden Klingenformen vor allem durch neue standardisiertere Typen geprägt. Diese Schwerter haben meist einen sechskantigen oder linsenförmigen Querschnitt, aber es kommen auch schon einfache Hohlschliffe vor, die bereits die Entwicklung zu den frühvölkerwanderungszeitlichen *spathae* vorwegnehmen.

Die Masse der Schwerter der jüngeren römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit ist aus den Opfermooren Jütlands und Südschandinaviens bekannt und entstammt der römischen Produktion. Grabfunde sind in der *Germania libera* überhaupt selten und nur in gewissen Regionen häufiger belegt (z.B. Oder-Weichsel-Gebiet, Lausitz und Skandinavien).

Die Weiterentwicklung der *spathae* in der Völkerwanderungs- und der Merowingerzeit

Den eigentlichen Übergang zur Völkerwanderungszeit, (Stufe D nach Eggers, ab 350/360 n. Chr.) bilden die schweren und breiten *spathae* vom Typ Osterburken-Vrasselt, die auch schon mitunter einen breiten Hohlschliff besitzen. Ihre Herstellung wird in spätantiken Werkstätten in Nordgallien angenommen. Rapierartige Klingen sind nun verschwunden. Überliefert sind derartig schwere Waffen vor allem aus Grabfunden, die sich in der zweiten Hälfte des 4. und im 5. Jh. entlang des Mittel- und Niederrheins in Nordgallien, Belgien

und aus dem alamannischen Südwestdeutschland häufen.⁵ Hier werden sie mit der Ansiedlung von Föderaten (Verbündeten) zur Verteidigung des Limes in Zusammenhang gebracht.⁶ Diese Tradition setzen auch die Schwerter vom Typ Hemmingen/Krefeld Gellep von der Mitte bis zur zweiten Hälfte des 5. Jh. fort, die sich schon bis nach Pannonien ausbreiten.

Vorerst sind die Handhaben der Waffen noch bis in die frühe Merowingerzeit (Stufe A und B nach Menghin, ca. 480-520) hinein vor allem aus organischen Materialien gefertigt und bestehen aus einem oberen und unteren Querstück, das als Parierplatte ausgebildet sein kann, stehen somit noch in spätrömischer Tradition. Das Griffstück, die sogenannte ›Hilze‹ ist gegen das Abrutschen, ähnlich wie bei den römischen Schwertern, horizontal gegliedert. In Skandinavien sind vermehrt sanduhrförmige Hilzen aus den Opfermooren bekannt. Metallene Parierstangen und Knäufe fehlen weitgehend. Wenn Knäufe vorhanden sind, sind sie sehr klein und pyramidenförmig oder stellen lediglich boot- oder tierkopfförmige Griffabschlüsse dar (die, nicht mit der Griffangel verbunden, am oberen Querstück angenietet und vor allem für den Norden typisch sind⁷), wodurch der Schwerpunkt der Klinge mangels eines Gegengewichtes sehr weit vorne liegt. Die Klingen dieser Schwerter sind im Vergleich zu manchen römischen Waffen kaum damasziert. Wenn dies der Fall ist, weisen sie eher einfachen Streifendamas auf.⁸

Eine andere Entwicklungslinie in der Bewaffnung der Völkerwanderungszeit machen die östlichen, attilazeitlichen Schwerttypen deutlich, die vor allem aus dem Karpatenbecken und den westlich angrenzenden Regionen des späten 4. und beginnenden 5. Jh. bekannt sind. Sie sind verhältnismäßig lang aber schmal (ca. 100 cm lang, bei einer Breite von meist nur 4 bis maximal 5 cm) und besitzen im Vergleich zu den westlichen Formen eine relativ lange schmale Parierstange aus Eisen. Mitunter sind die Parierstangen der Schwerter dieses Typs auch mit in Cloisonnétechnik verzierten Platten besetzt. Im Vergleich zu den schweren, kopflastigen Waffen, die noch in spätantiker Tradition stehen, machen sie einen differenzierten Fechtstil möglich – auch vom Pferderücken aus.

Häufiger wird ab dieser Zeit auch der *sax*, eine messerartige Stichwaffe. Ihre Herleitung aus den einschneidigen Schwertern der vorrömischen Eisenzeit und der römischen Kaiserzeit der Germania ist unwahrscheinlich.⁹ Frühe, verhältnismäßig selten nachweisbare Exemplare stammen aus attilazeitlichen Gräbern der ersten Hälfte des 5. Jh. aus dem östlichen Mitteleuropa. Diese meist sehr schmalen Langmesser (2,5-3,5 cm Breite) lassen sich in eine längere (45-65 cm) und eine kürzere Variante (30-45 cm) unterteilen. Ihre Funktion als Hiebwaffe darf aufgrund des geringen Gewichtes und der geringen Gesamtlänge bezweifelt werden. Eher wurden sie zum Stechen und

Schneiden, möglicherweise auch als Wurfmesser verwendet – stellten also eine klassische Mehrzweckwaffe dar. Die kombinierte Verwendung von *sax* und der eher zum Hieb geeigneten *spatha* dieser Zeit erscheint nahe liegend.¹⁰ Vereinzelt treten derartige langschmale Saxe (»Goldgriffspathen«) auch in meist reich ausgestatteten Gräbern im Westen auf (z.B. Tournai, Pouan, Lavoy). Danach verschwinden sie sowohl im Osten als auch im Westen um 500 aus der Grabausstattung.¹¹

In der frühmerowingerzeitlichen Bewaffnung lassen sich »Kurzsaen« (20-25 cm) ab der Mitte des 5. bis in die erste Hälfte des 6. Jh. in Gräbern nachweisen. Sie sind wohl auf größere spätantike bis völkerwanderungszeitliche Messer zurückführen, die unter anderem in Kriegergräbern in Gallien auftreten (siehe auch Spathen in spätantiker Tradition).¹² In der zweiten Hälfte, und vor allem am Ende des 5. Jh. wird in Mitteleuropa durch die Gruppe der sogenannten »Goldgriffspathen« eine gehobene Krieger- bzw. Adelsschicht deutlich fassbar. Das obere und untere Querstück dieser markanten Waffen ist häufig in Cloisonnée-Technik gearbeitet und reich mit Almandinen verziert. Knäufe sind selten üblich bzw. nicht sehr ausgeprägt.¹³ Das Überziehen der Hilze mit Metall (siehe auch die silbernen Griffmanschetten an einer attilazeitlichen *spatha* aus Wien Leopoldau¹⁴), der Almandinbesatz sowie die Beigabe von schmalen, langen Saxen machen östliche Traditionen wahrscheinlich (Blučina¹⁵, Apahida).

In der mittleren Merowingerzeit (Stufen C und D nach Menghin, ca. 530-620) ändert sich die Form der Spathaklingen kaum und weist weiterhin nahezu parallele Schneiden auf, die zum Ort hin stumpf einziehen, was die Waffe eher zum Hieb als zum Stich geeignet erscheinen lässt. Allerdings findet sich ab dieser Zeit häufiger die Damasizierung (fournierter Torsionsdamast, also eine nur dünne Damastschicht, die auf dem Stahl- oder Eisenkern aufgeschweißt ist).¹⁶ Das obere und untere Querstück wird nun zunehmend an Ober- und Unterseite mit Metallplatten verkleidet, was die Stabilität des Gefäßes wesentlich erhöhte. Die Knäufe sind nun meist aus Eisen oder Buntmetall, haben trapezförmige Gestalt und sind bereits häufig mit der Griffangel vernietet¹⁷ – stellen also nicht mehr nur einen ornamentierten Aufsatz des oberen Querstückes dar, wie in der Stufe zuvor. Anfänglich noch almandinverzierte Stücke werden im späten 6. und im 7. Jh. von Tierstilornamentik¹⁸ und Tauschierung abgelöst.

Auf qualitätvolleren Knäufen sind etwa ab der Mitte des 6. Jh. auch des Öfteren ineinander geschlungene Ringe aus Gold oder später häufiger aus Silber¹⁹ angebracht (»Ringschwerter«). Waffen mit derartigen Knäufzierden streuen von England und Nordfrankreich bis Italien und von Süddeutschland bis Skandinavien und verdeutlichen dadurch die engen Beziehungen der Eli-

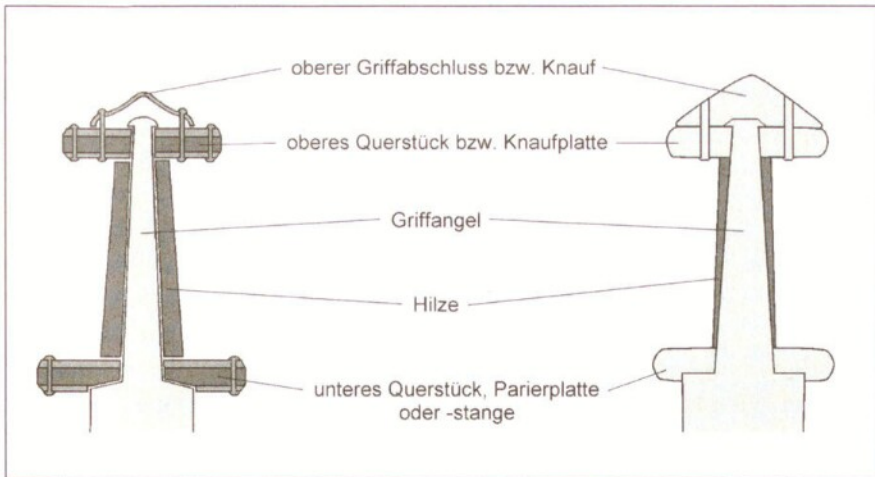


Abb. 1: Gefäßkonstruktionen der mittleren Merowinger- und frühen Karolingerzeit
Mit den Bezeichnungen ihrer Bestandteile.

ten in diesem weiten Raum.²⁰ Die Ringschwerter können somit wohl als die Nachfolger der Goldgriffspathen um 500 als symbolträchtige Waffe der Oberschicht angesprochen werden.

Ab der Mitte des 6. Jh. ist auch eine Weiterentwicklung in der Saxbewaffnung zu bemerken. Sind es vorerst Typen, die als ›Schmalsaxe‹ (›Schmalsax I‹ und ›II‹) bezeichnet werden, geht ab dem späten 6. Jh. die Entwicklung in Richtung ›Breitsax‹. Seine Varianten werden als ›leichter‹ und ›schwerer Breitsax‹ bezeichnet und sind sowohl mit einem Breiten als auch Längenwachstum der Klinge verbunden. Bestimmend werden sie vor allem für das 7. Jh., wo sie häufig mit Lanzen, aber auch mit Schwertern zusammen vorkommen. Mit der Entwicklung des ›schweren Breitsaxes‹ etwa ab dem Ende des 1. Drittels des 7. Jh. lässt sich wahrscheinlich schon eine Änderung in der Verwendungsweise ablesen, die ihn nun nicht mehr nur zum Stich, sondern auch zum Hieb geeignet erscheinen lässt (Gesamtlängen bis 70 cm).²¹ Seltsam erscheint lediglich die im Verhältnis zur Klinge häufig stark verlängerte Griffzunge und das teilweise sehr hohe Gewicht von bis zu 1,5 kg!

Ab der späten Merowingerzeit (Stufen E und F nach Menghin, ca. 630/650-680) ist wieder ein deutlicher Wandel im Erscheinungsbild des Schwertes feststellbar, der wiederum vor allem durch die Montierung des Gefäßes deutlich wird. Das obere und untere Querstück wird zunehmend massiver und ist an Ober- und Unterseite mit organischem Material belegt, was ein Unterscheidungsmerkmal zu den metallverkleideten Stücken der mittlere-

ren Merowingerzeit darstellt. Die aus tauschiertem Eisen oder Buntmetall gearbeiteten Knäufe werden zunehmend hochgewölbt und massiver. Sie zeigen bei drei- bis fünffacher Gliederung meist endständige Tierköpfe, Tierstil II-Ornamentik und sind häufig mit der Griffangel vernietet.²² Qualitätvolle Waffen der Elite sind häufig mit gegossenen Silberknäufen mit Nielloeinlagen ausgestattet und weisen eine ähnliche Verbreitung wie die ›Ringschwerter‹ auf.²³

In dieser Stufe sind noch vermehrt ›Breitsaxe‹ nachweisbar, die erst im ausgehenden Drittel des 7. Jh. zunehmend von einem neuen Saxtyp, dem ›Langsax‹ abgelöst werden. Die Klinge ist nun wieder schlanker und länger, sie ist meist schmiedetechnisch aufwändig gestaltet und nun wieder vorzüglich zum raschen, gezielten Stoß geeignet. Die Weiterentwicklung dieses Saxtyps dauert noch bis in die Karolingerzeit fort.²⁴

Der Übergang zur Karolingerzeit und die weitere Entwicklung

Die zuvor beschriebenen Schwerter der späten Merowingerzeit nehmen vor allem in der Gestaltung des Gefäßes die Entwicklung zu den frühkarolingerzeitlichen Spathen vorweg, die etwa um die Mitte des 8. Jh. als abgeschlossen zu betrachten ist. Das obere und untere Querstück weist etwa um 700 keine organischen Bestandteile mehr auf und ist aus massivem Eisen gearbeitet. Die Knäufe sind am Beginn mit der Griffangel vernietet (Konstruktionstyp I), erst später, im 9. Jh. überwiegt wieder die Befestigung am oberen Querstück mittels zweier Nieten oder einer Klammer (Konstruktionstyp II).²⁵ Am Anfang dieser Entwicklung stehen um 670/80 und in der frühen ersten Hälfte des 8. Jh. die noch als spätmerowingisch einzuordnenden Schwerter vom Typ Schlingen, gefolgt von jenen des Typs Niederramstadt-Dettingen-Schwabmühlhausen mit noch verhältnismäßig kleinen, schmalen und unverzierten Knäufen und massiver Parierstange aus Eisen (Stein, Gruppe A und A/B).²⁶

Spathen vom Typ Haldenegg (Stein, Gruppe B, 1. H. 8. Jh.) mit profiliertem, tauschierten Knauf leiten vor der Mitte des 8. Jh. zu den klassischen mehrfach gegliederten und hochdreieckigen frühkarolingerzeitlichen Knaufformen über (Typ Mannheim, Sondertyp 1 und 2, Typ Immenstedt und Altjührden, Typ B, H und K).²⁷ Qualitätsunterschiede sind, wie bereits in der Merowingerzeit über die Ausgestaltung des Gefäßes zu definieren. Neben unverzierten Knäufen kommen auch flächentauschierte Stücke und solche mit Parierstangeninschriften (Typ Mannheim und Typ K)²⁸ vor. Als Selten-

heit sind hochqualitative Gefäße mit Tauschierung und punktförmigen Almandineinlagen²⁹ zu nennen (Lembeck³⁰, Suffelweyersheim³¹, Lankern³² und aus der Ijssel bei Rheden³³). Mitunter sind auch noch an frühkarolingischen Schwertern endständige Niete an der Parierstange zu bemerken, die als typologisches Rudiment von merowingerzeitlichen Gefäßen gewertet werden können (Suffelweyersheim, Eggenstein-Leopoldshafen).³⁴

Ab dem Ende des 9. Jh. und vor allem im 10. Jh. treten in der Folge vermehrt einteilige unverzierte Knaufformen auf, die zu den ottonenzeitlichen Schwertern überleiten (Konstruktionstyp III nach Geibig 1991). Nur noch in wikingerzeitlichen Fundzusammenhängen und teilweise im osteuropäischen Raum ist auch im 10. Jh. vermehrt mit zweiteiligen Knäufen zu rechnen, die zum Teil noch prunkvoll verziert sein können (auch Drahtwicklungen auf der Hilze).³⁵ Auch die Länge der Parierstangen kann als chronologischer Indikator herangezogen werden. Während sie im 8. Jh. nicht über 9,5 cm hinausgehen, wachsen sie im 9. Jh. bis zu einer Spannweite von 13 bis 14 cm an.³⁶ Die Klingen werden vorerst breiter und länger – im Gesamterscheinungsbild wuchtiger – und besitzen einen breiten Hohlschliff. In Schwertern des späteren 8. und des 9. Jh. ist dann schließlich ein Wechsel zu bemerken – die Parallelschneidigkeit wird zunehmend aufgegeben. An ihre Stelle treten Klingen mit breiter Klingenwurzel, die sich zum Ort hin verzüngen, was eine bessere Ausgewogenheit zur Folge hat – Der Schwerpunkt rückt langsam ins obere Klingendrittel. Die Damaszierung, die schon bei fränkischkarolingischen Spathen nur noch Ornament war und keine technische Bedeutung mehr besaß (dünner Fournierdamast in der Hohlkehle), verschwindet in der zweiten Jahrhunderthälfte und im 9. Jh. zunehmend – an ihre Stelle treten homogene Stahlklingen.³⁷ Auch Klingenmarken aus Eisen oder Damast, deren Funktion als Herstellermarke diskutiert wird, treten im 8. Jh. erstmals auf, um im 9. und den darauffolgenden Jahrhunderten in Kombination mit Klingeninschriften auf homogenen Stahlklingen häufiger zu werden. Als bekannteste Inschrift ist der Name VLFBERHT zu werten, dessen Ursprünge noch im 8. Jh. bzw. »um 800« zu suchen sind, und der noch auf Schwertern der zweiten Hälfte des 10. Jh. vorkommt.³⁸

Die Entwicklung neuer, ausgewogener Klingentypen sowie die häufiger werdende Herstellung aus homogenem, qualitativ hochwertigem Stahl, möglicherweise auch in zentralisierten Werkstätten, könnte sich mit der Neuorganisation des Heeres durch Karl den Großen parallelisieren lassen. Auch der *sax* wird in dieser Zeit in den Kapitularien eindringlich als Zweitwaffe berittener Krieger gefordert.³⁹ Dass diese Forderung nicht von ungefähr kommt und scheinbar auch kaum Wirkung zeigte, belegt die archäologische Tatsache, dass »Langsaxe« im fränkischen Gebiet spätestens im 9. Jh. außer Ge-

brauch kamen. Der klassische frühkarolingische »Langsax« weist einen Ort auf, der in der Schneidenlinie liegt und erreicht mitunter Längen (mit Griff), die zeitgenössischen Spathen gleichen. Im sächsischen Raum nehmen diese Waffen zeitweilig den Platz der Schwerter ein, in der zweiten Hälfte des 8. Jh. kommen sie wieder parallel vor, schließen einander in Grabfunden aber aus.⁴⁰ Danach hat eine Weiterentwicklung dieses Waffentyps über das 9. Jh. hinaus nur noch im angelsächsischen Raum und in Skandinavien stattgefunden.⁴¹

Ottonenzeitliche Schwerter – Der Übergang zum Hochmittelalter

In der Ottonenzeit (919–1024) setzt sich jene Entwicklung fort, die sich bereits in der späten Karolingerzeit abzuzeichnen begann. Die Knäufe sind einteilig gearbeitet (Konstruktionstyp III), werden stark vereinfacht, weisen praktisch keine Verzierungen mehr auf und leiten somit zum hochmittelalterlichen Schwert über. Zweiteilige Schwertknäufe verschwinden um 900 im fränkischen Raum und kommen nur noch in Skandinavien und Osteuropa bis maximal ins 11. Jh. vor.⁴² Auch die Parierstangen werden weiterhin länger (bis 16 cm).⁴³ Die Klingen sind nur noch in den seltensten Fällen mit einer dünnen Fournierdamastschicht belegt und werden in der zweiten Hälfte des 10. Jh. deutlich länger und ausgewogener (Klingentypen 2-5).⁴⁴ Ebenfalls in diese Zeitspanne fällt der Wechsel von den VLFBERHT-Inschriften zu Inschriften, die den Wortstamm INGEL (meist INGELRII) enthalten und deren Produktionszeitraum bis in die erste Hälfte des 11. Jh. reichen dürfte. Auch die letztgenannten Inschriften bestehen noch aus Damast. Ihre Verbreitungsschwerpunkte liegen wiederum in Nordeuropa, aber auch im nun ungarisch dominierten Karpatenbecken wo sie zumindest zeitweilig mit der, für diesen Zeitabschnitt typischen, Säbelbewaffnung parallel laufen.⁴⁵

In einem Fall sind beide Herstellernamen auf einer damaszierten Klinge belegt, die somit als »Fälschung« zu identifizieren ist.⁴⁶ Weitere ornamentale Klingeneinlagen und Inschriften (oft auch Heilsanrufe, z.B. +INNOMINE-DOMINI+, +BENEDICTVSDEUSMEVS+, etc. oder weitere Herstellerinschriften, z.B. Name mit dem Zusatz MEFECIT) leiten schließlich zu den hochmittelalterlichen Schwertern über, bei denen der Damast als Einlagematerial langsam verschwindet und Bunt- und Edelmetallen Platz macht.⁴⁷

Die Saxbewaffnung, die im 9. Jh. in weiten Teilen Europas außer Gebrauch kommt, lebt nur noch im angelsächsischen Britannien (oft aufwendig deko-



Abb. 2: Klingeninschriften und ornamentale Klingeneinlagen.

riert) und in Skandinavien bis ins beginnende Hochmittelalter fort. Während auf den Britischen Inseln die Tradition der sächsischen Saxe mit dem Ort in der Schneidenlinie fortgesetzt wird, treten in Nordeuropa u.a. lange, einschneidige Waffen mit Spathagefäßen auf, deren Klingenspitze in der Rückenlinie liegt.⁴⁸

Das Schwert – Die Waffe des Adels?

Diese Thematik bildet in der Völkerwanderungszeit und im Frühmittelalter einen umfassenden Komplex an Fragestellungen, auf den in der hier gebotenen Kürze kaum ausführlicher eingegangen werden kann. Die Archäologie nähert sich dieser Problematik vor allem über die Grabfunde mit Waffenausstattung, die aber gerade am Ende der römischen Kaiserzeit und in der beginnenden Völkerwanderungszeit überaus spärlich gesät sind. Allerdings ist hier auch Vorsicht geboten, da die Grabausstattung nicht zwangsläufig die Tracht des Lebenden darstellen muss,⁴⁹ sondern auch zu Repräsentationszwecken gedient haben könnte. Die Gruppe der ›Bestattenden‹ inszeniert damit vor der Gruppe der ›Zuschauer‹ den Toten bzw. sich selbst. So treten z.B. um 400 n. Chr. u.a. im alamannischen Raum wieder häufiger Gräber mit Schwertbeigaben auf, die überdurchschnittlich ausgestattet sind.⁵⁰ Sie können wohl mit einer Kriegerschicht in Verbindung gebracht werden, die sich

am Rand eines spätantiken Staatswesens ihrer Stellung bewusst wurde und diese zunehmend ausbaute. Aber auch in den Opfermooren wurden teilweise reich verzierte Waffen und Ausrüstungsgegenstände versenkt, die meist römischer Herkunft sind und einer militärischen Oberschicht zugeordnet werden können.

Wesentlich deutlicher wird die Situation in der zweiten Hälfte des 5. Jh. Neben den noch zahlenmäßig seltenen einfachen Schwertern aus Grabfunden sind hier die bereits erwähnten ›Goldgriffspathen‹ auffällig, die in mehreren Fällen in überdurchschnittlich ausgestatteten Grabstätten gefunden wurden, deren bekanntestes wohl das Childerichgrab von Tournai ist. Sie weisen reiche Almandinverzierungen auf.⁵¹ Als Abzeichen, die den hohen sozialen oder auch militärischen Rang des Bestatteten herausstreichen, und die auf spätantike Symbolik zurückreichen, werden vor allem massive Zwiebelknopffibeln, goldene Handgelenksringe, Namens- und Siegelringe, aber auch ein Torques gesehen (Tournai, Pouan, Blučina, Apahida). Auffällig ist hier bereits die weite Streuung dieser gleichartigen Schwerttypen in ähnlich ausgestatteten Grabstätten über weite Teile Europas, die bereits eine gewisse Verknüpfung der Oberschichten untereinander nahe legt. Anzumerken ist an dieser Stelle auch die Sitte der Schwertanhänger und Schwertperlen, also von Amulettanhängern, die sich ab der attilazeitlichen Epoche vom Osten aus bis nach England verbreiten.⁵²

In der Folge setzt sich diese Entwicklung bis in die Karolingerzeit fort. Neben einfacheren Schwertern treten immer wieder solche auf, die eine hochqualitative Ausgestaltung zeigen,⁵³ und die in seltenen Fällen auch mit Grabstätten des Hochadels in Zusammenhang gebracht werden können (z.B. Tournai, Sutton-Hoo, Vendel).

In der mittleren Merowingerzeit übernehmen die ›Ringschwerter‹ den Platz der ›Goldgriffspathen‹. Sie unterscheiden sich von der Knaufform her praktisch nicht von den gleichalten Stücken, sind aber meist qualitätvoller gearbeitet und zusätzlich mit aufgesetzten, ineinander verschlungenen Ringpaaren verziert, deren Bedeutung weitgehend unklar und kaum auflösbar ist. Deutungen dieser symbolträchtigen Applikation gehen in die Richtung von königlichen Herrschaftssymbolen (adeliger Gefolgschaften) bis hin zu solchen einer Waffenbrüderschaft. Das häufige Auftreten derartiger Waffen von England bis Italien und Skandinavien legt die enge Kommunikation einer elitären Schicht nahe.⁵⁴ In der späten Merowingerzeit (7. Jh.) wird die Situation etwas unklarer. Die Stellung der ›Ringschwerter‹ scheinen Spathen mit Silberknäufen zu übernehmen, die in Tierstil II – Ornamentik mit Nielloeinlagen verziert sind und eine ähnliche Verbreitung wie die ›Ringschwerter‹ aufweisen.⁵⁵

Erst ab der Frühkarolingerzeit sind wieder deutlichere Qualitätsunterschiede zu bemerken. Während sich F. Stein in ihrer Arbeit über die Adelsgräber des 8. Jh. in Deutschland dieser Problematik v.a. über die Reichhaltigkeit der Grabausstattung und die Ausgestaltung des Begräbnisses zu nähern versuchte,⁵⁶ trat H. Vierck eine andere Beweisführung über die Qualität der Ausstattung an, die nicht unbedingt auf den ersten Blick ›reich‹ wirken muss.⁵⁷ Neben einfachen Schwertern mit unverzierten Eisengefäßen treten auch qualitativere Stücke mit flächiger Tauschierung auf. Eine weitere Qualitätsstufe darüber stehen wenige bekannte Schwerter, die sowohl tauschiert als auch mit kleinen gefassten Almandinen verziert sind und bereits weiter oben beschrieben wurden. Ein Vergleich bietet sich hier über Einhards Beschreibung Karls des Großen an. Während dieser im Normalfall ein Schwert trug, das mit Gold und Silber verziert war, kam eine weitere, mit Edelsteinen verzierte Waffe nur bei besonderen Festlichkeiten oder beim Empfang von Gesandtschaften zum Einsatz.⁵⁸ Markgraf Eberhard von Friaul vermachte seinen Söhnen im Jahr 867 mehrere Schwerter, die mit Edelmetall und kostbaren Steinen geschmückt waren.⁵⁹ Somit könnte auch der Besitz mehrerer Waffen und der teilweise unterschiedliche Qualitätsgrad der Ausstattung (Griffschmuck, Scheide aber auch Wehrgehenk) den hohen Rang des Besitzers widerspiegeln. Eine wertvolle Scheide konnte den Wert einer Waffe mehr als verdoppeln, wie in der *lex Salica* festgehalten wurde!⁶⁰

Am Ende der Karolingerzeit und in der Ottonenzeit wird die Unterscheidung zwischen Adel und Gefolgschaft aufgrund der Schwerter zunehmend schwieriger. Die Schwerter Mitteleuropas erscheinen stark vereinheitlicht, und aufwändige Prunkschwerter liegen in größerer Anzahl nur noch aus Skandinavien und Osteuropa vor. Grund dafür könnte das Ende der Waffenbeigabensitte im fränkischen Raum sein. Ähnliche aufwendig gestaltete bzw. traditionsreiche Waffen sind hier nur in kleiner Anzahl aus Kirchen- und Krönungsschätzen bekannt (z.B. Esslinger Domschatz und das Schwert des Heiligen Stephan in Prag, ›Jagdmesser Karls des Großen‹ und ›Säbel Karls des Großen‹ in Wien). Sie leiten bereits zu den Zeremonialschwertern des Hochmittelalters über.

Im Karpatenbecken des 10. Jh. verlief die Entwicklung nach einem etwas anderen Muster. Während die Elite noch längere Zeit mit der traditionellen Säbelbewaffnung und sonstigen Rangattributen bestattet, erscheinen in den Grablegen, die der militärischen Gefolgschaft zuzuweisen sein dürften, spätestens ab der Jahrhundertmitte vermehrt Schwerter westlichen Typs.⁶¹

Das Schwert als Symbol und ›ritueller‹ Gegenstand

Eng mit der Frage nach einer nur mit Schwierigkeiten zu fassenden ›Adelschicht‹ sind sowohl ikonographische und literarische, aber auch archäologische Beobachtungen zu verbinden, die das Schwert als Symbol und im weitesten Sinne als ›Ritualgegenstand‹ ausweisen. »Kostbare Waffen waren für Krieger dieser Zeit keine genormten Handelsartikel, sondern beseelte, heils-erfüllte und namenführende Dinge des persönlichen Besitzes.«⁶² Sie wurden durch Kontakte der Oberschicht in ganz Europa verbreitet.⁶³ Schenkungen der Eliten untereinander betreffen nicht nur Qualitätswaffen mit besonderer Ausstattung, sondern auch traditionsreiche Stücke mit teilweise mythischer Herkunft. So konnten auch alte und mitunter stark gebrauchte oder gar unbrauchbar gewordene Schwerter lange aufbewahrt, vererbt und auch für Zwecke der herrschaftlichen Legitimation genutzt werden⁶⁴, was auch in Sagas mitunter überliefert ist.⁶⁵ Als archäologischer Nachweis für die lange Weiternutzung alter Schwerter ist das Bootskammergrab aus Haithabu zu nennen, in dem zwei zeitgenössische Spathen mit einem etwa 100 Jahre älteren Stück beigegeben wurden.⁶⁶ Die Wertschätzung hochwertiger Waffen zeigt sich auch in den, in der Literatur genannten namentragenden Schwertern mit magischen Kräften und verklärter (Werkstätten-) Herkunft (Excalibur, Hrunting, etc.), aber auch in den Besitzerinschriften (z.B. »Audmund machte mich, Ásleik besitzt mich« oder »Dufnall Seehundskopf besitzt dieses Schwert«). Daneben wären auch Runeninschriften zu nennen, die den Sieg garantieren sollen und die mit den im hochmittelalterlichen Heilsanrufen zu parallelisieren sind, die von späteren Schwertern bekannt sind.⁶⁷

Ab der späten römischen Kaiserzeit bis in die frühe Völkerwanderungszeit sind Schwerter und Waffen insgesamt verhältnismäßig selten in Grabfunden belegt, dafür sind zahlreiche Belegexemplare aus den so genannten Mooropferplätzen Nordeuropas bekannt, die neben den anderen, oft stark gebrauchten bzw. unbrauchbar gemachten Waffen und Ausrüstungsgegenständen als Opferungen der Ausstattung geschlagener Heere interpretiert werden.⁶⁸ Nicht ohne weiteres können zahlreiche Flussfunde von frühmittelalterlichen Schwertern als intentionelle Opfer gesehen werden, da mannigfaltige Möglichkeiten denkbar sind, wie die Waffe an ihren Auffindungsort gelangt sein könnte.⁶⁹ Erst ab der Merowingerzeit beginnen Grabfunde wieder häufiger zu werden.⁷⁰ Auf die symbolträchtigen Ringverzierungen merowingerzeitlicher Schwerter wurde bereits weiter oben eingegangen. Auch den sogenannten ›Schwertperlen‹ wird symbolisch-magischer Charakter zugesprochen.⁷¹ Als so genannte *life-stones* treten sie uns auch in einigen Sagas entgegen. Im Fall des Schwertes Sköfnung, das Skeggi dem Grab des Königs Hrolf Kraki

entnahm, konnte dieser Stein Wunden heilen, die mit der magischen Waffe zugefügt wurden.⁷²

Ab der Karolingerzeit nehmen die Quellen für die rangindizierende Bedeutung der Schwerter deutlich zu. Spathen werden in bildlichen Quellen mitunter in ›zeremonieller‹ Haltung gezeigt, die auf eine Person von gehobener sozialer Stellung hinweisen. Als Person von Rang ist sicher der Schwertträger in einem Fresko in der karolingerzeitlichen Kirche St. Benedikt in Mals zu identifizieren. Er hält sein Schwert vor der Brust. Ein schräg um die Scheide gewickeltes Band wird als ›Friedensband‹ oder *fridbond* interpretiert, das das unheilbringende Zeigen der blanken Klinge symbolisch verhindern sollte.⁷³ Ähnliche Schwerthaltungen sind auch in weiteren, teilweise schon merowingerzeitlichen Bildquellen überliefert (Vendel, Gutenstein).⁷⁴ In der Darstellung von frühmittelalterlichen Königen erscheint das Schwert mitunter über das Knie gelegt, eine Haltung, die später auch die richterliche Gewalt symbolisieren kann.⁷⁵ Möglicherweise kann hier also schon von einem ›Reichsschwert‹ gesprochen werden⁷⁶, wie es im Hochmittelalter bekannt wird und den Herrschaftsanspruch signalisiert. In allen diesen Fällen befindet sich die Waffe in der Scheide.

Im Fall von Tassilo III. ist die Schwertabnahme bei dessen Absetzung im Jahr 788 überliefert. Ob es sich bei dieser Waffe um eine alte herzogliche Insignie oder um ein königlich-karolingisches Investitursymbol handelte, muss dahingestellt bleiben.⁷⁷

Neben diesen Schwertern, die eindeutig als Waffen der Oberschicht bzw. gehobenerer Schichten angesehen werden können, sind auch zahlreiche Schrift- und Bildquellen bekannt, die auch, wohl weniger aufwändig gestaltete, Schwerter für die Kriegergefolgschaft (*milites*) belegen. Weniger gut Gerüsteten fehlt die *spatha* und wird durch andere, in der Rangordnung darunterstehende Waffen, bis hin zum einfachen Knüppel (*baculum*) ersetzt.⁷⁸ Somit erscheint das Schwert als Kriegswaffe in den meisten gut gerüsteten Kriegerschichten und erfährt vor allem im Laufe des Frühmittelalters eine zunehmende symbolische Bedeutung im Bezug auf die Herrschergewalt und Legitimation der Eliten und des Hochadels, eine Entwicklung, die in den Reichsschwertern des Hochmittelalters gipfelt.

In der Grabausstattung ist auch in einigen Fällen das Verbiegen von karolingerzeitlichen Schwertern, vor allem in Brandgräbern des Nordseeraumes, dokumentiert (Dunum, Middels, Schortens, Zetel).⁷⁹ Ein ritueller Zweck (Unbrauchbarmachung?), wie es bei den häufigeren latènezeitlichen Funden angenommen wird, erscheint unwahrscheinlich. Eher ist an eine leichtere Unterbringung in der kleineren Grabgrube eines Brandgrabes zu denken, da in den Körpergräbern derselben Bestattungsplätze, die sich chronologisch

nur geringfügig von den Brandgräbern unterscheiden, keine derartigen Manipulationen vorliegen. Voraussetzung für das Zusammenbiegen der Waffen war das vorhergehende Ausglühen am Scheiterhaufen, was sonst bei der zunehmend verbesserten Stahlqualität ab der Karolingerzeit unmöglich gewesen wäre. Lediglich im nördlichen Karpatenbecken liegen aus dem Gräberfeld von Hurbanovo-Bohatá zwei Schwerter aus Reiterbestattungen vor, die einen leichten Knick in der Klingenmitte aufweisen, der intentionell sein könnte.⁸⁰

Mitunter sind auch, vor allem in der Merowingerzeit, Beraubungen von Grabstätten zu bemerken die nicht allzu lange nach der Grablege stattgefunden haben können, und die auch die Waffenausstattung betreffen. Ob hier gezielte Entnahmen vorliegen, wie sie in Sagatexten genannt werden (z.B. die Entnahme des Schwertes Sköfnung durch Skeggi aus dem Grab von Hrolf Kraki bei Roskilde) muss dahingestellt bleiben.⁸¹ In solchen Fällen ist überliefert, dass die entnommenen Waffen (meist Schwerter, Lanzen und Kettenhemden) an Nachkommen oder Gefolgsleute weitergegeben wurden.⁸²

Das Schwert als Handelsobjekt und Luxusgegenstand

Frühe Rückschlüsse auf den Waffenhandel im umrissenen Zeitraum geben römische Schwerter in der *Germania libera*. Daneben ist auch von Imitaten dieser begehrten Waffen auszugehen, die in der Folge die Entwicklung des Schwertes in Europa beeinflusst. Spätromische Schwerter liegen aus den Opfermooren Nordeuropas bis in die Völkerwanderungszeit hinein vor, wo sie vor allem durch Klingenmarken als »echte« Handelsware identifiziert werden können. In der Merowingerzeit sind Hinweise auf den eigentlichen Waffenhandel kaum belegt. Indirekt könnte man ihn aus gleichartigen Schwerttypen erschließen, die über weite Teile Europas streuen. Andere Möglichkeiten, die gerade die Oberschicht und deren Gefolgschaften betreffen, sind aus der Literatur bekannte Schenkungen wertvoller Waffen.⁸³ Deutlicher wird das Bild in der Karolingerzeit, wo der Handel und mitunter auch der Waffenhandel in Kapitularien zu reglementieren versucht wird (z.B. *Edictum Pistense* von 864⁸⁴ und das *Diedenhofer Kapitular* von 805⁸⁵). Auch Preise werden in diesem Zeitabschnitt zum ersten Mal greifbar.⁸⁶

Neben morphologischen Ähnlichkeiten nehmen vor allem die bereits erwähnten Klingeninschriften eine wichtige Stellung als Indikator für den Handel ein. Die vor allem für das 9. bis 10. Jh. belegten etwa 120 bekannten VLFBERHT-Klingen, für die eine Herstellung im niederfränkischen Gebiet angenommen wird,⁸⁷ streuen über ganz Europa und haben überlieferungsbe-

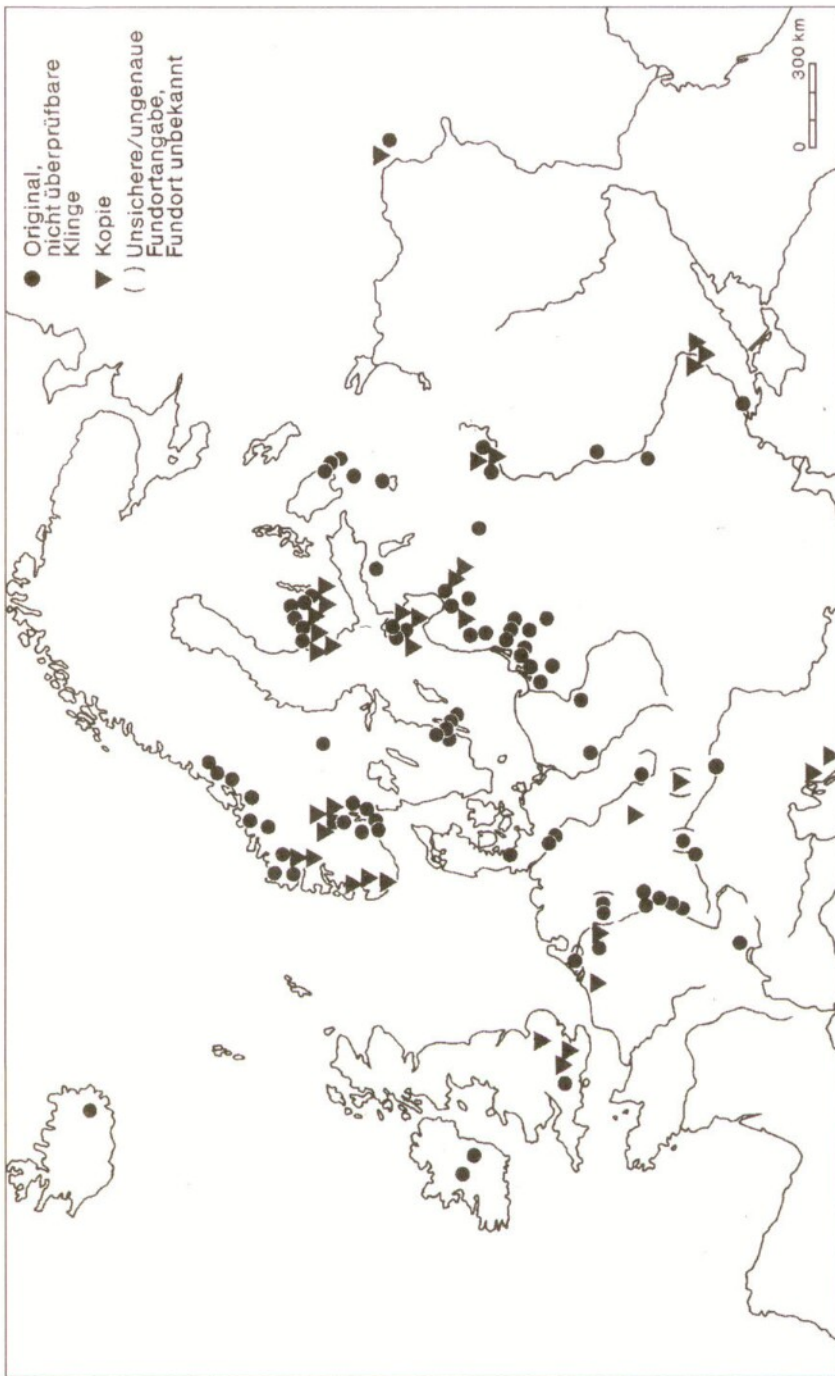


Abb. 3: Verbreitung der VLFBERHT-Inschriften (nach Geibig 1991, ergänzt)

dingte Schwerpunkte in Nordeuropa (die Beigabensitte bleibt länger bestehen). Aufgrund von Abweichungen und fehlerhaften Inschriften werden hier auch »Fälschungen« angenommen. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass die ursprüngliche Herstellerinschrift, über die 200 Jahre ihrer Laufzeit hinweg, die Bedeutung einer Trademark für einen gewissen Qualitätsstandard von homogenen Stahlklingen erhielt.⁸⁸

Eine ähnliche Verbreitung wie die vorher genannte, allerdings mit einem neuen Schwerpunkt in Osteuropa, zeigen auch die ab der zweiten Hälfte des 10. Jh. in geringerer Zahl bekannten Schwerter, mit Inschriften, die den Wortstamm INGEL- enthalten, und für die ebenfalls eine Herstellung im fränkischen Raum angenommen wird. Die im Karpatenbecken auftretenden Schwerter weisen auch neben einfachen unverzierten auch aufwändig gestaltete Gefäße auf, die Verbindungen nach Skandinavien oder in die Kiever Rus wahrscheinlich machen (Drahtwicklung an der Hilze, zweiteilige Knäufe, Beingefäße).

Auf den Handel mit Klingen könnten in diesem Raum auch zwölf aus dem Karpatenbecken bekannte Schwertklingen hinweisen, deren Griffangel durch Umschmieden und Lochen für die Aufnahme eines Säbelgefäßes umgestaltet wurde.⁸⁹ Ähnlich ist auch die Situation bei den wikingerzeitlichen Schwertern mit Klingeninschrift. Während die oft reich verzierten Gefäße als lokale Erzeugnisse angesehen werden können, ist wohl ein großer Teil der Klingen als Importgut zu klassifizieren. Auf die getrennte Herstellung von Klinge und Gefäß weisen auch Parierstangeninschriften hin, die u.a. in mehreren Fällen den Namen HILTIPREHT nennen, der wohl als Gefäßmacher in Frage kommt.⁹⁰ Weitere archäologische Kriterien für den fränkischen Waffenexport führt Solberg für Skandinavien an.⁹¹

Glossar

Almandin: Intensivroter, transluzider Halbedelstein. Gehört zur varietätenreichen Gruppe der Granate. Seine Hauptvorkommen liegen im östlichen Mitteleuropa und im Orient. Besondere Bedeutung erhält er in Europa im Rahmen der Cloisonnétechnik/Zelleneinlage in der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit.

Cloisonnétechnik/Zelleneinlage: In ein auf einer Grundplatte fixierten System aus Metallstegen wird mit einem Sand-Eiweiß-Zement gefüllt. Darüber liegt in vielen Fällen eine gewaffelt geprägte Goldfolie, die den Untergrund für den eigentlichen Zierstein (meist Granat/Almandin), aber auch

Glas bildet. Das Breitschlagen der Stegoberkanten verhindert das Ausfallen der Einlagen. In Mittel-, Nord- und Osteuropa ist diese Technik vor allem in der Völkerwanderungszeit und im Frühmittelalter populär und läuft in etwa um 700 aus.

Damast/Damaszierung: Schmiedetechnik. Durch Feuerverschweißen werden kohlenstoffreiche (Stahl-) und kohlenstoffarme (Eisen-) Stäbe verbunden. Man unterscheidet vor allem Streifendamast (linear verbundene Bahnen) und Torsionsdamast (linear verbundene und um die eigene Achse gedrehte Bahnen). Durch anschließendes Schleifen und Ätzen werden die typischen Farbschattierungen des Metalls erreicht (wurmbunt). Der eigentliche Hauptzweck besteht aber in der Erzeugung flexibler, bruchsicherer Verbundklingen mit harten Schneidenkanten. Dabei wird zwischen Volldamast (damaszierter Klingenkern mit angesetzten Stahlschneiden), Schichtendamast (auf einen homogenen Stahlkern werden Damastbahnen aufgeschweißt und daran Stahlschneiden angesetzt) und Fournierdamast (in die Kehlungen einer homogenen Stahlschneide werden dünne Damastbleche eingeschweißt, die meist nur noch schmückende Funktion besitzen) unterschieden. Diese Technik wird erst im späten Früh- und beginnenden Hochmittelalter durch die Erzeugung homogener Stahlklingen abgelöst.

Niello: In gravierte Vertiefungen eingeschmolzene, glänzend schwarze, nicht-metallische Masse, die in mehreren Arbeitsschritten aus Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax zusammengemengt wird. Dient zur Oberflächenveredelung von Silbergegenständen und wird auch als ›Schwefelsilber‹ oder ›Tulasilber‹ bezeichnet.

Rapier/rapierartig: Eigentlich die Bezeichnung für den in der Neuzeit (16. bis 18. Jh.) aufkommenden, schlanken Stoßdegen mit starrer, im Querschnitt oft rhombischer oder elliptischer Klinge (vom franz. *rapière*). In der Ur- und Frühgeschichte wird dieser Terminus seit der Bronzezeit (mykenischer Rapier) für die langschmalen, vor allem zum Stoß geeigneten Klingen von Schwertern gebraucht.

Tauschierung: In gravierte lineare Vertiefungen oder auf eine aufgerauhte Oberfläche werden Bunt- oder Edelmetalldrähte bzw. -bleche eingehämmert. Durch anschließendes Schleifen wird die Oberfläche geglättet und der gewünschte bi- oder polychrome Effekt erhalten.

Anmerkungen

- 1 Watt 1994, 304 ff. sowie Menghin 1983, 12.
- 2 Menghin 1983, 15.
- 3 Biborski 2004a, 553 ff. sowie Biborski 1994, 109 ff.
- 4 Menghin 1983, 14.
- 5 Menghin 1983, 14 f.
- 6 Biborski 2004a, 553 ff.
- 7 Menghin 1983, 63.
- 8 Biborski 2004b, 563 ff.
- 9 Westphal 2004, 541.
- 10 Friesinger, Szameit 1984, 150 ff.
- 11 Westphal 2004, 541. sowie Friesinger, Szameit 1984, 150 ff.
- 12 Westphal 2004, 541 f.
- 13 Menghin 1983, 82.
- 14 Friesinger, Szameit 1984, 149.
- 15 Tihelka 1963, 495 ff.
- 16 Steuer 2004a, 575.
- 17 Menghin 1983, 136.
- 18 Roth 1986, 135 ff.
- 19 Steuer 2004a, 587.
- 20 Steuer 2004a, 589 f.
- 21 Westphal 2004, 542 f.
- 22 Menghin 1983, 136. sowie Steuer 2004a, 577.
- 23 Steuer 2004a, 589 f.
- 24 Westphal 2004, 543 ff.
- 25 Geibig 1991, 90 ff und Abb. 24.
- 26 Menghin 1980, 254.
- 27 Menghin 1980, 256 und Abb. 26.
- 28 Menghin 1980, 261 ff.
- 29 Vierck 1980.
- 30 Vierck 1980, Abb. 2. sowie Geibig 1991, Taf. 103.
- 31 Menghin 1980, Abb. 5. sowie Geibig 1991, Taf. 67.
- 32 Geibig 1991, Taf. 100.
- 33 Menghin 1980, Abb. 18.
- 34 Geibig 1991, Taf. 52 und Taf. 67.
- 35 Geibig 1991, 182.
- 36 Geibig 1991, 182.
- 37 Menghin 1980, 266 ff. sowie Geibig 1991, 154.
- 38 Menghin 1980, 229 und 268.; Geibig 1991, 154 ff. sowie Steuer 2004c, 601 ff.
- 39 Last 1972, 79.
- 40 Westphal 1999, 245 ff.
- 41 Westphal 2004, 543 ff.
- 42 Geibig 1991, 182.
- 43 Geibig 1991 182.
- 44 Geibig 1991, 150 ff. und Abb. 22.
- 45 Geibig 1991, 156.

- 46 Steuer 2004c, 603.
- 47 Geibig 1991, 112 ff. und 154 ff.
- 48 Westphal 2004, 545 f.
- 49 Last 1972, 92.
- 50 Menghin 1983, 15.
- 51 Steuer 2004a, 587.
- 52 Menghin 1983, 142 ff. sowie Steuer 2004a, 589.
- 53 Vierck 1980, 473.
- 54 Vierck 1980, 474. sowie Steuer 2004a, 589.
- 55 Steuer 2004a, 589 f.
- 56 Stein 1967.
- 57 Vierck 1980.
- 58 Vierck 1980, 466 f.
- 59 Last 1972, 89.
- 60 Vierck 1980, 479.
- 61 Kovács 1976, 86 ff.; Kovács 1980/1981, 246 ff. sowie Kovács 1990, 48 f.
- 62 Werner 1950, 79.
- 63 Steuer 2004a, 589.
- 64 Vierck 1980, 473.
- 65 Oakeshott 1960, 92 f.
- 66 Vierck 1980, 467.
- 67 Steuer 2004c, 601 ff. sowie Geibig 1991, 128 ff.
- 68 Capelle 2003, 116 f.
- 69 Geibig 1991, 177 ff.
- 70 Menghin 1983, 14.
- 71 Menghin 1983, 142 ff. sowie Steuer 2004b, 597 ff.
- 72 Oakeshott 1960, 103 f.
- 73 Oakeshott 1960, 115.
- 74 Vierck 1980, 469 ff. und Abb. 6. sowie Steuer 2004b, Abb. 134.
- 75 Steuer 2004a, 589.
- 76 Vierck 1980, 473 ff.
- 77 Vierck 1980, 477.
- 78 Last 1972, 79.
- 79 Geibig 1991, Taf. 120, 127, 129 und Taf. 132.
- 80 Rejholcová 1976, Taf. II und Taf. IV.
- 81 Steuer 2004a, 588.
- 82 Oakeshott 1960, 103.
- 83 Oakeshott 1960, 92 f.
- 84 Pedersen 2004, 597.
- 85 Lübke 2004, 30.
- 86 Last 1972, 89.; Vierck 1980, 479 sowie Riché 1999, 142.
- 87 Geibig 1991, 121.
- 88 Geibig 1991, 116 ff. und 181.
- 89 Kovács 1976, 88 f.
- 90 Steuer 2004c, 603 f.
- 91 Solberg 1991, 242 ff.

Literatur

- Biborski 1994 = Biborski, Marcin: Römische Schwerter mit Verzierungen in Form von figürlichen Darstellungen und symbolischen Zeichen, in: Claus von Carnap-Bornheim, Hg.: Beiträge zu römischer und barbarischer Bewaffnung in den ersten vier nachchristlichen Jahrhunderten. Veröffentlichungen des Vorgeschichtlichen Seminars Marburg, Sonderband 8, Lublin und Marburg, 1994, 109ff.
- Biborski 2004a = Biborski, Marcin: Schwert §4. Römische Kaiserzeit, RGA, 27 (2004), 549ff.
- Biborski 2004b = Biborski, Marcin: Schwert §5. Technologie der Eisenschwerter, RGA 27 (2004), 562ff.
- Capelle 2003 = Capelle, Torsten: Opfer und Opferfunde §3. Archäologisches, RGA, 22 (2003), 113ff.
- Friesinger, Szameit 1984 = Friesinger, Herwig und Szameit, Erik: Bemerkungen zu den frühgeschichtlichen Grab- und Siedlungsfunden von Wien-Leopoldau, ArchA, 68 (1984), 127ff.
- Geibig 1991 = Geibig, Alfred: Beiträge zur morphologischen Entwicklung des Schwertes im Mittelalter, Eine Analyse des Fundmaterials vom ausgehenden 8. bis zum 12. Jahrhundert aus Sammlungen der Bundesrepublik Deutschland, Neumünster 1991
- Kovács 1976 = Kovács, László: Über den Stand der ungarischen landnahmezeitlichen Waffengeschichtsforschung, MittArchInst, 6 (1976), 81ff.
- Kovács 1980/1981 = Kovács, László: Die Waffen der landnehmenden Ungarn: Säbel, Kampfaxte, Lanzen, MittArchInst, 10/11 (1980/1981), 243ff.
- Kovács 1990 = Kovács, László: Säbel-Schwert Waffenwechsel. Zur Datierung der ungarischen Gräber mit zweischneidigen Schwertern im 10. – 11. Jahrhundert, Arch. Ért., 117/1 (1990), 48f.
- Last 1972 = Last, Martin: Die Bewaffnung der Karolingerzeit, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, 41 (1972), 77ff.
- Lübke 2004 = Lübke, Christian: Die Deutschen und das europäische Mittelalter – Das östliche Europa, München 2004.
- Menghin 1980 = Menghin, Wilfried: Neue Inschriftenschwerter aus Süddeutschland und die Chronologie karolingischer Spathen auf dem Kontinent, in: Konrad Spindler, Hg.: Vorzeit zwischen Main und Donau, Erlangen 1980, 227ff.
- Menghin 1983 = Menghin, Wilfried: Das Schwert im Frühen Mittelalter, Chronologisch-typologische Untersuchungen zu Langschwertern aus germanischen Gräbern des 5. bis 7. Jahrhunderts n. Chr., Stuttgart 1983.
- Oakeshott 1960 = Oakeshott, Ewart R.: The Archaeology of Weapons – Arms and Armour from Prehistory to the Age of Chivalry, London 1960.
- Pedersen 2004 = Pedersen, A.: Schwert, §7. Karolinger- und Wikingerzeit, RGA, 27 (2004), 593 ff.
- Rejholcová 1976 = Rejholcová, Maria: Pohrebisko z 10. a 11. storočia v Hurbanove-Bohatej, Slov. Arch., XXIV-1 (1976), 191ff.
- Riché 1999 = Riché, Pierre: Die Welt der Karolinger, Reclam 1999.
- Roth 1986 = Roth, Helmut: Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter, Stuttgart 1986.
- Solberg 1991 = Solberg, Bergljot: Weapon Export from the Continent to the Nordic Countries in the Carolingian Period, Studien zur Sachsenforschung, 7 (1991), 241ff.

- Stein 1967 = Stein, Frauke: Adelsgräber des achten Jahrhunderts in Deutschland, in: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie A, Band IX, Berlin 1967.
- Steuer 2004a = Steuer, Heiko: Schwert §6. Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, RGA, 27 (2004), 568ff.
- Steuer 2004b = Steuer, Heiko: Schwertanhänger, RGA, 27 (2004), 597 ff.
- Steuer 2004c = Steuer, Heiko: Schwertinschriften, RGA, 27 (2004), 601 ff.
- Tihelka 1963 = Tihelka, Karel: Knížecí hrob z období stěhování národu u Blučiny, okr. Brno-Venkov – Das Fürstengrab bei Blučina, Bez. Brno-Land, aus der Zeit der Völkerwanderung, Pam. Arch., LIV/2 (1963), 467 ff.
- Vierck 1980 = Vierck, Hayo: Ein westfälisches Adelsgrab des 8. Jahrhunderts n. Chr., Zum archäologischen Nachweis der frühkarolingischen und altsächsischen Oberschichten, Studien zur Sachsenforschung, 2 (1980), 457 ff.
- Watt 1994 = Watt, Margrethe: Gladii in Dänemark – Milieu und Zeitstellung, in: Claus von Carnap-Bornheim, Hg.: Beiträge zu römischer und barbarischer Bewaffnung in den ersten vier nachchristlichen Jahrhunderten; Veröffentlichungen des Vorgeschichtlichen Seminars Marburg, Sonderband 8, Lublin und Marburg 1994, 303 ff.
- Werner 1950 = Werner, Joachim: Die Schwerter von Imola, Herbrechtingen und Endrebacke, Acta Arch., 21 (1950), 45 ff.
- Westphal 1999 = Westphal, Herbert: Franken und Sachsen – oder Westfalen? Historische Entwicklung im Spiegel materieller Kultur, Studien zur Sachsenforschung, 12 (1999), 241ff.
- Westphal 2004 = Westphal, Herbert: Sax § 2. Archäologisches, RGA, 26 (2004) 540ff.

MENTALITÄT

Reflexionen über den Krieg

Jenseits des unmittelbar Militärischen durchdringt der Krieg andere Bereiche der antiken Lebenswelt. Die Frieze griechischer Tempel zieren Kampfszenen ebenso wie unzählige tönernen Vasen und die Mauern anatolischer Grabmäher. Der erste literarische Text des Abendlandes ist ein Buch vom Krieg – Homers *Ilias*, und durch das Schrifttum der Alten Welt, das über die Jahrtausende auf uns gekommen ist, tönt Schlachtenlärm. Aristophanes *Lysistrata* und *Vögel* lachen über den Krieg; Sophokles *Antigone* und Aischylos *Perser* beweinen seine Folgen. Die alten Sprachen haben Generationen von Schülern mit den Texten zweier Feldherren gelernt: Xenophons *Anabasis* und Caesars *Gallischer Krieg*. Der Krieg spiegelt sich in tausenderlei Gestalt in den mannigfaltigen Facetten antiken Denkens, Schreibens und künstlerischen Schaffens. Er ist allgegenwärtig in den Köpfen der Menschen eines Zeitalters, in dem Friede als ›die Abwesenheit von Krieg‹ definiert wurde. Kunst-, Rechts- und Mentalitätshistoriker, die mit einem völlig anderen Erkenntnisinteresse an die Bildquellen, Artefakte, Rechtstexte oder Literatur herangehen, werden eben durch die große Bedeutung, welche der Krieg für die Gesellschaften der Antike hatte, immer wieder auf ihn verwiesen. Hier soll also der Frage nachgegangen werden, wie in der Antike Krieg wahrgenommen wurde, welchen Niederschlag er in Bild- und Schriftmedien fand, welche Rechtsformen zur Bewältigung von Krieg entwickelt und angewandt wurden und wie die Wahrnehmung der eigenen Gesellschaft und der ›anderen‹ unter seinem Eindruck geformt wurde.

Die Idee vom gerechten Krieg

Zum Kriegerrecht im antiken Griechenland

PHILIPP SCHEIBELREITER

Krieg stellt einen wesentlichen Aspekt des antiken Lebens dar und ist ein prägender politischer und gesellschaftlicher Faktor der von Kleinstaaten bestimmten griechischen Welt. Er ist das gebräuchlichste Mittel, Rechtsansprüche durchzusetzen. Aufgrund der lückenhaften Quellenlage und des Fehlens einer einheitlichen Terminologie gestaltet sich die Analyse antiker Kriegerregeln für moderne Betrachter jedoch schwierig. Auf den ersten Blick scheinen auch Kategorien wie das objektive (*ius in bello*) und das subjektive Kriegerrecht (*ius ad bellum*) der griechischen Antike dem Begriff nach fremd zu sein. Dass es dennoch ein annähernd vergleichbares rechtliches Muster dafür gegeben hat,¹ will ich im Folgenden aus Einzelfällen rekonstruieren.

Antikes Kriegerrecht als Teil des antiken Völkerrechts

Die moderne Völkerrechtswissenschaft und ihre Terminologie entwickelten sich im ausgehenden Mittelalter. Gelehrte wie Hugo Grotius oder Francisco de Vitoria und Francisco Suárez (die so genannte ›Schule von Salamanca‹) waren für ihren Formationsprozess von zentraler Bedeutung. Vorangegangene Epochen und Gesellschaften mit einem erst ab dieser Zeit entwickelten juristischen Instrumentarium zu analysieren, ist prinzipiell problematisch. Für die griechische Antike lassen sich nur durch sorgfältiges Quellenstudium und kontextuelle Analyse spezifische Begrifflichkeiten zur Beschreibung zwischenstaatlicher Rechtsbeziehungen herausarbeiten. Bereits in den frühesten literarischen Quellen finden sich völkerrechtlich interpretierbare Begriffe – an dieser Stelle sei auf das umfassende Corpus hethitischer oder assyrischer Staatsverträge verwiesen.² Zusätzlich und abgesehen von der Existenz zeitgenössisch-historischer Terminologien in den antiken Quellen vertritt die moderne Forschung die Lehrmeinung, dass man »mit dem Bestand mehrerer unabhängiger Gemeinschaften« deshalb von Völkerrecht sprechen könne, weil »... jedes In-Beziehung-Treten derselben auch zur Ausbildung positiven Völkerrechts« führe.³ Ein antikes Völkerrecht im weitesten Sinne, das sich

auch in der Ausbildung anderer Institute wie Schiedsgerichtsbarkeit oder Gesandtschaftsrecht manifestierte, ist daher anzunehmen und eine Prämisse der vorliegenden Untersuchung des ›antiken Kriegsrechts‹.

Völkerrechtliche Regelungen sind mannigfaltig und Entwicklungen unterworfen. So sind in homerischer Zeit internationale Kontakte mehr oder weniger mit den persönlichen Bindungen des Königs (*basileús*) identisch,⁴ was sich auch in den Begrifflichkeiten niederschlägt: Der ›Freundschaftsvertrag‹ (*phília*) zwischen zwei Staaten hatte seine Grundlage in der Freundschaft zweier Könige. Den wachsenden Stadtstaaten der Archaik gelingt es noch nicht, eine Entpersonalisierung des Vertragsrechts zu bewerkstelligen. Statt der Könige sind es nun meist Tyrannen, von deren Beziehungen internationale Kontakte abhängen.⁵ Die Entwicklung hin zur oligarchisch oder demokratisch geführten Polis, die abstrahiert von ihren Repräsentanten als ›Völkerrechtssubjekt‹ handeln kann, ist erst im 6. und 5. vorchristlichen Jahrhundert abgeschlossen. Die Parteien zwischenstaatlicher Vereinbarungen bedienten sich jedoch bereits in der archaischen Zeit eines starren Formelmateri- als: Man wolle etwa ›die gleichen Freunde und Feinde haben‹ wie der Vertragspartner (Freund-Feindklausel), dem Vertragspartner ›dorthin folgen, wohin er führe‹ (Hegemonieklausel) oder verpflichte sich, von dem geschlossenen Bündnis ›nicht abzufallen‹ (Loyalitätsklausel). Die zunehmende Säkularisierung des Denkens, die sich ab dem Beginn des 5. Jahrhunderts beobachten lässt, macht es notwendig, diese knappen Vertrags- und Eidesformeln immer mehr auszugestalten und mit ›Interpretationsverboten‹ zu versehen, um so vor sophistischer Auslegung gefeit zu sein.⁶ Auch so genannte ›Maximalversprechen‹, der vertraglichen Verpflichtung ›mit aller Kraft‹ (*pantí sthénei*) oder ›nach Möglichkeit‹ (*katá to dýnaton*) nachkommen zu wollen, sind Indizien für ein ›relativeres Rechtsverständnis‹ der Parteien.⁷

Antike Völkerrechtsquellen – das Beispiel des *ius in bello*

Wenn man die Existenz eines antik-griechischen Völkerrechts bejaht, so muss man sich mit der Frage beschäftigen, auf welcher Grundlage dieses angewendet wurde. Es liegt nahe, als Quellen für ein *ius in bello* in erster Linie vertragliche und gewohnheitsrechtliche Regelungen heranzuziehen und näher zu untersuchen, sind diese doch auch die ›klassischen‹ Quellen für Völkerrecht.⁸ Normen, die bestimmte Kampftechniken unter Verbot stellen, Kriegsunterbrechungen reglementieren oder Ähnliches finden sich bereits in den homerischen Epen. In der *Ilias* etwa sind im Kriegsgeschehen und bei der Organisation der Krieg führenden Parteien Gesetzmäßigkeiten zu beobachten, die von

den *belligerentes* nicht nur akzeptiert, sondern als selbstverständlich angesehen werden. Verstöße ziehen Strafe nach sich. Ein Beispiel für die Verletzung einer solchen Gesetzmäßigkeit wäre der Bruch des Waffenstillstandes zwischen Griechen und Trojanern durch den so genannten ›Pandaros-Schuss‹. Der Bogenschütze Pandaros hatte durch die Verwundung des Menelaos den Waffenstillstand gebrochen und damit, von der Göttin Pallas Athene dazu verleitet, gegen den Kriegsvertrag verstoßen. Eine für alle Beteiligten evidente Situation (Hom. *Il.* 4,104-165). In diesen Kontext passt auch eine mehrfach tradierte Abmachung zwischen den Einwohnern der Poleis Chalkis und Eretria auf Euböa, die in das 7. Jahrhundert v. Chr. datiert wird:⁹ Polybios (12,3,4) und Strabo (10,1,11f.) berichten, dass anlässlich des so genannten Ielantinischen Krieges (Hdt. 5,99; Thuk. 1,15; eventuell Archil. 3D./3W.)¹⁰ zwischen den beiden Gemeinden eine Abmachung getroffen worden sei, die Kampfhandlungen ohne den Einsatz von Wurf Waffen auszutragen. Die Einhaltung dieses Verbots wird als vertragliche Bedingung formuliert. Wie ein Verstoß dagegen sanktioniert worden wäre, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich aber lag das Verbot in beiderseitigem Interesse. Als realpolitischen Hintergrund vermutete schon Aristoteles (pol. 1289b, 36),¹¹ dass alle Euböer zu Pferde kämpften oder die in ihrer Wirkung verheerenden, moderneren Fernwaffen als unritterlich galten (so Archil. 3D./3W.). Herodot referiert einen vergleichbaren Kriegsvertrag (Hdt. 1,82; vgl. auch Strab. 7,6,17): Im 6. Jahrhundert v. Chr. haben Argos und Sparta in dem Grenzkonflikt um das Gebiet von Kynosouria genaue Bedingungen in Bezug auf Zeit, Ort und Anzahl der Kämpfer (300) vereinbart, »zur Austragung eines bestehenden Rechtsstreites mit militärischen Mitteln«. ¹² Der Vertragszweck ist aber spezieller, wurde hier doch ein formgebundener Kampf mit Stellvertreterfunktion, wie er unten noch behandelt wird, festgelegt.

Die eben dargestellten Verträge wurden jeweils nur für einen bestimmten Anlassfall geschlossen. Nicht allein deswegen kommt dieser Kategorie des *ius in bello* im Vergleich zum Gewohnheitsrecht eine geringere praktische Bedeutung zu. Letzteres ist mit den in der Literatur auftauchenden Begriffen der *nómoi Hellénon* (›Gesetze der Griechen‹) oder der *koinà nómina ton Hellénon* (›das den Griechen gemeinsame Gesetzesgut‹) gleichzusetzen.¹³ Dabei sind die *nómoi Hellénon* im rechtlichen Kontext unterschiedlich konnotiert. Darunter können göttliches Recht (Eur., *Heraclid.* 1009) oder die Lehren des Empedokles und Pythagoras (Plut. *mor.* 998a), denen in der griechischen Welt allgemeingültige Verbindlichkeit zugesprochen wurde, subsumiert werden. Ganz allgemein bezeichnete diese Formulierung auch die Grundprinzipien hellenischer Rechtsordnungen (etwa Xen. *mem.* 4,4,16 oder allgemein Eur. *fr.* 853,1-3). Der Begriff taucht gehäuft in Verbindung



mit völkerrechtlich relevanten Sachverhalten auf, so zum Beispiel in der langen Diskussion vor Beginn des Peloponnesischen Krieges, ob Athen die Kerkyraier in ihrem Konflikt mit Korinth unterstützen dürfe, ohne dabei die Bestimmungen des 446 v. Chr. mit Sparta geschlossenen Vertrages zu verletzen (Thuk. 1,32-43). Darin ist nämlich das Verbot normiert, in eine umfassende militärische Allianz, eine Symmachie gegen Verbündete (im vorliegenden Fall Korinth) des Vertragspartners (Sparta) einzutreten.¹⁴ Nach griechischem Rechtsverständnis – *katá tous ton Hellénon nómous* – läge mit der Vertragsverletzung der Athener ein geeigneter Rechtsgrund vor, Athen den Krieg zu erklären (Thuk. 1,41). Ähnlich betonten die Thebaner 427 v. Chr., dass die Plataier nach »griechischem Gesetz« (*to ton Hellénon nómo*) zu verurteilen seien, da sie gegen die Bestimmungen des alten Vertrages von Plataiai verstoßen hätten, den die Griechen in den Perserkriegen zur Bekräftigung ihres Bündnisses gegen den Großkönig 480 v. Chr. geschlossen haben (Thuk. 3,67).¹⁵ Beide Stellen sprechen vom »griechischen Nomos«. Gemeint ist damit das von der Rechtsanschauung der Griechen getragene Handeln nach bestimmten Verhaltensmustern, welches Kategorien wie »Recht, Gewohnheit/Sitte und Übung« umfasste.¹⁶ Auch ganz konkrete Bestimmungen fallen darunter:¹⁷ So etwa das Verbot, Gegner, die sich mit ausgestreckten Händen unterwerfen (Thuk. 3,58,2), oder Kriegsgefangene (Eur. *Heraclid.* 965 – 971)¹⁸ zu töten. Dies wäre »eine Verunreinigung göttlichen Rechts«¹⁹, also *pará-nomos* (gegen das Recht – so Thuk. 3,66,2). Die *nómoi Hellēnōn* umfassen auch das Schändungsverbot fremder Heiligtümer (Thuk. 4,98) oder die Bestattung der Toten in Kampfpausen (Eur. *Tro.* 268-270). Nicht immer aber ist kriegsrechtliche Übung in der Überlieferung als »panhellenisches Gesetz« gekennzeichnet. So war es etwa gängige Praxis, nach einem Gefecht Verträge (*spondai*) zur Bergung der Toten beider Seiten zu schließen. Bewusst wird dabei unterschieden, ob dies unter Verträgen (*hypó-spondos* – Thuk. 1,63. 2,79 u.a.) oder ohne dieselben (*á-spondos* – Thuk. 1,50. 2,22 u.a.) erfolgte. Als »griechisches Gesetz« wird dies jedoch nicht bezeichnet.

Kartenkommentar: Dargestellt sind die Bündnissysteme um 431 v. Chr. kurz vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges. Eingezeichnete Regionen bzw. Poleis standen auf Seiten Athens. Verbindungsstriche weisen die Mitglieder des delisch-attischen Seebundes aus. Unterstrichene Poleis bzw. durch Rechtecke hervorgehobene Regionen waren Verbündete Spartas. In der Karte nicht dargestellt sind athenische Bundesgenossen auf Sizilien, Zypern, in der Schwarzmeergegend und jene Städte, die vom Seebund bereits abgefallen waren oder noch inkorporiert werden sollten. Viele der nicht ausgedeuteten Poleis und Regionen waren zum dargestellten Zeitpunkt neutral (z.B. Melos).

Solche Verhaltensmuster werden nicht beiläufig oder in Einzelfällen verordnet, sie erfolgen vielmehr auf Basis von Regeln mit normativer Kraft. Erstmals subsumiert Polybios unter *hoi tou polémou nómoi*²⁰ (den *Nomoi* des Krieges Pol. 5,11,3) einzelne Maßnahmen, die im Krieg erlaubt sein sollen, um den Gegner zu schwächen. Umgekehrt zeigt zum Beispiel der ›Kriegsverbrecherprozess‹ gegen den athenischen Feldherren Philokles, was als rechtswidrig empfunden wurde: Dieser hatte geplant, nach der Schlacht von Aigospotamoi 405 v. Chr. Kriegsgefangenen die Hände abhacken zu lassen, und wird nach seiner Niederlage dafür von den Spartanern zum Tode verurteilt.²¹ Er habe damit begonnen, wider die Griechen gesetzlos zu verfahren (*eis Hállenas paranomeín* – Xen. *hell.* 2,1,31-32).²² Eine solche Ahndung von Kriegsunrecht stellte aber die Ausnahme dar. Verstöße gegen das Kriegsrecht dienten der Gegenseite als Argumentationshilfe zur Rechtfertigung des eigenen Vorgehens oder zogen Missbilligung durch die Öffentlichkeit nach sich. Die Hinrichtung athenischer Kaufleute zu Beginn des Peloponnesischen Krieges durch Sparta (Thuk. 2,67) wurde ebenso als »eine Verletzung internationalen griechischen Gewohnheitsrechts«²³ empfunden, wie ganz allgemein jede Verletzung eines Waffenstillstandes als »ein schwerer Bruch des hellenischen *usús*« galt.²⁴ Oft verurteilten jedoch nur Geschichtsschreiber die Verstöße gegen griechische Rechtsvorstellungen (*pará tous Hellénon nómous*). Etwas missverständlich bezeichnet so Thukydides (Thuk. 1,98) das Vorgehen der Athener gegen das abtrünnige Seebundmitglied Naxos um 470 v. Chr. als *pará to kathestekós*, also einen Verstoß ›gegen das, was sich rechtlich eingebürgert hat‹. Man wäre versucht, hier ›gegen die Satzung des Seebundes‹ zu übersetzen, doch das wäre ungenau: Der Gründungsvertrag der Symmachie sah ja ein Austrittsverbot (*me apostésesthai*) vor, und es stand der Führungsmacht Athen zu, Vertragsbrüchige zu disziplinieren.²⁵ Folglich kann auch hier nur das griechische Gewohnheitsrecht gemeint sein, das Welwei als »allgemeine, auf der Autonomie beruhende Normen der zwischenstaatlichen Beziehungen in der hellenischen Welt« definiert.²⁶ Somit sieht Thukydides in der Art und Weise des Vorgehens, nicht aber in der Unterwerfung der vertragsbrüchigen Inselpolis Naxos durch Athen selbst einen Rechtsbruch.

Diese und ähnliche Überlieferungen widersprechen der Aussage Graebers, dass man sich, wenn die konkrete Situation es erforderte, »bedenkenlos über solche für die Griechen angeblich allgemeingültigen Regeln hinwegsetzte«.²⁷ Als unmittelbare Konsequenz drohten zumeist lediglich Prestigeverluste für den Rechtsbrecher (so in Thuk. 1,128; Diod. 19,63,5; Paus. 4,23,8). Eine Bestrafung durch die Götter wurde durch den schleichenden Säkularisierungsprozess im 5. Jhdt v. Chr. in zunehmendem Maße als weniger bedrohlich empfunden. Ein bewusstes Abweichen von Kriegsnormen, seien sie vertragsrecht-

licher oder gewohnheitsrechtlicher Natur, wurde aber weiterhin stets als Unrecht wahrgenommen.²⁸ Solche Vorgehensweisen daher als Notwendigkeit zu rechtfertigen, bereitete tendenziöser Geschichtsschreibung nicht wenig Mühe.²⁹ Tatsächlich ist es die Darstellung der Rechtsverletzung durch den Autor, die als weiteres Indiz für die Annahme eines antiken *ius in bello* gewertet werden kann. Es wurde bereits deutlich gemacht, dass dieses aus mehr als nur Vertragsrecht bestand, und damit Gommies Auffassung widerlegt, dass »die einzige Form internationalen Rechts in Griechenland (im Gegensatz zur Gewohnheit wie etwa der Aufnahme fremder Schutzsuchender – *hoi Hellénon nómoi*)« jenes Recht gewesen sei, welches »in zwischenstaatlichen Verträgen enthalten war ...«³⁰. So schreibt etwa Nesselhauf, dass in einer Zeit, in der »allein Vertrag oder besser gesagt stipulierter Vertragswortlaut rechtlich bindende Kraft« haben, dennoch gewisse gemeingriechische normative Vorstellungen voraussetzen seien;³¹ zwar keine juristischen Kriegsnormen,³² aber doch mehr als nur »eingeschliffene Selbstverständlichkeiten und Kriegssitten«.³³ Zugegebenermaßen sind beim *nómos ton Hellénon* die Grenzen zwischen Sitte, moralischer und rechtlicher Norm schwer zu ziehen.

Die Grenzen des *ius in bello*: Recht und Unrecht im Krieg

Dass nach griechischem Rechtsempfinden der Verlierer dem Sieger auf Ge-
deih und Verderb ausgeliefert sei,³⁴ der Sieger ein unbeschränktes Verfügungsrecht über den Verlierer habe (so auch Aristoteles in *pol.* 1255a, 5), lässt sich bereits aus Heraklit (fr. B 52 DK) ableiten, da »der Krieg der Vater aller Dinge sei, (...) da er die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien mache«. Die Versklavung der Bevölkerung der unterlegenen Partei durch den Sieger war eine typische Konsequenz des Krieges³⁵ und schon in der Welt der *Ilias* gängige Praxis.³⁶ Aus Angst vor der Rache der nachgeborenen Feinde wurden alle Männer und Knaben auf der Gegenseite getötet, die Frauen als Kriegsbeute versklavt. In Anbetracht dessen kann schwerlich mit Kiechle davon ausgegangen werden, dass dieses gelebte Siegerrecht in seiner Brutalität für die homerische Zeit als überwunden anzusehen sei und als ein nicht mehr zeitgemäßes Relikt einer noch früheren Epoche zu gelten habe.³⁷ Exemplarisch sei auf die Troerinnen des Euripides verwiesen, ein Stück, das einer einzigen Klage Hekabes über das willkürliche Vorgehen der achäischen Sieger nach der Einnahme Trojas gleichkommt.³⁸ Die »Schrannenlosigkeit der Kriegsführung, die vor der Vernichtung griechischer Gemeinwesen und der Versklavung der Einwohnerschaft nicht zurückschreckt«,³⁹ hatte laut Herodot (7,9,2) selbst einen »Barbaren« wie den Perserkönig Xerxes in Erstau-

nen versetzt. Thukydides berichtet mehrfach davon, dass noch im Peloponnesischen Krieg die gesamte männliche Bevölkerung einer unterlegenen Gemeinde hingerichtet, Frauen und Kinder aber versklavt worden seien.⁴⁰ Und doch erfolgt aus unterschiedlichsten Motiven eine Abkehr von der grausamsten Ausprägung des Siegerrechts. Ein wesentliches Argument dafür war, wenn nicht ethischer, so ethnischer Natur: Die Griechen seien durch ihre Stammverwandtschaft untereinander befreundet (*phíloi*), ihre Feinde könnten nur Nichtgriechen, Barbaren sein. Daraus folgert Platon (*rep.* 470b-c), dass es einen Krieg (*pólemos*) nur zwischen Griechen und Barbaren, nicht aber unter Griechen (deren Auseinandersetzungen als *stáseis* bezeichnet werden) geben könne. Diese Blutsverwandtschaft lasse etwa in letzter Konsequenz vor der Versklavung von Hellenen durch Hellenen zurückschrecken (so auch Aristot. *pol.* 1333b, 38f.; *pol.* 23,15; Plut. *Aratos* 45,5ff.). Dieses theoretische Modell erlangte auch praktische Bedeutung: So weigerte sich der spartanische Feldherr Kallikratidas nach der Einnahme von Methymna 406 v. Chr. dessen Einwohner zu versklaven, da diese freie Griechen waren (*Xen. hell.* 1,6,4).

Neben dem ›hellenischen Gedanken‹ gab es auch andere, praktische Erwägungen, die zu einer Milderung der Kriegsführung führten. So bürgerte sich ein, den Einwohnerinnen einer unterworfenen Stadt die Erlaubnis zum Abzug zu erteilen.⁴¹ Im 5. Jahrhundert v. Chr. wird dies zu einer typischen Bedingung von Kapitulationsverträgen.⁴² Überhaupt gewährt eine Kapitulation (*homología*) als Vertrag den Unterworfenen ein Mindestmaß an Rechtssicherheit, denn »...tatsächlich hatte der Sieger gegenüber einer im Kampf bezwungenen Stadt (oder Armee) keinerlei Verpflichtung, während die Artikel der Kapitulation, ihn ebenso wie den Besiegten binden.«⁴³ 427/26 v. Chr. machen Gesandte aus dem Athen treuen Samos den spartanischen Feldherrn Alkidas darauf aufmerksam, dass er nicht willkürlich Gefangene der Gegenseite töten könne, ohne mit Konsequenzen rechnen zu müssen. Immerhin seien die Samier nur gezwungenermaßen im Bündnis mit Athen. Wenn er aber weiterhin so verfare, dann mache sich Sparta bald nicht nur »wenige Feinde zu Freunden, sondern viel mehr der Freunde zu Feinden« (Thuk. 3,32). Diese Redewendung könnte aufgrund der verwendeten Begriffe *phíloi* und *échthroi* durchaus völkerrechtliche Dimension haben.⁴⁴ Wenn Alkidas daraufhin die »weder menschlich noch juristisch rechtfertigbare«⁴⁵ Tötung der Gefangenen einstellt, erfolgt dies aus politischem Kalkül und der Notwendigkeit des Augenblickes. Zur Stützung der These von einer sich mildernden Kriegspraxis ist das Beispiel zwar nicht geeignet, es illustriert aber, dass die zunehmende Vernetzung der griechischen Welt – im Peloponnesischen Krieg standen einander die beiden nahezu ganz Griechenland umfas-

senden militärischen Blöcke des delisch-attischen Seebundes und des peloponnesischen Bundes gegenüber – zu einer Beschränkung kriegsrechtlicher Willkür führte. Die ›öffentliche Meinung‹ und dadurch bedingt der drohende Abfall von Bundesgenossen übten keinen geringen Druck auf die Parteien aus. Doch dies hatte keine unmittelbare rechtliche Grundlage: *res facti, non iuris est*.

Eine explizite Reglementierung des Kriegsrechts konnte es unter Griechen nur dort geben, wo sich Bündnisse ausgeformt und deren Mitglieder sich zu bestimmten Verhaltensweisen – etwa interner Streitvermeidung – verpflichtet hatten. Dies war, dem modernen System der ›kollektiven Sicherheit‹ nahe kommend, ansatzweise bereits in der delphischen *Amphiktyonie* des 6. vorchristlichen Jahrhunderts verwirklicht:⁴⁶ Im Gründungseid ist als *casus foederis* ein kollektives Vorgehen aller Mitglieder gegen Vertragsbrüchige vorgesehen (Aischin. *leg.* 115; *Tim.* 109-110). Der Hellenenbund, der angesichts der Persergefahr von den Griechen um 481 v. Chr. geschlossen worden war, machte den Frieden unter den *Symmachoi* mehr oder weniger zur Aufnahmebedingung: Feindschaften sollten beendet (*katallásesthai* – Hdt 7,145,1, *katalýein* – Plut. *Themistokles* 6) oder aufgeschoben (*anabállein* – Plut. ebd.) werden, um so geeint gegen den großen Feind aus dem Osten vorgehen zu können. Schließlich sei auch auf den attisch-delischen Seebund verwiesen, dessen Satzung mit Freund-Feindklausel und Austrittsverbot bei restriktiver Auslegung ein geeignetes Regulativ hatte, um bundesinternem Krieg vorzubeugen.⁴⁷

Alternative Konfliktlösungsmechanismen

Krieg ist in der antiken Welt das gebräuchlichste Mittel, Rechtsansprüche durchzusetzen. Im Laufe der Jahrhunderte wurden jedoch alternative Konfliktlösungsmechanismen immer bedeutsamer. Eine früh belegte, nach wie vor martialische Alternative zum Krieg stellen *pars pro toto*-Kämpfe dar. Im dritten Buch der *Ilias* treten Menelaos und Paris, deren privater Konflikt um Helena ja die Ursache des Krieges ist, zu einem Stellvertreterkampf an, um die Sache zu entscheiden.⁴⁸ In diesem Duell repräsentiert der Kämpfende seine gesamte Armee, sein Volk, und mit dem durch Tötung des Kontrahenten beendeten Kampf wird auch der gesamte Krieg entschieden. So hatten es Griechen und Trojaner vertraglich fixiert (Hom. *Il.* 3,70-75. 90-94. 101-102. 256. 276-291). Die Gemeinschaft wälzt die Verantwortung für die Beilegung eines Konfliktes auf einen Repräsentanten ab. Zwischen Krieg und Stellvertreterkampf ist der so genannte ›formgebundene Kampf‹ anzusiedeln. Die

Entscheidung, die eine geschlossene Gemeinschaft betrifft, wird einigen Repräsentanten zur Klärung übertragen. Ein Rechtsstreit, typischerweise ein Grenzkonflikt, soll so entschieden werden.⁴⁹ Dafür werden genaue Bedingungen ausgehandelt: Herodot berichtet von einer Schlacht zwischen Sparta und Argos um das Gebiet von Kynosouria um die Mitte des 6. Jhdts v. Chr. 300 Krieger beider Seiten sollen einander gegenüberreten, und, um die »Entscheidungsfindung« nicht zu behindern, die Sache ohne Zeugen ausfechten (Hdt. 1,82). Die Entscheidung wird also nicht durch einen umfassenden Krieg herbeigeführt, sondern in die Nähe des Gottesurteils gerückt. Bengtson stellte auch die vertragliche Regelung zwischen Argos und Sparta aus dem Jahr 420 v. Chr.,⁵⁰ dass ein etwaiger Grenzkonflikt, wieder um das Gebiet Kynosouria, mittels formgebundenen Kampfes zu entscheiden sei, in diesen Kontext: »... der Kampf wird hier ... gewissermaßen als ein Gottesgericht aufgefasst, der Kampfpfeis wird vorher ausgesetzt, die völlige Niederkämpfung des Gegners von vornherein verboten«. ⁵¹ Der Vertrag bedingt weiter, dass der Entscheidungskampf nicht zur Unzeit begonnen und Nachteile nicht über die eigene Landesgrenze hinaus vollzogen werden dürfe (Thuk. 5,40-41).

Durch Krieg, Stellvertreterkampf oder formgebundenen Kampf soll ein Konflikt mit Waffengewalt gelöst werden. Eine friedliche Alternative stellen Verhandlungen auf diplomatischem Wege dar. Sie können in einen Vertrag münden oder dazu führen, dass Dritte, entweder als Vermittler oder Schiedsrichter, eingebunden werden. Bei Vermittlung und Schiedsgerichtsbarkeit gilt es, juristisch hinsichtlich der Rolle des Dritten zu differenzieren: Erstere beruht allein auf dem Versöhnungswillen der Parteien, bei zweiterer wird durch die Parteien ein Schiedsrichter ermächtigt, ein verbindliches Urteil zu fällen.⁵² Die Entscheidungsfindung liegt beim Dritten, ihm wurde sie »zugewand«⁵³ – daher auch die griechische Bezeichnung *epitropé* von *epi-trépein* (zuwenden). Ein berühmtes Beispiel für die Beendigung eines Krieges durch einen Schiedsspruch ist das Ende der Auseinandersetzung zwischen Athen und Mytilene um die Stadt Sigeion (ca. 600 v. Chr.) durch das Urteil des Periander von Korinth.⁵⁴ In einigen konkreten Fällen geht zwischenstaatliche Schiedsgerichtsbarkeit aber auch militärischer Konfrontation voraus. Im Jahre 440 v. Chr. streitet Milet mit Samos um die Stadt Priene. Samos will sich dem Schiedsspruch eines Dritten, in diesem Fall Athens, der den delisch-attischen Seebund führenden Polis, nicht beugen. Letztendlich gezwungen, die Bedingungen einzuhalten, tritt die Insel aus dem Seebund aus, wird aber in der darauf folgenden Phase von Athen »zurückgeholt« bzw. unterworfen.⁵⁵

Ius ad bellum – Krieg als ›Normalzustand‹?

Das römische Fetialenrecht, welches Kriegsrechtfertigung an formal korrekte Kriegserklärungen knüpfte,⁵⁶ oder die römischen *iustae causae belli*⁵⁷ sind nicht auf die gesamte Antike ausdehnbar, auch wenn gerade letztere Parallelen zu einem griechischen Modell des ›gerechten Krieges‹ (*pólemos díkaíos*) erkennen lassen. In der Form, wie ihn Aristoteles – freilich nur in Bezug auf die Sklavenjagd⁵⁸ – skizziert (*pol.* 1255b, 37-39; 1256b, 23-26; 1333b, 42-43), kann er durchaus als Vorbild für das römische Konzept des *bellum iustum* interpretiert werden.⁵⁹ Eine eigenständige Institution wie dieses war er jedoch nicht. Eine Dogmatisierung des *bellum iustum* wie durch Augustinus (*Aug. civ.* 1,21) oder Thomas von Aquin (*Summa Theologia*, 11/2 qu. 40 (de bello), Art 1: *Utrum bellare semper sit peccatum*)⁶⁰ war dem klassisch-griechischen Altertum fremd. Diese Tatsache mag zu der Annahme des Krieges als Normzustand der griechischen Antike, eines *bellum omnium contra omnes*, geführt haben⁶¹ – einer Lehrmeinung, die heute als widerlegt gilt.⁶² Die Befristung von Friedensverträgen auf fünf, zehn oder dreißig Jahre darf nicht dahingehend interpretiert werden, dass nach Fristablauf automatisch wieder der Kriegszustand eintrat,⁶³ auch wenn man das 5. vorchristliche Jahrhundert in punkto Rechtssicherheit noch nicht an Maßstäben späterer Epochen messen kann. Sicherlich gab es tief verwurzelte Feindschaften, die für bestimmte Zeit ›aufgeschoben‹ wurden und nach Fristablauf wieder aufflammen konnten. Der Frieden war jedoch mehr als eine Unterbrechung des Kriegszustandes.⁶⁴ Allein die Enge des Raumes hätte die Lebensumstände in dicht besiedelten Gebieten bei fortwährender Kriegführung erheblich erschwert.⁶⁵ Nicht zuletzt sind es Verträge zur Kriegsaussetzung (*ekecheiría*), Kriegsbeendigung (etwa durch eine *spondé*) oder als deren Folge Freundschafts- (*phílaí*) und Bündnisverträge (*symmachíai*), die Ansätze eines komplexeren und flexibleren Systems erkennen lassen. Auch sprechen die Tatsachen, dass eine Kriegserklärung eines bestimmten innerstaatlichen formellen Ablaufes,⁶⁶ einer rituellen Markierung,⁶⁷ bedurfte, und ein Krieg, der unangekündigt (*akérykton*) geführt wurde (so in Paus. 4,5,3; Plut. *Pyrrhus* 26,11), einen schwerer Verstoß gegen ›griechisches Völkerrecht‹⁶⁸ darstellte, gegen die These des Dauerkriegszustandes: Wenn Krieg die Norm gewesen wäre, so hätte er nicht stets neu erklärt werden müssen.

Dikaiómata als *iustae causae belli*? Kriegsgrund und Kriegsmotivation

Wenn eine Partei nach Rechtsgründen, so genannten *dikaiómata*, für ihre Kriegführung suchte, so meist in der Absicht nach außen hin (vor allem dem Gegner) zu verdeutlichen, dass sie eine höher stehende moralische Position vertrete als dieser.⁶⁹ Eine rein religiöse Begründung und somit einen Glaubenskrieg hat es in Griechenland – trotz kultischer Einbettung von Erklärung oder Durchführung des Krieges⁷⁰ – nicht gegeben.⁷¹ Religion mochte Argument sein, zur Rechtfertigung allein diente sie nicht.

Im Verteidigungskrieg gegen Xerxes schworen die Hellenen bei Plataiai 479 v. Chr., dass sie im Falle eines Sieges über den persischen Großkönig das Land der zu ihm übergelaufenen griechischen (»medisierenden«) Gemeinden besetzen und neu aufteilen wollten.⁷² Grundlage für die kriegerische Vertreibung sollte dann eben die Bestrafung von Verrätern sein. Dazu kam es nach dem Sieg über die Perser nie. Es fand lediglich eine halbherzige spartanische Strafexpedition gegen das promedische Theben statt (Hdt. 9,87-88) und gab den Plan, die loyalen ionischen Griechen Kleinasiens in die Gebiete der Verräter umzusiedeln (Hdt. 9,106). Immerhin wird in dem Schwur ein klassisches Motiv und *dikaióma* formuliert: Vergeltung im weitesten Sinne.

Mit dem »Unrecht« der Gegenseite wurde nicht selten eigenes – auch präventives – Vorgehen gerechtfertigt. Besonders lohnend ist diesbezüglich eine Analyse der komplexen Lage am Vorabend des Peloponnesischen Kriegs, dessen Ausbruch angesichts der Polarisierung der griechischen Welt seit der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts und deren zunehmender Aufspaltung in eine spartanische und athenische Einflussphäre nur eine Frage der Zeit zu sein schien. Vordergründig mündeten damals kleinere Konflikte (um Kerkyra, Potidaia und Megara) in einen »Weltkrieg«. Thukydides differenziert bewusst zwischen den eben genannten Anlässen und einem anderen dominanten Faktor, nämlich dem wachsenden Herrschaftsbereich Athens auf der einen und der Furcht Spertas vor dieser Machttakkumulation auf der anderen Seite (Thuk. 1,123). Sparta und Athen selbst warfen einander gleichsam auf einer dritten Ebene religiöse Freveltaten der Vergangenheit vor:⁷³ Sparta verlangte Sühne für den so genannten »Kylonischen Frevel«, die Tötung der Anhänger des Kylon, welche nach einem missglückten Putschversuch um 632 v. Chr. am Altar der Athena Polias auf der Akropolis Schutz gesucht hatten und, von dort unter Zusicherung freien Geleits weggelockt, dennoch hingerichtet worden waren (Thuk. 1,126-127; vgl. weiter: Hdt. 6,70; Plut. *Solon* 12). Dem entgegneten die Athener, man würde von einem Kriege ablassen, wenn Sparta für den »Tainaron-Frevel« Sühne leiste. Auf-

ständische Heloten waren unter Versprechungen von ihrem Asyl im Poseidonheiligtum am Tainaron weggelockt und ebenfalls hingerichtet worden (Thuk. 1,128). Auch die Ermordung des Pausanias wurde Sparta zur Last gelegt. Dieser Feldherr war, der Kollaboration mit den Persern für schuldig befunden, im Tempelgebäude der Athena Chalkioikos ausgehungert und danach getötet worden (Thuk. 1,128–134; vgl. weiter Dion. *hal. ant.* 11,45–46; Paus. 3,17,7–9). Zumindest für zwei dieser Verstöße gegen das Asylrecht war aber bereits Sühne geleistet worden (Kylon: Thuk. 1,126; Pausanias: Thuk. 1,134). Schließlich führte Sparta noch die perserfreundliche Haltung des Themistokles ins Treffen. Erst im Anschluss daran wurden nach Thukydides aktuelle Fälle wie das megarische *Psephisma*, ein Beschluss der Athener Volksversammlung, Megara den Zugang zu attischen Märkten zu verbieten, oder die Belagerung von Potidaia als Verletzung des Vertrages von 446 v. Chr. zum Gegenstand der Anklage gemacht (Thuk. 1,135–139).

Die Verletzung von rechtlichen Normen, seien diese gesetzt oder nicht, diene als besonders schwerwiegendes Argument für kriegerisches Einschreiten. Die Flexibilität bei der Auslegung von Vertragstexten wie etwa der Freund-Feindklausel im delisch-attischen Seebund⁷⁴ mag im Peloponnesischen Krieg den kriegerischen Absichten Athens entgegengekommen sein. »Die gleichen Freunde und Feinde mit Athen zu haben« (Aristot. *Ath. pol.* 23,5), das hatten die Bundesgenossen Athen anlässlich der Gründung der Symmachie geschworen. Nach außen hin stellte der Seebund eine militärische Allianz gegen den erklärten Feind, die Perser, dar. Im Innenverhältnis kam er modernen Systemen »kollektiver Sicherheit« nahe. Wenn ein Bundesgenosse abfiel oder austreten wollte, so führte Athen die von allen finanzierte und gestellte Bundesflotte gegen das Mitglied, um dieses »zur Raison« zu bringen. Wenn Athen einen abtrünnigen Bundesgenossen wie Naxos, Thasos oder Samos unterwerfen wollte, so bedurfte es dazu keiner Rechtfertigung, schließlich war ja der Seebundvertrag verletzt worden.⁷⁵ Alle einschlägigen Vorfälle zwischen 478/77 und 404 v. Chr., der Zeit des Bestehens des delisch-attischen Seebundes, passen in dieses Muster. Das Reagieren der Symmachie auf eine *apóstasis*, den Austrittsversuch eines Bundesgenossen, wurde als interne Angelegenheit der Symmachie und nicht als kriegerische Auseinandersetzung betrachtet. War der Kontrahent hingegen mit der Gegenseite verbündet, wurde das militärische Vorgehen vom allgemeinen Kriegsgrund gedeckt. Ohne es zu begründen, bekämpfte Athen im Peloponnesischen Krieg Verbündete Spartas und *vice versa*. Logische Folge davon ist, dass vor allem Angriffe auf Neutrale spezieller *dikaiómata*, also besonderer Rechtfertigung, bedurften.

Kriegsursachen und ihre Wahrnehmung: Das Fallbeispiel des Peloponnesischen Krieges

In den Peloponnesischen Krieg war ein Großteil der hellenischen Welt verstrickt. In den Jahrzehnten davor hatte sich nach dem Abschluss eines 30-jährigen Friedensvertrages zwischen Athen und Sparta 446 v. Chr. eine Teilung der griechischen Welt in drei Einfluss-Sphären herauskristallisiert:⁷⁶ Auf der einen Seite Athen und seine Verbündeten, auf der anderen Sparta und seine *Sýmmachoi* und als dritte Gruppe jene Poleisie, die keiner Seite angehörten, denen aber laut Vertragsklausel Koalitionsfreiheit zugesichert wurde (*ágraphai póleis*). Ihnen stand offen, sich für eine Seite entscheiden.⁷⁷ Wie komplex dieses ausbalancierte System war, zeigt der Fall der Insel Kerkyra (Korfu). Diese korinthische Gründung gerät 433 v. Chr. aufgrund eines Vorfalles in seiner Kolonie Epidamnos (heute Durrës), mit der eigenen Mutterstadt (Korinth) in Konflikt (Thuk. 1,24-26). Kerkyra bittet Athen gegen Korinth um Hilfe. Korinth aber ist wiederum Verbündeter Spartas. Wenn also Athen in den Konflikt einträte und mit Kerkyra ein symmachiales Verhältnis – etwa durch Aufnahme in den Seebund – begründete, so verstieße dies gegen die Nichtangriffsformel des Vertrags von 446 v. Chr.⁷⁸ Athen tritt daher nicht in eine *sym-machía* (mit Freund-Feindklausel) mit Kerkyra ein, sondern, als Kompromisslösung, in eine *epi-machía* (Thuk. 1,44). Hinter diesem ›untechnischen Begriff‹⁷⁹ verbirgt sich ein rein auf Hilfeleistung ausgerichtetes militärisches Bündnis. Und so wird eine offene Feindschaft mit Korinth vermieden, der Vertrag selbst⁸⁰ bzw. der »Vertragswortlaut«⁸¹ nicht verletzt⁸²; sehr wohl aber »die Intention des Vertrages«⁸³. Athens Parteinahme ermöglicht den Sieg Kerkyras. Dieses Beispiel zeigt: Die Sphärenteilung Griechenlands durch den Friedensvertrag von 446 v. Chr. führte zu einer entscheidenden Eingengung des außenpolitischen Handlungsspielraumes. Athens Versuche, im Falle Kerkyras einen Vertragsbruch zu umgehen, der Sparta zum Krieg berechtigt hätte, waren letzten Endes vergeblich. Die Korinther sprechen es aus: Ein wie auch immer geartetes Bündnis Athens mit Kerkyra sei ein geeigneter Rechtsgrund (*dikaíoma hikanón*) für eine Kriegserklärung (Thuk. 1,41).

Athen und Melos – Realpolitik bei ungleichen Kräfteverhältnissen?

Am Beginn des Peloponnesischen Krieges steht ein klassisches, bereits angesprochenes *dikaíoma*: der Verstoß gegen einen Vertrag. Unter gänzlich anderen Voraussetzungen kommt es 416 v. Chr. zur Konfrontation zwischen Athen

und Melos. Athen erklärt dabei nämlich einem Gegner den Krieg, der keinem großen Machtblock wie dem peloponnesischen oder dem delisch-attischen Seebund angehört, sich auch mit keinem der beiden im Krieg befindet und keinen Unrechtstatbestand erfüllt hat, der zur Vergeltung berechtigen würde. Melos war schon zu Beginn des Peloponnesischen Krieges neutral gewesen (Thuk. 2,9) und blieb es für die Dauer des Krieges. Ein erster Unterwerfungsversuch durch Athen scheiterte im Jahre 426 v. Chr. (Thuk. 3,91).⁸⁴ Die Nennung der Insel in den athenischen Tributlisten von 425 v. Chr. veranlasste manche Autoren zu der These, Melos sei Mitglied des Seebundes gewesen⁸⁵ und Thukydides habe dies aus Unwissenheit nicht erwähnt.⁸⁶ Mittlerweile gilt diese Annahme jedoch als widerlegt.⁸⁷ Ebenso falsch erwies sich die Vermutung, dass die dorischen Melier (vgl. dazu Diod. 12,65,2) für Sparta Partei ergriffen haben könnten, weil ihre Polis in der als ›Spartas Kriegskasse‹ bekannten Inschrift IG V¹ 1 als Zahler auftaucht.⁸⁸ Melos war neutral und hatte in keinerlei Weise einen Kriegsgrund gesetzt.

Im Jahr 416 v. Chr. will Athen Melos erneut dazu zwingen, sich zu unterwerfen, obwohl der Peloponnesische Krieg offiziell durch den Nikiasfrieden von 421 v. Chr. beendet worden war.⁸⁹ In der der Belagerung und Einnahme vorausgehenden Verhandlung, dem berühmten ›Melierdialog‹ bei Thukydides (5,85-111), wird aber bald eines deutlich: Athen versucht gar nicht, sein Vorgehen zu rechtfertigen. Der Frage der Melier, aus welchen Rechtsgründen (*dikaiómata*) man die Unterwerfung der Insel fordere, kommt man zuvor (Thuk. 5,89): Athen plane gar nicht, einen Vorwand zu gebrauchen. Man werde sich nicht auf das Privileg des Siegers über die Perser oder eine mutmaßliche Vergeltungsaktion berufen, und umgekehrt solle auch Melos sich nicht damit verteidigen, dass Athen keinen Rechtsgrund habe, sie anzugreifen. Denkbare Argumente vom Standpunkt der Melier aus wären gewesen, dass Melos, obwohl eine dorische Gründung, eine spartanische *apoikía*, nicht auf Seiten Spartas gekämpft habe, oder dass Athen von melischer Seite kein Unrecht widerfahren sei. Athen aber entzieht den Meliern überhaupt die Möglichkeit, auf Rechts- und Unrechtsgründe einzugehen.⁹⁰ Für Athen bestand angesichts der eigenen Überlegenheit keine Notwendigkeit langwierige (*lógon mékos ápiston*) Euphemismen (*onómata kalá*) zu gebrauchen (Thuk. 5,89).

Bei Thukydides zählen die Athener den Meliern auf, welche Argumente und Gründe es gäbe, um deren Klarstellung man sich aber erst gar nicht bemühen wolle. Aus ihrer Liste lässt sich ableiten, wie Athen nach den *nómoi tōn Hellénon*, wenn gewollt, einen Angriffskrieg hätte begründen können:

1. Mit dem Herrschaftsprivileg des Siegers Athen über die Perser. Dies wird etwa auch am Vorabend des Peloponnesischen Krieges (Thuk. 1,73)

und in der Rede des Atheners Euphemos 415/414 v. Chr. in Sizilien (Thuk. 6,83) ins Treffen geführt. Per se betrachtet, kann dieser ›Verdienst der Athener um ganz Hellas‹ (Thuk. 6,83)) nicht zur ungerechtfertigten Landnahme legitimieren, vielmehr diese rhetorisch beschönigen.

2. Mit der Vergeltung eines durch die Melier erlittenen Unrechts (ein klassisches *dikaíoma*).

3. Mit der Betonung des Umstandes, dass Melos eine dorische Gründung, mit Sparta verwandt und entsprechender Affinitäten verdächtig sei. Von Seiten Athens wird im Wortlaut bewusst übertrieben: Melos stehe in keinem ›aktuellen‹ Kolonialverhältnis zu Sparta.

Keines der von Athen rhetorisch gestreiften Argumente kann einen Angriff rechtfertigen. Jedes für sich hätte sophistischer Ausformulierung bedurft, um zumindest den Anschein zu erwecken, ein *dikaíoma hikanón* für einen Angriff auf Melos liege vor. Doch darum ist Athen gar nicht bemüht. Aus der momentanen Situation heraus – *ek ton parónton* – erscheine es wichtig, Melos zu unterwerfen (Thuk. 5,89). Und dabei steht nicht so sehr im Vordergrund, dass der Status eines Neutralen und der eines Kriegsgegners *de facto* schwer zu unterscheiden waren, weil Neutralität als Kategorie noch nicht genau definiert werden konnte, sondern dass Athen als Führungsmacht einen ›Präzedenzfall Melos‹ verhindern muss.⁹¹ Das Beispiel darf nicht Schule machen und nicht andere Verbündete verleiten, sich für die Neutralität anstatt der Symmachie zu entscheiden.⁹² Konsequenterweise erteilt die Großmacht völkerrechtlichen oder rechtsethischen Grundsätzen eine Absage und handelt aus politischem Kalkül. Bereits bei Beginn der Verhandlungen wird offen ausgesprochen, dass der Konflikt durch die krasse Überlegenheit der einen und die Unterlegenheit der anderen Seite gekennzeichnet sei. Ein *ágraphos nómos*, also griechisches Gewohnheitsrecht, oder moralische Normen (*to dikaion*), spielen keine Rolle mehr.⁹³ Das ist eine völlig andere Sichtweise als etwa vor dem Peloponnesischen Krieg, als man bestrebt war, jede Militäraktion zumindest im Ansatz als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Athener geben einer Diskussion mit den Meliern gar keinen Raum: Nachdem deren Versuch, den Mangel an Rechtsgründen für eine Unterwerfung durch Athen aufzuzeigen, im Keim erstickt worden war und auch der Hinweis auf die negative Vorbildwirkung (Thuk. 5,98) erfolglos bleibt, legen die Melier ihre Hoffnungen in die Drohung mit einem spartanischen Gegenschlag (Thuk. 5,104. 106. 108. 110). Aber auch dies beeindruckt Athen nicht – mit Sparta sei man ja gar nicht im Krieg (Thuk. 5,91). Ebenso war schon der Versuch, die Kontrahenten mit dem Hinweis auf eine mögliche Umkehr der Verhältnisse zu Ungunsten Athens zu erschüttern (Thuk. 5,90), ergebnislos geblieben: Die Athener hatten nüchtern und unerbittlich festgestellt, dass sie

auf dem Höhepunkt der Macht stets mit einer Verschlechterung der Lage rechnen müssten (Thuk. 5,91). Die Melier aber sollten in Anbetracht ihrer Situation nicht mit überkommenen Rechtsvorstellungen aufwarten.⁹⁴

Die Gültigkeit der *Hellenikoi nómoi*, wie sie die Melier betonen, wird von Athen nicht diskutiert, sondern ignoriert. Dadurch kann auch ihre Verletzung nicht zum Argument gemacht werden und die Suche nach *dikaiómata* unterbleibt bewusst. Wenn hier von ›Rechtfertigung‹ gesprochen werden kann, dann vom Recht des Stärkeren, den günstigen Augenblick (*kairós*) zu nutzen,⁹⁵ weil dies für die Machterhaltung nützlich (*ophélimos*, *sýmphoros*) sei.⁹⁶ Das göttliche Recht, das allgemeingültige *dikaion*, auf welches die Melier verweisen, ist angesichts der Beurteilung des gegenwärtigen (*to parón*) Vorteils nicht von Bedeutung.⁹⁷ Diese Rechtssicht ist symptomatisch für die immer radikaler werdende Stimmung im Athen des fortgeschrittenen Peloponnesischen Krieges. Im Fall der Insel Melos setzt sich Athen sowohl über das *ius ad bellum* als auch das *ius in bello* hinweg. Was folgt, ist eine denkbar grausame Unterwerfung der Insel. Die Athener lassen alle Männer der Stadt töten, Frauen und Kinder werden in die Sklaverei verkauft (Thuk. 5,116).

Resümee

Von der adelig-kriegerischen homerischen Gesellschaft über die archaische Zeit bis hin zur Klassik, der Zeit zwischen den Perserkriegen und dem Ende des Peloponnesischen Krieges, war die Anwendung militärischer Gewalt gegen ein anderes Gemeinwesen bestimmten Regeln unterworfen. Kriegerisches Vorgehen setzte im Normalfall auch Begründungen voraus. Dass diese anlassspezifisch und subjektiv gefärbt noch keinem objektiven Kriterium einer Rechtfertigung genügen mussten, ist zum Teil durch das Fehlen einer übergeordneten, unabhängigen Instanz zu erklären. Gerechtfertigt wurde ein Krieg üblicherweise mit der Vergeltung erlittenen Unrechts, sei es durch die Verletzung von Vertrags- oder Gewohnheitsrecht oder das Eintreten in ein Bündnis mit der Gegenseite. Mit rhetorischen Mitteln oder historischen Argumenten wie alten Privilegien, Feindschaften oder ungesühnten Freveltaten konnte man jedoch erreichen, dass der wahre Anlass verschleiert wurde. Resümierend ist festzuhalten, dass kriegerische Auseinandersetzungen als gesellschaftliche Prozesse auch im Zeitalter vor der Festlegung eines objektiven Kriebsrechtes (*ius in bello*) nie ohne juristisches Reglement abliefen.

Glossar

***ius in bello* (Kriegsrecht im objektiven Sinn):** Normen, die militärische Auseinandersetzungen regeln. Diese sollen einen geordneten Ablauf des Kampfgeschehens ermöglichen, unnötige Schäden und perfide Kriegsführung verhindern. In der griechischen Antike basieren diese Normen (*nómoi ton Hellénon*) primär auf ungeschriebenem Gewohnheitsrecht. Daneben sind Kriegsverträge überliefert, die spezielle Bedingungen für eine konkrete Auseinandersetzung festlegen, etwa den Einsatz bestimmter militärischer Mittel verbieten.

***ius ad bellum* (Kriegsrecht im subjektiven Sinn):** Das Recht eines Staates/ einer Gemeinschaft, einen Krieg zu beginnen. Dies wird mit dem höher stehenden moralischen, ethischen oder rechtlichen Anspruch der Krieg führenden Partei begründet. Aber auch an formelle Kriterien wie die korrekte Durchführung der Kriegserklärung kann die Rechtfertigung für militärisches Vorgehen geknüpft werden. Seine entscheidende Prägung erhält das *ius ad bellum* erst durch das Christentum (Augustinus).

Anmerkungen

- 1 Meier 1991, 12 A. 22.
- 2 Vgl. dazu etwa Friedrich 1930; Korosec 1931; McCarthy 1923; Weidner 1923; Parpola, Watanabe 1988.
- 3 Fischer, Köck, 2004, 49.
- 4 Vgl. dazu Baltrusch 1994, 6; Siewert 1972, 24; Scheibelreiter 2004, 100f.
- 5 Heuss 1946, 71 ff; Meier 1991, 24.
- 6 Siewert 1972, 38ff. Vgl. Scheibelreiter 2004, 90 ff; Eine gute Darstellung dieses Prozesses für die Loyalitätsklausel gibt Baltrusch 1994, 62 ff.
- 7 Vgl. Siewert 1972, 41.
- 8 So auch heute noch im Rechtsquellenkatalog des Art. 38 des Statuts des internationalen Gerichtshofes vom 26. Juni 1945, der hier zu Demonstrationszwecken angeführt wird.
- 9 StV II 102.
- 10 Zu letzterem vgl. Forrest 1957, 163.
- 11 Vgl. dazu auch Ducrey, 1998, 59; Heuss 1946, 63.
- 12 Graeber 1992, 133.
- 13 So erstmals bei Thukydides und Euripides, vgl. Ilari 1980, 102.
- 14 Den Vertragstext hat Baltrusch 1994, 158ff. rekonstruiert.
- 15 Zum Eid von Plataiai siehe Siewert 1972.
- 16 Wilkins 1993, Eur. Heraclid. 963-966 *ad locum*.
- 17 Alle Belege gesammelt bei Ilari 1980, 357 – 372 und Ducrey 1968, 294 A. 1.
- 18 Vgl. allgemein dazu Panagopoulos 1989, 25. 26. 176.

- 19 Wilkins 1993, Eur. Heraclid. 1010-1011 *ad locum*.
- 20 Vgl. dazu Livius 31, 30, 2-3.
- 21 Zu anderen, »milderen« Versionen siehe Krentz, Xen. hell. 2, 31 *ad locum*.
- 22 Vgl. auch Plut. Lysimachos 13; Theophr. fr. 137 W; Panagopoulos 1989, 176 – 177 bezieht diese »Verbrechen, verübt gegen das Gesetz Griechenlands«, sogar auf alle Verstöße Athens gegen »griechisches Gewohnheitsrecht« während des Peloponnesischen Krieges.
- 23 Bederman, 2001, 230.
- 24 Bederman 2001, 235 in Bezug auf den bei Thuk. 3, 65 geschilderten Bruch eines Waffenstillstandes zwischen Theben und Plataiai durch letztere.
- 25 Vgl. Scheibelreiter 2004, 150 ff. 340-345.
- 26 Welwei 2000, 86; diese Meinung teilen auch Balcer 1984, 367. 386; Baltrusch 1994, 60 A 328; Schuller 1974, 106; Steinbrecher 1985, 94 A 196.
- 27 Graeber 1992, 135.
- 28 Kiechle 1958, 141.
- 29 Bederman 2001, 246-247.
- 30 Gomme 1981, Thuk. 1, 37 *ad locum*.
- 31 Nesselhauf 1934, 292.
- 32 Ilari 1980, 103.106.
- 33 Meier 1991, 16.
- 34 Ziegler 1994, 37.
- 35 So Graeber 1992, 128-129.
- 36 Ilari 1980, 69.
- 37 Kiechle 1958, 130.
- 38 Vgl. dazu Gärtner 2004.
- 39 Heuss 1946, 88.
- 40 Torone 422 v.Chr. (Thuk. 5, 3), Skione 421 v.Chr. (5, 32), Melos 415 v.Chr. (5, 116); in Diskussion für Mytilene 426 v.Chr. (3, 36); vgl. dazu Ilari 1980, 95 ff.
- 41 Vgl. dazu die Sammlung der Quellenstellen bei Kiechle 1958, 132 ff.
- 42 Bengtson 1974, 217; Kiechle 1958, 136.
- 43 Vgl. dazu schon Bickerman 1950, 107.
- 44 Vgl. dazu Scheibelreiter 2004, 103.
- 45 Vgl. dazu Panagopoulos 1989, 52.
- 46 Vgl. dazu Meier 1991, 18.
- 47 Vgl. Scheibelreiter 2004, 988ff.
- 48 Harter-Uibopuu 2002, 172-173.
- 49 So Graeber 1992, 134.
- 50 StV II 192.
- 51 Bengtson 1974, 220; zu beiden Kämpfen um Kynosouria vgl. auch Harter-Uibopuu 1998, 174-175.
- 52 Sehr hilfreich ist die Sammlung der zwischenstaatlichen Schiedsgerichte von Piccirilli, 1973, vgl. weiters Steinwenter 1971, 176 ff.
- 53 Vgl. dazu Harter-Uibopuu 1998, 3-4.
- 54 Hdt. V 95; Bengtson 1975, 5 (StV II 106); Piccirilli 1973, 28-35; vgl. dazu auch Graeber 1992, 121.
- 55 Vgl. Piccirilli 1973, 109-111. Zu Quellen und der komplexen Sachverhaltsdarstel-

- lung des samischen Krieges vgl. die Zusammenstellung bei Scheibelreiter 2004, 351-360.
- 56 Albert 1980, 12-16; Ziegler 1994, 51-52. 60-61, allgemein dazu Sordi 2002, 3-11.
- 57 Albert 1980, 17-20.
- 58 Meier 1991, 6.
- 59 Vgl. dazu Cassi 2002 106-108.
- 60 Fischer, Köck 2004, 408-409.
- 61 Diese These entwickelte Keil 1916, 8.
- 62 Bengtson 1974, 214; Meier 1991 12. 38 A. 103.
- 63 Vgl. Ziegler 1954, 36.
- 64 Heuss, 1946, 86 ff., besonders Anmerkung 18.
- 65 So Graeber 1992 120.
- 66 Bederman 2001, 227-229; vgl. dazu Olshausen, Biller 1979.
- 67 Meier 1991, 12.
- 68 Bederman 2001, 228.
- 69 Bederman 2001, 209.
- 70 Bederman 2001, 208.
- 71 Welwei 1998, 251.
- 72 Zur Rekonstruktion des Eides vgl. Siewert 1972.
- 73 Vgl. dazu allgemein Ilari 1980, 113-115.
- 74 Vgl. dazu Scheibelreiter 2004, 98ff.
- 75 Für die Argumente der Bundesgenossen zur Legitimierung ihres Austritts s. Scheibelreiter 2004, 317ff.
- 76 Bengtson 1975, 74-76 (StV II 156).
- 77 Zur Rekonstruktion des Vertragstextes siehe Baltrusch 1994, 158ff.
- 78 Vgl. Highby 1936, 65; Baltrusch 1994, 18 A. 84; Bonk 1974, 19-20; Steinbrecher 1985, 56.
- 79 Vgl. Scheibelreiter 2004, 125 ff.
- 80 Baltrusch 1994, 158ff.
- 81 Bederman 2001, 213.
- 82 Andere Ansicht Baltrusch 2001, 214-215.
- 83 Bloedow 1991, 191-192.
- 84 Vgl. Bauslaugh 1991, 143.
- 85 Treu 1954.
- 86 Raubitschek 1963.
- 87 Eberhardt, 1959, 301-302; Seaman 1997, 405. 408; Kaletsch 1999, 1196; Gawantka 1998, 61. A. 71.
- 88 Smarczyk 1999, 45; 53-55.
- 89 StV II 188.
- 90 Wolf 1950, 123.
- 91 So Bederman 2001, 220.
- 92 Vgl. dazu richtig Bederman 2001, 220.
- 93 Wolf 1950, 117-118.
- 94 Wolf 1950, 120.
- 95 Wolf 1950, 137.
- 96 Wolf 1950, 137.
- 97 Wolf 1950, 137; vgl dazu auch Ilari 1980, 118-119.

Literatur

- Albert 1980 = Albert, Sigrid: *Bellum iustum*, Kallmünz 1980.
- Baltrusch 1994 = Baltrusch, Ernst: *Symmachie und Spondai. Untersuchungen zum griechischen Völkerrecht der archaischen und klassischen Zeit (8.-5.Jhdt. v. Chr.)*, Berlin 1994.
- Balcer 1984 = Balcer, Jack Martin: *Sparda by the Bitter Sea. Imperial Interaction in Western Anatolia*, Chico 1984.
- Bauslaugh 1991 = Bauslaugh, Robert A.: *The concept of Neutrality in Classical Greece*, Berkeley 1991.
- Bederman 2001 = Bederman, David J.: *International Law in Antiquity*, Cambridge 2001.
- Bengtson 1975 = Bengtson, Herrmann: *Die Staatsverträge des Altertums. Zweiter Band: Die Verträge der griechisch-römischen Welt von 700-338 v. Chr.*, München 1975.
- Bengtson 1974 = Bengtson, Herrmann: *Zwischenstaatliche Beziehungen der griechischen Städte im klassischen Zeitalter*, in: *Kleine Schriften zur Alten Geschichte*, München 1974, 213-221.
- Bickerman 1950 = Bickerman, Elias: *Remarques sur le droit des gens dans la Grèce classique*, RIDA, 4 (1950), 99-127.
- Bloedow 1991 = Bloedow, Edmund F.: *Athens treaty with Corcyra: A study in Athenian foreign policy*, *Athenaeum* N.S., 69 (1991), 185-210.
- Bonk 1974 = P. Bonk: *Defensiv- und Offensivklauseln in griechischen Symmachieverträgen*, Diss. Bonn 1974/1978.
- Cassi 2002 = Cassi, Aldo Andrea, *Dalla santità alla criminalità della guerra. Morfologie storico-giuridiche del bellum iustum*. In: *Seminari di storia e di diritto III: Guerra giusta? Metamorfosi di un concetto antico*, herausgegeben von Antonello Calore, Mailand 2003, 101-158.
- Ducrey 1998 = Ducrey, Pierre: *Eretria, Der Neue Pauly* IV, 1998, 58-60.
- Ducrey 1968 = Ducrey, Pierre: *Le Traitement de prisonnière de guerre dans la Grèce antique*, Paris 1968.
- Eberhardt 1959 = Eberhardt, Walter: *Der Melierdialog und die Inschriften ATL A 9 (IG I 63+) und IG I 97+, Historia*, 8 (1959), 284-314).
- Fischer, Köck 2004 = Fischer, Peter u. Köck, Heribert F.: *Allgemeines Völkerrecht*, Wien 2004.
- Forrest 1957 = Forrest, William George Grieve: *Colonisation and the Rise of Delphi*, *Historia*, 6 (1957), 160-175.
- Friedrich 1930 = Friedrich, Johannes: *Staatsverträge des Hatti-Reiches*, Leipzig 1930.
- Gärtner 2004 = Gärtner, T.: *Leiden nach dem Krieg, Beobachtungen zu den Euripideischen Tragödien Hekabe und Troerinnen*, *Quaderni Urbinati di Cultura Classica*, 78 (2004), 37-58.
- Gawantka 1998 = Gawantka, Wielfried: *Zur Seebundschatzung des Jahres 425/424 v. Chr.*, Th. Hantos u. G. A. Lehmann (Ed.), *Althistorisches Kolloquium aus Anlaß des 70. Geburtstages von Jochen Bleicken*, 29.-30. November 1996 in Göttingen, Stuttgart 1998.
- Gomme 1981 = Gomme, A. W.: *Historical Commentary on Thukydides*, 5 Bände, Oxford 1945-1981.

- Graeber 1992 = Graeber, Andreas: Friedensvorstellung und Friedensbegriff bei den Griechen bis zum peloponnesischen Krieg, ZRG-RA, 109 (1992), 116-162.
- Harter-Uibopuu 1998 = Harter-Uibopuu, Kaja: Das zwischenstaatliche Schiedsverfahren im achäischen Koinon, Köln 1998.
- Harter-Uibopuu 2002 = Harter-Uibopuu, Kaja: Streitvermeidung und Konfliktbeilegung. Friedenserhaltende Maßnahmen im antiken Völkerrecht, in: Ad Fontes. Tagung des Europäischen Forums Junger Rechtshistorikerinnen und Rechtshistoriker, hrsg. von B. Feldner et al.; Frankfurt/Main 2002, 172-191.
- Heuss 1946 = Heuss, Alfred: Die archaische Zeit Griechenlands als geschichtliche Epoche, in: M. v. Schröder, Antike und Abendland II, Hamburg 1946, 26-62.
- Highby 1936 = Highby, L. I.: The Erythrae-Decree, Klio, Beiheft, 36 (1936).
- Ilari 1980 = Ilari, Virgilio: Guerra e diritto nel mondo antico, Mailand 1980.
- Kaletsch 1999 = Kaletsch, Hans.: Melos (1), in: Der Neue Pauly VII, 1999, 1195-1197.
- Keil 1916 = Keil, Bernhard: EIRHNE, in: Sonderband, Sächsische Akademie, 68, Leipzig 1916.
- Kiechle 1958 = Kiechle, Franz: Zur Humanität der Kriegführung durch griechische Staaten, Historia, 7 (1958), 129-156.
- Korosec 1931 = Korosec, Victor: Hethitische Staatsverträge, Leipzig 1931.
- McCarthy 1923 = McCarthy, Dennis J.: Treaty and Covenant, Rom 1923.
- Meier 1991 = Meier, Christian: Die Rolle des Krieges im klassischen Athen, München 1991.
- Nesselhauf 1934 = Nesselhauf, Herbert: Die diplomatischen Verhandlungen vor dem peloponnesischen Kriege, Hermes (1934), 286-299.
- Olshausen, Biller 1979 = Olshausen, Eckart und Hildegard Biller: Antike Diplomatie, Darmstadt 1979.
- Panagopoulos 1989 = Panagopoulos, Andreas: Captives and hostages in the Peloponnesian war, Amsterdam 1989.
- Parpola, Watanabe 1988 = Parpola, Simo und Kazuko Watanabe: Neo Assyrian Treaties and Loyalty Oaths, Helsinki 1988.
- Piccirilli 1973 = Piccirilli, Luigi: Gli arbitrati interstatali greci, Pisa 1973.
- Raubitschek 1963 = Raubitschek, Antony E.: War Melos tributpflichtig?, Historia, 12 (1963), 68-73.
- Scheibelreiter 2004 = Scheibelreiter, Philipp: Untersuchungen zur vertragsrechtlichen Struktur des attisch-delischen Seebundes, Diss. Wien 2004.
- Schuller 1974 = Schuller, Wolfgang: Die Herrschaft der Athener im ersten Attischen Seebund, Berlin 1974.
- Seaman 1997 = Seaman, Michael: The Athenian Expedition to Melos in 416 B.C., Historia, 46 (1997), 385-418.
- Siewert 1972 = Siewert, Peter: Der Eid von Plataiai, München 1972.
- Smarczyk 1999 = Smarczyk, Bernhard: Einige Bemerkungen zur Datierung der Beiträge zu Spartas Kriegskasse in IG V¹1, Klio, 81 (1999), 45-67.
- Sordi 2002 = Sordi, Marta: Guerra e diritto nell' mondo greco e romano, Mailand 2002.
- Steinbrecher 1985 = Steinbrecher, Michael: Der Delisch-attische Seebund und die athenisch-attischen Beziehungen in der Kimonischen Ära (478/77-462/61), Stuttgart 1985.
- Steinwentner 1971 = Steinwentner, Artur: Die Streitbeendigung durch Urteil, Schiedsspruch und Vergleich, München ²1971.

- Treu 1954 = Treu, Max: Athen und Melos und der Melierdialog des Thukydides, *Historia*, 2 (1953), 253-273. Nachtrag dazu in: *Historia*, 3 (1954/55), 58-59.
- Weidner 1923 = Weidner, Ernst F.: Politische Dokumente aus Kleinasien, Leipzig 1923.
- Welwei 1998 = Welwei, Karl-Wilhelm: Heilige Kriege, *Der Neue Pauly* V, 1998, 251-252.
- Wilkins 1993 = Wilkins, John: Euripides, *Heraclidae*, Oxford 1993.
- Wolf 1950 = Wolf, Erik: Griechisches Rechtsdenken. Band III/2, Die Umformung des Rechtsgedankens durch Historik und Rhetorik, Frankfurt a. M. 1950.
- Wüst 1954 = Wüst, Fritz R.: Amphiktyonie, Eidgenossenschaft, Symmachie. In: *Historia*, 3 (1954/55), 129-152.
- Ziegler 1994 = Ziegler, Karl Heinz, *Völkerrechtsgeschichte*, München 1994.
- Zimmermann 2000 = Zimmermann, Bernhard: Krieg – der gewaltige Lehrmeister. Zur Darstellung des Krieges in der griechischen Tragödie des 5. Jahrhunderts v. Chr., *Spudasmata*, 80 (2000), 31-36.

Schlacht und Triumph

Schlachtdarstellungen in der Antike

JÜRGEN BORCHHARDT

Römische Bildschöpfungen

*Erwäge beständig, wie viele Kriegshelden,
die eine Menge Menschen getötet haben,
[schon dahingestorben sind]*

M. Aurelius, Selbstbetrachtungen 48

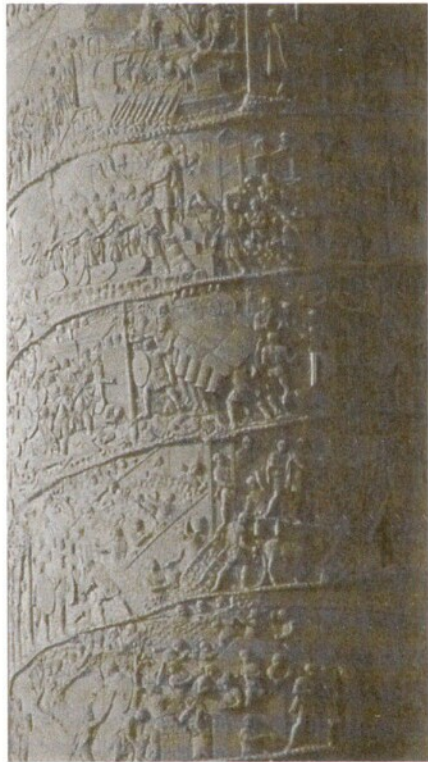
Sowohl die Renaissance mit der Wiederentdeckung der Antike als auch die Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung des Altertums sind von Rom ausgegangen. Unser Rundgang durch die Schlachtdarstellungen der Antike möge daher in Rom beginnen.

Schlacht und Triumph

Nach Polybios (6, 15, 8) lag es in der Macht des Senats, den Feldherren einen Triumphzug zu gewähren, der ihnen die Möglichkeit gab, durch *simulacra* und *enagéia* (= lebendige Darstellungen von etwas, sodass man es leibhaftig vor Augen zu sehen glaubt) ihre *rei gestae*, ‚Rechenschaftsberichte‘, zu illustrieren und gleichzeitig innenpolitische Ziele zu verfolgen. Diese propagandistischen Medien können Modelle von Türmen eingenommener Städte, aus Elfenbein oder Holz, oder Stadtmodelle mit Namensbeischriften, aber auch szenische Darstellungen durch maskierte Schauspieler, begleitet von Schrifttafeln mit den Listen der eroberten Städte, umfasst haben. Dramatische Ereignisse wie Belagerungen und Eroberungen bzw. Entscheidungsschlachten konnten durch szenische Skizzen auf Transparenten im Triumphzug mitgeführt werden. Da sich kein Zeugnis erhalten hat, lässt sich über die künstlerische Form keine Aussage machen.

Die Trajanssäule in Rom

»Bildgewordene Annalen der Kriegereignisse« streben in 24 Windungen spiralförmig auf ca. 200 Meter Länge zur Höhe jener Säule, die im Zentrum des Kaiserkults in Rom für den *heros ktistes*, den Erneuerer der Stadt, konzipiert wurde, der als vergoldete Statue nach numismatischer Evidenz die Säule bekrönte – wie ein anthropomorphes Zepter mit dem Anspruch, *axis mundi* zu sein. Die spiralgige Gestalt, für die bislang eine überzeugende Erklärung nicht gefunden werden konnte, darf auch hier auf das Spiralband zurückgeführt werden, welches Szepter schmücken konnte. Wenn man den Gesamtentwurf des Trajaneums, der Anlage für den Kult des Kaisers mit dem altarähnlichen Sockel, der einen Raum enthielt mit einer Bank für die goldene Urne des 117 n. Chr. in Kilikien verstorbenen Kaiser Trajan, und den Lorbeerkranz des Triumphators, der zwischen Säule und Basis vermittelte, dem Genie des Apollodoros von Damaskus zuschreibt, dann kann man ihm auch



Trajanssäule, Rom.

die Monumentalisierung des Szepters mit anthropomorphem Aufsatz zutrauen, um wesentliche Elemente des Kultes für die sterblichen Götter zu visualisieren. Die Feinheiten der Konzeption, des Entwurfes und der Ausführung der *columna Traiani* konnten sich dem Betrachter bei der Höhe von 40 Meter kaum erschließen.

Logisch werden wichtige Abschnitte aus dem 1. Krieg (101/102 n. Chr.) und aus dem 2. Krieg gegen die Daker (105/106 n. Chr.) nach oben aneinander gereiht. Die Hauptquelle für den entwerfenden Meister mögen daher die *commentarii* Trajans, die Kriegstagebücher, gewesen sein, personifiziert durch Viktoria, die zwischen *tropaia* (Siegesmalen) mit dem Griffel die Widmung an den vergöttlichten Herrscher auf einen Schild schreibt. Die Originale mögen in den flankierten Bibliotheksbauten archiviert worden sein. Ikonographisch wird auf das Denken jener Schicht, die zu den Säulen der Herrschaft des *Imperium Romanum* gehörte, Rücksicht genommen: das römische Heer. Der Aufbruch (*profectio*) des Heeres, die Überquerung der Donau auf Pontonbrücken, die Vormarschsicherung durch den Bau von Straßen und Festungen oder der Bau des Lagers (Bau- und Holzfällerszenen) sind ebenso bildwürdig wie im Zentrum der Aufeinanderprall der feindlichen Armeen: die Schlacht von Tapae und die Eroberung von Sarmizegetusa. Der Realismus der Darstellung erstreckt sich auch auf die Folgen des Krieges: Gezeigt werden die Plünderung einer Stadt, die Massakrierung der männlichen Bevölkerung, die Flucht von Greisen und Kindern, das Abschlagen von Vieh und Brandschatzung der Dörfer, die Deportation von Frauen und Kindern wie die Fesselung das Abführen von Gefangenen, die Folterung von nackten Gefangenen und Frauen.

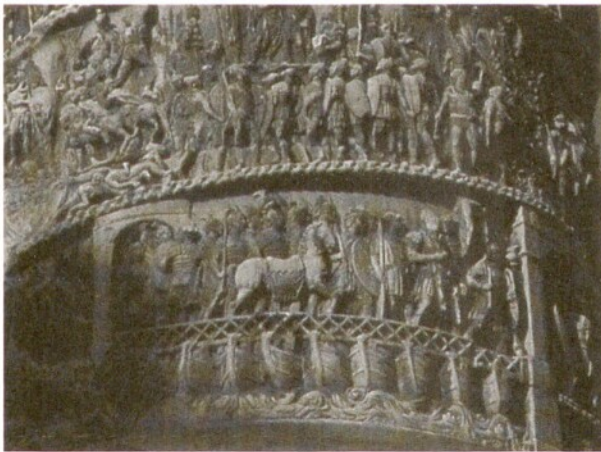
Weniger in verfließender kontinuierlicher Erzählweise, sondern in bewusster Differenzierung wird der Kaiser sechzigmal immer wieder bei wichtigen Handlungen als Imperiums-Träger vorgestellt: bei der *profectio caesaris* (Aufbruch des Kaisers zum Heer), im Kriegsrat, bei der *lustratio* (Reinigung des Heeres bei der Einweihung des Lagers), bei der *adlocutio* (Ansprache an das Heer), bei der Überwachung von Transporten, beim Empfang von feindlichen Gesandten sowie bei der *submissio* (Unterwerfung der besiegten Barbaren). Höhepunkte der narrativen Schilderung sind zweifellos das *prodigium*, der Sturz des Boten vom Pferd zu Füßen des Kaisers, der kollektive Selbstmord der Führer der Daker durch Gifteinnahme, wie der dakische König Decebalus die Schlacht beobachtet, sein späterer Selbstmord, das Vorzeigen des ihm abgeschlagenen Hauptes und der Abtransport der Beute. Auf den letzten beiden Platten der Trajanssäule werden alte Männer, Frauen und Kinder mit den Viehherden in eine ungewisse Zukunft deportiert. Die Menschen werden als Sklaven deklassiert, das Vieh dient der Versorgung der

Armee. Die Intention, Geschichte in logischer Folge von Einzelbewegungen von Natur aus schwerfälliger Truppenkörper darzustellen, stellt sicherlich nur einen Teilaspekt dieses vielschichtigen Kunstwerks dar.

Die auffallende Sympathie der Künstler gilt den Besiegten. Ergreifend wirkt die Bergung eines Verwundeten nach der Schlacht. Die Absicht, eine bestimmte Wirkungsästhetik zu erreichen, mag dahinter stehen, »die im Geiste der Rhetorik didaktisch den Bürger auf kommende Zeiten und drängende Aufgaben in einem expansiven, aber darum immer schwieriger zu erhaltenden Imperium nach Maßgabe der römischen *virtus* im Geiste vorzubereiten.«¹ Von tiefem Ernst geprägt vertritt der Kaiser als überlegener Sieger das Verhalten eines Stoikers, während seine Gegner alle Variationen von Schmerz, Entsetzen und Verzweiflung zeigen. Decebalus stirbt in der Pathosformel des ins Knie gesunkenen Anführers der Gallier vom kleinen Attalischen Anathem, einem Weihgeschenk der Pergamener aus hellenistischer Zeit.

Die Marcus-Säule in Rom

Wenn Apollodoros mit dem Trajanum das Ensemble des Mausoleums des Augustus, der Sonnenuhr und der Ara Pacis Augustae übertrumpfen wollte, so steht die Marcussäule ganz im Zeichen der Trajanssäule. In den Grundzügen bestimmen die *profectio* des Heeres und die *adlocutio* des Kaisers auch hier die Darstellung des Rechenschaftsberichtes von Marcus Aurelius (180-192 v. Chr.) über die beiden Kriege gegen die Donaugermanen im *bellum*



Mark-Aurel-Säule,
Rom – Detailansicht.

Germanicum und *bellum Sarmaticum*. Der Gegensatz zwischen stoischem Sieger und chaotischem Feind, der die gesamte Skala der Empfindungen zulässt, wird durch die Möglichkeit des Stilwandels antoninischer Zeit stärker betont: wie z.B. im Kampf, bei dem Römer Germanen in den Abgrund stürzen, bei Massenhinrichtungen von Germanen durch germanische Auxiliarii, beim Raub von germanischen Frauen und bei der Brandschatzung von Dörfern. Auch hier werden wieder Pathosformeln aus der griechischen Kunst eingesetzt wie die Ermordung eines Wehrlosen, d.h. des Perdikkas, im Giebel des Alexander-Sarkophages. Auch hier trennt eine Viktoria den unteren ersten Krieg vom oberen zweiten Krieg. Die 29,77 m hohe Säule erreichte inklusive der Statue des Kaisers eine Gesamthöhe ca. 52 Meter. Sie wurde vom Senat gestiftet, nach dem Tode des Kaisers 180 n. Chr. begonnen und 196 n. Chr. beendet. Auch die Säule triumphierte einst als himmelwärts ragendes Szepter des Marc Aurel über ein Ensemble, das als Kaiserkult-Heiligtum konzipiert war. Die Reihenfolge war im 2. Jh. n. Chr. festgelegt. Erst erfolgte der Divinisierungsbeschluss durch getrennte Abstimmungen im Senat und in der Volksversammlung, nach dem Staatsbegräbnis die Konsekration. Die *historia augusta* (H. A. Marc Aur. 18, 3) berichtet: »Was nie zuvor und nie wieder geschehen ist, Senat und Volk hätten nicht an unterschiedlichen, sondern an einem gemeinsamen Versammlungsplatz Marc Aurel zu ihrem gnädigen Gott (*propitium deum*) erklärt.« Göttlichen Beistand leistet Jupiter bei der ersten Feindberührung auf der Trajanssäule eindeutig auf römischer Seite und auf der Marcus-Säule durch das Regenwunder als *Jupiter Pluvius*, der das durch Durst geschwächte Heer mit Wasser versorgt und die Feinde vernichtet. Neben religiösen Überzeugungen darf auch an die Rezeption griechischer Schlachtenbilder wie die der Marathonschlacht in der Stoa Poikile in Athen gedacht werden, in welcher auch Götter und Heroen dargestellt waren.

Die so genannten Schlachtsarkophage

Auf den Schlachtsarkophagen dieser Zeit wird die Erkenntnis Marc Aurels, der große Teile seines Lebens im Feldlager verbrachte, »das Leben ist ein Krieg« (M. Aur. 2, 17), im Hell/Dunkel im Kampf miteinander unauflösbar verstrickter Leiber als zunächst chaotisch erscheinender Muster verdichtet, das seine Strukturen lediglich dem Verständnis von »oben«, der Ortsbestimmung der Sieger, über das »Unten« der Besiegten, der Barbaren, verdankt. In den gefesselten Paaren der Barbaren unter den gewaltigen *tropaia* auf dem sogenannten Barbarenschlachtsarkophag in Rom wird das Schicksal der

Überlebenden nach dem Sieg in der Schlacht vorweggenommen; manche späteren Nachfahren der Besiegten mögen beim Anblick der künstlerisch motivierten Statik der seitlichen Begrenzungen allerdings Ahnungen von der Umkehr des trügerischen Schlachtenglückes empfunden haben.

Reflektionen zur römischen Antike

*Alexander und Pompeius und Gaius Caesar,
die ganze Städte massenhaft von Grund aus
zerstört und unzählige Mengen von Reitern
und Fußvolk in den Schlachten niedergemetzelt
hatten, verloren endlich ebenfalls ihr Leben.*

M. Aurelius, Selbstbetrachtungen 3, 3

In augusteischer Zeit ist sich die Geschichtsschreibung bewusst, dass vor dem *Imperium Romanum* die Weltreiche der Assyrer, der Meder, der Perser und der Makedonen existiert haben. Die Erkenntnis des Prinzips der *translatio imperii* impliziert auch die Gewissheit, dass die bildende Kunst im Rahmen der Herrschaftslegitimation besonders in multinationalen, multiethnischen Reichen eine bedeutende Rolle spielen musste. Sowohl die römischen Strategen der Republik und des Kaiserreiches als auch die Intellektuellen innerhalb der von der römischen Armee und durch das römische Recht geeinten Welt, zu der nach den Partherkriegen 113-117 n. Chr. unter Trajan auch die römischen Provinzen Mesopotamien und Assyrien gehörten, wussten somit, dass es sinnvoll war, in den eroberten Provinzen an autochthone Bildtraditionen anzuknüpfen. Aemilius Paulus, der Sieger von Pydna über den letzten der Antigoniden 168 v. Chr., beauftragte den Metrodoros aus Attika, Maler und Philosoph gleichermaßen und auf beiden Gebieten eine Kapazität (*pictor idemque philosophus, in utraque scientia magnae auctoritatis* – Plin. nat. 35, 135), mit der Illustration seiner Siege.

Als Octavian 33 v. Chr. Ägypten eroberte, übernahm er von der faszinierenden ptolemäischen Monarchie eine Reihe von Vorstellungen und Ideen, die er z.T. wie im Fall der Gemmen und der Sonnenuhr von alexandrinischen Künstlern gestalten ließ. Zur Adaption altägyptischer Strukturen gehörte nicht nur die Verehrung als neuer Pharao. Die Denkmäler der ägyptischen Vergangenheit waren ja nicht vom Sand verweht, und noch in römischer Zeit wurde die Liste der Weltwunder der Antike, der *theásmata*, der Sehenswerten, der Schauwerke, von den Pyramiden angeführt, die schon Herodot bewunderte.

Ägyptische Strukturen

*Angriff ist Stärke,
Zurückweichen aber bedeutet Schwäche*

Stele Berlin 1157 nach Assmann 2000, 96

Grundsätzlich lassen sich die ägyptischen Kriegsdarstellungen im Neuen Reich (1550-1075 v. Chr.) vergleichen. Ordnung ist »oben« beim Pharao, Chaos ist »unten« im Bildfeld bei den Feinden. Die realistische Abfolge der einzelnen Abschnitte des Feldzuges bildet das Grundgerüst der Szenenfolge, begleitet von Kurztexten.

Vor der Schlacht:

- 1 Beauftragung zur Kriegsführung des Königs durch einen Gott, d.h. Amun.
- 2 Rüstung, Waffenverteilung.
- 3 Aufbruch in den Krieg, *profectio* des Herrschers im Streitwagen.
- 4 Marsch der Armee zum Kriegsschauplatz.

Während der Schlacht:

- 5 Der König im Kampf.
- 6 Die Schlacht.
- 7 Löwenjagd während des Feldzuges und der Schlacht.
- 8 Der König empfängt Tribute asiatischer Fürsten.
- 9 Bäume werden gefällt.

Nach der Schlacht:

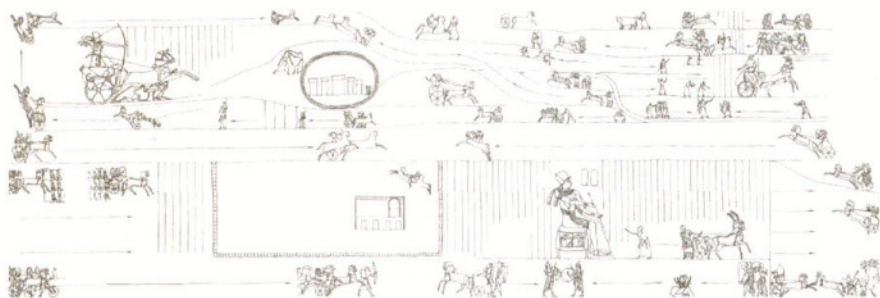
- 10 Das Fesseln von Gefangenen.
- 11 Die Siegesfeier.
- 12 Aufbruch der Armee mit den Kriegsgefangenen.
- 13 Rückkehr der Armee nach Ägypten.
- 14 Gefangene und Beute werden den Göttern dargebracht oder präsentiert, d.h. der thebanischen Trias Amon, Mut und Khonsu.

Zu jedem einzelnen Thema lassen sich Variationen zitieren. Heinz hat 37 »als geschlossene Bilderfolgen zu betrachtende Feldzugserzählungen« gelistet, mit besonderer Analyse der Feldzüge Sethos' I. (1289-1278 v. Chr.) gegen die Schosu-Beduinen und die Hethiter auf der Außenwand des Hypostylsaales im Amun-Re-Tempel von Karnak. In seiner Liste finden sich darüber hinaus die Kriegszüge Ramses' II. (1279-1212 v. Chr.) am Felstempel von Beit el-Wali

südlich von Assuan sowie die asiatischen und libyschen Feldzüge Ramses' III. (1184-1153 v. Chr.) in Medinet Habu und Karnak. Interessant ist die Anordnung der Kampfszenen vom Eingang weg und der Rückkehr und Beutepräsentation von Kriegsgefangenen und Schätzen zum Eingang hin.

Die Schlacht von Kadesch (Quadeš) 1274 v. Chr.

Aus der unendlichen Literatur der epigraphischen, literarischen und künstlerischen Evidenz zu dem Krieg der Ägypter und Hethiter in Abydos, Karnak, Luxor und Abu Simbel lassen sich folgende Fakten herauslesen: Ramses II. stellt eine Armee mit vier Divisionen auf, benannt nach den ägyptischen Göttern Amun, Pre, Ptah und Sutekh: Wagenkämpfer, Fußtruppen inklusive Shardana-Söldner. Der Gegenspieler ist Muwatalli, der Hethiterkönig. Der Schlachtverlauf wird geprägt von Kriegslist, dem Versagen der ägyptischen Spionage und Taktik, denn die Bewegungen der Divisionen werden nicht koordiniert. Die Division Amun, vom Pharao geführt, eilt allein voraus und errichtet das Lager. Zwei hethitische Spione werden gefangen genommen, gefoltert und verraten den Standort des hethitischen Heeres. Muwatalli attackiert die Division Pre mit einem Streitwagengeschwader so erfolgreich, dass er die Flucht der Ägypter bewirkt. Die Verfolgung der Hethiter führt bis ins Lager der Ägypter. Der von seinen Truppen allein gelassene König beginnt einen Dialog mit Amun, spricht ihn als Vater an und gemahnt ihn, dass er als solcher seinen Sohn nicht vergessen dürfe. Auf das Flehen des Schildträgers Menua, sich zur Flucht zu wenden, antwortet Ramses II.: »Bleibe standhaft, beruhige dein Herz, mein Schildträger. Ich werde wie die Krallen des Falken zwischen sie fahren, sie töten, schlachten und zu Boden werfen.« Die Rettung des Pharao erfolgt durch Stoßtruppen von der Küste und durch die Ankunft



Schlacht bei Quadeš, Abu Simbel – Überblicksskizze (Gaballa 1976).

und das Eingreifen der Division Ptah. Muwatalli bietet am nächsten Tag den Waffenstillstand an. Das ägyptische Kriegsziel, die Eroberung von Kadesch, wurde verfehlt.

In der Bildkomposition wird der König auf seinem Thron mit dem bereit gestellten Fluchtwagen herausgehoben. Deutlich erkennbar ist das ägyptische Kampflager mit dem königlichen Pavillon; darunter erscheint die Leibwache mit Shardana-Söldnern und Ägyptern. Während der Angriff der Hethiter von rechts erfolgt, zeichnet sich links der Entsatz durch die Stoßtruppen ab. Im oberen Register bestimmt der siegreiche Pharao, umgeben von Feinden, den linken Teil der Darstellung, in der Mitte dominiert die Stadtdarstellung von Kadesch, das vom Fluss Orontes umflossen wird. Durch die Bedeutungsproportion wird der Pharao als Sieger unmissverständlich verherrlicht, aber auch dem Gegner wird Ehre zuteil. Einzelne Protagonisten der Schlacht wie Sptr, der Bruder des Hethiterkönigs, Trgnns, sein Wagenlenker und Grbts, sein Schildträger, u.a. werden aus der Anonymität der Kämpfer herausgehoben. Muwatalli, auf dem Streitwagen sich umwendend, befindet sich auf der Flucht, etwas größer als die anderen, aber wesentlich kleiner als der Pharao dargestellt. »Der besiegte König der Hethiter schaut sich um, voll Furcht vor dem Pharao«, kommentiert die Beischrift. Ganz rechts erscheint der Pharao noch einmal. Jetzt als siegreicher Feldherr, der rückwärts vom Streitwagen auf die Schreiber schaut, die hethitische Kriegsgefangene und abgeschlagene Hände auflisten. In Karnak folgt die Präsentation der Kriegsgefangenen vor Amon, Mut und Khonsu, der thebanischen Göttertrias.

Das Ungewöhnliche der »Schlacht von Kadesch« betont Oskar Kaelin: »Eine Ausnahme bilden die verschiedenen Versionen der Darstellung der Schlacht bei Quadeš Ramses' II. Während auch in diesem Fall – zumindest auf den ersten Blick – der König im Kampf über seine hethitischen Feinde dominiert, sind in die Bilder szenische Details integriert, die sie zur komplexesten ägyptischen Darstellung eines historischen Ereignisses machen – und zwar mit dem ungewöhnlichen Ziel, die eigenen ägyptischen Militärs anzuklagen und die Hethiter – d.h. die Ausländer, die Feinde – als potentiellen Partner für den Frieden zu propagieren.«² Kaelin glaubt auch nicht, dass es sich bei der späteren Darstellung der Schlacht von Til-Tuba am Ulai-Fluss aus dem 7. Jh. v.Chr. im assyrischen Königspalast um »einen einmaligen Geniestreich eines assyrischen Künstlers« handle, dem die Innovationen der Bildelemente und der Erzählstruktur zuzuschreiben seien, sondern vertritt die Auffassung, dass assyrische Künstler die »Kadesch-Schlacht« in Ägypten gesehen und studiert haben. Sie adaptierten zudem nicht-lineare Strukturen und komprimierten Ereignisse eines Feldzuges oder Krieges in »einer« Darstellung.

Reflektionen zur ägyptischen Antike

Die Bedeutung Ägyptens für die Antike lässt sich natürlich an Zeugnissen von Ägyptophilen wie Herodot und Platon erläutern – aber auch die Frage, wer eigentlich verantwortlich ist für die Liste der Weltwunder, der *theámata*, führt vermutlich nach Ägypten. Die internationale Forschungsstätte unter der Patronanz der Ptolemaier, das Mouseion mit der damals bedeutendsten Bibliothek in Alexandria, scheint der Ort gewesen zu sein, an dem in einer vom König eingesetzten Kommission die Aufgabe diskutiert wurde, in der Nachfolge Herodots unter der magischen Zahl 7 eine Ranking-Liste der bedeutendsten *theámata* zusammenzufassen. Dazu bedurfte es sicherlich vieler Sitzungen. Für unser Plädoyer wichtig ist, dass Ägypten mit zwei Werken vertreten ist, den Pyramiden und dem Leuchtturm von Alexandria. Hinter dieser Auswahl steht natürlich die kluge Absicht der Kommission und des Königs, die alte und neue Kultur am Nil miteinander zu versöhnen und den Prinzipien der Autochthonie und der Fremdherrschaft Rechnung zu tragen.

Assyrische Entwürfe

*Ein starkes Kampfnetz, der Schirm seines Heerbanns,
Eine wilde Wasserflut, die Steinmauern zerstört ...*
Gilgamesch-Epos 1, 31-32

Im Gegensatz zu den Schlachtdarstellungen auf den Tempelwänden Ägyptens finden sich Kriegszüge meistens auf den Wänden der Paläste der assyrischen Könige.

Die Eroberung einer mittelmeerischen Stadt durch Sanherib (704-681 v. Chr.)

Die Höhe der assyrischen Palastreliefs erlaubte in mehreren Registern übereinander das Geschehen räumlich zu illustrieren. Im Südwestpalast Sanheribs (704-681 v. Chr.) in Ninive am Tigris übernimmt die Landschaft teilweise die Hauptrolle, wenn Verbände von Kriegern ein Kastell im Walde zernieren oder einen Hügel im Bergland attackieren. Einzelnen wichtigen Episoden wird Raum zur Darstellung gegeben: Die Bewohner einer mittelmeerischen Stadt, die nicht in die Hände der assyrischen Armee fallen wollen, verlassen mit ihren Frauen und Kindern den Hafen mit Ruder- und Segelschiffen. Die

Vernichtung der Lebensgrundlage der Stadt durch das Fällen der Dattelpalmen wird ausführlich gezeigt. Die Eroberung der Vorstädte wird thematisiert. Das Listen der abgeschnittenen Häupter durch Militärschreiber hat sicherlich mit der Auszeichnung der Soldaten zu tun. Die Verfeinerung der Poliorketik (Belagerungstechnik) und Effizienz der Belagerungsmaschinen wird dokumentiert. Mit Stolz wird die Bedeutung der Söldner hervorgehoben. Das taktische Vermögen und die Disziplin der einzelnen Waffengattungen, Bogenschützen, Schleuderer, Lanzenkämpfer, Pioniere, Kavallerie, Streitwagenfahrer und -kämpfer auch in schwierigstem Gelände sind bewusst an den Künstler gestellte Aufgaben. Die Sorgfalt bei der Wiedergabe der militärischen Ausrüstung steht im Gegensatz zu dem Los der Gefolterten und Deportierten. Die Gräueltaten des Krieges, Enthauptungen und das Abhacken der Hände werden nicht verschwiegen. Im Grundriss des Feldlagers wird das Lagerleben sowohl in als auch zwischen den Zelten gezeigt. Die Gefangenschaft der Männer in Fesseln und der Frauen mit ihren Kindern und Habseeligkeiten dient der Visualisierung des Kriegszieles, der Erbeutung von Sklaven. Das Auflisten der Kriegsbeute an Möbeln, Waffen, Bronzen etc. rechtfertigt den enormen finanziellen Aufwand des Kriegszuges. Das Schlachten von Vieh dient der Versorgung der Armee. Die aufgetürmten Schädelberge dokumentieren die Verluste des Gegners.

Die Aufgabe der Kriegssequenzen war sicherlich vielschichtig – Delegationen ausländischer und unterworfenen Völker sollten an historischen Beispielen davon überzeugt werden, dass es klüger sei, sich assyrischen Forderungen zu beugen.

Die Schlacht von Til-Tuba am Ulai-Fluß gegen den elamischen König Te-Umma am 13. Juli 653 v. Chr.

Dokumentarische Treue gewinnt die Schlacht von Til-Tuba am Ulai-Fluß. Te-Umma, der König von Elam, verliert die Schlacht und flieht. Die Übereinstimmung von Legende und bildlicher Fassung bezeugt, dass es eine enge Kooperation am assyrischen Hof zwischen Schreibern/Historikern und entwerfendem und ausführendem Meister gegeben haben muss: König Sanherib hatte in diesem Raum unreliefierte Wände wegen der ästhetischen Wirkung des Materials verlegen lassen. Die Übertragung der Entwürfe konnte unter König Assurbanipal daher nur im Palast selbst vorgenommen werden.

382: Reliefplatte 2 (Abb. 5 A)

Urtak, Te-Ummans Schwiegersohn,
 der durch einen Pfeil verwundet worden war, (aber) starb nicht,
 rief nach einem Assyryer für die eigene Enthauptung,
 indem er sagte: »Komm her, schneide mein Haupt ab,
 und bring (es) zum König, deinem Herrn, und mache
 (dir) einen guten Namen.«

Hier wird der Gegner in seiner heroischen Einstellung zum Tode gerühmt: Von zwei Pfeilen tödlich getroffen ist Urtak, Te-Ummans Schwiegersohn, zu Boden gesunken, mit der einen Hand, der der Bogen entglitten ist, versucht er den Oberkörper aufzustützen und weist mit der rechten Hand auf seinen Nacken, dem Feind das Haupt entgegenstreckend. Der Verfolger ist von seinem Pferd abgestiegen und rammt mit beiden Händen seinen Speer in den Boden, um sein gesatteltes Streitpferd entweder an dem Speer oder an einem Baum festzubinden. Auch hier erweist sich der entwerfende Meister als ein feinfühligster Psychologe. Der Sieger wird nicht als Schlächter gezeigt. Zwischen den Sterbenden und Toten, dem heißen Atem der Schlacht, ist ein Moment des Respekts vor dem Gegner wiedergegeben.

Dank des Fragments einer zweiten Fassung der Schlachtdarstellung in Raum I des Nord-Palastes lässt sich eine weitere Detail-Szene eindeutig identifizieren:

Ituni, der Šūtřeši des Teumman, des Königs von Elam,
 den er herausfordernd immer wieder vor mich geschickt hatte,
 sah meine mächtige Schlacht und mit seinem Gürtelschwert
 durchschnitt er mit seinen eigenen Händen den Bogen,
 das Wesenszugehörige seiner Arme

lautet die Beischrift unmittelbar über zwei Kämpfern. In gebeugter Haltung vor einem drohend mit dem Schwert ausholenden assyrischen Krieger durchschneidet Ituni, der Šūtřeši des Te-Umma, des elamischen Königs, mit seinem Dolch den eigenen Kompositbogen als Zeichen der Trauer, des Zornes über die Niederlage der eigenen Armee und sein Aufgeben.

383: Reliefplatte 3 (Abb 5 C)

Te-Umma in Verzweiflung
 sagte zu seinem Sohn:
 »Benutze den Bogen!«



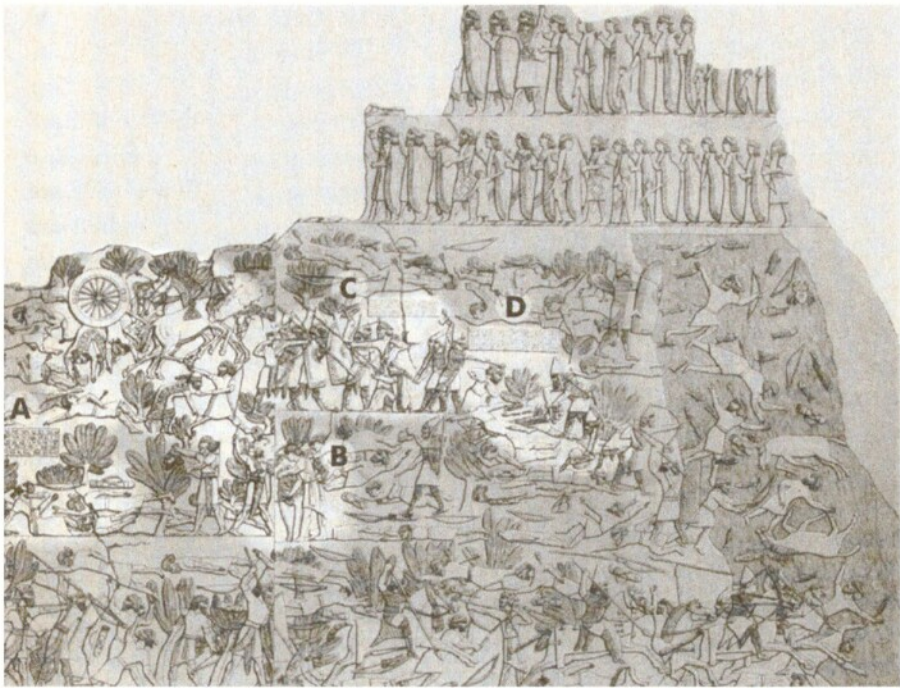
Dem Künstler ist unterhalb der Legende eine eindrucksvolle Gruppe gelungen: Der Vater verwundet in die Knie gesunken, hält die Linke ausgestreckt, unbewaffnet den assyrischen Kriegern mit Streitaxt und Lanze entgegen – sich wie Dareios auf dem Alexander-Mosaik in sein Schicksal ergebend. Nach einem Fragment der sogenannten Beischriftenvorschläge spricht Teumman »in Verzweiflung«. Die geballte erhobene rechte Faust unterstreicht aber die Aufforderung an seinen Sohn, sich nicht zu ergeben, sondern zu kämpfen. In voller Größe aufrecht stehend spannt der Sohn den Bogen, um seinen Vater und sich und die Ehre des elamischen Königshauses zu verteidigen. Erstaunlich ist nicht so sehr die Größe des elamischen Dynasten, sondern der Respekt des Siegers dem Besiegten gegenüber.

Der Text auf Relieplatte 383/3 nennt zwei diachrone Vorgänge (Abb 5 D):

Die Flucht von Te-Umman und seinem ältesten Sohn Tammaritu und
ihr Verstecken im Wald (Zeilen 1-4)

Ihre Tötung und gleichzeitige Enthauptung (5-6)

Unseren Vorschlag, die Ereignisse auf den Reliefs 382 und 383 *boustrophedon* zu lesen, d.h. von rechts nach links und wieder nach rechts, bestätigt der



Schlacht der assyrischen Armee bei Til-Tuba am Ulai-Fluß gegen die elamische Armee unter ihrem König Te-Umma, Ninive: Südwest-Palast, British Museum, London (Nagel 1967).

Bildkünstler. Rechts oberhalb des von einem Kavalleristen gestellten Schwiegersohnes des Te-Umma lässt sich die fliehende Gruppe von Vater und Sohn unschwer zwischen den Bäumen erkennen. Man kann wohl nicht ausschließen, dass die dramatische Szene links darüber zum Ablauf der Ereignisse zählt. Te-Umma und sein Sohn stürzen vom zusammengebrochenen Wagen, dessen vier Gespannpferde in höchster Panik sich in Gegenrichtung aufbauen. Beim Sturz löst sich die mit einer langen Feder oder einem Band geschmückte, ballonartige königliche Kopfbedeckung. Diese Interpretation lässt sich durch ein Fragment der so genannten Beischriftenvorschläge, die sich auf Tontafeln erhalten haben und offensichtlich einer Art künstlerischem Kronrat zur Auswahl vorgelegt werden mussten, verifizieren:

Te-Umma, der König von Elam, der in meiner mächtigen Schlacht verwundet worden war,
floh, um das Leben zu retten, und schlüpfte in den Wald.

Die Achse des Wagens, des Gefährts seiner Majestät, zerbrach und fiel auf ihn.

Zurück zur Inschrift auf dem Relief: Die Zeilen 5 und 6 finden unmittelbar unter dem Text ihre brutale Illustration: Links wird Tammariu in drei Sequenzen mit einer Keule erschlagen und enthauptet. Der Rumpf liegt mit ausgebreiteten Armen auf dem Boden und nach links verlässt der Soldat das Dickicht mit dem abgeschlagenen Haupt in der Linken, das Schwert in der Rechten. Auf der rechten Seite wird Te-Ummān enthauptet – in einer unglaublich brutalen Auslegung der Textvorgabe. Der Vater musste mit ansehen, wie sein Sohn vor ihm enthauptet wurde. Da nur ein Haupt vom blutigen Schauplatz entfernt wird, kann es sich auch um das Haupt des Königs handeln. Ein anderer assyrischer Krieger bückt sich und sichert die königliche Tiara und den Goryt (Bogentasche) als Beweis.

381: Reliefplatte 1

Kopf des Te-Ummān, des Königs von Elam,
den im Gewimmel der Schlacht ein gemeiner
Soldat in meiner Armee [abschnitt]. Um die gute Nachricht (mir zu
überbringen)
schickten sie (es) rasch nach Assyrien.

Der Betrachter wird weit nach links in das obere Register zurückgeführt, um direkt unter der Legende das Ende der Schlacht zu erfahren. Drei Soldaten haben einen Elamer gezwungen, einen typisch elamischen einachsigen Wagen, der auf Grund der zwölf Speichen wohl einem der Prinzen oder dem Schwiegersohn gehörte, zu lenken, um möglichst schnell mit der Trophäe das Schlachtfeld zu verlassen. Einer hält in Fahrtrichtung das abgeschlagene Haupt nach vorn, zwei sichern den Transport nach hinten.

Die drei Reliefplatten 384, 385 und 386 schildern die Ereignisse nach der Schlacht, d.h. sie gewähren Einsicht in die Folgen der gewonnenen Schlacht. Sie schildern den Ausgang des Feldzuges und enden mit dem triumphalen Einzug des siegreichen Königs in Arbela.

384: Reliefplatte 4

[Mannu-ki-ahhe] (und) [Nabu-usalli], die über Ashur,
den Gott, meinen Schöpfer, starke Beleidigungen gesprochen hatten,
ihre Zungen riss ich aus, ihre Haut zog ich ihnen ab.

In Anwesenheit hoher Schwerträger werden die im Text beschriebenen Torturen von unten nach oben dargestellt: Den beiden Personen, die den Staatsgott beleidigt haben, wird erst von jeweils zwei Folterknechten in bekleidetem Zustand die Zunge herausgerissen, anschließend werden sie mit ausgestreckten Armen und Beinen nackt am Boden angekettet, und Spezialisten ziehen ihnen die Haut ab. In serieller Reihung lässt der Künstler die Höflinge an dem grausigen Geschehen teilnehmen; aufrecht stehend, in korrekter Haltung die Hände übereinander gelegt, verfolgen sie in stoischer Haltung die Folterung, die als gerechte Sühne der Beleidigungen des Staatsgottes Assur legitimiert wird. Die Szene kann als das Register überschreitend verstanden werden.

Geht man von einer einheitlichen geschlossenen Erzählstruktur innerhalb des Registers aus, dann lässt sich die untere Folderszene auf eine Tontafel mit folgendem Beischriftvorschlag beziehen: »[Duna]nu, den Sohn des [Bēliqī]ša, den Gambuläer, [der beu]nruigte mein Königtum, schlachtete ich [a]uf der [Schlacht]bank wie ein Schaf und zerteilte seine Glieder.« Die urartäischen Gesandten, die Pferde als Geschenke mit sich führen, werden gezwungen, an der Hinrichtung, die in zwei Phasen abläuft, teilzunehmen. Die Botschaft an die Urartäer ist unmissverständlich. Zu den Strafen, die dargestellt werden, zählt das Mitführen und Bespucken der mit Fußfesseln versehenen Söhne mit dem Kopf des Vaters sowie auf Block 381:1 das Zermahlen der Gebeine ihres Vaters Nabûšumēreš durch seine gefangenen Söhne Nabûna'id und Bēlētīr in Ninive: die durch die Annalen beglaubigte grausame Versündigung am Ahnenkult.

385: Reliefplatte 5

[Umman]iqash, der Flüchtling, der Diener, der nach meinen Füßen gegriffen hatte, auf mein Kommando, voller Freude in die Mitte von Madaktu

und Susa veranlasste ich meinen Repräsentanten, den ich sandte, zu gehen, und er setzte ihn auf den Thron von Te-Umman, den meine Hände erobert hatten.

Diese Inschrift bezieht sich nicht nur auf die unmittelbar darunter dargestellten drei Personen, sondern auch auf die links und rechts anschließenden Platten. In einer noblen Geste wird dem einstigen Gegner Respekt gezollt. Von links wird der Streitwagen des Stellvertreters mit militärischer Eskorte und von ihren Rossen abgessenen hohen Offizieren der Kavallerie gezeigt, dem auf der rechten Seite vor den Toren der durch Beischrift identifizierten elamischen Stadt Madaktu und vor dem Fluss der Königswagen der Elamer in der

Gegenrichtung entspricht. Nach dem Text zu schließen, soll sich der Betrachter die mittlere Szene mit der Proskynese vor dem assyrischen Statthalter, dem Vertreter des Königs, in der Stadt selbst vorstellen. In fünf Reihen sind die Elamer auf die Knie gesunken und küssen den Boden vor der neuen Staatsmacht.

Von größter Bedeutung erweist sich die Bildschöpfung des Siegers, der einen Mann an der Hand nimmt und ihn dem in Proskynese verharrenden Volk als neuen König vorstellt. Auf einer der Relieftafeln, die zu einem Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels gehörte und dank der Wiederverwendung am Konstantinsbogen in Rom die Zeiten überdauern konnte, ist dieser Akt, in dem der Kaiser einen Klientelkönig von einem erhöhten Podium in Anwesenheit des Heeres einsetzt, erhalten geblieben. Im römischen Staatsrelief wird dieser Akt, der sicherlich als ein bedeutendes Ziel eines jeden Krieges in einem Pufferstaat zwischen Großmächten zu verstehen ist, auch durch die Münzpropaganda als *rex datus* bezeichnet.

Das große Ereignis der Inthronisation des neuen Königs von Assurs Gaden beginnt offensichtlich in dem unteren Register mit dem Einzug der assyrischen Armee (Kavallerie, Fußtruppen und Wagenkämpfer) – vielleicht in Susa. Sie wird begrüßt von sich ergebenden, aber bewaffneten, in Proskynese verharrenden elamischen Fußtruppen und willkommen geheißen von einer Musikkapelle sowie Frauen und Kindern. Die zeitliche Kohärenz von gewonnener Schlacht, Kapitulation und Einmarsch, d.h. Triumphzug in die eroberte Stadt, wird nicht nur durch die triumphierend erhobenen Rundschilde der Fußkämpfer angezeigt, sondern auch durch das unterste, alle drei Reliefplatten umschließende Band des Flusses mit den Leichen der Pferde und Krieger, Waffen und Streitwagen zwischen den Fischen.

386: Reliefplatte 6

Ich, Ashurbanipal, König der Welt, König Assyriens,
mit der Hilfe von Ashur und Ishtar meinen Herren, ich
besiegte meine Feinde, ich erreichte, was auch immer ich wünschte.
Rusa,
König von Urtu, hörte von der Stärke Ashurs, meines Herrn, und
die Angst vor meinem Königtum überwältigte ihn; er sandte seine
Edelleute
um nach meiner Gesundheit zu fragen. In der Mitte von Arba'ili
Nabu-damiq und Umbadara, die Edelleute von Elam,
mit Schreiftafeln mit Schmähbotschaften ließ ich (sie) vor sie treten.

Die längste Beischrift vor dem königlichen Wagen hebt symbolisch jede Gleichrangigkeit der Monarchien auf: Der auf dem Schlachtfeld siegreiche Assurbanipal empfängt hoch über dem Boden, stehend unter dem Schirm im Wagenkorb – nur begleitet von dem Wagenlenker und dem Schirmhalter die im Text genannte Delegation des urartäischen Königs Rusa III., die offensichtlich von assyrischen Würdenträgern vorher gezwungen wurden, an der Folterung der Beleidiger der assyrischen Staatsgötter teilzunehmen. Wichtig ist dem assyrischen König auch die Topographie des Ereignisses: eine Platzanlage inmitten der Stadt Arbela.

In einem protokollarisch äußerst durchsichtig angelegten Schritt lässt Assurbanipal Botschaften voller Anmaßungen an den urartäischen König ausrichten – nicht durch seine eigenen Diplomaten, sondern durch Vertreter der soeben besiegten Elamer, zweifellos ein Höhepunkt des Triumphes des siegreichen Assurbanipal und der assyrischen Armee. Zu vermuten ist, dass auch andere Völker dem Sieger der Schlacht am Ulai-Fluß huldigten.

Aus den so genannten Beischriftenvorschlägen zur Schlacht am Ulai und den Annalen geht hervor, dass entweder im Raum 33 des Südwest-Palastes oder im Raum I des Nordpalastes ein weiterer Feldzug gegen Gambulu auf dem Rückmarsch des Heeres zur Darstellung gelangte, mit der Belagerung und Eroberung von der Hauptstadt Šapibēls. Beim triumphalen Einzug des Heeres in Ninive wird dem gefangenen König von Gambulu der Kopf des Teumman umgehängt. Der Triumphzug wird nach dem Neujahrsfest auch in Arbela wiederholt, und wie bei einem Jagdopfer wird von dem Triumphator im Stadtzentrum vermutlich auf dem Stadtmarkt über dem Kopf des Teumman eine Weinlibation den Göttern dargebracht. Diese Szene scheint im Nordpalast dargestellt gewesen zu sein.

Die Registereinteilung mit Ansätzen zu euklidischen Gesetzen der Wahrnehmung – auf dem unteren Register der assyrischen Leserichtung entsprechend größer und nach oben hin mit abnehmenden Proportionen – wird ebenso variiert wie das Netz von übergreifenden, sphärisch gewölbten Geländelinien. Das Kampfgewimmel ist stellenweise so dicht wie auf römischen Schlachtsarkophagen. Wenn links das Schlachtfeld durch den im Profil gegebenen Berghang begrenzt wird, von dem die siegreichen Assyrer ihren in voller Flucht aufgelösten Feind zu Tal treiben, so wird auf der rechten Seite das in Draufsicht gezeigte Flussbett zum Grab der elamischen Krieger, ihrer Pferde und Ausrüstung. Während die Registereinteilung in der linken Schlachthälfte relativ strikt eingehalten wird, wird das rechte Bild in den beiden oberen Registern in ein aus der Vogelperspektive gesehenes, zu einem Bildraum vereinheitlichtes Schlachtfeld aufgelöst. In einer atemberaubenden kontinuierenden Erzählweise, die fast eine kinematographische Logik impli-

ziert, sieht der Betrachter im von Assurbanipal adaptierten Empfangssaal XXXIII im Südwestpalast Sanheribs, wie der König der Elamer, Te-Umma, vom Wagen fällt, verwundet in gebückter Haltung von seinem ältesten Sohn ›bei der Hand genommen wird‹, um zu fliehen. Noch eine letzte Gegenwehr versucht der Sohn auf Aufforderung durch den Vater – dann erfüllt sich stetig nach unten zu absinkend das unerbittliche Schicksal.

Durch die serielle Reihung der Höflinge, der Vertreter der einzelnen Gattungen der Armee und der Feinde in Proskynese wirken diese drei Platten statischer und betonen damit bewusst den Anspruch der assyrischen Krone auf unvergängliche Weltmacht. Bei den Physiognomien der dickbäuchigen elamischen Schreiber lässt sich Portraitabsicht vermuten. Die abgestufte Kleinheit der Elamer und Urartäer im Gegensatz zu den groß gewachsenen idealisierten Vertretern des assyrischen Hofes und der Armee wird man wohl als bewusste pejorative Intention verstehen müssen.

Vermutlich war der Raum zum Antichambrieren bestimmt, bevor die Delegation zur Audienz vorgelassen wurde – oder der junge Assurbanipal ließ noch vor Baubeginn seines Nord-Palastes diesen Raum als Empfangsraum mit Reliefs adaptieren, um die Delegationen während der Audienz zu beeindrucken.

Reflektionen zur orientalischen Antike

Historiker wissen, dass die assyrischen Heere gegen die Urartäer am Van-See Krieg führten und in Ostanatolien das Land Que ebenso besetzten wie Syrien. Religionsforscher wissen, dass hethitische und hurritische Sukzessions-Mythen ihren Niederschlag in den Werken Homers und Hesiods gefunden haben. Babylon sollte später die Hauptstadt Alexanders des Großen werden. Hier ehrte er seinen Freund Hephaistion mit einem Staatsbegräbnis und plante für ihn einen Heroen-Kult. Wenn schon Herodot im 5. Jh. v. Chr. Babylon bewunderte und Antipatros von Sidon noch im 2. Jh. v. Chr. Babylons ›ragende Stadt‹ und die ›Hängenden Gärten der Semiramis‹ in seinem berühmten Epigramm behandelte, dann hat die vermutete Gelehrtenkommission in Alexandrien mit der Aufnahme Babylons in die kanonische Weltwunderliste ein eindeutiges Bekenntnis dafür abgelegt, wie viel der Hellenismus den älteren Kulturen des Orients verdankte.

Griechische Bildauffassungen

Krieg ist von allem Vater, aller Dinge König ...

Heraklit Diels/Kranz 22 B 53

Bis in die Mitte des 20. Jh. herrschte die Auffassung, in Italien hätte es zwar ähnliche Strukturen wie im Orient gegeben, bei den Griechen aber hätte in der Archaik und Klassik eine idealistische Grundhaltung vorgeherrscht, die Historie sowie Landschaft und Portrait als Phänomene der Zufälligkeit zu Gunsten der Erfassung idealtypischer, ewiger Wahrheiten abgelehnt hätte.

»Die griechische Kunst steht einsam inmitten einer Umwelt ganz anders gerichteter Völker, mit der sie sich an ihren Grenzen auseinanderzusetzen gezwungen ist«,³ hat der bedeutende Archäologe Rodenwaldt festgestellt. Für ihn galt »diese natürliche Anteilnahme an der realen Wirklichkeit« als »viel weniger merkwürdig, als die Ablehnung dieser drei Gegenstände durch die archaische und klassische Kunst der Griechen, die sich auf den Menschen und seine von allen Zufälligkeiten gelöste typische Gestalt konzentriert.« Noch C. Anti attestiert 1952, dass eine narrative Darstellung geschichtlicher Ereignisse in der griechischen Kunst ein Unding gewesen wäre.⁴

Wenn wir uns jetzt der Frage widmen, ob die Sätze noch heute, im 21. Jh., Gültigkeit beanspruchen können, sollte man zunächst ohne Ethnozentrismus und ohne Verengung des Begriffes Antike auf Griechen und Römer zur Kenntnis nehmen, dass es nicht nur die eine Ost-West oder West-Ost zu konstatierende kriegerische Auseinandersetzung der Griechen und Perser, d.h. von Athen/Sparta und Persepolis/Susa, oder der West-Ost bestimmten Kriege zwischen der Römern und Parthern, d.h. zwischen Rom und Ktesiphon, gegeben hat, sondern dass der Raum des Mittelmeeres und des Fruchtbaren Halbmondes auch zahllose Nord-Süd- und Süd-Nord-Konflikte zwischen Minoern und Mykenern, Hethitern und Ägyptern, Assur und Babylon, Römern und Germanen durchzustehen hatte. Erst wenn wir die vor-alexanderzeitlichen, vor-hellenistischen Kulturen Ägyptens und des Orients ohne jede ethnozentristische, vom Weltgeist vorherbestimmte Präferenz vorurteilsfrei analysieren, wird man den kriegerischen Auseinandersetzungen und ihren Umsetzungen durch die bildende Kunst gerecht werden. Erst wenn wir uns von den Fesseln der Vorurteile befreit haben, kann sich das Spektrum der unterschiedlichen Gedächtnisspeicherung erschließen und vielleicht das Problem der Ästhetik des Krieges thematisiert werden.



Alexandermosaik aus Pompeji, Museo Nazionale, Napoli
(Archivio Fotografico Pandicini 1989).

Das Original des Alexanderschlacht-Mosaiks in Neapel

Plinius (35, 93ff.) überliefert, dass Apelles, der Hofmaler Alexanders, unzählige Porträts seines Herrn malte, »ferner eine Darstellung des Krieges mit auf den Rücken gebundenen Händen.« Aus der Übermalung des Gesichtes auf Anweisung des *divus Claudius* geht hervor, dass auch Alexander als Friedensfürst mit der gefesselten Personifikation des Krieges vereinigt war. Wie auch immer dieses Bild ausgesehen haben mag, das originale Gemälde hinter der Kopie der musivischen Kunst in Pompeji mit den monumentalen Maßen von 2,71 x 5,12 m zeigte nicht den Friedensfürsten, sondern den unerbittlichen erobernden Feldherrn, der durch den Sieg über Dareios III. zum Herrn der Welt wird.

Zur historischen Frage

Unter historischen Gesichtspunkten scheint das Gemälde nach der letzten Schlacht bei Gaugamela 331 v. Chr. noch vor dem Tod Alexanders am 10. Juni 323 v. Chr. in Babylon in Auftrag gegeben worden zu sein, nicht als Tafelbild, sondern als Wandgemälde in dem Palast eines von Alexander eingesetzten Satrapen in Kleinasien oder Syrien.

Zur topographischen Frage

Die Anordnung des Angreifers bzw. des Siegers von links nach rechts mag durch psychologische Grundkonstanten menschlicher Wahrnehmung be-

dingt sein, die Logik könnte aber auch geographisch begründet werden: Der makedonische König trägt seinen Angriff vom Westen vor und ringt seinen Gegner, den persischen Großkönig, in den Schlachten am Granikos und bei Issos in Kleinasien sowie bei Gaugamela in Mesopotamien d.h. im Osten nieder. Auch auf den ägyptischen Tempelwänden lässt sich diese Logik beobachten: Kämpfe gegen die Nubier sind auf den südlichen Wänden und gegen die Asiaten auf den nördlichen Wänden zur Darstellung gebracht worden.

Zur Frage der Komposition, des Stils

Unzweifelhaft ist die Grundkonzeption auf folgende Handlung zurückzuführen: Ein speerschwingender Reiter verfolgt einen fliehenden Streitwagen. Das Thema stammt aus der gräko-persischen Kunst, wie ein Cornelian Scaraboid in London aus dem frühen 4. Jh. v. Chr. aus Mesopotamien zeigt (Abb. 7): Ein persischer Reiter mit persisch aufgezügtem Pferd in medischer Tracht mit Akinakes am Gürtel verfolgt in fliegendem Galopp den Speer schwingend einen einachsigen Wagen mit persischen Rädern. Die Besatzung, der sich nach dem Verfolger umwendende Wagenlenker und der Bogenschütze erscheinen gleichfalls in medischer Tracht. Aus diesem Grundtypus entwickelte die makedonische Propaganda am Vorabend des Feldzuges gegen Persien eine raffinierte Erweiterung, von der sich Spuren auf einigen apulischen Vasen erhalten haben. Ein griechisch gerüsteter bärtiger Reiter mit korinthischem Helm legt die Lanze tief geführt auf den persischen Großkönig an, der unmissverständlich durch seine gezackte aufrechte *tiara orthé* mit hilflos zum Kopf geführter Hand seine Bereitschaft zur Aufgabe signalisiert. Der Feldzug unter dem Hegemon und Feldherrn des Korinthischen



Gemme aus Mesopotamien – persischer Reiter attackiert einen Streitwagen, British Museum, London (Boardman 1972).

Bundes, Philipp von Makedonien, wird als Vergeltungsschlag zur Sühne unter dem Schutze der Athena wegen der Zerstörung der Heiligtümer durch Xerxes legitimiert. In dem bärtigen Reiter ist daher Philipp vor seiner Ermordung 336 v. Chr. zu erkennen. Die Vasenbilder propagieren daher in der westlichen Welt den 337 v. Chr. beschlossenen Feldzug gegen Persien, dessen Boden schon Isokrates mit seinem Sendschreiben *Philippos* 346 v. Chr. vorbereitet hatte, indem er den makedonischen König als Führer eines »Kreuzzuges« gegen den Osten ausrief.

Unverständlicherweise hat die Forschung bislang darauf verzichtet, ein kühnes Mittel des Malers zu analysieren. Die Vorstellung eines sich weit in die Tiefe des Schlachtfeldes erstreckenden Raumes wird ja nicht nur durch die sich z.T. kreuzenden Lanzen im Hintergrund, durch den sich aus dem Bild nach rückwärts heraus wendenden makedonischen Reiter und die verkürzten Wagenräder erzielt, sondern durch die eindeutig besonders im rechten, besser erhaltenen Bildfeld nachvollziehbare Anwendung von optischen Gesetzen der Wahrnehmung, die Euklid später formulieren sollte. Gleich große Objekte nehmen in der Entfernung ab. An den Köpfen der Iraner lässt sich die Raffinesse des Malers messen, die ganz sicher keine Erfindung des Kopisten darstellt.

Die Schrecken des Krieges werden durch den durchbohrten Iraner, das über einen gefallenen Söldner hinwegrollende genagelte Rad des Streitwagens, das angstvolle, verkleinert sich spiegelnde Gesicht des Persers, der sich gegen den ihn zu zerquetschen drohenden Rundschild in kniender Position stemmt, die in Panik geratenen Pferde mit den angstvoll geweiteten Augen, das Blut, das aus den Wunden des gestürzten Pferdes fließt, und die Waffen im Vordergrund dem Betrachter vor Augen geführt. Obwohl die Lichtquelle nicht gezeigt wird, kämpft der junge Eroberer mit dem Licht, und die langen Schatten zeigen das Ende dieses welthistorischen Ringens an.

Zum Problem der Beeinflussung durch Aristoteles' Poetik

Der entwerfende Meister muss Aristoteles sehr nahe gestanden haben. Nach seiner Definition der Tragödie muss Anfang, Mitte und Ende in einer kohärenten Darstellung für den Zuschauer enthalten sein. Er muss sich identifizieren können mit Dareios, der von der Höhe des Glückes in tiefste Verzweiflung, ins Unglück fällt. Die kathartische, reinigende Wirkung soll durch Mitleid und Furcht ausgelöst werden. Das Fluchtpferd und die Gefolgschaftstreue erfüllen im Alexandermosaik diese Forderungen. Zu den Elementen, mit denen die Tragödie vorzugsweise die Seelen ergreift, rechnet Aristoteles die Peripetie, den Umschwung der Handlung. Während einer der Getreuen des Großkönigs den direkten Angriff des gepanzerten Makedonen

auf seinen Herrn durch seinen Tod verhindert, führt ein anderer Gefährte ein Pferd heran, um Dareios die Flucht zu ermöglichen.

Soziologische Analysen

Von einer erstaunlichen Einsicht in soziologische Erkenntnisse, wie sie Max Weber erst im 20. Jh. formuliert hat, zeugt die Charakterisierung der Protagonisten der Darstellung. In der rücksichtslos nach Herrschaft strebenden Figur des Alexander ist der Typus des charismatischen Kriegsfürsten, dessen Gefolgschaft im Falle des Sieges aus der Beute belohnt wird, mit fast abstoßendem Realismus inszeniert. Dareios dagegen verkörpert den Typus des durch Tradition und Erbfolge legitimierten Herrschers, dem als Feudalherrn Gehorsam und Treue geschuldet wird. Auffallend ist, dass auf beiden Seiten nur die Oberschicht darstellungswürdig ist, d.h. die Herrscher mit ihrer unmittelbaren Gefolgschaft, den berittenen *hetaíroi*. Lediglich die zwei Krieger hinter dem Schild und unter dem Viergespann können als Angehörige niedriger Waffengattungen wie Bogenschützen oder generell als Söldner bezeichnet werden.

Die Beobachtungen legen nahe, dass im Original Ehrbegriffe wie Gefolgschaftstreue bis in den Tod visualisiert werden sollten. Aus der Vermeidung jeder pejorativen Charakterisierung des Gegners lässt sich die Nähe zur Vorstellungswelt des *basileús tes Asías*, des Königs von Asien und Rechtsnachfolgers des achämenidischen Großkönigs mit seiner Verschmelzungspolitik im Hinblick auf Makedonen und Perser erahnen. In dem Palast eines von Alexander eingesetzten Satrapen in Daskyleion, Sardes, Halikarnassos, Xanthos, Kelainai, Tarsos oder Damaskos mag das Original neben anderen Schlachtenbildern zusammen mit Audienz- und Jagdbildern zu betrachten gewesen sein. »Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu commentieren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren....«⁵

Die Schlachtengemälde in der Stoa Poikile an der Agora von Athen

Die Stoa Poikile wurde von dem Alkmeoniden Peisianax, vielleicht Kimons Schwager, gestiftet. Nicht sicher ist, ob es sich um einen staatlichen Auftrag handelte, der aber doch von der Volksversammlung getragen wurde. Unbestritten ist ihr Charakter einer Ruhmeshalle der Athener mit unverhüllten antipersischen und antispontanischen Konnotationen. Dennoch sollte festgehalten werden, dass hier keine reine Unterordnung unter propagandistische



Marathon-Schlacht in der Stoa Poikile von Athen, Rekonstruktion L. Robert
(Borchhardt 2002 – mit Absicht seitenverkehrt wiedergegeben).

Absichten intendiert war. Dank der Beschreibung des Pausanias können wir eine Vorstellung von der Aufteilung der Themen in dieser lang-rechteckigen Ruhmeshalle an der Nordseite der Agora gewinnen. Auf Holztafeln waren auf der ca. 36 m langen Rückseite zwei mythologische Themen gestaltet: links Theseus mit attischen Kriegern (kämpft vermutlich von links nach rechts gegen z.T. berittene Amazonen). Pausanias bewunderte bereits, dass die Sympathie des Künstlers den Frauen galt, die trotz der Niederlage im Angesicht der schonungslosen Kriegsgefahr ihre Furchtlosigkeit nicht verlieren. Rechts anschließend eine Heeresversammlung: die griechischen Sieger nach der Eroberung von Troja mit den stehenden und z.T. wohl thronenden Königen wie Agamemnon, Menelaos und Odysseus. In exponierter Position dürfen wir Menestheus erwarten, den Erechtheiden, den Führer der Athener vor Troja. Rechts abschließend bezeugten »speergewonnene Frauen«, d.h. Kriegsgefangene, den Ausgang des Krieges. Unter ihnen befand sich Cassandra, die Tochter des Priamos und der Hekabe. Gegenstand der Heeresversammlung war die Tat des lokrischen Ajax. Natürlich wusste der Betrachter, dass sie als Prophetin und Beutefrau des Agamemnon mit diesem bei der Heimkehr von Aigisthos und Klytaimnestra ermordet wurde. Ajax, der sich gegen das Asylrecht verging, als er die um Schutz flehende, das Kultbild Athenas umklammernde Prinzessin bei der Eroberung Trojas mit Gewalt aus dem Tempel entführte, wird von Pausanias als Angeklagter ausdrücklich genannt. Er dürfte als Eröffnungsfigur links von seinen Richtern gestanden haben. Die Hervorhebung von Theseus, dem Staatsheros, dem Einiger Attikas, dem unerbittlichen Rächer nach dem *ius talionis*, dem Befreier von minoischer Herrschaft, dem fiktiven Gründer der Demokratie und Stifter der Panathenäen, Sieger in den Amazonenkämpfen am Schwarzen Meer und am Areopag in Athen, und die Hervorhebung von Menestheus, dem Führer der Athener vor Troja, diente sicherlich aber auch dem Prinzip der Legalität der Herrschaft durch Abstammung, denn Menestheus, der während Theseus' Gang in die Unterwelt als Usurpator die Herrschaft an sich gerissen hatte, fällt noch in

Troja, und deshalb können die Söhne des Theseus Demophon und Akamas die erbliche Monarchie fortsetzen.

Auf der linken, 12,5 m langen Schmalseite der Ruhmeshalle war eine zeitgenössische Schlacht dargestellt: In der Schlacht von Oinoe siegten die Athener mit Hilfe der Argiver über die Spartaner. Die Sieger werden nicht als Heroen in siegreicher Pose dargestellt. Pausanias (1, 15, 1): »Das Treffen ist in dem Bild jedoch noch nicht bis zum Höhepunkt der Auseinandersetzungen und zum Vollbringen von Heldentaten vorgeschritten, sondern der Kampf fängt eben erst an und die Gegner werden gerade handgemein.« Da Pausanias aus eigener Anschauung urteilt, gibt es keinen Grund an seiner Aussage zu zweifeln. Wir dürfen annehmen, dass die Phalangen der Gegner in der Mitte aufeinanderprallen, d.h. dem Gegner wird die Würde nicht genommen. Da die Heraushebung des Einzelnen in der Demokratie gegen das Gleichheitsgesetz verstieß, darf angenommen werden, dass auf Beischriften der Heerführer verzichtet wurde.

Auf der rechten Schmalseite antwortete dem Ereignisbild gegenüber und den mythischen Taten in Verteidigungs- und Angriffskriegen an der Rückwand die Schilderung eines Historienbildes, die Darstellung der Schlacht von Marathon. Sie verherrlichte die Heldentat Athens gegen die Invasionsarmee des persischen Großkönigs Dareios und sollte den Führungsanspruch Athens für alle Zeiten legitimieren: »Das Ende der Ausmalung bilden die Kämpfer von Marathon. Von den Boiotern kommen die Plataier, von Attika das gesamte Aufgebot mit den Barbaren gerade ins Handgemenge; hier haben beide Seiten noch gleich viel vom Kampf. In der Mitte der Schlacht aber sind die Barbaren schon auf der Flucht und stoßen sich gegenseitig in die Sümpfe; am Ende des Gemäldes liegen die phoinikischen Schiffe, und während die Barbaren dort hinauf flüchten, machen die Griechen sie nieder. Da ist auch Marathon, der Heros, dargestellt, nach dem die Ebene benannt ist, und Theseus, der aus der Erde aufzusteigen scheint, auch Athena und Herakles; denn die Marathonier haben, wie sie selbst sagen, als Erste den Herakles als einen Gott verehrt. Von den Kämpfenden aber sind in dem Gemälde am deutlichsten herausgehoben Kallimachos, der von den Athenern als Polemarch gewählt war, und Miltiades, der zu den Strategen gehörte, ferner ein Heros mit dem Namen Echetlos.«

Die Bildbeschreibung lässt sich sehr gut mit einer zeitgenössischen Analyse der Marathon-Schlacht durch Herodot (6, 109ff.) vergleichen. Die Perser siegten im Zentrum, die Athener und Plataier aber auf den Flügeln; sie ließen sich zu keiner Verfolgung hinreißen, sondern kesselten die siegreichen Feinde ein und vernichteten sie. »Dann folgten sie den flüchtigen Persern und trieben sie unter Gemetzel an den Meeresstrand. Dort riefen sie nach Feuer-

bränden und griffen die Schiffe an. Bei diesen Kämpfen starb der Polemarch Kallimachos den Heldentod, und von den Feldherren fiel Stesilaos, der Sohn des Thrasylos. Dem Kynegeros, Sohn des Euphorion, der ein Schiff am Heck festhielt, wurde die Hand mit einem Beil abgeschlagen, und so fielen noch viele andere angesehene Athener.«

Vom Aussehen des Gemäldes mag eine Rekonstruktionszeichnung des 19. Jh. Kunde geben, die lediglich seitenverkehrt wiedergegeben wird, damit sie der Beschreibung der Augenzeugen aus römischer Zeit gerecht wird. Das obere Drittel ist nach guten Parallelen von den Göttern und Heroen besetzt. Die unteren zwei Drittel entsprechen einem Triptychon. Links wird von links nach rechts der attische Angriff auf die Perser, unterstützt von den Plataern aus Böotien, von Miltiades angeführt. Im Mittelteil in diachroner Erzählung erfolgt die Flucht und Vernichtung des Feindes in den Sümpfen und rechts endet das Schlachtgemälde mit den phönikischen Schiffen am Ufer mit flüchtenden Persern und gnadenlos wütenden Verfolgern. Der Sieg über das persische Landheer und die persische Flotte wird den Göttern, Heroen, insbesondere der Stadtgöttin Athena, und der eigenen Verteidigungsbereitschaft zugeschrieben. In den Personen des den Befehl zum Angriff gebenden Miltiades sowie des Kallimachos, der im Kampf bei den Schiffen umkam (Hdt. 6, 114), wurden sowohl die Kühnheit des Angriffs als auch der Opfertod für das Vaterland vorbildlich verherrlicht. In der von Herodot (6, 117) angegebenen Zahl von 192 Gefallenen auf Seiten der Sieger und 6400 auf der der Perser spiegelt sich die noch heute geübte Praxis der Kriegsberichterstattung der Sieger. Durchgesetzt wurde die Darstellung dieses Historienbildes durch Kimon, den Sohn des Miltiades, abgelehnt wurde in der Volksversammlung jedoch der Antrag, Miltiades durch Namensbeischrift zu verewigen.

Lykische Adaptionen

*Hart bedrängen der Lykier Fürsten uns, welche gewohnt sind,
Ungestüm zu beweisen in vielen, gewaltigen Schlachten*

Hom. Il. 12, 346f.

Die vom militärischen Grundverständnis für den Ablauf eines erfolgreichen Feldzuges konzipierten Bildfolgen der ägyptischen, assyrischen und römischen Kunst regen an zu prüfen, ob durch den kleinen Sockelfries am Grabbau eines lykischen Königs von 400 v. Chr. nicht ebenfalls der Stolz militärischer Führung visualisiert werden sollte. Hier zeigt sich das Janusköpfige der

griechischen Kunst. Denn die lykischen Fürsten zwischen Gehorsam gegenüber dem persischen Souverän und der Akkulturation in Richtung Westen setzen griechische Künstler ein, die in den Innovationen des Reichen Stils geschult sind, ihre eigenen Träume von einer Renaissance homerischen Königtums ins Bild zu setzen, wie uns Auftraggeber und Künstler am Hofe des Fürsten von Trysa/Myra lehren.

Der kleine Sockelfries vom Nereiden-Monument von Xanthos

Wenn man bedenkt, dass die Südseite des Sockels an der Geländekante liegt und die Reliefs auf Fernwirkung berechnet waren oder aber wahrscheinlicher, wenn der Sockel durch eine Temenosmauer von außen überhaupt nicht sichtbar war, dann versteht man, dass für ein Umschreiten der Rückseite eine einfache symmetrische Komposition gewählt wurde, die man der Werkstatt II zuwies: Von rechts und links rücken jeweils die feindlichen Schlachtreihen zur Mitte zu vor, die von einer mit Türmen bewehrten Mauer eingenommen wird. Behelmte Krieger verteidigen die Epalxis hinter den Zinnen, z.T. werden auch Schilde sichtbar. Sowohl eine Stadt als auch eine Festung kann gemeint sein. Eine Frau hebt klagend die Hände zum Himmel empor. Die Verteidiger haben auf der linken Seite einen Ausfall unternommen und sind mit den Belagerern zusammengestoßen, auf der rechten Seite dagegen sieht es so aus, als ob die Angreifer in die Festung eingedrungen seien und mit den Verteidigern auf dem zweiten höheren Mauerring verhandeln würden. Der abgesessene Perser vor der Stadtmauer mit seinem gesattelten Pferd könnte als Parlamentär aufgefasst werden, der im Auftrag des unter persischer Führung stehenden Heeres die Übergabe-Bedingungen auszuhandeln soll. Theoretisch können die Aktionen synchron verstanden werden,



Der kleine Sockelfries vom Nereiden-Monument von Xanthos, British Museum, London (Childs, Demargne 1989).

aber auch eine diachrone Entwicklung der Belagerung von links nach rechts könnte intendiert gewesen sein.

Der Ostfries enthält zwei völlig unterschiedliche Darstellungen einer Belagerung. Rechts beginnend lässt sich ein Befehlsstand erkennen. Ein gepanzerter Stratege schickt Hopliten zur Verstärkung der Belagerer, welche von knienden Bogenschützen unterstützt Sturmleitern erklimmen, die linke Seite mit Rundschilden schützend. Links neben einem Rundturm ist ein geschlossenes, zweiflügeliges Tor zu sehen. Unklar ist, ob die an der Ecke sichtbaren Architekturen als Vorwerk der Verteidigung zu werten sind oder als Belagerungsgerät der Angreifer. Die Bedeutung des rechten Eckblocks ist ebenfalls unklar. Sollen dem Feldherrn Fußbank und Schirm gebracht werden zu seiner persönlichen Verfügung? Soll damit der Stratege als orientalischer König charakterisiert werden? Was aber befindet sich in dem Sack, den sein Begleiter über die Schulter geworfen hat? Die assyrischen Reliefs lassen aber auch an eine andere Deutung denken. Die Stadt auf der anschließenden Nordseite ist erobert und zur Plünderung freigegeben. Sollte es sich wirklich um einen Schirm handeln, könnte man an einen Beuteschirm denken. Bei dem Stadtherrn müsste man an einen König denken, denn die Achämeniden scheinen von den Assyryern den Schirm als nur dem König vorbehaltenes Requisit gewertet zu haben.

Auf der nördlichen Langseite tobt eine heftige Schlacht zwischen Fußtruppen; Hopliten, Leichtbewaffnete und Bogenschützen sind auf beiden Seiten zu finden. Auf dem linken Eckblock vermittelt der Künstler den Eindruck einer Stadt in Verteidigungsbereitschaft. Das Tor kann als geöffnet verstanden werden, um den Kämpfern den Rückzug zu ermöglichen. Rechts wird auf der Langseite des Eckblockes der Ausgang der Schlacht geschildert. Eine Gruppe von Kriegsgefangenen ohne Waffen mit auf dem Rücken gefesselten Händen wird abgeführt.

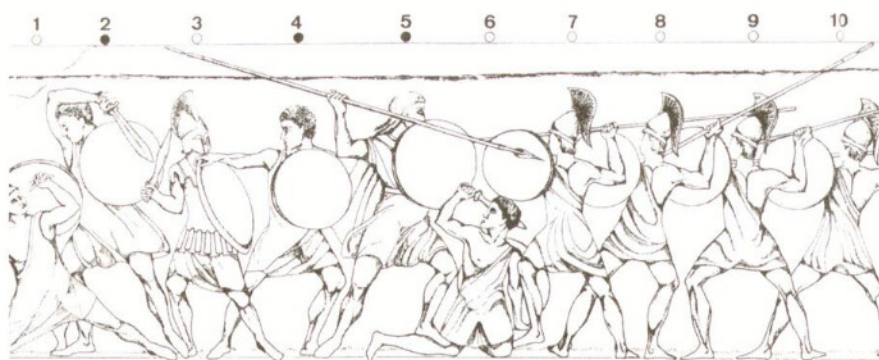
Für den Auftraggeber scheint die West-Seite die wichtigste gewesen zu sein. Vermutlich wurde der Temenos dieses Grabtempels vom Westen, d.h. vom Palast her betreten. Der ca. 7 m lange Fries am Sockel unterhalb des West-Giebels enthält die entscheidenden Hinweise für die Entschlüsselung des ganzen 34 m langen Frieses: Die ranghöchste Person auf der linken Seite ist durch Redundanz an Zeichen unmissverständlich für den kleinen Kreis von Auserwählten am lykischen Königshof in Xanthos hervorgehoben. Nur dieser Person kommt im gesamten Fries das Vorrecht zu sitzen zu, alle anderen sind in heftigen Aktionen oder stehend gezeigt. Da der Sieg außerhalb der Residenz errungen wurde, nimmt der persische König auf einem mit einem Teppich belegten Schemel im Beisein seiner siegreichen Feldherren und Offiziere unter dem Schirm, der von einem Pagen gehalten wird, die Füße auf



Stich des Alexanderzug-
Reliefs von B. Thorwaldsen
(E. Wägner 1867).

einem Fußschemel, die rechte, erhobene Hand auf ein gemaltes Szepter gestützt, in stolzer Haltung die Kapitulation jener bedeutenden Stadt entgegen, die in der Mitte durch ein aufragendes Monument verdeutlicht wurde. Die Betrachter konnten das Denkmal, das rechts vom Tor im Inneren der Stadt aufgestellt war, sicherlich identifizieren, ein berühmtes Anathem, das aus einem bestimmten Anlass gestiftet worden war und zum Wahrzeichen der Stadt avancierte.

Wenn der lykische Fürst seinen Souverän in so auffälliger Weise ehrte, sollte er nicht ebenfalls seinen Platz in einem höfischen Darstellungsprogramm gefunden haben? In einer höfischen Gesellschaftsstruktur bestimmt doch die Nähe bzw. Distanz zum Thron den Wert des Menschen. Auf dem rechten Eckblock ist eine Figurengruppe gestaltet worden, die in der Antike so nicht nachweisbar ist – wohl aber im frühen 19. Jh. B. Thorwaldsen sollte als Paraphrase zum geplanten Einzug Napoleons in Rom den Einzug Alexanders des Großen in Babylon nach Curtius Rufus (5, 17ff.) im Quirinal gestalten. Ganz rechts am Ende des Frieses (um 1812) vor einer Palme befindet sich ein schwer gepanzerter Krieger aus dem Gefolge Alexanders des Großen im Dialog mit einem Zivilisten. In dieser bescheidenen Figur dürfen wir wohl den Erzähler vermuten: Curtius Rufus. Der lykische, im ›Reichen Stil‹ geschulte Künstler wählt für das gleiche Motiv eine Pathosformel: In einer leidenschaftlich bewegten Gruppe reißt der Sieger in einer *figura serpentina* den Kopf seines zusammengebrochenen Gegners an den Haaren zurück. Auf dem Haupt einen attischen Helm mit Busch, in der Linken einen gewaltigen Rundschild. Als Gegenpart zu dem sitzenden Großkönig aber wird der Sieger durch den imaginär an ihn herantretenden Hofsänger, der ihn in einem idealen Raum zu bekränzen scheint, in eine ruhmvolle, höhere Existenz erhoben.



Felsgrab des Tebursseli – Die Schlacht zwischen Perikles von Zēmuri und Artumpara im Xanthos-Tal, Limyra, Nekropole II (Borchhardt 1993).

Künstler und Auftraggeber vermitteln die Absicht, den lykischen Fürsten als einen der Großen in der persischen Armee zu zeigen, der für den Großkönig, vermutlich Artaxerxes II., einen entscheidenden Sieg mit der Belagerung einer Stadt und ihrer Kapitulation errungen hat. Die Atmosphäre des Frieses entspricht den Bündnisverträgen zwischen dem Großkönig und den Spartanern gegen die Athener im Peloponnesischen Krieg. Bei Thukydides lassen sich eindrucksvolle Beispiele für diese militärischen Kooperationen finden. Die Insignien des Großkönigs beweisen, dass für den Betrachter das Feldlager mitgedacht wurde.

Ob der Dynast Gnade walten lässt? Die Möglichkeit dieser Absicht sollte nicht ausgeschlossen werden, ergreifend wirkt auf der anschließenden Platte eine Neuerung der Kampf- und Schlachtdarstellungen in der Klassik, wie sie gegen Ende des Peloponnesischen Krieges am Tempel des Apollon Epikoureios von Phigalia Bassai auf der Peloponnes und beim Heroon von Trysa in Lykien zum ersten Mal nachweislich dargestellt wurde: Ein Krieger, das personifizierte Mitleid, führt seinen verwundeten Kameraden vom Schlachtfeld.

Schlachtdarstellungen in sepulkralem Kontext

In der Nekropole P II von Limyra, lykisch Zēmuri, ließ der Schatzkanzler des lykischen Königs Perikles jene Schlacht an seinem Felsgrab abbilden, die vermutlich die Eroberung des lykischen Territoriums unter seiner Herrschaft abschloss. Nach der Annexion des Ostens der lykischen Halbinsel besetzte er Zentrallykien und im Norden die Milyas-Ebene bis zum Karalitisee und



Pajawa-Sarkophag – Die Reiterattacke des Pajawa von Xanthos,
British Museum, London (Bruns-Örgan 1978).

schlug im oberen Xanthos-Tal Artum̃para, den Herrn des westlichen Lykien. Das Schlachtgeschehen wird in drei Abschnitte gegliedert, jeweils von darunter angebrachten lykischen Inschriften kommentiert und in einer magischen Zahlenkombination (3:7) wird der Sieg verdichtet. Drei namentlich genannte Limyräer stehen sieben Gegnern gegenüber, von denen nur der Anführer einen Namen hat. Höfischen Gesetzen der Dependenz folgend überlässt Tebursseli, der Schatzkanzler, seinem König das sichtbare Vorrecht, fünf Gegner allein zu besiegen, er selbst begnügt sich mit der Gefangennahme des gegnerischen Feldherrn durch das für Lykien typische Motiv des Schildraubes. Im Zweikampf erschlägt Lysandros seinen zu Boden gegangenen Feind.

In dem Sieg über Peltasten zu Füßen eines Berges verherrlicht der Auftraggeber der künstlerischen Gestaltung des Pajawa-Sarkophags den Grabherrn als Hipparchen an der Spitze seiner Kavallerie. Auf der gegenüberliegenden Langseite des massiven Sockels erweist der Auftraggeber aber dem Dienstherrn seine Reverenz. In dem Thronenden ist nicht etwa der Grabherr zu identifizieren, sondern die lykische Beischrift bezeugt ausdrücklich, dass diese Audienz-Szene mit der gleichen Anordnung der Figuren wie auf dem Nereiden-Monument als wichtigste Person den Satrapen von Lydien darstellt, Autophradates beim Empfang einer lykischen Delegation. Leider lässt sich der Hoftitel des Pajawa, *manaχine*, bislang nicht übersetzen. Pajawa wird also in seiner dependenten Stellung zu seinem Dienstherrn dargestellt.

Ergebnisse

*Das Niederwerfen des Feindes ist das
Ziel des Krieges. Vernichtung der
feindlichen Streitkräfte das Mittel*

C. von Clausewitz, Vom Kriege, 1834

So, wie auf der Jagd und im Krieg, so erweist sich der Mensch auch beim Opfer als *homo necans* (›tötender Mensch‹). Um den als unausweichlich erkannten Tötungsvorgang zu rechtfertigen, hat man in vielen Kulturen durch *rites de passage* den Akt selbst abzumildern versucht. So wird der Auszug in den Krieg und das Sterben auf dem Schlachtfeld in vielen Kulturen als Opfer für das Vaterland verstanden.

Ikongraphische Strukturen, Stil und Komposition

Darstellung des Schlachtgeschehens

Während ägyptische, assyrische und römische Feldzüge den Aufbruch des Heeres, die Kampfhandlungen und die Rückkehr der Armee ›darstellen‹, realistisch in einem Dreierschritt zur Darstellung bringen, scheint die griechische Kunst in den erhaltenen Zeugnissen tatsächlich auf die Darstellungen der Bewegungen des Heeres vor der Schlacht, die Darstellungen der Kriegsgräuel nach der Eroberung einer Stadt und die Heimkehr zu verzichten und konzentriert sich auf die kriegerische Auseinandersetzung im Gefecht. Demgegenüber listet die griechische Geschichtsschreibung schonungslos Kriegsgräuel auf beiden Seiten auf und verschweigt das Leiden der Zivilbevölkerung nicht: »Nie wurden so viele Städte erobert und entvölkert, teils durch Barbaren, teils in gegenseitigen Kämpfen, manche bekamen sogar nach der Einnahme eine ganz neue Bevölkerung; nie gab es soviel Flüchtlinge, so viele Tote, durch den Krieg selbst und in den Parteikämpfen« (Thuk. 1, 23). Für die Auftraggeber und Künstler zur Zeit der griechischen Klassik waren die Folgen aller Schlachten und verlorenen Kriege, d.h. Brandschatzung, Deportation, Versklavung der Bevölkerung, Vergewaltigungen, Hinrichtungen und Folter niemals bildwürdig. Nur in Ausnahmefällen wurden Kriegsgräuel der Gegenwart auch an der Zivilbevölkerung, an Frauen und Kindern, in mythischer Verwandlung geißelt.

Grundsätzlich muss festgehalten werden, dass die mögliche Auseinandersetzung zu Lande und zu Wasser auch in Darstellungen von Land- und Seeschlachten in der Kunst wiedergegeben werden konnte. Im Hellenismus

muss es raffinierte Schlachtdarstellungen auch zur See gegeben haben. Nealkes (Plin. *nat. hist.* 35, 141f.) soll eine Schiffsschlacht zwischen Persern und Ägyptern gemalt haben. Die Dramatik der Seeschlacht paraphrasierte er für den Betrachter durch eine harmlos scheinende Genreszene: Er malte am Nilufer einen friedlich saufenden Esel und ein ihm auflauerndes Krokodil. Nyktomachien, nächtliche Kämpfe, hat es zu allen Zeiten gegeben, wie die griechischen Historiker überliefern, sie werden aber erst auf der Marcus-Säule dargestellt.

Im Neuen Reich lässt sich eine Theologisierung des Krieges beobachten, die ihre Wurzeln vermutlich in den Freiheitskriegen gegen die Fremdherrschaft der Hyksos hat. Amun beauftragt den König mit dem Heiligen Krieg, finanziert ihn aus dem Vermögen des Tempels und gewährt den Sieg. Im assyrischen Schlachtreief werden die Götter Assur und Ištar in den Beischriften als Helfer zitiert – aber sie werden nicht dargestellt, d.h. ikonographisch wurde keine Baubeauftragung des Königs zum Krieg durch die Staatsgötter erfunden. Auch in der Alexanderschlacht werden keine Götter ins Bild gerückt – wohl aber in der Marathon-Schlacht, in der Athena, Herakles, Theus und der Ortsheros Marathon von oben her eine Schutzfunktion über das attische Heer ausüben. Auch die römische Kaiserzeit will auf den göttlichen Beistand in den Schlachten Trajans und Marc Aurels nicht verzichten. In der Schlacht von Tapae zwischen den Römern und den Dakern greift Jupiter ein (Cass. Dio 68, 8, 1-2); auf der von Commodus für Marc Aurel errichteten Säule entspricht dem das Regenwunder. Unter dem Gesichtspunkt der Aufklärung und dem Prozess der Zivilisation erweisen sich die assyrischen Künstler sowie Philoxenos (Alexanderschlacht) als progressiver.

Bedeutungsproportion

Um den Pharao unmissverständlich als den Stellvertreter Gottes auf Erden zu visualisieren – auch für jene Betrachter der Tempelwände, die keine Texte lesen konnten –, erscheint der König in wesentlich größerer Dimension als die Umwelt (z.B. Ramses II. in Karnak, Ramses III. auf seinen asiatischen Feldzügen im Tempel von Medinet Habu). Auch in der assyrischen, persischen und gräko-persischen Kunst bedienen sich die Künstler dieses Stilmittels. In multikulturellen, multiethnischen, supranationalen Flächenstaaten konnte so der Souverän sofort erkannt werden, auch wenn man Beischriften nicht lesen konnte. In vom Polisdenken bestimmten griechischen Stadtstaaten mit ihrem demokratischen Grundverständnis von der Gleichheit und Gerechtigkeit konnte die Bedeutungsproportion, wie sie für höfische Strukturen sinnvoll sein kann, nur auf Ablehnung stoßen.

Topographische Angaben

Bei der Rückkehr von Sethos I. nach Ägypten spielt der Kanal *Ta-ndt* (»das trennende Wasser«) eine große Rolle, denn er trennt Ägypten von der Wüste Sinai. Deshalb begrüßen Delegationen der Priester, Adligen und Beamten den siegreichen Pharao auf der ägyptischen Seite rechts von dem Kanal, der die Szene teilt. Von einem Hügel links oben erfolgt sowohl in der Schlacht von Til-Tuba der Angriff Assurbanipals in Richtung Ulai-Fluß als auch die attische Attacke auf das persische Heer bei Marathon zum Meer. Die griechischen Beispiele scheinen mit dem siegreichen Vorrücken von Westen nach Osten auch eine geographisch-historische Aussage transportieren zu wollen.

Kontinuierender Stil

In Zukunft wird man die Künstler der kypro-phönikischen Schale von Praeneste in der Villa Giulia aus der Zeit Sanheribs (704-881 v. Chr.) und die assyrischen Künstler Assurbanipals als Erfinder des kontinuierenden Stils bezeichnen müssen, die vor dem Telephos-Fries des Pergamon-Altars und des Odyssee-Frieses vom Esquilin und vor der Trajans-Säule und lange vor der Schlacht von Hastings am 14. Okt. 1066 auf der ca. 70 m langen und 50 cm hohen Stoffbahn des so genannten Teppichs von Bayeux die Gesetze der fortlaufenden Bilderzählung formulierten. Dabei können Ereignisse nicht immer von links nach rechts, sondern auch von oben nach unten, und zeitlich spätere Sequenzen auch nach links erzählt werden wie in der Schlacht von Til-Tuba am Ulai-Fluß im 7. Jh. v. Chr. oder beim großen trajanischen Schlachtfries im 2. Jh. n. Chr.

Hermeneutische Versuche – kulturgeschichtliche Anmerkungen

Das Problem der Zeit: Aktuelle Ereignisdarstellungen oder Historienbilder
Generell gehört die Geschichtsschreibung dem Sieger. Das gilt natürlich auch für die Geschichtsdarstellung und besonders für die szenische Gestaltung der Schlachten. In allen Schlachtendarstellungen wird der Sieger als überlegen dargestellt und durch Götterbeistand moralisch legitimiert, d.h. nicht nur in der Staatenwelt der klassischen Antike, Griechenlands und Roms, sondern auch im ägyptischen, assyrischen und persischen Staat darf vermutet werden, dass Probleme des *bellum iustum*, des *ius ad bellum* und des *ius in bello* thematisiert wurden.



Alexander-Sarkophag aus Sidon, Archäologisches Museum Istanbul
(Schefold 1967).

Dependenz-Theorie

Die Arbeit an einem Korpus lykischer Reliefs führte zu der verblüffenden Erkenntnis, dass in der bedeutendsten Figur eines Friesprogrammes nicht automatisch der Grabinhaber zu erkennen ist, sondern auch sein ranghöherer Dienstherr gemeint sein kann. Dieser hermeneutische Ansatz konnte durch die soziologischen Studien von Norbert Elias zu den Abhängigkeiten und Dependenzgeflechten innerhalb der Strukturen höfischer Gesellschaften verifiziert werden. Die am Hofe Ludwigs XIV. gewonnenen Einsichten ließen sich an den Hof der Achämeniden übertragen und führten bei der Anwendung auf die Kunst innerhalb der westlichen Satrapien des persischen Reiches zu erstaunlichen Identifizierungen. Am so genannten Alexander-Sarkophag (Abb. 13), der aus der königlichen Nekropole des Stadtkönigs von Sidon stammt, lässt sich die Dependenz-Theorie überzeugend überprüfen. Der Sarkophag wurde für den letzten sidonischen König Abdalonymos in Auftrag gegeben. In der einen Langseite, der so genannten Alexander-Schlacht, tritt nicht etwa Abdalonymos als siegreicher Held auf, sondern links reitet Alexander, und seine Generäle Hephaistion und Perdikkas nehmen die Mitte und das Ende des Frieses ein. Die Protagonisten der Schlacht sind also jene, denen Abdalonymos seine Inthronisation verdankt. Seine Dependenz von den makedonischen Eroberern und Nachfolgern des achämenidischen Reiches wird verschlüsselt. Seine Kritik an der Ermordung des Perdikkas 321 v. Chr. in Ägypten, der Alexanders Verschmelzungspolitik fortsetzen wollte, nahm er mit in die Gruft. Der kostbare Sarkophag war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern während des Staatsbegräbnisses des sidonischen Königs nur kurz einem kleinen Kreis des Hofes zugänglich.

In Assyrien sind nur die Reliefzyklen der Herrscher aus ihren Palästen bekannt, die natürlich die Könige als die wichtigsten Träger der historischen Ereignisse rühmen. In Ägypten gibt es aber neben der Kunst des Pharaos auch

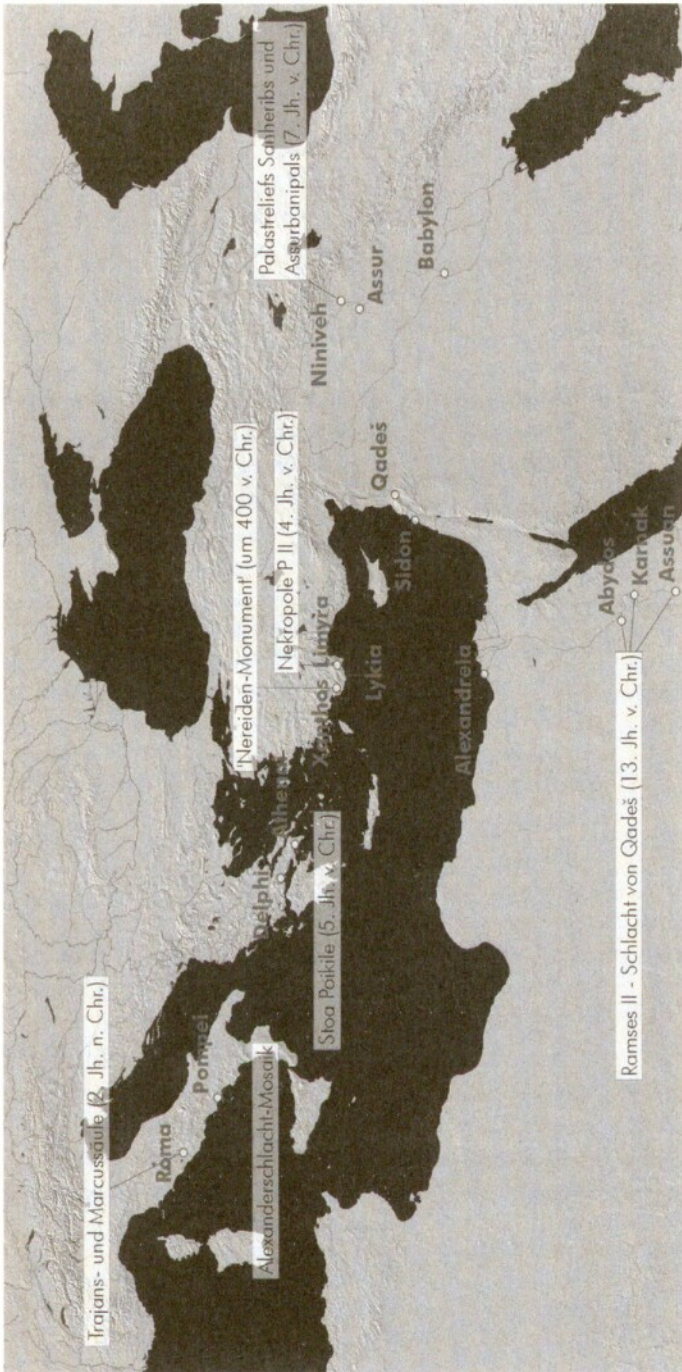
Gräber der hohen Führungsschicht (missverständlich ›Privatgräber‹ genannt), die ebenfalls Amtsträger in ihrer Dependenz vom Herrscher – z.B. bei der Amtseinsetzung – zeigen.

Adressat der Schlachtdarstellungen

Träger der kriegerischen Ereignisse in Ägypten sind Sakralbauten, als Adressaten haben daher in erster Linie die Götter zu gelten. Zu den Palästen des Orients hatte das Volk sicherlich keinen Zugang. Die Darstellung der Armee verherrlicht daher in erster Linie den Stand, die Klasse des Militärs und ihre soziale Stellung in Bezug zum König. Die Kampfkraft der Armee soll den auswärtigen Delegationen vorgeführt werden. Auch in den Palästen der Achämeniden und ihrer Satrapen dürfen Schlachtenbilder als Wandgemälde oder textile Wandbehänge angenommen werden, wenn man Apollonios von Tyana Glauben schenken will, der im königlichen Palast der Parther in Babylon solche gobelinartigen Wandteppiche mit historischen Ereignissen und Stadtbelagerungen wie z.B. ›Artaphernes belagert Eretria‹ und ›Athen als eroberte Stadt‹ aus dem frühen 5. Jh. v. Chr. gesehen haben will (Philostr. *Ap.* 83). Die römischen Säulen konnten von den wenigen Auserwählten, die Zugang zu den Orten des Herrscherkultes hatten, nur als ganzes wahrgenommen werden. Den Bürgern zugänglich möchte man sich aber die Stoa Poikile in Athen vorstellen.

Apotheose – Vergöttlichung

Die Wahrnehmung von Rodenwaldt und Anti, dass in der griechischen Kunst Differenzen zur Kunst anderer Völker bestehen, kann also bestätigt werden, nur sollte die Begründung nicht in unwandelbaren Strukturen des griechischen Ethnos gesucht werden, sondern in der Herausbildung demokratischer Verfassungen und dem Ideal der Gleichheit der Vollbürger. Zur Begründung der Vergöttlichung des Monarchen diene sowohl im Totentempel Ramses' II. in Abu Simbel als auch auf den Säulen der römischen Cäsaren in Bauten des Herrscherkults die erfolgreiche Abwehr der Bedrohung ihrer Reiche durch barbarische Völker in aktuellen Schlachten. Nicht in der monumentalen Ausführung, wohl aber in Gedanken gilt auch den Erbauern des Grabtempels in Lykien die Wiedergabe aktueller Kriegsereignisse innerhalb weltpolitischer Auseinandersetzungen zwischen Sparta, im Bündnis mit dem achämenidischen Reich, und dem attischen Reich als Rechtfertigung der Zeitgenossen für die höchste Stufe der Ehrung. Die Voraussetzung bildete eine monarchische Verfassung im Gegensatz zur Demokratie, die dem Einzelnen, um den Staat Verdienste, nur Heroisierung zugestehen konnte.



Kartenkommentar: Die im Text erwähnten Denkmäler und Orte.

Anmerkungen

- 1 Pochat 1996, 136.
- 2 Kaelin 1999, 80.
- 3 Rodenwaldt 1933, 22.
- 4 Anti 1952, 33.
- 5 Grumach 1949, 670f.

Literatur

- Anti 1952 = Anti, Carlo: Il vaso di Dario e i Persiani di Frinico, *Archeologia Classica*, 4 (1952) 33-45.
- Archivio Fotografico Pandicini 1989 = Archivio Fotografico Pandicini (Hg.): Le collezioni del Museo Nazionale di Napoli, Rom 1989.
- Boardman 1972 = Boardman, John: Greek Gems and Finger Rings, New York 1972.
- Borchhardt 2002 = Borchhardt, Jürgen: Narrative Ereignis- und Historienbilder im mediterranen Raum von der Archaik bis in den Hellenismus, in: Manfred Bietak und Mario Schwarz, Hg., *Krieg und Sieg*, Wien 2002, 81-136.
- Borchardt 1993 = Borchardt, Jürgen: Die Steine von Zemuri, Wien 1993.
- Bruns-Özgan 1987 = Bruns-Özgan, Christine: Lykische Grabreliefs des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., *Istanbuler Mitteilungen Beiheft* 33, Tübingen 1987.
- Childs-Demargne 1989 = Childs, William A. P. und Pierre Demargne: Le Monument des Néréides – Le Décor sculpté, *Fouilles de Xanthos VIII* 1-2, Paris 1989.
- Gaballa 1976 = Gaballa, A.: *Narrative in Egyptian Art*, Mainz 1976.
- Grumach 1949 = Grumach, Ernst: *Goethe und die Antike II*, Berlin 1949.
- Kaelin 1999 = Kaelin, Oskar: Ein assyrisches Bildexperiment nach ägyptischem Vorbild, Münster 1999.
- Nagel 1967 = Die neuassyrischen Reliefstile unter Sanherib und Assurbanapl, *Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte* 11, Berlin 1967.
- Pochat 1996 = Pochat, Götz: *Bild – Zeit: Eine Kunstgeschichte der vierten Dimension*, Wien 1996.
- Rodenwaldt 1933 = Rodenwaldt, Gerhart: *Griechische Reliefs in Lykien*, Berlin 1933.
- Schefold 1967 = Schefold, Karl: *Die Griechen und ihre Nachbarn, Propyläen Kunstgeschichte I*, Berlin 1967.
- Wagner 1867 = Wagner, Ernst: *Hellas. Das Land und Volk der Griechen*, Leipzig 1867.

Weiterführende Literatur

- Assmann 2000 = Assmann, Jan: *Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Altägypten, Israel und Europa*, Darmstadt 2000.
- Burkert 1972 = Burkert, Walter: *Homo Necans*, Berlin 1972.
- Childs 1978 = Childs, William A. P.: *The City-Reliefs of Lycia*, Princeton 1978.
- Gadd 1963 = Gadd, Cyril John, Hg.: *Warfare in the Ancient Near East*, Iraq XXV, London 1963.
- Gauer 1977 = Gauer, Walter: *Untersuchungen zur Trajanssäule*, Berlin 1977.

- Heinz 2002 = Heinz, Susanna Constanze: Wie wird ein Feldzug erzählt? Bildrepertoire, Anbringungsschema und Erzählform der Feldzugsreliefs im Neuen Reich, hrsg. von M. Bietak und M. Schwarz, Krieg und Sieg, Wien 2002, 43-67.
- Hölscher 1973 = Hölscher, Tonio: Griechische Historienbilder des 5. und 4. Jh. v. Chr. Würzburg 1973.
- Hölscher 1991 = Hölscher, Tonio: Narrative Systematik und politisches Konzept in den Reliefs der Traianssäule. Drei Fallstudien, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts, 106 (1991), 261-266.
- Hölscher 2002 = Hölscher, Tonio: Bilder der Macht und Herrschaft, in: Anette Nünne- rich-Asmus, Hg., Trajan. Ein Kaiser der Superlative am Beginn einer Umbruchszeit, Mainz 2002, 127-144.
- Mayer 1995 = Mayer, Walter: Politik und Kriegskunst der Assyrer, Münster 1995.
- Meyer = Meyer, Hugo: Kunst und Geschichte: Vier Untersuchungen zur antiken Historienkunst, München 1983.
- Rosenberg 1896 = Rosenberg, Adolf: Thorwaldsen, Bielefeld 1896.
- Stähler 1992 = Stähler, Klaus: Griechische Geschichtsbilder klassischer Zeit, Münster 1992.
- Stähler 1999 = Stähler, Klaus: Das Alexandermosaik, Frankfurt a. M. 1999.
- van Gennep 1986 = van Gennep, Arnold: Übergangsriten, Frankfurt a. M. 1986.
- Weber 1976 = Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1976.

Das römische Feindbild der ›punischen Treulosigkeit‹ und der Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges

HERBERT HEFTNER

Einleitung

Um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts stellte der römische Staatsmann Cato in seinem Geschichtswerk *Origines* fest, die Karthager hätten »im zweiundzwanzigsten Jahr nach Ende des Krieges, der vierundzwanzig Jahre gedauert hatte [gemeint ist der Erste Punische Krieg], zum sechsten Mal den Vertrag gebrochen«.¹

Der Kontext der nur als Fragment überlieferten Stelle ist unklar. Umso klarer ist jedoch das römische ›Feindbild‹, das darin zu Tage tritt: Die Karthager, aus Catos Sicht auch noch zur Zeit der Abfassung des Werkes potentielle Feinde Roms, erscheinen als notorisch treulos und vertragsbrüchig, als hinterlistige Widersacher, denen Rom kein Vertrauen schenken darf.

Den Anlass für diese Feststellung bot für Cato der nach seiner Ansicht »sechste« Vertragsbruch der Karthager, den er in das 22. Jahr nach dem 241 beendeten Ersten Punischen Krieg datiert. Diese Angabe führt uns zeitlich in das Jahr 219, die Zeit der Eroberung Sagunts durch den Karthagerfeldherrn Hannibal, und damit mitten hinein in einen Problemkomplex, der auch distanziertere Betrachter als Cato zu emotions- und vorurteilsgeleiteten Wertungen verleitet hat: Die Frage nach der ›Schuld‹ am Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges.

Dass Kriegsschuldfragen von den Feindbildern der jeweiligen Kriegsparteien bestimmt zu werden pflegen, liegt in der Natur der Sache. Dies gilt um so mehr im Falle dieses Krieges, der von beiden Kontrahenten mit höchstem Einsatz geführt wurde und der – zumindest in der Sicht der Römer – von einem einzigen Mann zu verantworten war: Hannibal.

Wir wollen im Folgenden versuchen, die Vorgeschichte und die Umstände dieses Kriegausbruches unter dem Gesichtspunkt der auf römischer wie karthagischer Seite jeweils wirksamen Feindbild-Vorstellungen zu betrachten. Zunächst jedoch ist ein knapper Überblick über die Ereignisgeschichte angebracht.²

Die Karthager in Spanien

Die Niederlage im Ersten Punischen Krieg und die darauf folgenden inneren Wirren hatten für die Karthager den Verlust ihrer Besitzungen auf Sizilien, Sardinien und Korsika und damit eine gravierende Schwächung ihrer strategischen Position nach sich gezogen. Um einen Ausgleich für die erlittenen Verluste zu schaffen, hatte der karthagische Feldherr Hamilkar Barkas im Laufe der 30er Jahre des 3. Jahrhunderts im Süden Spaniens einen erfolgreichen Eroberungsfeldzug geführt und ein geschlossenes Herrschaftsgebiet begründet, das von Hamilkar im Namen Karthagos, in der Praxis aber im Stile einer eigenständigen Militärmonarchie regiert wurde.

Hamilkars Nachfolger im Kommando, sein Schwiegersohn Hasdrubal, schloss um das Jahr 225 einen Vertrag mit den Römern, in dem die Karthager sich verpflichteten, »den sogenannten Iber-Fluß nicht zu Kriegszwecken zu überschreiten« (Polyb. 2, 13, 7). Einigen antiken Autoren zufolge enthielt der Vertrag daneben auch noch die Klausel, dass der Stadt Sagunt (beim modernen Valencia) ihre Freiheit garantiert sein solle.

Nach Hasdrubals Tod im Jahre 221 übernahm der älteste von Hamilkars Söhnen, der damals etwa 25-jährige Hannibal,³ die Herrschaft über das karthagische Spanien. Er begann mit einer Politik der bewaffneten Expansion, die sich zunächst gegen die keltiberischen Stämme des Binnenlandes richtete, geriet aber im Winter 220/219 mit Sagunt in Konflikt. Durch die Aussicht auf einen Krieg mit dem übermächtigen Gegner alarmiert, wandten sich die Saguntiner an Rom. Der Senat schickte eine Gesandtschaft an Hannibal, die den Karthagerfeldherrn aufforderte, Sagunt in Ruhe zu lassen. Hannibal ließ sich durch diese Warnung nicht beeindrucken; er begann im Frühjahr 219 mit der Belagerung von Sagunt und eroberte die Stadt gegen Ende des Jahres nach einer Belagerung von angeblich achtmonatiger Dauer.

Die Römer, die durch einen Krieg in Illyrien abgelenkt waren, hatten während der Belagerung nicht eingegriffen,⁴ im Frühjahr 218 aber schickten sie eine Gesandtschaft Richtung Afrika, die in Karthago ein Ultimatum präsentierte, das als Hauptpunkt die Forderung nach der Auslieferung Hannibals und seiner Ratgeber enthielt. Der Rat von Karthago wies die Forderung zurück, worauf die Gesandten im Namen Roms auf der Stelle den Krieg erklärten. Damit begann der Zweite Punische Krieg, der Hannibal in einem schon für die Zeitgenossen fast unglaublichen Siegeslauf nach Italien führte und Rom an den Rand der Katastrophe brachte, schließlich aber mit einem für die Zukunft der Mittelmeerwelt entscheidenden römischen Sieg endete.

Der Zweite Punische Krieg als *bellum iustum*?

Bekanntlich tendieren siegreiche Großmächte nicht selten dazu, in der Tatsache des Sieges eine hinreichende Rechtfertigung des von ihnen geführten Krieges zu suchen oder sich bestenfalls mit der Notwendigkeit einer präventiven Sicherung ihrer Machtpositionen zu entschuldigen. Dies galt jedoch nicht für die Römer, die sich aus fest verwurzelten rechtlich-religiösen Anschauungen heraus im Regelfall bemühten, die Legitimität ihrer Kriege durch klare Rechtsgründe zu erweisen.⁵

Im Falle des Hannibalkrieges lag der Punkt, an dem jeder römische Rechtfertigungsversuch anzusetzen hatte, in der Belagerung und Eroberung Sagunts durch Hannibal. Wir haben gesehen, dass die Missachtung der römischen Warnung durch den punischen Feldherrn Rom die Handhabe für das in Karthago erhobene Auslieferungs-Ultimatum gab, dessen Ablehnung dann die Rechtfertigung der römischen Kriegserklärung bildete. Die entscheidende Frage lautete also: Hatte Hannibal, als er die ostspanische Stadt eroberte, legitime römische Ansprüche verletzt?

Die römischen und romfreundlichen Geschichtsschreiber, die das uns erhaltene Überlieferungsbild dominieren, haben diese Frage mit einem einhelligen Ja beantwortet; sieht man jedoch genauer hin, so zeigt sich, dass die diversen Autoren bei aller Gleichheit der Tendenz ihr Urteil auf unterschiedliche und teilweise zueinander im Widerspruch stehende Behauptungen gründen. Das Grundproblem liegt in einem nicht leicht wegzudeutenden Widerspruch zwischen dem Hasdrubal-Vertrag (beziehungsweise der in der Forschung dominierenden Interpretation dieses Abkommens) und dem römischen Verhalten angesichts von Hannibals Vorgehen gegen Sagunt.

Der Fluss Iber, der nach Polybios' Bericht die in Hasdrubals Abkommen vereinbarte Grenze zukünftiger karthagischer Expansion darstellen sollte, wird von der Mehrheit der Forschung mit dem Ebro, dem größten Fluss Nordostspaniens, gleichgesetzt. Sagunt aber liegt eindeutig südlich dieses Flusses und müsste daher in jenen geographischen Bereich gefallen sein, den Rom im Ebrovertrag den Karthagern als Operationsgebiet ihrer Heere, damit logischerweise als politisches Einflussgebiet, zugestanden hatte. War dem so, so stellte bereits Roms Intervention in den Konflikt zwischen Hannibal und Sagunt einen Eingriff in die auch aus römischer Sicht legitimen Rechte der Karthager dar, dem darauf folgenden Ultimatum an Karthago und der römischen Kriegserklärung würde jede Legitimität fehlen.

Die Forschung hat sich seit jeher um eine Interpretation des Quellenmaterials bemüht, die eine Auflösung dieses Widerspruches ermöglicht, ist aber dabei zu keiner Einigung gelangt.

Die wichtigsten Lösungsversuche seien im Folgenden angeführt:

1) Der Iber ist nicht mit dem Ebro, sondern mit einem südlich von Sagunt gelegenen Fluss gleichzusetzen, so dass Hannibals Vorgehen gegen Sagunt bereits eine Verletzung des Kerninhalts dieses Vertrags darstellte.⁶

2) Rom hat während Hannibals Belagerung von Sagunt zwar diplomatisch interveniert, die Zerstörung der Stadt jedoch – dem Ebro-Vertrag gemäß – noch nicht als hinreichenden Grund für die Kriegserklärung angesehen. Erst Hannibals im Frühjahr 218 durchgeführter Übergang über den Ebro wurde in Rom als Vertragsbruch und damit als *casus belli* gewertet.⁷

3) Der Hasdrubal-Vertrag ist historisch und gestand den Karthagern ohne Ausnahmeklausel ein bis zum Ebro reichendes, also auch Sagunt einschließendes Einflussgebiet zu. Er ist demnach nicht von Hannibal, sondern – durch die Intervention zugunsten Sagunts – von den Römern verletzt worden, aber dieser Sachverhalt ist dann in unserer romfreundlichen Überlieferung verzerrt worden, um die Schuld der Römer zu vertuschen.⁸

4) Der Hasdrubal-Vertrag als solcher ist nicht historisch, sondern eine Erfindung romfreundlicher Geschichtsschreiber, denen es darum ging, Roms Haltung im Jahre 219 zu rechtfertigen.⁹

5) Der Hasdrubal-Vertrag verbot militärische Interventionen der Karthager nördlich des Ebro, ließ aber den Römern südlich des Flusses freie Hand für politische (eventuell sogar militärische) Interventionen. Insofern haben weder ihre Intervention zugunsten Sagunts noch Hannibals Vorgehen gegen die Saguntiner eine Verletzung des Hasdrubal-Vertrages dargestellt.¹⁰

6) Der Hasdrubal-Vertrag war kein römisch-karthagischer Staatsvertrag, sondern ein so genannter ›Feldherrnvertrag‹, der nur für die Person Hasdrubals Gültigkeit hatte. Mit dessen Tod wurden die im Vertrag enthaltenen Verpflichtungen hinfällig, sofern sich sein Nachfolger Hannibal nicht bereit fand, das Abkommen zu erneuern. Da dies, wie der Verlauf der im Winter 220/219 zwischen den römischen Gesandten und Hannibal bzw. den Karthagern geführten Verhandlungen zeigt, offensichtlich nicht der Fall war, konnte die Eroberung Sagunts durch Hannibal nicht als Bruch des Ebrovertrages gelten.¹¹

Schon dieser kurze Überblick macht deutlich, wie weit die in der Forschung verfochtenen Lösungen nicht nur in der Rekonstruktion von Ereignissen und Rechtsakten, sondern auch hinsichtlich der daraus für die 219 gegebene Rechtslage abgeleiteten Implikationen voneinander abweichen: Den unter 1) und 2) angeführten Hypothesen zufolge hat Hannibal tatsächlich den von seinem Vorgänger Hasdrubal geschlossenen Vertrag gebrochen, nach Nr. 3) waren hingegen die Römer die Vertragsbrecher, die drei letztgenannten Lösungen wiederum führen, wenn auch auf ganz unterschiedlichen

Wegen, zu dem Schluss, dass der Hasdrubal-Vertrag für den im Jahr 219/218 anstehenden Streitpunkt überhaupt nicht relevant gewesen sein kann.

Einiges spricht dafür, dass die widersprüchlichen Rechtsauffassungen, die so unvereinbare Deutungen entstehen ließen, nicht erst durch Erfindungen späterer Historiker in die Überlieferung hineingebracht wurden, sondern dass die Unklarheit der Rechtslage schon die diplomatischen Akteure des Jahres 218 verwirrt hat. Die Berichte über die der römischen Kriegserklärung vorangehenden Verhandlungen erwecken den Eindruck, als ob sich sowohl die Römer als auch die Karthager ihrer Position nicht wirklich sicher gewesen seien, als ob man auf beiden Seiten versucht hätte, den Hasdrubal-Vertrag aus den Erörterungen auszuklammern.¹²

Es wäre den römischen Geschichtsschreibern durchaus möglich gewesen, es bei dieser Sachlage zu belassen und das römische Vorgehen im Sagunt-Konflikt nicht durch die Behauptung einer karthagischen Vertragsverletzung, sondern allein durch den traditionell römischen Grundsatz der Hilfeleistung für einen bedrohten befreundeten Staat zu rechtfertigen. Schon ein kurzer Blick in die erhaltenen Reste ihrer Darstellungen macht deutlich, dass sie dieser Linie nicht gefolgt sind, sondern alles dransetzten, einen karthagischen Vertragsbruch nachzuweisen, ja mehr noch: Die eingangs zitierte Cato-Stelle zeigt, dass sie versuchten, den Hannibalkrieg in eine ganze Serie karthagischer Vertragsbrüche einzureihen.

Punica fides

Woher kam diese Besessenheit von dem Thema ›Vertragsbruch‹? Sicherlich wird die römische Idee vom ›gerechten Krieg‹ eine Rolle gespielt haben – die Römer haben bei all ihren Kriegserklärungen peinlich darauf geachtet, einen Kriegsgrund zu konstruieren, der den Gegner in den Augen der Götter ins Unrecht setzte. Dennoch scheint hier noch etwas mehr als dieses allgemeine Rechtfertigungsbedürfnis dahinter zu stecken. Das verbissene Bemühen, gerade die Karthager als notorische Vertragsbrecher darzustellen, das dann sogar im römischen Volksmund in Form der sprichwörtlichen Wendung von der ›punischen [Un-]Treue‹ (*punica fides*) seine Spuren hinterlassen hat,¹³ ist zu auffällig, um einfach nur als Routinevorgang der römischen Selbstdarstellung angesehen zu werden. Dies gilt umso mehr, wenn wir feststellen, dass die ältere römische Geschichtsschreibung zumindest hinsichtlich der Schuldfrage des Zweiten Punischen Krieges noch Alternativen zu der generellen Verteufelung alles Karthagischen kannte: Fabius Pictor, der um das Jahr 200 herum tätige erste Geschichtsschreiber Roms, hat die Schuld noch an der Per-



Kartenkommentar: Die Parallelentwicklung von Karthago und Rom.

son der Barkiden Hasdrubal und Hannibal festgemacht, die gegen den ausdrücklichen Willen der karthagischen Heimatregierung auf den Krieg hingearbeitet und ihn dann auch eigenmächtig vom Zaun gebrochen hätten (Polyb. 3, 8, 1-7). Wenn wir demnach hier einen frühen römischen Erklärungsansatz feststellen, der den Karthagern (d.h. den offiziellen Regierungsgewalten Karthagos) mehrheitlich den Willen zur Vertragstreue zugesteht, so stellt sich die Frage, weshalb sich der ›Mainstream‹ der römischen Überlieferung stattdessen der Vorstellung von der notorischen Vertragsbrüchigkeit ›aller‹ Karthager verschrieben hat.

Eine nahe liegende Erklärung bietet die Annahme, dass der Topos von der karthagischen Treulosigkeit nicht einfach Ausfluss einer abstrakten, auf die Vergangenheit bezogenen römischen Selbstrechtfertigungstendenz war, sondern dass er einem zur Zeit seiner Herausbildung aktuellen politischen Zweck dienen sollte. Worin dieser Zweck gelegen haben könnte, zeigt ein Blick auf die politische Linie des Mannes, der die Vorstellung der punischen Treulosigkeit am konsequentesten verfochten hat, des uns bereits bekannten Censoriers Cato. Bekanntlich hat sich Cato spätestens ab etwa 150 v. Chr. mit aller Kraft für einen Präventivkrieg gegen Karthago eingesetzt und sich mit allen Mitteln bemüht, innerhalb der römischen Führungsschichten das dafür geeignete psychologische Klima zu schaffen. Der Verweis auf eine angeblich unauslöschliche karthagische Neigung zum Vertragsbruch, der den geplanten Aggressionsakt gleichsam als Notwehr gegen einen zu erwartenden ›Verrat‹ seitens der Punier erscheinen ließ, konnte hierbei einen wesentlichen Beitrag leisten.¹⁴

Dieses zeitbedingte Moment erklärt die scharfe Ausprägung, die der Topos von der karthagischen Treulosigkeit in Catos Werk erhalten hat, was aber die Entstehung des Topos als solchen betrifft, wird man vielleicht weiter in die römische Vergangenheit zurückgehen dürfen.

Auch wenn man die ungeklärte Rechtsfrage beim Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges außer Acht lässt, findet man in der Geschichte der römisch-karthagischen Beziehungen zumindest zwei Fälle, in dem Rom Handlungen beging, die nicht nur aus karthagischer Sicht als Bruch gültiger Verträge gesehen wurden: 264 beim Ausbruch des Ersten Punischen Krieges und 237 bei der Annexion Sardiniens und Korsikas.

Als die Römer im Jahre 264 ein Freundschaftsbündnis mit der Stadt Messina (Messina) schlossen, sollen sie nach Meinung des griechischen Geschichtsschreibers Philinos gegen einen Vertrag verstoßen haben, in dem sie sich verpflichtet hatten, Sizilien als karthagisches Einflussgebiet zu respektieren, während die Karthager sich im Gegenzug von Italien fernhalten sollten.

Andere Autoren, etwa Polybios, haben die Existenz dieses ›Philinos-Vertrages‹ in Abrede gestellt, und auch in der modernen Forschung sind die Meinungen darüber geteilt, aber es lässt sich feststellen, dass zumindest ein Teil der römischen Öffentlichkeit den von Philinos erhobenen Vertragsbruch-Vorwurf ernst genommen und den Versuch gemacht hat, ihm durch die Konstruktion eines vorangegangenen karthagischen Vertragsbruches zu begegnen (wodurch sie ihrerseits die Existenz des fraglichen Vertrages anerkannten).¹⁵

In den Jahren 238 und 237 hatten die Römer sich unter dubiosen Umständen der Insel Sardinien bemächtigt, die sie im Friedensvertrag von 241 noch als karthagischen Besitz anerkannt hatten. Es handelte sich um einen Gewaltakt, den die Karthager nur als einen Bruch des Friedensvertrages ansehen konnten, und den auch der an sich romfreundliche Polybios als unentschuldbares Unrecht bezeichnet.¹⁶

Die Römer sahen also nach 237 die Geschichte ihrer Beziehungen zu Karthago durch die Erinnerung an zwei zweifelhafte Aktionen belastet, die von der Gegenseite und von einem Teil der neutralen Öffentlichkeit nicht ohne Grund als Vertragsbrüche gewertet wurden und die von römischer Seite her nur durch gewagte Konstruktionen gerechtfertigt werden konnten. Von daher gesehen lässt sich das Bemühen ihrer Historiker, die Treulosigkeit und Vertragsbrüchigkeit der Karthager zu erweisen, recht gut als Abwehrreaktion verstehen, als Versuch, eigenes Fehlverhalten auf den historischen Gegenspieler zu projizieren und damit das Odium der Vertragsbrüchigkeit von sich weg auf die Karthager hinzuwälzen.

Zwischen Entspannungshoffnung und Machtdiktat

Das römisch-punische Verhältnis vor 241-237 und die Formulierung der ›Feindbilder‹

Wir haben nun gesehen, wie einerseits die Reaktion auf das Odium vergangener eigener Rechtsbrüche, andererseits die politischen Zielsetzungen späterer Generation die römische Tradition zur Vorgeschichte des Hannibalkrieges geformt haben. Es bleibt nun die Frage zu stellen, ob und wie weit sich hinter diesen Verzerrungen die realen Feindbilder ermitteln lassen, die das Handeln der Römer und Karthager zwischen 241 und 218 bestimmt haben.

Den Ausgangspunkt für diese Überlegungen kann uns naturgemäß nur die Betrachtung der nach dem Lutatiusvertrag gegebenen politischen Gesamtlage bieten, und hier scheint zunächst der Blick auf die Landkarte die Auffassung nahe zu legen, dass die 241 getroffene Regelung mehr ein Ergebnis eines bis

zum Punkt der Erschöpfung beider Kriegsparteien geführten Ringens als ein Ausgleich aller schwebenden Streitfragen dargestellt habe – ein Vertrag, der den Keim neuer Auseinandersetzungen in sich barg. Dies vor allem deshalb, weil einerseits Rom mit der Eroberung ganz Siziliens und der Abtretung der großen karthagischen Festungen Drepana und Lilybaion das afrikanische Kernland der Karthager bedrohte, umgekehrt aber die Karthager im Friedensschluss ihre Positionen auf Sardinien und Korsika behalten durften, ohne deren Besitz die Römer das angestrebte Ziel einer Kontrolle des Tyrrenischen Meeres nicht als wirklich erreicht ansehen konnten.¹⁷

Auf beiden Seiten wären also Motive genug vorhanden gewesen, den 241 geschlossenen Frieden in Frage zu stellen und die Feindseligkeiten bei sich bietender Gelegenheit zu erneuern. Für die Karthager lag eine solche Gelegenheit vorerst völlig außer Reichweite; ganz im Gegenteil sahen sie sich nach dem Friedensvertrag mit einem Aufstand ihrer Söldner konfrontiert, der sich durch den Anschluss eines Großteils ihrer afrikanischen Untertanen zu einer existenziellen Bedrohung für die punische Metropole auswuchs (sog. Libyscher Söldnerkrieg 241-238 v. Chr.).

Für die Römer muss diese Krise des karthagischen Rivalen von Anfang an eine Chance zur einer Revision der Friedensbedingungen geboten haben. Umso bemerkenswerter ist die Tatsache, dass Rom diese Gelegenheit zunächst nicht ergriffen hat.

Der römische Senat hielt sich nach Ausbruch des Söldnerkrieges auf der Linie einer den Karthagern gegenüber wohlwollenden Neutralität. Eine sich aus dem Handelsverkehr zwischen römischen Kaufleuten und den Aufständischen entwickelnde Krise wurde gütlich beigelegt. Die Römer ließen die noch vom Krieg her in ihrer Hand befindlichen karthagischen Gefangenen frei und verboten ihren Untertanen jeden Verkehr mit den afrikanischen Aufständischen, nicht aber mit Karthago. Darüber hinaus wurde den Karthagern erlaubt, im römischen Herrschaftsbereich Söldner anzuwerben.¹⁸

Die römische Haltung überrascht. Uneigennützigte Noblesse auch dem besiegten Feind gegenüber war eine Tugend, mit deren Nimbus sich die Römer in ihrer Propaganda und ihrer ideellen Selbstvergewisserung gerne zu schmücken suchten, die aber in der Realität ihrer von hartem machtpolitischen Kalkül bestimmten Außenpolitik für gewöhnlich keinen Raum fand. Wenn Rom sich um 240 bereit fand, dem machtpolitischen Rivalen unter die Arme zu greifen, so wird man davon ausgehen können, dass auch hier letztlich eine Einschätzung der Lage dahinter stand, die in dieser ›Großzügigkeit‹ den römischen Vorteil zu sehen glaubte. Möglicherweise ging man im Senat davon aus, dass Karthago aus den Kämpfen des Söldnerkrieges in jedem Fall so geschwächt hervorgehen werde, dass es für Rom keine Bedrohung, dafür

aber einen sich willig unterordnenden Klienten-Bundesgenossen abgeben würde. In jedem Fall ist festzustellen, dass allfällige ›Feindbild‹-Vorstellungen in den Köpfen der Senatoren hinreichend weit zurücktraten, um der Vorstellung von der Möglichkeit eines dauerhaften friedlichen und freundlichen Zusammengehens der beiden Mächte Spielraum zu gewähren.

Vor dem Hintergrund dieses ›Klimas der Entspannung‹ fand sich der Senat sogar bereit, eine sich bietende Chance zur Ausdehnung des eigenen Machtbereichs ungenutzt zu lassen: Als die Söldner der karthagischen Garnisonstruppen auf Sardinien, die sich gegen ihre Brotherrn erhoben und die karthagische Macht auf der Insel gestürzt hatten, durch die einheimischen Sarden in Bedrängnis gerieten, sich mit der Aufforderung an Rom wandten, die Oberherrschaft über Sardinien zu übernehmen, gingen die Römer auf das Angebot nicht ein (Pol. 1, 83, 11).

Im weiteren Verlauf des Söldnerkrieges wurde dann aber gerade die Sardinienfrage zum Anlass einer außenpolitischen Kehrtwendung der Römer, die uns auf den ersten Blick nicht weniger verwunderlich anmutet als ihre vorangehende Karthagerfreundlichkeit: Etwa zu der Zeit, als die Karthager ihren Söldnerkrieg in Afrika siegreich beendeten (Ende 238 v. Chr.), fanden sich die Römer doch bereit, der seinerzeitigen Aufforderung der Sardinien-Söldner Folge zu leisten.¹⁹ Sie rüsteten eine Expedition nach Sardinien aus. Dasselbe taten anscheinend noch ohne Kenntnis der römischen Aktivitäten, aber auch die Karthager, die nach Wiederherstellung ihrer Macht in Afrika ihren früheren Besitz zurückzuerobern gedachten. Rom erklärte diese Vorbereitungen zum feindseligen Akt und präsentierte den Karthagern ein mit einer Kriegsdrohung garniertes Ultimatum, dem sich die in ihrem militärischen Potenzial geschwächten Punier beugen mussten. In einem Zusatzabkommen zum Vertrag von 241 akzeptierte Karthago Roms Herrschaft über Sardinien sowie eine beträchtliche Erhöhung der seinerzeit auferlegten Kriegsentschädigung.²⁰

Die Annexion Sardiniens präsentierte sich auch in den Augen unvoreingenommener Beobachter als ein mit wackligen formalrechtlichen Begründungen (der Dedition der Söldner) nur notdürftig verhüllter Gewaltakt, aus der Sicht der Karthager konnte sie kaum anders gewertet werden denn als Warnung, von Seiten der Römer stets auf das Schlimmste gefasst zu sein.

Den Römern selbst muss, auch wenn sie sich nach ihren Rechts- und Moralbegriffen im Recht gefühlt haben mögen, klar gewesen sein, dass sie damit alles, was sich seit dem Friedensschluss an Ansätzen zur ›Entspannung‹ des römisch-karthagischen Verhältnisses entwickelt hatte, mit einem Schlag zunichte gemacht hatten. Die sich angesichts dieses Tatbestandes aufdrängende Frage nach den Motiven und Hintergründen der scheinbar so inkonsquen-

ten römischen Karthagopolitik der Jahre 241 bis 237 kann im hier gegebenen Rahmen nicht angemessen behandelt werden. In Hinblick auf die für uns relevante ›Feindbild‹-Problematik mag die Feststellung genügen, dass mit dem Jahr 237 die Feindbilder auf beiden Seiten endgültig verfestigt gewesen sein dürften.

Die Karthager konnten nach den gemachten Erfahrungen davon ausgehen, dass Roms Politik unbeirrbar darauf ausgerichtet war, die Macht der Tiberstadt mit allen Mitteln auszudehnen, und dass sie darauf gefasst sein mussten, über kurz oder lang mit weiterem römischen Expansionsstreben konfrontiert zu werden.

Die Römer wiederum, die sich, wenn schon nicht des begangenen Unrechts, so doch der Wirkung ihrer Handlungsweise auf die Gegenseite bewusst gewesen sein müssen, hatten nun die Erbitterung und Revanchegeleüste der Karthager in ihr politisches Kalkül einzubeziehen. Dazu kam die Rückwirkung der eigenen Rechtfertigungsversuche auf das römische Karthagobild: Da der Mensch bekanntlich dazu neigt, die von ihm kreierten Schutzbehauptungen bei hinreichender Wiederholung selbst zu glauben, wird sich bei den Römern im Laufe der Zwischenkriegs-Epoche die Vorstellung von der ›karthagischen Treulosigkeit‹ mehr und mehr verfestigt haben.

Die Verfestigung der Feindbildvorstellungen und der Weg in den Zweiten Punischen Krieg

Vor diesem Hintergrund vollzog sich die Entfaltung der karthagisch-barkidischen Macht in Spanien. Hamilkars Entscheidung, das neue Herrschaftsgebiet in einer Weltgegend aufzubauen, die bislang außerhalb des römischen Gesichtskreises lag, war angesichts der 237 gegebenen Kräfteverhältnisse die einzig realistische Option; ob es ihm dabei nur um die Sicherstellung von Karthagos Wohlstand und Unabhängigkeit ging, oder ob er bereits die Hoffnung auf einen Revanchekrieg gegen Rom im Auge hatte, ist in der Forschung umstritten. Die antike Überlieferung suggeriert die zweitgenannte dieser Möglichkeiten und belegt sie mit der bekannten Anekdote, dass Hamilkar seinen kleinen Sohn Hannibal schwören ließ, »niemals den Römern Freund zu werden«.²¹ Gerade diese ›Lesebuchgeschichte‹ ist aber, wie die moderne Forschung gezeigt hat, aller Wahrscheinlichkeit nach unhistorisch, auch wenn Hannibal sie in späteren Jahren selbst erzählt haben dürfte. Ein Teil der modernen Forschung möchte nicht nur die Anekdote als solche, sondern auch die Gesinnung, die damit illustriert werden soll, ins Reich der Erfindung verweisen: Hamilkar habe seine spanischen Eroberungen nicht

als Basis für einen Revanchekrieg gegen Rom betrachtet, sondern nur als Kompensation für die Verluste, die Karthago in den Jahren 241 und 237 erlitten hatte.²²

Die Frage wird sich auf der Basis des uns zur Verfügung stehenden Quellenmaterials nicht definitiv entscheiden lassen, aber man darf zumindest feststellen, dass nach den im Ersten Punischen Krieg und danach gemachten Erfahrungen auch ein dem Revanchegedanken abholder karthagischer Staatsmann die Möglichkeit neuer römischer Zumutungen einkalkulieren musste. Schon während des Ersten Punischen Krieges hatten die Römer, als ihnen 256/255 das Kriegsglück gewogen zu sein schien, deutlich erkennen lassen, dass es ihnen nicht um beschränkte Territorialgewinne ging, sondern um die Errichtung einer Oberherrschaft über Karthago selbst. Gemäß den damals formulierten Friedensbedingungen sollte die Puniermetropole eine abhängige Gemeinde unter römischer Oberhoheit werden, was in etwa dem nach dem Ende des Hannibalkrieges tatsächlich erreichten Status entsprochen hätte.²³

Dass sich im weiteren Verlauf des Krieges das Blatt gewendet und Rom dann 241 wesentlich gemäßigte Bedingungen akzeptiert hatte, änderte nichts an der grundsätzlichen Bedeutung der 255 geoffenbarten römischen Kriegszielvorstellung, und die Vorgänge um die Annexion Sardinien konnten aus der Sicht der Karthager als Zeichen gelten, dass den Römern die Bereitschaft fehlte, mit ihnen auf der Basis der Gleichberechtigung zu verkehren, und dass sie stets darauf hinarbeiten würden, den Puniern aus der Position des Überlegenen, des Befehlsgebers entgegenzutreten. Unter dem Eindruck solcher Erfahrungen mussten Karthagos Staatsmänner davon ausgehen, dass ihnen im Umgang mit Rom auf die Dauer nur zwei praktikable Verhaltensalternativen bleiben würden: Entweder man beugte sich dem Vormachtsanspruch Roms und fand sich dazu bereit, den eigenen außenpolitischen Handlungsspielraum durch die Vorgaben des Senats beschränken zu lassen, oder man hielt sich kriegsbereit, um den Anspruch auf machtpolitisch unabhängiges Agieren gegebenenfalls mit bewaffneter Hand geltend machen zu können.

Die Barkiden und die ihnen nahe stehenden Kreise in Karthago entschieden sich für die zweite der genannten Alternativen und bemühten sich demgemäß, in Spanien eine Machtstellung zu schaffen, die stark genug war, die Römer entweder durch ihre bloße Existenz zur Respektierung der karthagischen Unabhängigkeit zu nötigen oder gegebenenfalls auch als materielle Basis für einen erneuten Krieg gegen Rom zu dienen.

Die Frage ist, ob es zwischen den Kriegen in der karthagischen Politik auch eine nennenswerte Strömung zugunsten der erstgenannten Alternative gab.

Die römische Historiographie suggeriert an einigen Stellen die Vorstellung, dass es in den Führungskreisen Karthagos neben dieser ›barkidischen‹ Richtung eine Gruppe gegeben habe, die bereit war, den Römern entgegenzukommen. Der schon erwähnte Fabius Pictor erwähnt diese ›kompromissbereite‹ Karthagerfraktion im Zusammenhang mit den Ereignissen von 220 bis 218, spätere römische Historiker haben sie dann in der Gestalt des karthagischen Staatsmannes Hanno personifiziert, der 218 angeblich für die Annahme des römischen Ultimatums gesprochen und dabei die Berechtigung der römischen Vorwürfe ausdrücklich anerkannt haben soll.²⁴ Gerade der extrem prorömische Charakter dieser Äußerungen warnt uns davor, diese Episode vollinhaltlich für bare Münze zu nehmen: Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich bei der Hanno-Rede um ein Propaganda-Konstrukt der römischen Überlieferung, die einen als Barkidengegner bekannten karthagischen Staatsmann zum (im römischen Sinne) ›guten Karthager‹ stilisierte, um durch den Kontrast die ›Schlechtigkeit‹ der übrigen umso deutlicher zu illustrieren.

Wir haben schon im Hinblick auf diese offenkundige Propaganda-Tendenz allen Grund, diese und andere Zeugnisse für die Existenz einer antibarkidischen ›Friedenspartei‹ unter den karthagischen Großen mit Skepsis zu betrachten. Es mag in Karthago zwischen dem Ersten und dem Zweiten Punischen Krieg tatsächlich Kräfte gegeben haben, die im Umgang mit Rom zu größerem Entgegenkommen bereit waren als die durch die Barkiden repräsentierte ›Unabhängigkeits-Partei‹, Leute, denen Roms Führungseliten (deren Sicht uns der Zeitgenosse Fabius Pictor repräsentiert) die Bereitschaft zutrauten, sich in der Rolle von ›Juniorpartnern‹ in ein von Rom dominiertes Bündnissystem einzufügen. Was man in Rom aber offenbar nicht einzusehen bereit war, war die Tatsache, dass die Erfahrungen von 256/55 und 237 auch bei den Vertretern dieser Gruppe ihre Wirkung getan haben mussten, und dass ihre Kompromissbereitschaft nicht über die Grenzen dessen, was mit der Bewahrung von Karthagos Eigenständigkeit vereinbar war, hinausgehen konnte.

Eben diese Grenze zu respektieren und die Gegenseite nicht mit unverhohlenen Vorherrschaftsansprüchen und Machtdiktaten zu überfordern, hätte für die römische Politik das oberste Gebot darstellen müssen, wenn sie sich tatsächlich auf die Erzielung eines Einvernehmens mit antibarkidischen karthagischen ›Versöhnungspolitikern‹ hin orientiert hätte. In Wirklichkeit scheint Rom eine derartige Politik gar nicht erst versucht zu haben; als man um 226 eine Verständigung für angebracht hielt, zog man es vor, sich mit dem Barkiden Hasdrubal in Verbindung zu setzen, 220/19 verhandelte man zuerst mit dessen Nachfolger Hannibal, und als Rom sich dann nach dem

Fall von Sagunt an die Regierung der Mutterstadt Karthago wandte, ließen die römischen Gesandten keinerlei Bereitschaft zu diplomatischer Rücksichtnahme erkennen.

Es liegt nahe, das Motiv für diesen Verzicht auf ernsthafte Versuche zur Verständigung mit kompromissbereiten Kräften in Karthago in dem oben bereits erwähnten, letztlich auf die Vorgänge von 237 zurückgehenden römischen Feindbild erkennen zu wollen: Im Bewusstsein der durch ihr Vorgehen bei der Annexion Sardiniens bewirkten Verbitterung scheinen Roms regierende Kreise in ihrer Mehrheit²⁵ den Versuch, eine auf Vertrauen und gutem Willen beruhende Verständigung zu erreichen, von vornherein für aussichtslos gehalten und stattdessen, dem 237 gesetzten Exempel entsprechend, einer Politik der Stärke und Kriegsbereitschaft den Vorzug gegeben zu haben.

Das Ergebnis war das im Frühjahr 218 den Karthagern gestellte Ultimatum, das zum Kriegsausbruch führte. Die Forderung nach Auslieferung Hannibals, die in ihren Konsequenzen auf eine Preisgabe des spanischen Imperiums durch Karthago hinauslief, war eine Zumutung, die kein karthagischer Staatsmann akzeptieren konnte, sofern er nicht bereit war, den Römern jene unbedingte Vormachtstellung einzuräumen, die sie 256/55 verlangt, aber bis dato noch nicht erreicht hatten.²⁶

Es war kein Wunder, dass der Rat von Karthago sich angesichts dieses römischen Machtdiktats mit überwältigender Mehrheit²⁷ dazu entschloss, lieber die Lasten und Gefahren eines neuen Römerkrieges auf sich zu nehmen, als sich einem Ultimatum zu beugen, das letztlich die Aufgabe ihrer Machtstellung und der Unabhängigkeit Karthagos zur Folge haben musste. Der sich aus dieser Entscheidung heraus entwickelnde Waffengang, der für die weitere Geschichte Roms und Karthagos entscheidende Zweite Punische Krieg, liegt nicht mehr im Focus unserer Betrachtungen. Es sei nur festgestellt, dass die Karthager, als sie sich gegen Ende des Krieges in ihrem Kernland bedroht sahen, den Kampf dennoch mit größter Entschlossenheit fortsetzten und sich erst nach einer Serie nicht mehr verkraftbarer Niederlagen zu einem Friedensschluss bereit fanden, der Karthago in direkte Abhängigkeit von Rom brachte – ein klarer Beweis für die Stärke des Selbstbehauptungswillens in der karthagischen Führungsschicht, einer Haltung, die offenbar von der Zeit der Kriegserklärung an bis zur Niederlage auch für den zuvor kompromissbereiten Teil der karthagischen Staatsmänner bestimmend gewesen ist.

Resümee

Wir haben auf den vorangegangenen Seiten nachzuvollziehen versucht, wie das politische Handeln der Römer und Karthager zwischen dem Ersten und dem Zweiten Punischen Krieg durch die jeweiligen Feindbilder beider Seiten beeinflusst wurde, und wie sich diese Feindbilder dann in der späteren Überlieferung (von der uns nur die römische Seite erhalten ist) mit neuen, aus den politischen Bedürfnissen späterer Generationen erwachsenen Feindbildern vermengt hat.

Die Entwicklung von Feindbildvorstellungen kann sich aus sehr verschiedenen Gründen und Motiven heraus vollziehen, von denen drei im Laufe der Geschichte immer wieder zu besonderer Bedeutung gelangt sind: zum einen das Bedürfnis nach Orientierungsfindung – man versucht, sich darüber klar zu werden, welches Verhalten man von der Gegenseite her zu erwarten hat –, zweitens der Wunsch nach Selbstrechtfertigung – man versucht, fragwürdige eigene Handlungen durch den Verweis auf schon vollzogene oder antizipierte Aktionen der Gegenseite zu begründen –, drittens, mit dem zweitgenannten eng verbunden, das Streben nach einer Art ›emotionaler Aufrüstung‹ – man versucht, die Kampfbereitschaft der eigenen Seite durch das Bewusstsein einer von der Gegenseite her ausgehenden wirklichen oder vermeintlichen Bedrohung wach zu halten und zu stärken.

Im Falle des römisch-karthagischen Verhältnisses während der Zwischenkriegszeit von 241 bis 218 v. Chr., sind vor allem die ersten beiden dieser Elemente zum Tragen gekommen. In Rom versuchte man, die rechtlich und moralisch fragwürdigen Aktionen der eigenen Seite durch das Konstrukt karthagischer Vertragsbrüchigkeit nachträglich zu rechtfertigen. Was die Einschätzung der zukünftigen Haltung der Karthager betraf, scheinen unter der römischen Führungsschicht widersprüchliche Vorstellungen im Umlauf gewesen zu sein. Einerseits das Wunschbild eines sich gutwillig dem römischen Vormachtanspruch unterordnenden Karthagos (das die römische Handlungsweise während des Söldnerkrieges beeinflusste), andererseits die teilweise aus eigenem Schuldbewusstsein geborene Angstvorstellung von einem unstillbaren, sich in der Person und Machtstellung der Barkiden verkörpernden punischen Revanchestreben.

In Karthago dürfte das Erlebnis der mit einem brutalen Erpressungsmanöver einhergehenden römischen Okkupation Sardinien ein tief sitzendes (und sachlich nicht unberechtigtes) Misstrauen gegenüber dem römischen Expansionstrieb hinterlassen haben, der jedem Versuch zur Herstellung eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen den beiden Mächten von vornherein schwer belastete.

Unter diesen Umständen gab es während der fast zwei Jahrzehnte dauernden Periode von 237 bis 219 kaum eine Chance zu einer Entwicklung, die geeignet gewesen wäre, eine Korrektur der beiderseitigen Feindbilder zu bewirken; ganz im Gegenteil scheinen diese sich im Laufe der Zeit noch vertieft zu haben, bis schließlich die Sagunt-Krise, das römische Ultimatum und der Kriegsausbruch beiden Seiten die Bestätigung ihrer vorgefassten Auffassungen brachten.

Man mag sich angesichts dessen die Frage stellen, ob die Feindbilder und die mit ihnen einhergehenden Emotionen bei der Genese der Krise des Jahres 219 und beim Kriegsausbruch die entscheidenden Faktoren dargestellt haben oder, anders ausgedrückt, ob sich der Hannibalische Krieg ohne ihre Existenz hätte vermeiden lassen. Diese Frage darf jedoch getrost verneint werden. Die um 220 zwischen Rom und der punischen Welt bestehenden Differenzen beruhten letztendlich auf realen, sachlich begründeten Konfliktstoffen, die durch eine Entschärfung der Feindbilder allein nicht aus der Welt zu schaffen waren: Die alte Überzeugung der Römer, ihre Machtposition nur durch die Kontrolle auch des weiteren Umfelds ihres jeweiligen Herrschaftsgebietes sichern zu können lief auf einen weitgespannten Vormachtsanspruch hinaus, der mit Karthagos ebenso tiefverwurzeltem Streben nach der Behauptung und machtpolitischen Absicherung seiner Souveränität im Grunde inkompatibel war. Da für die Römer der Zwischenkriegszeit ein Abrücken von ihrem Vorherrschaftsanspruch ein Ding der Unmöglichkeit darstellte, andererseits aber auch die Karthager nicht bereit waren, sich in eine von Rom bestimmte ›Weltordnung‹ einzufügen, waren die Weichen schon lange vor 219 v. Chr. auf Krieg gestellt.

Die auf römischer und karthagischer Seite kursierenden ›Feindbilder‹ haben diese Konstellation nicht verursacht, wohl aber haben sie ihr ein spezielles emotionelles Gepräge gegeben und damit ein psychologisches Klima verstärkt, in dem Römer und Karthager mehr und mehr davon überzeugt waren, ihre Position der jeweils anderen Seite gegenüber nur durch hartes, entschlossenes Auftreten, nötigenfalls auch durch den Einsatz von Waffengewalt, behaupten zu können. Ihre Wirkung offenbart sich am deutlichsten im Auftritt der römischen Gesandten in Karthago 218 mit ihrem unflexiblen Ultimatum und in der Reaktion der karthagischen Ratsherrn mit ihrer spontanen und fast einmütigen Ablehnung. Somit erweist sich zwar nicht der zweite römisch-karthagische Krieg an sich, wohl aber die Umstände seiner Eröffnung und die Gesinnungen, aus denen heraus er begonnen wurde, als ein Ergebnis der in den voran gegangenen Jahrzehnten auf beiden Seiten aufgebauten Feindbildkonstrukte. Letztere haben, um es bildlich auszudrücken, vielleicht nicht den Kurs der Konfrontation bestimmt, den Roms und Kar-

thagos Staatsmänner um 220 herum einschlugen, aber sie haben den Wind erzeugt, der beide Staatsschiffe auf dieser Fahrt vorantrieb – auf einer Fahrt, die schließlich beide Nationen auf die Schlachtfelder des Hannibalkrieges führen sollte.

Abkürzungsverzeichnis

FRH = Beck, Hans und Walter, Uwe (Hg.): Die frühen römischen Historiker I (Darmstadt 2001).

StV III = Bengtson, Hermann (Hg.): Staatsverträge des Altertums III. Die Staatsverträge der griechisch-römischen Welt (München 1969).

Anmerkungen

- 1 Cato FRH 3 F 4, 9 (= Fr. 84Peter).
- 2 Die Quellen- und Sekundärliteraturangaben zu den im Folgenden skizzierten Ereignissen bietet am ausführlichsten Seibert 1993a, 10-84 (vgl. dens. 1993b, 117-151); s. daneben auch Hoyos 2003, 34-100 (mit Anm. auf S. 241-256), Christ 2003, 39-53 (mit Anm. auf S. 219f.) und Barceló 2004, 59-118 (mit Anm. auf S. 263-274) und Heftner 2005, 165-172. 194-205 (mit Anm. auf S. 443f. und 448f.).
- 3 Zu Hannibals Alter im Jahr der Kommandoübernahme s. jetzt Hameter 2004, 246.
- 4 Eine bei Liv. 21, 9, 3 – 11, 2 und anderen Quellen erwähnte römische Gesandtschaft wird von der Forschungsmehrheit als Erfindung betrachtet, s. Händl-Sagawe 1995, 58-65, anders Twyman 1987, 76-80.
- 5 Zu römischen Streben nach Kriegerrechtfertigung und zum Konzept eines »gerechtfertigten Krieges« (*bellum iustum*) generell s. Albert 1980, bes. 12-36 und 93-102 (dort konkret zum Fall des Zweiten Punischen Krieges) und Zimmermann 2005, 27f. Zur römischen Einstellung zum Krieg generell vgl. Harris 1979, bes. 163-175 und Zimmermann 2005, 145f.
- 6 So erstmals Carcopino 1953, 258-293; mit neuen Argumenten (und einer abweichenden Identifizierung des »Iber«) wieder aufgenommen von Barceló 1994, 48-55 und Vollmer 1990, 123-128. 133f.
- 7 So Hoffmann 1951, bes. 74f und 84-86 sowie Schwarte 1983, 53-55.
- 8 So Zimmermann 2005, 42-68, bes. 55-57.
- 9 So mit ausführlicher Argumentation zuletzt Seibert 1993b, 130-135.
- 10 So impliziert bei Schwarte 1983, 41f.; vgl. die Rekonstruktion der römischen Auffassung von den Verpflichtungen des Hasdrubal-Vertrages bei Hoyos 1998, 183.
- 11 So bes. Eucken 1968, 35f. 41f. und 119. Als nur für Hasdrubal verbindlich sieht das Ebro-Abkommen auch Gerhold 2002, 81 mit Anm. 179, der darauf hinweist, dass dieser Rechtsakt in der von Polybios wiedergegebenen Gestalt rechtlich gesehen gar keinen bilateralen Vertrag, sondern eine einseitige Erklärung des karthagischen Feldherrn darstellte, ein Rechtsakt sei, der den »einseitigen Rechtsgeschäften« des modernen Völkerrechts entspreche.

- 12 Pol. 3, 21, 1-2: Die Karthager bestreiten die Gültigkeit des Hasdrubalvertrages; Pol. 3, 29, 1-3: Die Römer haben sich im Jahre 218 nicht auf den Hasdrubalvertrag berufen, sondern ihn erst später in der nachträglichen Kriegsschulddiskussion geltend gemacht.
- 13 z.B. Sall. Bell. Iug. 108, 3, Hist. Aug. Gord. 14, 2 und 15, 1; s. Otto 1890, 291 mit weiteren Belegen.
- 14 So Mantel 1991, 148-151. Zur Frage von Catos Motiven s. auch Heftner 2005, 408f.
- 15 Quellen- und Forschungsüberblicke zum Philinosvertrag finden sich in StV III S. 53-55 (Nr. 438) und Scardigli 1991, 129-162. Gegen die zuletzt von Hoyos 1998, 8-11 geäußerten Zweifel an der Authentizität des Vertrages lässt sich m. E. die Erkenntnis von Zimmermann 2005, 13f. ins Treffen führen, dass der 279 zwischen Rom und Karthago geschlossene Beistandsvertrag die Bestimmungen des Philinosvertrages voraussetzt.
- 16 Zu diesen Vorgängen s. Heftner 2005, 169-172. 444, Anm. 24-27 und Gerhold 2002, 70-72 mit Lit.; Polybios' Urteil findet sich in 2, 28, 1f.
- 17 S. dazu Heftner 2005, 169f.
- 18 Pol. 1, 83, 5-11. App. Sik. 2, 10; Lib. 5, 19 und Zon. 8, 17, 9; die von Walbank 1957, 146 bezweifelte Glaubwürdigkeit der Nachricht wird von Loreto 1995, 196f. überzeugend verteidigt.
- 19 Zu diesem Zeitpunkt waren die aufständischen Söldner *de facto* nicht mehr im Besitz der Insel, da sie nach dem Zeugnis des Polybios (1, 79, 5) von den einheimischen Bewohnern der Insel vertrieben worden waren und in Italien Zuflucht gesucht hatten.
- 20 Pol. 1, 88, 8-12; für weitere Quellen s. die kritische Betrachtung bei Schwarte 1983, 108-116.
- 21 Pol. 3, 11, 4-7; weitere Belege bei Walbank 1957, 314.
- 22 Für Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Anekdote von ›Hannibals Schwur‹. Seibert 1993a, 26-28 (mit Lit.) und Christ 2003, 46; anders Walbank 1957, 314f., der jedoch zu Recht feststellt, dass die seiner Meinung nach durch diese Anekdote ›bezeugte‹ Abneigung Hamilcars gegen Rom nicht zwangsläufig das Streben nach einem Revanchekrieg impliziert: »Hatred, or even a resolve to be prepared for further Roman aggression, is by no means identical with a determination on war.«
- 23 Dio fr. 43, 22f.; Zon. 8, 13, 4f.; Die dort referierten Bedingungen könnten m. E. wenn auch nicht in allen Details, so doch in der generellen Tendenz als historisch gelten; für eine skeptischere Auffassung s. Walbank 1957, 90 und teilweise auch Lazenby 1996, 102.
- 24 Liv. 21, 10, 2-13; Zon. 8, 22, 6.
- 25 Rich 1976, 113-117 vermutet, dass eine namhafte, von Fabius Maximus geführte Gruppe innerhalb des Senats für größeres Entgegenkommen gegenüber den kompromissbereiten Kräften in Karthago und für die Ermöglichung einer Verhandlungslösung anstelle des starren Ultimatums eingetreten sei, sich aber im entscheidenden Punkt nicht durchsetzen konnte.
- 26 Zur Bewertung des Ultimatums vgl. Rich 1976, 114.
- 27 Das bei römischen Autoren überlieferte Eintreten des karthagischen Staatsmannes Hanno zugunsten einer Erfüllung der römischen Forderungen stellt wahrscheinlich eine Erfindung der römischen Historiographie dar; aber selbst, wenn Hannos Auf-

tritt historisch sein sollte, gibt es keinen Grund zu der Annahme, dass er eine zahlenmäßig nennenswerte Meinungsrichtung repräsentierte: seine Äußerungen werden auch bei römischen Autoren als isolierte Einzelmeinung dargestellt (s. Liv. 21,11).

Literatur

- Albert 1980 = Albert, Sigrid: *Bellum iustum*. Die Theorie des »gerechten Krieges« und ihre praktische Bedeutung für die auswärtigen Auseinandersetzungen Roms in republikanischer Zeit, Kallmünz 1980
- Barceló 1994 = Barceló, Pedro A.: Die Grenze des karthagischen Machtbereichs unter Hasdrubal, in: Eckart Olshausen und Holger Sonnabend, Hg.: *Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 4*, Stuttgart 1994, 35-55
- Barceló 2004 = Barceló, Pedro A.: *Hannibal*, Stuttgart 2004
- Carcopino 1953 = Carcopino, Jérôme: *Le traité d'Hasdrubal et la responsabilité de la deuxième guerre punique*, REA, 55 (1953,) 258-293
- Christ 2003 = Christ, Karl: *Hannibal*, Darmstadt 2003
- Eucken 1968 = Eucken, Hans C.: *Die Vorgeschichte des Zweiten Punischen Krieges*, Freiburg 1968
- Gerhold 2002 = Gerhold, Markus: *Rom und Karthago zwischen Krieg und Frieden. Rechtshistorische Untersuchungen zu den römisch-karthagischen Beziehungen zwischen 241 v. Chr. und 149 v. Chr.*, Frankfurt/M. 2002
- Händl-Sagawe 1995 = Händl-Sagawe, Ursula: *Der Beginn des 2. Punischen Krieges. Ein historisch-kritischer Kommentar zu Livius Buch 21*, München 1995
- Hameter 2004 = Hameter, Wolfgang: Überlegungen zum Geburtsjahr Hannibals, in: Herbert Heftner und Kurt Tomaschitz, Hg.: *Ad fontes! Festschrift für Gerhard Dobesch zum 65. Geburtstag*, Wien 2004, 245-246
- Harris 1979 = Harris, William V.: *War and Imperialism in Republican Rome 327-70 B.C.*, Oxford 1979
- Heftner 2005 = Heftner, Herbert: *Der Aufstieg Roms. Vom Pyrrhoskrieg bis zum Fall von Karthago*, Regensburg 2005
- W. Hoffmann, die römische Kriegserklärung an Karthago 218, *RhM*, 94 (1951), 69-88.
- Hoyos 1998 = Hoyos, Dexter B.: *Unplanned Wars. The Origins of the First and Second Punic Wars*, Berlin-New York 1998
- Hoyos 2003 = Hoyos, Dexter B.: *Hannibal's Dynasty. Power and Politics in the Western Mediterranean 247-183 BC.*, London 2003
- Lazenby 1996 = Lazenby, John F.: *The First Punic War*, London, 1996
- Loreto 1995 = Loreto, Luigi: *La grande insurrezione Libica contro Cartagine de 241-237 a. C.*, Roma 1995
- Mantel 1991 = Mantel, Nikolaus: *Poeni foedifragi. Untersuchungen zur Darstellung römisch-karthagischer Verträge zwischen 241 und 201 v. Chr. durch die römische Historiographie*, München 1991
- Otto 1890 = Otto, August: *Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer*, Leipzig 1890
- Rich 1976 = Rich, John: *Declaring War in the Roman Republic in the Period of Transmarine Expansion*, Bruxelles 1976
- Scardigli 1991 = Scardigli, Barbara: *I trattati romano-cartaginesi*, Pisa 1991

- Schwarte 1983 = Schwarte, Karl-Heinz: Der Ausbruch des Zweiten Punischen Krieges – Rechtsfrage und Überlieferung, Wiesbaden 1983
- Schwarte 1993 = Schwarte, Karl-Heinz: Roms Griff nach Sardinien, in: Karlheinz Dietz, Hg.: Klassisches Altertum, Spätantike und frühes Christentum. Adolf Lippold zum 65. Geburtstag gewidmet, Würzburg 1993, 107-146
- Seibert 1993a = Seibert, Jakob: Hannibal, Darmstadt 1993
- Seibert 1993b = Seibert, Jakob: Forschungen zu Hannibal, Darmstadt 1993
- Twyman, B. L., Polybius and the Annalists on the Outbreak and early Years of the Second Punic War, *Athenaeum*, 65 (1987), 67-80.
- Vollmer 1990 = Vollmer, Dankward: Symploke. Das Übergreifen der römischen Expansion auf den griechischen Osten, Stuttgart 1990
- Walbank 1957 = Walbank, Frank W.: A Historical Commentary on Polybius I, Oxford 1957
- Zimmermann 2005 = Zimmermann, Klaus: Rom und Karthago, Darmstadt 2005

SOZIALGESCHICHTE

Krieg und Gesellschaft

Krieg und die Rolle des Bürgers als Krieger durchdringen viele antike Gesellschaften. Als der athenische Staatsmann Solon aufgerufen war, die Bevölkerung seiner Heimatstadt für politische Zwecke neu zu organisieren, waren Einkommen und ihre Rolle im Militär die Kriterien, für die er sich entschied. Ähnlich organisierten sich andere Staaten der Mittelmeerwelt, unabhängig davon, ob ihre Bevölkerung Griechisch, Latein oder Punisch sprach. Die enge Verschränkung von Wehrverfassung und politischer Verfassung, welche mit der Einführung der Hoplitentaktik am Beginn der mediterranen Eisenzeit begonnen hatte, sollte Bestand haben. In ähnlicher Weise hing das Militärische mit anderen Sphären gesellschaftlichen Seins und Handelns zusammen. Roms Straßen, die uns heute noch Respekt abnötigen, entstanden für seine Legionen, die ersten Goldmünzen des Perserreiches dienten der Bezahlung von Söldnern, und die spartanischen Frauen sprechen – in einer der wenigen Quellen, die weibliche Stimmen zulässt – zu ihren Söhnen als Krieger.

Das Militärische ist zwar nur eine spezifische soziale Formation innerhalb einer Gesellschaft. Trotzdem beeinflussen die militärischen Aspekte andere Bereiche wie etwa Wirtschaft, politische Systeme, Geschlechterrollen, Verwaltung und Raumerschließung sowohl in ihrer manifesten Form als auch in dem wie sie gedacht wurden. Das Ausmaß und die Form dieser Beeinflussung soll anhand ausgewählter Beispiele untersucht werden. Auch hier geht es darum, Aspekte, die üblicherweise gesondert als eigene Forschungsfelder wahrgenommen werden, aus dem Blickwinkel des Krieges neu zu untersuchen.

Die Ökonomie des Krieges

Oikos – Polis – Großreich

ILJA STEFFELBAUER

Einleitung

Moses I. Finley widmet am Beginn seiner *Ancient Economy* einen großen Teil der Einleitung der Argumentation, dass *oikonomía* im antiken Kontext nicht mit unserem modernen Begriff ›Ökonomie‹ gleichgesetzt werden darf.¹ Der Begriff ist ein ›falscher Freund‹, wie Sprachlehrer solche Begriffe mit ähnlichem Klang, aber unterschiedlicher Bedeutung nennen. Im antiken Kontext ist *oikonomía* ›Hauswirtschaft‹, die im sozialen Umfeld als richtig und erfolgreich empfundene Führung eines agrarischen Haushaltes. Im selben Sinne einer hausväterlichen Rationalität von Einnahmen und Ausgaben wird dieser Begriff erst im Hellenismus auf die Führung von Staaten übertragen, niemals aber – im modernen Sinn – auf die gewinnbringende Führung eines kommerziellen Unternehmens oder gar auf einen gesonderten Sektor der Gesellschaft – ›die Ökonomie‹, in dem das unternehmerische Kapital nach eigenen Gesetzmäßigkeiten agiert. Dementsprechend kann der Zusammenhang zwischen Ökonomie und Krieg bei den historischen Gesellschaften des antiken Mittelmeerraumes auch nicht im Sinne eines modernen, militärisch-industriellen Komplexes, einer totalen Kriegsökonomie oder von Verteidigungsbudgets analysiert werden, denn diese existieren in den Staaten der Epoche nicht. Auch wenn dies relativ pauschal über die ›antiken‹ Gesellschaften gesagt werden kann, gibt es trotzdem graduelle Unterschiede. Über die Zeit und den Raum, die dieser Band vorgibt, existierten verschiedenen Formen von Gesellschaften und Staaten. Sie unterschieden sich in ihrer ökonomischen Basis – also der vorherrschenden Form, wie in ihnen das wirtschaftliche Leben ablief – und ihrer institutionellen Struktur – also der Art und Weise, wie sie die notwendigen politischen und administrativen Aktivitäten bewältigten. Dementsprechend unterschiedlich war die Umgangsweise mit den ökonomischen Anforderungen, die Krieg an die Gesellschaft stellte.

Folgen wir nur einer Entwicklungslinie in der altmediterranen Welt, der griechisch-hellenistischen: Kleinräumige, archaische mediterrane Bauerngesell-

schaften entwickeln sich zu klassischen Stadtstaaten, weisen dabei aber noch eine große institutionelle Kontinuität auf. In ihrer Spätphase, als Athen oder Sparta, Theben oder Syrakus beginnen, weit gespannte militärische Aktionen zu unternehmen, leiten diese jedoch einen militärischen Wandel ein, der zu den Großreichen der hellenistischen Zeit, aber nicht nur des hellenischen Ostens – man denke nur an Karthago und später Rom – führen wird. Drei Stufen sind also erkennbar: archaische *pólis*, klassische *pólis* und hellenistisches Großreich. Drei Untersuchungsobjekte sind damit definiert. Jedem kommt ein Abschnitt in diesem Artikel zu.

Die gemeinsame Frage in jedem Abschnitt ist dabei die, wie Staaten – als politisch und daher militärisch agierende Subjekte – auf jeder Stufe dieser Entwicklung erstens die für die Kriegsführung notwendigen materiellen Ressourcen – vor allem Geld – beschafften, verwalteten und für die Zwecke der Durchführung militärischer Unternehmungen zum Einsatz brachten, wie zweitens ihre allgemeinen politischen Entscheidungen durch wirtschaftliche Erwägungen bestimmt wurden und drittens, welche historische Entwicklungsdynamik in Bezug auf diese Aspekte jeweils erkennbar ist.

Oíkos und Ackerland

Der oft zitierte Anfang von Aristoteles »Politik«, in dem er in einem bestehenden Schema die Organisation menschlichen Zusammenlebens von der Gemeinschaft von Mann und Frau bis zur Gemeinschaft im Staat verfolgt, hat als seinen Angelpunkt das Haus, griechisch *oíkos*, dessen innere Verhältnisse als repräsentativ für alle Ebenen menschlichen Zusammenlebens dargestellt werden. Gleich, ob man dem großen Systematiker unter den antiken Philosophen in seinem Ansatz folgen will oder nicht, der (agrarische) Haushalt nimmt im griechischen Denken einen zentralen Platz ein, ergänzt vielleicht noch um die nächste Ebene des Zusammenlebens: das Dorf. Schon die Summe der Dörfer, welche die *pólis* – den griechischen Staat – ausmachen, bedarf einer philosophischen Rechtfertigung. Auf der Ebene des Haushaltes und der Dorfgemeinschaft sind Nutzen und Zweck evident und vielfach durch Volkes Mund auch bestätigt (*Hes. erg.* 346): »Schlechter Nachbar ein Kreuz, so sehr wie ein guter ein Segen.« oder (ebd. 344f.): »Droht unversehens ein Unheil im Dorfe, eilen die Nachbarn ungegürtet herbei, die Verwandten aber gürteten sich.«² So banal dies – wie die meisten Sprichworte – klingt, ist es die Essenz der dörflichen Gemeinschaft der archaischen und klassischen Griechen. Auf Basis der gegenseitigen Nothilfe unter den Zusammenwohnenden hat sich auch das Wehrsystem entwickelt. Die archai-

sche *pólis* ist meist klein genug und agrarisch genug, dass jede Kooperation zwischen ihren Mitgliedern im weitesten Sinne unter Nachbarschaftshilfe unter bäuerlichen Grundbesitzern fallen kann.

Forscher haben sich jüngst bemüht, auf die bäuerlichen und dörflichen Wurzeln jener von uns – wohl nicht zuletzt durch die archäologischen Überreste – vornehmlich als urban wahrgenommenen, griechischen Zivilisation hinzuweisen, die sich in der archaischen Zeit formierte.³ Alle ökonomischen Fragestellungen beziehen sich im Kontext dieser Gesellschaften also vorwiegend auf ihre landwirtschaftliche Basis. Fragen der Aufbringung oder Verteilung von Geldern spielen noch keine Rolle. Diese landwirtschaftliche Basis setzt sich vornehmlich aus kleinen bis mittleren Bauerngütern zusammen, die üblicherweise 3,5 bis 5,5 Hektar groß waren und von denen kaum eines jemals 44 Hektar überschritten hat.⁴ Große, zusammenhängende Parzellen waren dabei so gut wie unbekannt. Vielmehr förderte die Anpassung an die zergliederte Landschaft und die oft großen, mikroklimatischen Variationen in Griechenland – wie überall an der Nordseite des Mittelmeeres – zum Zwecke der Risikostreuung Streubesitz an zahlreichen winzigen Landstücken, die auch noch innerhalb der verzweigten Familien oft geteilt oder getrennt vererbt wurden. Die natürlichen Landschaftskammern, welche durch agrarisch nicht nutzbares Grenzland meist deutlich getrennt waren, waren erstens der Raum, auf dem sich diese Besitzstreuung vollzog und damit zweitens – als Summe des Fruchtlandes, das sich im Besitz einer Gruppe durch Verwandtschaft und Nachbarschaft verbundener Vollbauern befand – das Territorium von deren gemeinsamer politischer Handlungsinstanz – der *pólis*.⁵ Lediglich die adeligen Großgrundbesitzer und die weitgehend außerhalb des Systems stehenden fahrenden Händler und Handwerker pflegten regelmäßige Kontakte über diese Grenzen hinweg.

Bebaut wurden die Parzellen mit den klassischen Produkten der mediterranen Landwirtschaft: Weizen/Gerste, Oliven, Weinstöcken und in kleinerem Ausmaß anderen Baumfrüchten wie Feigen; üblicherweise nicht monokulturell getrennt, sondern in Kombination und durchmischt mit verschiedenen Zwischensaatensarten wie etwa Bohnen. Die Bearbeitung der Felder oblag in den meisten Fällen der Familie des Landwirts selbst, der sich in Krisensituationen auf die Unterstützung der Nachbarn verlassen musste oder bisweilen in die Abhängigkeit eines adeligen Kreditgebers geriet. Zeitweilige Arbeitsspitzen wie während der Ernte oder Weinlese wurden lieber durch das Anheuern von Feldarbeitern bewältigt, als dass man das ganze Jahr über einen Sklaven durchfütterte; wie überhaupt der Anteil von Sklavenarbeit auf den durchschnittlichen Bauernhöfen der Zeit vernachlässigbar war. Der Knecht oder die Magd, welche oft erwähnt werden, konnte genauso gut ein zeitweilig

gedungener Freier sein.⁶ Die Vollbauern, denen diese Höfe gehörten, waren es auch, die in den meisten Städten die Klasse der als Hopliten kämpfenden Bürger ausmachten. In Athen wurde dies schon durch den Namen ihrer Wehrklasse deutlich gemacht: *zeugítai* = jene, die ein Gespann Ochsen ihr Eigen nennen. Seit Hesiod war der Besitz eines solchen *Definition* für den vollwertigen Bauern (*Hes. erg.* 405-7): »ein Haus, eine Frau und einen Ochsen, ... dazu alles landwirtschaftliche Gerät.«

Insbesondere Hanson hat die Beziehung zwischen agrarischer Lebensweise – der ökonomischen Basis also – und ihrer Form der Kriegsführung – dem Hoplitenheer und der agonalen Schlacht – hergestellt: »Wie wichtig ist es auch, im Kopf zu behalten, dass Theateraufführungen, ja die Demokratie selbst, Vasenmalerei, ionische Säulen und bronzene Statuen die Fassade einer Kultur waren, die in ihrem Herzen in einem endlosen Krieg darum lag, sich zu ernähren und sich zu schützen, vor den Anfeindungen der Menschen und der Natur. Kurz, insbesondere wir, aus der Klasse der akademischen Schreibtischtäter, die wir unsere Geschichte schreiben, müssen uns erinnern, dass die Athener, die Thebaner, die Argiver Leben lebten, die sich um Ackerbau und Kampf drehten, Leben, so fremd von unseren eigenen, dass sie heute fast unvorstellbar geworden sind.«⁷ In einer vornehmlich bäuerlichen Gesellschaft ist der Ort, an dem man die Beziehung zwischen Ökonomie und Krieg suchen muss, das Feld – das Feld des Bauern und das Feld der Schlacht, welche in der griechischen Kriegsführung durch eine – eindeutig ökonomische – Aktivität verbunden waren: Plünderung und Verwüstung von Kulturland. Zwar ist diese Taktik so alt wie die Kriegsführung zwischen Ackerbauern selbst, doch nimmt sie im Kontext der griechischen Strategie einen zentralen Platz ein: »Für beinahe 300 Jahre wurde Krieg in Griechenland eingeleitet und oft auch bestimmt durch ein Ringen um die Zerstörung oder Verteidigung von Getreide, Weinstöcken und Olivenbäumen.«⁸ Dass dies kein gelehrtes Konstrukt ist, beweist der Eid der athenischen Epheben (Wehrpflichtigen), in dem die schützenswerten Güter selbst als Zeugen des Eides angerufen wurden (*Poll.* 8, 105f.): »...die Grenzen des Vaterlandes, der Weizen, die Gerste, die Weinstöcke, die Oliven- und die Feigenbäume.«⁹ Waren sie nach dem Krieg unversehrt, hatten die Soldaten ihren Eid erfüllt. Waren sie es nicht, hatten sie versagt. Die Verwüstung von Ackerland war so alltäglich, dass in Pachtverträgen eigene Klauseln eingeführt wurden, wie sich Landbesitzer und Pächter im Falle einer feindlichen Verwüstung des Pachtobjektes zu verhalten hätten (SEG 21, 644, Z. 13-16): »Im Falle eines kriegesischen Einfalls eines Heeres nach Attika und einer Verwüstung der Früchte gehört die Hälfte des Verbliebenen dem ... (Pächter) und die Hälfte dem ... (Verpächter).«

Krieg entwickelte sich also zwischen den *póleis* der archaischen und frühklassischen Zeit vor allem als eine Auseinandersetzung um die Verteidigung oder Verwüstung von Ackerland zwischen den Aufgeboten derer, die es bebauten. Die erste Aktion einer Armee nach dem Eindringen in das Territorium des Feindes war der unmittelbare Angriff auf die Feldfrüchte. Er sollte dazu dienen, die Gegner zu einer Reaktion zu zwingen: entweder sich zu unterwerfen und die Friedensbedingungen der Invasoren zu akzeptieren, oder sich zur Schlacht zu stellen, die dann zumeist in einem heftigen Zusammenprall die Entscheidung brachte. Keinesfalls darf man diese Strategie mit dauerhaften Verwüstungsstrategien imperialer Großreiche oder nomadischer Konföderationen vergleichen. Hanson hat deutlich gezeigt, dass nicht die vollständige Zerstörung und dauerhafte Schädigung der agrarischen Produktionsgrundlage Ziel der Aktionen gewesen sein kann. Dazu standen der nötige Aufwand und die möglichen Schäden in keinem Verhältnis.¹⁰ Vielmehr reichte in einer ohnehin marginal wirtschaftenden Agrargesellschaft¹¹ wie dem archaischen und frühklassischen Griechenland die Drohung der Zerstörung der Feldfrüchte etwa soweit, dass die sichere Bewältigung des aktuellen landwirtschaftlichen Jahres in Frage gestellt war und Hunger drohte oder zumindest wirtschaftlicher Verlust für die meisten der betroffenen Landbesitzer in der Luft lag. Es ist Teil der immanenten Logik dieses Systems, dass es auch genau diese Landbesitzer waren, die dann als Hopliten ausrückten, um diese Folgen auf dem Schlachtfeld möglichst rasch abzuwenden.¹²

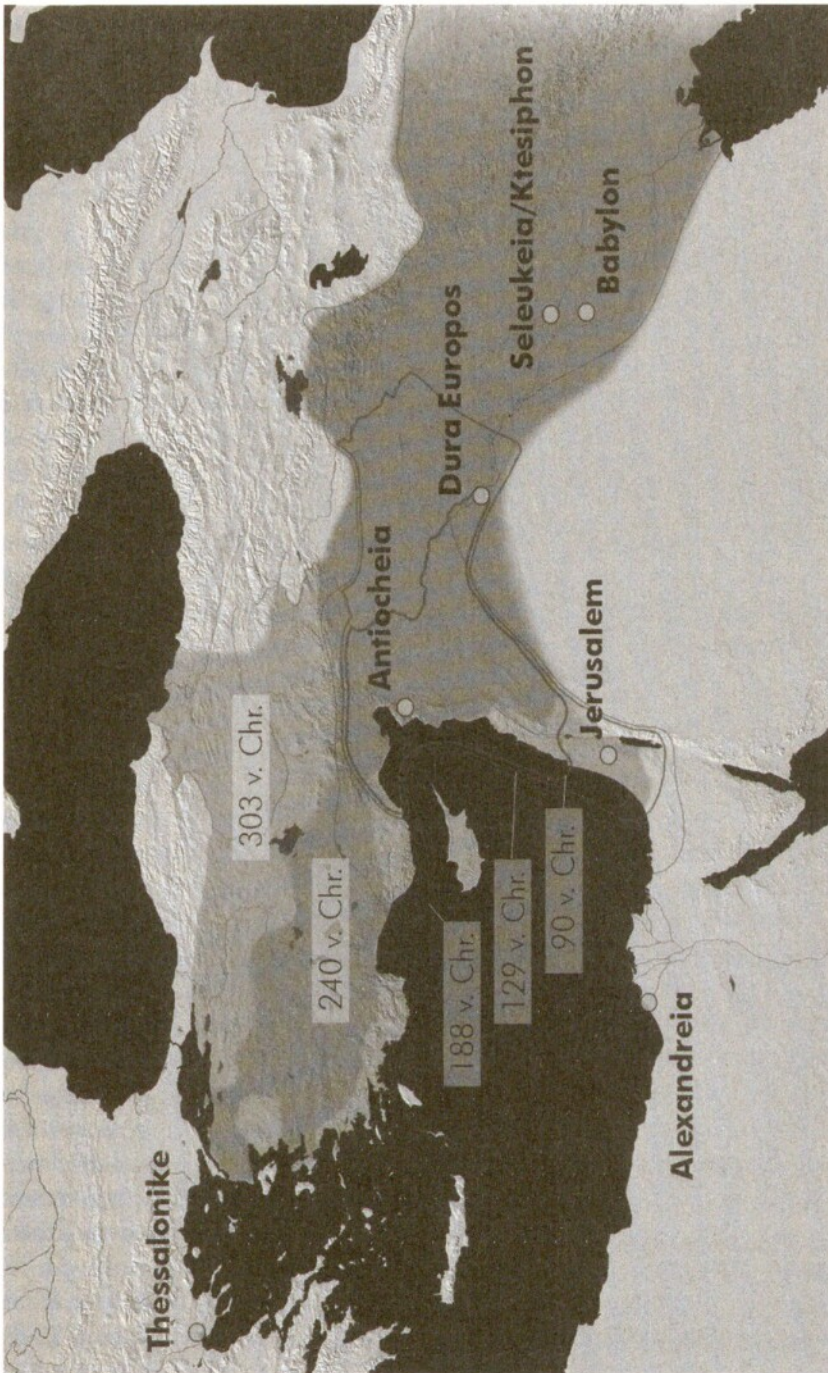
Eine wichtige Rolle dürfte dabei der Umstand gespielt haben, dass die Städte sich in der späteren archaischen Zeit zunehmend mit Mauern umgaben, denen mit den verfügbaren Belagerungstechniken nicht anders als durch langdauernde Einschließung und Aushungerung beizukommen war. Dazu waren aber die ebenfalls aus Milizionären bestehenden Heere der Angreifer meist nicht in der Lage. Selber Bauern, deren Höfe zu Hause ohne ihre Arbeitskraft nur mit Mühe über die Runden kamen, waren sie daran interessiert, den Feldzug so schnell wie möglich abzuschließen. Die Verwüstung der Feldfrüchte der Gegner war also nur Mittel zu dem Zweck, ihn hinter den Mauern hervorzulocken, hinter die sich die Bevölkerung mit ihrer beweglichen Habe in Sicherheit gebracht hatte. Sparta, mit seiner professionellen Kriegerbevölkerung, wurde nicht nur deswegen zur militärischen Vormacht des Hoplitenzeitalters, weil es über besser ausgebildete Krieger verfügte, sondern auch deswegen, weil es sich erlauben konnte, sie länger im Feld zu halten als jede andere *pólis*. Die Entscheidung der Athener, angeleitet durch Perikles, während des Peloponnesischen Krieges nicht auf die spartanischen Invasionen Attikas mit einer Hoplitenschlacht zu reagieren, ist die bewusste

Abkehr vom früheren Normalzustand unter den veränderten Bedingungen einer außergewöhnlich gut befestigten Großpolis, deren Versorgung mit Nahrungsmitteln vornehmlich von Importen abhing. Die archaische und frühklassische *pólis* hatte nicht die Mittel, eine solche Strategie durchzuhalten. Sie war Ausdruck einer neuen Lebens- und Wirtschaftsweise, in der der gemeinschaftliche Schutz der *oíkoí*, der Bauernhöfe, vor den Kriegsfolgen mittels einer Hoplitenschlacht hinter weitreichende, politische Erwägungen im Interesse der gesamten Bürgerschaft der *pólis* – auch und zunehmend der nicht-agrarischen Bevölkerung – zurücktraten.

Polis und Politik

Während sich in der klassischen Zeit die *pólis* zu einer komplexeren und mehr staatlich-rationalen Gemeinschaft entwickelte, ganz abgesehen von den geistigen und kulturellen Entwicklungen, welche die Welt der griechischen Agrarbürger in die einer verfeinerten ›Hochkultur‹ verwandelte, blieben die grundlegenden militärisch-ökonomischen Gegebenheiten erhalten. Krieg musste für die *pólis* unter den geschilderten Bedingungen möglichst kostenneutral sein. Die Bürger, welche als Hopliten oder Reiter dienten, waren ohnehin zum Heeresdienst verpflichtet, und in Athen erhielten allein die Reiter vom Staat eine Art Aufwandsentschädigung in Form eines Futtergeldes. Nur die kleinen Spezialtruppen der Bogenschützen, die berittenen Bogenschützen und Stadtwachen, welche eher der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung als der Kriegsführung dienten, sowie die Flottenmannschaften, ebenfalls Spezialisten, wurden regelmäßig besoldet.¹³ Ihr Überhandnehmen im Laufe des Peloponnesischen Krieges und des 4. Jahrhunderts sollte das bisherige System untergraben. In einer komplexer gewordenen Gesellschaft mit einer entwickelteren Geldwirtschaft und politischen Plänen, welche in ihrer räumlichen Reichweite und zeitlichen Dauer über die ›Nachbarschaftsstreitigkeiten‹ der archaischen Zeit hinausgingen, wurden die ökonomischen Rahmenbedingungen kriegerischen Handelns neu definiert. Wie alle gesellschaftlichen Systeme versuchte auch die *pólis* zuerst so weiterzumachen wie bisher, dann die existierenden Institutionen durch erhöhten materiellen Einsatz zu retten und erst spät, unter dem unwiderstehlichen Druck neuer militärischer Gegebenheiten, sie auch zu reformieren.

Kartenkommentar: Ausdehnung bzw. Schrumpfungsphasen des Seleukidenreiches.



Während die wirtschaftsgeschichtliche Forschung des 20. Jahrhunderts im gesellschaftlichen Alltag der griechischen *pólis* ein breites Spektrum an ökonomischen Aktivitäten – von Kreditwirtschaft bis zu arbeitsteiliger Produktion – nachweisen konnte, und auch der Umgang mit wirtschaftlichen Phänomenen und das intellektuelle Nachdenken über sie bei den Menschen der griechischen Antike durchaus ihren Niederschlag in der Forschung gefunden haben,¹⁴ ist man sich darin einig, dass dem griechischen Stadtstaat der klassischen Zeit keine wirtschaftliche Mentalität im modernen Sinn unterstellt werden kann, dass für den Griechen ›Ökonomie‹ nie eine eigenständige Kategorie des Denkens und Handelns war, wie sie es für den Menschen der Gegenwart seit dem 19. Jahrhundert zunehmend geworden ist.¹⁵ »Im Leben der griechischen Staaten in klassischer Zeit gehörte sie in den Bereich der Politik. Infolgedessen wurden wirtschaftliche Faktoren, sofern sie das Verhalten des Staates beeinflussten, nicht als solche empfunden, sondern wurden politischen Überlegungen untergeordnet.«¹⁶ Dies gilt für eine allgemeine ›Wirtschaftspolitik‹ der *pólis* ebenso wie für die konkrete Bewältigung ökonomischer Herausforderungen mit militärischen Mitteln. Auf die Frage, ob ökonomische Überlegungen zu militärischen Aktionen Anlass gegeben haben, kann daher von der einen Seite a priori negativ geantwortet werden: Die *pólis* kannte keine offensive Exportpolitik, Schutzzölle oder einen Wirtschaftskolonialismus. Handelskriege um Absatzmärkte, wie man sie aus der Moderne kennt, scheiden daher von vornherein aus.

Anders verhält es sich im umgekehrten Fall. Dafür mag Athen – wie in weiterer Folge immer wieder aus dem einfachen Grund der unvergleichlich guten Überlieferungslage – als Beispiel dienen. So lässt Thukydides den Perikles ganz am Anfang seiner bekannten Gefallenenrede (2, 38) erwähnen, dass Athen so groß sei, dass aus aller Welt Güter dorthin strömten und die Früchte der ganzen Welt von den Athenern genossen werden könnten. Dies ist auf den Punkt gebracht Ausdruck der Zielvorstellung, welche die Griechen von erfolgreicher (Wirtschafts-)Politik hatten: Die Sicherstellung einer reichlichen und idealerweise preiswerten Versorgung mit Bedarfs- und Konsumgütern, eindeutig eine Folge ihrer prekären, ländlichen Vergangenheit. Bei der generellen Bescheidenheit griechischer Ansprüche¹⁷ betraf dies vor allem eine gesicherte Versorgung mit Grundnahrungsmitteln zu erschwinglichen Preisen, ein Bedürfnis, auf das unter anderem die Alte Komödie unter dem Eindruck des Peloponnesischen Krieges immer wieder zurückkommt (Aristoph. *Pax* 999-1005): »[Friede mach,] dass unser Markt sich gut fülle mit großen Knoblauchknollen, Frühgurken, Äpfeln, Granatäpfeln, kleinen Mäntelchen für die Sklaven; und aus Boitien lass sie Gänse, Enten, Tauben und Lärchen bringen und Körbe mit Aalen vom Kopais-See kommen ...«

Auch wenn in dieser Stelle nicht davon die Rede ist, weil in komödienhafter Übertreibung schon die Leckereien zum Grundnahrungsmittel beschworen werden, dreht sich vordringlich alles um die Sicherung der Versorgung mit Getreide (Demosth. 20, 31): »Denn es ist euch ja bekannt, dass kein Volk so viel eingeführtes Getreide verbraucht als gerade wir [die Athener].« Die athenische Außenpolitik versucht folgerichtig, im Laufe des 5. Jahrhunderts v. Chr. dieses Ziel mehrfach dadurch zu erreichen, dass man militärisch entlang der wichtigsten Kornhandelsrouten und in den Anbaugebieten interveniert: In diesen Kontext gehören der Versuch unmittelbar nach den Perserkriegen, die Zufahrtswege zum Schwarzen Meer zu sichern, die Intervention in Ägypten um die Jahrhundertmitte und schließlich das wachsende Interesse an Sizilien, das zur katastrophalen Expedition von 415 führte. Als Athens Macht zusammenbrach, verfolgte man zwar weiterhin dieselbe Politik, musste sich aber mit diplomatischen Mitteln begnügen. Die Getreideversorgung¹⁸ war für die Athener immer eine tagespolitische Frage, etwa so wie die Sicherheit des Staatsgebietes, und niemals ein rein ökonomisches Phänomen, das sich etwa durch eine systematische Wirtschaftspolitik hätte beherrschen lassen. An die Lösung des ökonomischen Problems ging man mit den Mitteln der Politik heran, zu denen – in clausewitzscher Logik – früher oder später der Krieg gehörte.¹⁹

Für eine gezielte Finanz- oder gar Wirtschaftspolitik war die *pólis* ohnehin nicht geeignet, verfügte sie doch weder über ein Budget noch über die Mittel, um längerfristige Planungen zu bewerkstelligen. Man lebte im politischen Alltag von der Hand in den Mund. Im Allgemeinen vermied es die *pólis*, ihre Bürger oder deren Besitz, vor allem Landbesitz, direkt und regelmäßig zu besteuern – ansässige Fremde natürlich ausgenommen. Vielmehr sah man es als ein Charakteristikum östlicher Despotien oder von nicht minder schlecht beleumdeten Tyrannen an, die Bürger mit Steuern zu belasten. Einzig einmalige Sonderabgaben in Krisensituationen – zu denen häufig Kriege zählten – wurden als akzeptabel empfunden. Regelmäßige Einnahmen bezog man aus sekundären Quellen, etwa aus der Verpachtung von in Staatsbesitz befindlichen Bergwerken, durch Abgaben und vor allem durch indirekte Steuern, die alle möglichen wirtschaftlichen Tätigkeiten betrafen. Auch in der Eintreibung der Staatseinnahmen selbst zeigt sich der rudimentäre Charakter des Staatsapparates der *pólis*, wurden diese doch fast ausschließlich von privaten Steuerpächtern besorgt.

Andererseits pflegte man keine Reserven anzulegen, sondern gab das eingenommene Geld, wenn es denn einmal die laufenden Kosten überstieg oder sich gar zu einem nennenswerten Hort ansammelte, ebenso rasch wieder aus. Die übliche Entscheidung bei einem »drohenden« Budgetüberschuss war die,

die Einnahmen sofort gleichmäßig unter den Bürgern zu verteilen, wie es von den Bewohnern von Siphnos überliefert ist (Hdt. 3, 57, 2): »Die Macht der Siphnier blühte zu jener Zeit, und sie waren die reichsten unter den Inselbewohnern, da ihnen auf der Insel Gold- und Silberbergwerke gehörten ... Sie selbst verteilten das in jedem Jahr anfallende Geld unter sich.« Der Mensch der griechischen Antike scheint durchaus keine ›Arbeitsethik‹ im modernen – Max Weberschen – Sinne gekannt zu haben. Die Vorstellung, sich vom Staat aushalten zu lassen, war durchwegs attraktiv, solange sie nicht in Abhängigkeit mündete.²⁰ Sammelte sich doch so viel Geld an, dass man es nicht leicht einfach ausschütten konnte, wurde es meist für öffentliche oder religiöse Bauten, Feste und andere Ausdrucksformen bürgerlichen Gemeinschaftslebens aufgewandt. Dass dies nicht nur auf die berühmten Propyläen des perikleischen Athen zutrifft, zeigt unter anderem das Beispiel von Agrigent auf Sizilien, das sich nach einer langen Phase der wirtschaftlichen Prosperität angesichts eines drohenden punischen Angriffes ohne Bargeldreserven, aber im Besitz beeindruckender, öffentlicher Bauten fand (Diod. 13, 81-84): »Die Einwohner des Territoriums von Agrigent ... sammelten große Reichtümer an. Von diesem Reichtum sind unter ihnen viele Spuren zurückgeblieben ... Die Heiligtümer, die sie erbauten, und besonders der Tempel des Zeus, zeigen die Großartigkeit dieser Menschen, ... doch wurde die Fertigstellung des Zeustempels, der gerade sein Dach erhalten sollte, durch den Krieg verhindert.«

Die Situation Athens vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, das gewaltige Geldsummen, die sich im Laufe der Friedenszeit durch die Tribute der Bundesgenossen aus dem Delisch-Attischen Seebund angesammelt hatten, zur Verfügung hatte, war völlig untypisch und allein durch die außergewöhnliche Höhe der Einnahmen und die politische Einzelentscheidung des Perikles zu erklären (Thuk. 2, 13, 3-5): »Übrigens brauchten sie [die Athener] sich keine Sorgen zu machen, denn abgesehen von den sonstigen Einkünften nähme die Stadt allein aus den Steuern der Bundesgenossen alle Jahre durchschnittlich 600 Talente ein, und außerdem befänden sich im Schatze der Burg [der Akropolis] 6000 Talente geprägtes Silber. Der höchste Betrag waren 9700 Talente gewesen, doch davon waren Ausgaben für die Propyläen und andere Bauten bestritten worden.«

Schon der spartanische Feind befand sich zur gleichen Zeit in der weit- aus üblicheren Situation. Er musste sich Geld borgen, wie eine fragmentarisch erhaltene Inschrift zeigt, in der Kontributionen von Privatpersonen und Gruppen für die peloponnesische Kriegskasse aufgeführt sind; in Geld und im übrigen auch in Naturalien (Meiggs, Lewis 1969 Nr. 67, Z. 12-14): »Gegeben haben die [unbekannt] ... [den Lakedaimoniern] ... weitere viertau-

send [Medimnen] sowie an Rosinen [eine unbekannte Zahl] Talente.« Trat also die Notwendigkeit zur Aufbringung von Finanzmitteln – wie etwa im Kriegsfall – auf, hatte die *pólis* aufgrund der oben beschriebenen üblichen Finanzgebarung gar keine andere Möglichkeit, als sich Geld zu leihen. Von den mehr als 100 staatlichen Anleihen aus der griechischen Welt, welche von Migeotte gesammelt wurden, wurde die Mehrheit derer, bei denen irgendein Grund angegeben ist, im Zusammenhang mit Kriegen aufgenommen.²¹ So borgten sich zum Beispiel die Thebaner 370 v. Chr. 30 Talente von den Eleiern, um ihre Invasion Lakoniens zu finanzieren (Xen. *hell.* 6, 5, 19).

Die einzige andere Möglichkeit bestand darin, an den Patriotismus der Reichen zu appellieren. Athen bediente sich während des Peloponnesischen Krieges vorzugsweise dieser Methode. Entweder in Form von direkten Spenden²² oder durch die bekannten Liturgien (*leitourgíai*).²³ Diese beruhten auf der Überzeugung, dass die wohlhabenden Bürger eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft hätten. Sie waren vielleicht der Rest einer kompetitiven Geschenkwirtschaft, die die griechische Aristokratie in der archaischen Zeit praktizierte hatte. So sahen es noch in spätclassischer Zeit reiche Athener als ehrenvoll an, bei diesen Verpflichtungen möglichst spendabel zu erscheinen. Im Endeffekt lief das System darauf hinaus, dass reiche Bürger – und oft auch Metöken (*métokoi*), Nichtbürger, die in Athen lebten – immer wieder durch Volksbeschluss angehalten wurden, für bestimmte öffentliche Aufgaben aufzukommen. Unter den mehr als hundert derartigen ›Sonderaufwendungen‹, die es im 4. Jahrhundert in Athen gab, waren die meisten ziviler Natur, einige – vor allem die Trierarchie – waren von immanent militärischer Bedeutung.²⁴ Mit ihr wurde ein Bürger verpflichtet, ein Jahr lang für den Bau und/oder den Unterhalt eines Kriegsschiffes aufzukommen. Der Aufwand für den Bau einer Triere betrug im 4. Jahrhundert v. Chr. etwa 1 1/2 Talente, ihr jährlicher Unterhalt 4000 bis 6000 Drachmen, wobei die Aufwendungen für die Schiffsmannschaften von etwa 200 Mann, außer in Kriegszeiten, davon den kleineren Teil ausmachten, da sie eine Art Grundgehalt vom Staat erhielten und erst unmittelbar für den Einsatz angeworben wurden. Ihr Lohn von zwei bis drei Obolen pro Tag schlug selbst bei einer vollständigen Bemannung des Schiffes nicht groß zu Buche, doch sind auch Fälle überliefert, wo Ruderer für bis zu einer Drachme geheuert wurden.²⁵

Reichten beide Methoden nicht aus, wurde eine einmalige Vermögenssteuer (*eisphorá*) auf den Besitz der reicheren Bürger erhoben. Trotz der zeitweiligen Großzügigkeit einzelner prominenter Athener – Alkibiades soll, nachdem ihn ein lauter Beifallsausbruch über eine zugesagte Kriegsspende in die Volksversammlung gelockt hatte, die Summe verdoppelt haben (Plut. *Alk.* 10) – sind Klagen über die drückenden Belastungen der Wohlhabenden

nicht selten (Xen. *Oik.* 2, 5-6): »Ich sehe auch, dass dir die *pólis* schon große Aufwendungen auferlegt, durch den Unterhalt von Pferden etc. ... Wenn aber ein Krieg ausbrechen sollte, weiß ich, dass sie dir eine Trierarchie auferlegen werden und Kriegsspenden von solcher Höhe, dass du es nicht leicht finden wirst, sie zu bewältigen. Und wenn du in der Erfüllung dieser Pflichten jemals versagst, weiß ich, dass dich die Athener so bestrafen werden, als wenn sie dich dabei erwischten hätten, wie du ihnen ihr Eigentum stiehlest.« Viele scheinbar Wohlhabende waren auch gezwungen, sich selbst das Geld für die Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu borgen (Demosth. 47, 54): »Wegen meiner Liturgien und Kriegsspenden und wegen meines Ehrgeizes euch [den Athenern] gegenüber wurden Teile meiner Einrichtung als Sicherheit gegeben und Teile schon verkauft!« Nur die Reichsten scheinen in der Lage gewesen zu sein, die Lasten aus ihren laufenden Einnahmen bestreiten zu können, ohne sich etwas borgen zu müssen.²⁶

Gerade im Kriegsfall scheint es sodann nicht einmal ehrenrührig gewesen zu sein, sich durch Zwang oder verschiedenste ›Tricks‹ Einkünfte zu verschaffen. Das ganze zweite Buch des pseudo-aristotelischen *Oikonomiká* ist nichts weiter als eine Sammlung solcher fiskalischer Kunstgriffe, von denen manche überraschend an moderne ›fundraising‹ Aktionen erinnern (2, 1349a): »Sie [die Ephesier] boten jedem Bürger, der bereit war, dafür eine fixe Summe zu zahlen, das Recht an, seinen Namen in eine bestimmte Säule ihres Tempels als deren Stifter eingravieren zu lassen«. Andere hingegen waren besonders unter Kriegsumständen, nichts weiter als zynisches Spiel mit den Ängsten der Betroffenen (1349b): »Nach der Eroberung Rhegions berief er [Dionysios von Syrakus] eine Versammlung der Bürger ein und erklärte ihnen, warum er das gute Recht hätte, sie als Sklaven zu verkaufen. Wenn sie ihm aber die Kosten des Krieges ersetzten und drei Minen pro Kopf darüber hinaus bezahlten, würde er sie freilassen ... Doch obwohl er dieses Geld von ihnen erhielt, verkaufte er sie nichts desto trotz als Sklaven, nachdem er sie auf diese Weise dazu gebracht hatte, ihre vorher versteckten Schätze ans Licht zu bringen.« Die griechische Wirtschaft der klassischen Zeit litt insgesamt unter einem Mangel an freiem Kapital, beruhte sie doch – trotz aller Verfeinerung – im Wesentlichen immer noch auf Landbesitz und Kontrolle über Arbeitskraft, nicht zuletzt in Form von Sklaven.

Aus diesem Grund musste im Krisenfall der Staat sogar bisweilen soweit gehen, sich das für den Krieg notwendige Geld bei den Göttern zu borgen. Nur in den Heiligtümern waren überhaupt ausreichend große Mengen an beweglichen Werten in Gestalt von Tempelschätzen und Weihgaben zu finden. So ist die Warnung des Nikias an die Athener im Rahmen der Debatte vor der zweiten sizilischen Expedition zu verstehen (Thuk. 6, 20, 4), dass die

Griechen Siziliens nicht nur beträchtliche Mittel aus privaten Vermögen zur Verfügung hätten, sondern auch auf die großen Reichtümer des Heiligtums von Selinus zurückgreifen könnten. Dass Städte und ihre Bewohner in Zeiten der Not auch tatsächlich auf sie zugegriffen haben, zeigen unter anderem die zahlreichen inschriftlich erhaltenen Inventare von Heiligtümern, die von den Kultbeamten bei der Übergabe an ihre Nachfolger als Rechenschaftsberichte aufgezeichnet wurden. Die Bürger – und auch der Staat – borgten gerne von den Göttern, zahlten aber, wie die Texte zeigen, auch wieder redlich zurück.²⁷ Zu einem tatsächlichen Zugriff auf den Besitz eines in diesem Fall extrem reichen Heiligtums für militärische Zwecke kam es zum Beispiel im Jahr 493/2 v. Chr. in Delphi durch die Phoker, deren Bundesstaat die Verwaltung der berühmten Orakelstätte oblag (Diod. 16, 56, 5-6): »Von den Generälen, die vorher im Amt gewesen waren, hatte der erste Amtsinhaber, Philomelos, seine Finger von den Weihungen gelassen, der zweite aber, namens Onomarchos, Bruder des Philomelos, verbrauchte viel vom Geld des Gottes, während der dritte, Phayllos, der Bruder des Onomarchos, als er General wurde, aus einer großen Zahl von Weihungen Münzen schlagen ließ, um die Söldner zu bezahlen.« Die drei Generäle entnahmen aus dem Heiligtum insgesamt eine Summe von mehr als 6000 Talenten in Silber und den Gegenwert von zumindest 4000 Silbertalenten in Gold – wohlgemerkt vollkommen legal als Vertreter des Staates, auf dessen Territorium das Heiligtum lag, für anstehende Kriegszwecke. Von der Rückzahlung berichtet die Quelle nicht mehr, wohl aber davon, was bei Missbrauch dieser Institution drohte: Mehrere phokische Generäle, die sich gemeinsam mit Komplizen zuvor am Eigentum des Heiligtums privat bereichert hatten, wurden als Tempelräuber durch Folter hingerichtet. Überhaupt scheinen trotz ihrer potentiellen Bedeutung für die Kriegsfinanzierung die Heiligtümer und ihre Schätze zumindest bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. vor Plünderungen im Rahmen von Kampfhandlungen weitgehend sicher gewesen zu sein, obwohl sie eindeutig die Orte waren, an denen sich die größten Konzentrationen an transportablen Reichtümern in Form von Edelmetallen auf dem Territorium einer *pólis* befanden. Die moralische und strafrechtliche Drohung, die gegen den Tempelräuber bestand, scheint ihre Kraft solange behalten zu haben, wie im Kontext des gehegten Krieges der *pólis* vornehmlich Griechen gegen Griechen kämpften. Erst mit dem 4. Jahrhundert nehmen Fälle von Plünderungen zu.²⁸

Anders verhielt es sich dort, wo Griechen und Nichtgriechen aufeinander trafen. So wurde Delphi selbst 278 v. Chr. Opfer einer Plünderung durch die keltischen Galater, während andererseits aufgrund dieser früheren, griechischen Tradition die hellenistischen Herrscher im Osten keine Hemmungen hatten, sich der Reichtümer der dortigen Tempel zu bedienen. Ein Beispiel,

das die Ambivalenz dieser Praxis außerhalb des griechischen Kernraumes deutlich macht, ist der ›Tempelraub‹ durch den Seleukiden Antiochos IV. am Schatz des Tempels von Jerusalem im Jahr 169 v. Chr. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass der Monarch in der griechischen Tradition handelnd die ›Verstaatlichung‹ eines Tempelschatzes innerhalb seines Herrschaftsbereiches genauso wenig als sittenwidrig ansah wie die Phoker im obigen Beispiel den Rückgriff auf die Schätze in ›ihrem‹ Heiligtum in Delphi, wurde die Aktion unter den anderen kulturellen Rahmenbedingungen in Judäa und wohl auch in Anbetracht der kritischen innenpolitischen Situation vor Ort zum Auslöser des durch die biblischen Texte bekannt gewordenen Makkabäer-Aufstandes.²⁹

In gleicher Weise wie oben für die Aufbringung von Mitteln beschrieben, verfügte die griechische *pólis* insgesamt nur über einen rudimentären Staatsapparat. Man darf sich diesbezüglich nicht durch die zahlreichen in Inschriften und Texten überlieferten Beschlüsse, Rechtstexte und Rechenschaftsberichte täuschen lassen, ebenso wenig wie durch das große Interesse, das die griechischen Denker Fragen der Staatsverfassung und Rechtsordnung entgegenbrachten. Sie sind vielmehr Ausdruck der Tatsache, dass die Verwaltung des Staatswesens eben eine gemeinschaftliche Angelegenheit aller Bürger war und nicht an eine politische Klasse in Zusammenarbeit mit einer professionellen Bürokratie delegiert wurde. Abgesehen von den eigentlich politischen Ämtern der höchsten Beamten – in Athen zum Beispiel die Archonten –, existierten für praktische Aufgaben nur zeitweilig bestimmte ›Aufsichtspersonen‹ sowie die untersten Ebenen einer Bürokratie in Gestalt von Marktaufsehern, Polizisten, Schreibern und Hafenbeamten.³⁰ Auch militärische Beamte, denen im Rahmen ihrer Aufgabe die finanzielle Seite kriegsrischer Operationen oblag, müssen vor diesem Hintergrund gesehen werden. Ziehen wir hier, wie schon an anderer Stelle aus pragmatischen Gründen das Beispiel Athen heran, so finden wir an erster Stelle die Strategen, die – einer für jede der 10 Phylen (im militärischen Sinn am ehesten: Wehrbezirke) – durch Wahl bestimmt wurden. Dass hier nicht, wie bei anderen hohen Ämtern, das Los bestimmte, wird allgemein auf die notwendige Mindestqualifikation der Kandidaten für diese Aufgabe zurückgeführt. Es war üblich, jedem der Strategen einen Aufgabenbereich zuzuweisen, für den er auch die finanzielle Verantwortung trug, und das bedeutet, nach allem bisher Gesagtem nicht weiter verwunderlich, dass der Stratege angesichts der beschränkten Möglichkeiten und deswegen oft säumigen Zahlungsmoral der *pólis* mit seinem privaten Vermögen eintrat, wenn es die militärischen Notwendigkeiten verlangten. Dabei unterlagen die athenischen Strategen einer scharfen Kontrolle durch den Staat, wurden sie doch auf ihren Feldzügen nicht nur

von einem Rechnungsbeamten (*tamías*) begleitet, sondern mussten auch nach ihrer Rückkehr umgehend eine genaue Abrechnung ihrer Einnahmen und Ausgaben vorlegen. Es galt in Athen zumindest seit dem 4. Jahrhundert, dass alle im Krieg gewonnene Beute dem Fiskus zufiel. Der siegreiche Strategie konnte bestenfalls im Nachhinein durch die Volksversammlung mit einem Beuteanteil belohnt werden. Es entstand also die paradoxe Situation, dass die Feldherren über die Mittel, die sie dem Feind durch Eroberungen und Plünderungen abnahmen, im ersten Moment keine Verfügungsgewalt hatten, sondern alle Geldzuweisungen erst wieder über Athen laufen mussten. Dort wurde die Gebarung der Feldherren äußerst kritisch beobachtet und die Volksjustiz erwies sich in der Verfolgung von Verfehlungen als gnadenlos. So wurde z.B. die Mehrheit der mehr als 20 Generäle, welche im Laufe des 4. Jahrhunderts in Athen aus diesen Gründen vor Gericht gebracht wurden, zum Tode verurteilt.³¹

Als Beispiel mag die Karriere des Timotheos, Sohn des prominenten Flottenkommandanten Konon, aus Athen dienen. Zu historischer Bekanntheit gelangte er durch die Schriften, welche sein Lehrer Isokrates zu seiner Entlastung in insgesamt zwei Verfahren verfasste, in denen er wegen seiner Gebarung als Flottenkommandant angeklagt wurde und dadurch, dass etliche seiner fiskalischen Gambits Eingang in die bereits oben erwähnte pseudo-aristotelische *fundraising*-Fibel, die *Oikonomiká*, fanden. In den späteren 370ern v. Chr. hatte Timotheos an Feldzügen in Nordgriechenland teilgenommen, wo er sich mehrfach akutem Geldmangel ausgesetzt gesehen hatte. Unter diesen Umständen erfand er verschiedene Kunstgriffe, um sein Problem zu lösen (pseudo-Aristot. *oec.*, 1350a-b): So ließ er in Olynth eine eigene Kupferwährung schlagen, mit der er seine Soldaten statt des Silbers bezahlte. Mit den örtlichen Händlern vereinbarte er, dass er alle von seinen Soldaten ausgegebenen Kupfermünzen später in Silber einlösen würden – eine Art Notgeld, wie es scheint. Bei anderer Gelegenheit wird das Problem des Systems deutlich: In Korkyra war er gezwungen, seine Truppen mit Vorschüssen auf ihre Lebensmittelrationen hinzuhalten, weil wegen des stürmischen Wetters die von Athen ausständigen Soldzahlungen nicht eintrafen. Davon abgesehen musste er auch privat Geld leihen, um die Aufwendungen zu bestreiten, weswegen er neben seinen Staatsprozessen auch noch von seinen privaten Gläubigern vor Gericht gezerrt wurde. Nachdem sein ganzes Vermögen auf diese Weise verbraucht war, fand sich trotzdem noch einer bereit, ihm Geld zu leihen, denn: »er dachte, dass, wenn Timotheos sicher diese Gefahren überstünde und aus dem Dienst des Königs von Persien heimkehren würde ..., würde er (der Gläubiger) nicht nur sein Geld wiederbekommen, sondern in der Lage sein alles zu bekommen, was er sonst so von

Timotheos wollte« (Demosth. 49, 3). In der Person des glücklosen Flottenführers verdichten sich nicht nur alle Probleme, welche die Finanzgebarung der spätklassischen *pólis* für militärische Belange hervorrief, in seiner Geschichte wirft jene Entwicklung ihren Schatten voraus, welche das alte militärisch-ökonomische System der *pólis* beenden sollte.

Große Reiche – große Kosten

An anderer Stelle in diesem Band³² wird darauf eingegangen, dass sich durch den Peloponnesischen Krieg und durch die militärischen Entwicklungen im 4. Jahrhundert die alte, auf der Aushebung der Hopliten-Milizen und der adeligen Reiterei beruhende Wehrverfassung der *pólis* zu wandeln begann.³³ Soldatisches Spezialistentum setzte sich im Landheer und auch in den Flotten durch, nachdem Waffengattungen, die ein dauerndes Training verlangten, wie Leichtbewaffnete, Reiterei, Bogenschützen, Ruderer und auch bald Belagerungsingenieure, an Bedeutung gewannen. Die lange Dauer der Kriegshandlungen während des Peloponnesischen Krieges hatte die Entwicklung eines Berufssöldnertums gefördert, das während des 4. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte und weit über die Grenzen der hellenischen Welt exportiert wurde. Der berühmteste Vertreter dieser Generation – der Athener Xenophon, dessen *Anábasis* buchstäblich Jahrtausende lang Schullektüre war – ist vielen ein Begriff. Aus diesem Pool an spezialisierten Berufssoldaten mit einem breiten Repertoire an Waffengattungen bedienten sich die makedonischen Könige Philipp und Alexander, um eine neue – hellenistisch imperiale – Phase der Geschichte des östlichen Mittelmeerraumes einzuläuten. Am Ende des 4. Jahrhundert nach dem Tod Alexanders und den Kämpfen unter seinen Nachfolgern, dominiert eine neue Form von Staat – das hellenistische Großreich – die Mittelmeerwelt. Es tritt einerseits an die Stelle der *póleis*, andererseits an die des altorientalischen Universalreiches der Achämeniden, das in sich schon ein heterogener Verband verschiedenster Gesellschaften war – von uralten, auf Bewässerungsfeldbau beruhenden Tempelstaaten wie in Mesopotamien oder Syrien über quasi-feudale Personenverbände wie im Iran bis zu Föderationen von Hirtennomaden wie in Baktrien. Das hellenistische Großreich ersetzt all diese Formen nicht durch ein einheitliches System, sondern stülpt ein aus einer Mischung von makedonischem Gefolgschaftswesen, das seine Wurzeln aus den griechischen *Dark Ages* bewahrt hat, und orientalischer Bürokratie amalgamiertes Herrschaftssystem über diese zahlreichen Gesellschaften. Damit war eine qualitativ völlig neue Form der staatlichen und damit militärisch-fiskalischen Organisa-

tion erreicht, die bis zum Aufstieg des römischen Universalreiches die historische Bühne bestimmen sollte.

Der Soldat der hellenistischen Zeit war kein Bauer mehr, der zur Verteidigung seiner Nachbarn ausrückte, auch kein Stadtbürger mehr, der im Interesse der *pólis* seinen Dienst an Ruder und Segel tat, er war vor allem ein professioneller Krieger. Die Zeiten, in denen städtische Milizen bestenfalls unterstützt durch kleine Kontingente von Söldnern gegeneinander kämpften, waren Vergangenheit. Ausdruck fand diese Entwicklung – wie könnte es bei den Griechen anders sein – auch in athletischen Wettkämpfen. Neben die traditionellen Wettbewerbe traten etwa bei den Spielen von Samos eindeutig militärische Techniken wie Steinwurf, Drill, Bedienung eines Katapultes, Bogenschießen, Kampf in Hoplitenausrüstung oder Kampf mit dem Turmschild.³⁴ Militärische Fertigkeiten waren zu einem lehrbaren Wissen geworden. Selbst die traditionelle Kampfweise der Hopliten – vielleicht noch Rückzugsgebiet der konservativen Milizionäre – wurde durch die Verwendung der langen, makedonischen Lanze zu einer Technik, die Drill und Übung brauchte. Das brachte mit sich, dass es einen entsprechend ausgebildeten, sich selbst ergänzenden Stand von Kriegsspezialisten in jedem hellenistischen Staat, der im harten Wettbewerb der Mächte bestehen wollte, geben musste. Die Zeit der stehenden Massenheere war angebrochen. Deren Unterhalt war, zweifelsohne, kostspielig. Nur Flächenstaaten von entsprechender Größe und mit entsprechenden Einnahmen konnten da mithalten.

In jenem Teil des Alexanderreiches, der seinem General Seleukos zufiel, war diese Vielfalt und Komplexität am ausgeprägtesten, viel deutlicher als in den kulturell und räumlich viel geschlosseneren Reichen der Ptolemäer in Ägypten, der Attaliden von Pergamon oder im eigentlichen Makedonien, weswegen es hier als Beispiel dienen soll. Natürlich blieb das Reich nicht statisch. Die dem Artikel beifügte Karte zeigt seinen schrittweisen territorialen Abstieg; die Geschichte seiner Herrscher ist vielfach erzählt worden.³⁵ Die innere Organisation jedoch blieb lange Zeit konstant. Ihr gilt unser Hauptaugenmerk.³⁶

Auf seinem Höhepunkt reichte das Reich von der Ägäis bis nach Indien. Seine Kernräume blieben aber immer Mesopotamien, Syrien und Kilikien, Phönikien und Palästina. Der Iran und Kleinasien hatten eine weniger dauerhafte Verbindung mit dem seleukidischen Reich. Die Bevölkerung des Kernreiches lässt sich mit relativer Sicherheit schätzen: fünf Millionen Menschen in Mesopotamien, eine Million in Syrien, in Kilikien weniger als eine Million, eine Million in Phönikien und Palästina. Die seleukidischen Könige herrschten also – zumindest bis zum Zusammenbruch und zur Zersplitterung des Reiches nach dem Tode Antiochos IV. (164 v. Chr.) – immer über eine Bevöl-

kerung von etwa acht Millionen Menschen, zur Zeit ihrer maximalen Machtentfaltung (zwischen 281 und 190) mögen es zwischen 15 und 20 Millionen gewesen sein. Diese Bevölkerungszahlen sind die Basis für alle folgenden Überlegungen zum Steueraufkommen der seleukidischen Krone.

Diese blickte auf die ökonomische Leistungsfähigkeit ihres Reiches mit einem wachen Auge, viel aufmerksamer und auch handlungsfähiger, als es die *pólis* jemals konnte. Ausdruck findet dieser neue Zugang in der pseudor aristotelischen *Oikonomiká*, von der schon die Rede war. Anders als die unterhaltsamen Beispiele für fiskale Tricks im zweiten Buch, enthält das erste, das etwa im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts geschrieben wurde und die Wirtschaft des späten Achämenidenreiches und der Reiche Alexanders und der Diadochen zum Vorbild hat, eine Art Wirtschaftstheorie, welche eindeutig das Primat des monarchischen Zentralstaates betont (*oec.* 1, 1-2): »Es gibt vier Arten von *oikonomía* [Wirtschaft oder Finanzverwaltung], welche man nach Typen unterscheiden kann – da wir feststellen werden, dass alle anderen in diesen [vier] enthalten sind – königliche, Satrapen- [Provinz-], Stadt- (*pólis*) und Hauswirtschaft. Von diesen ist die wichtigste und einfachste die königliche [Finanzverwaltung] ... Die königliche Finanzverwaltung sehen wir uns auch zuerst an. Sie übt nämlich über das Ganze Einfluss aus und hat vier Aspekte: Münzprägung, Einziehung von Gütern, Ausfolgung von Gütern und Ausgaben [in Geld].« Die Beziehung zwischen den letzten drei Aspekten wird klar, wenn man an anderer Stelle liest, dass es eine wichtige Frage ist zu entscheiden, wann Aufwendungen in Geld, und wann sie in Form von Gütern getätigt werden sollen. Auf der Ebene der Provinzwirtschaft stoßen wir auf die eigentlichen Quellen der Einnahmen: Land, Rohstoffe, Märkte, Zölle und Abgaben, Steuern auf Herden und ›Allfälliges‹. Die Basis der seleukidischen Besteuerung – wie hier im zeitgenössischen Traktat beschrieben – stützt sich vor allem auf die Tribute aus den Provinzen, welche von den dortigen Statthaltern eingetrieben werden. Ihre Zusammensetzung aus direkten Steuern auf Grund und Herden, Produktion und Warenverkehr, sowie indirekte Einnahmen aus anderen Titeln, bestätigen die Quellen. Die Einnahmen aus der Besteuerung von Land waren dabei sicher der größte Posten, da im Prinzip jeder Landbesitzer oder -nutzer im hellenistischen Staat Abgaben an den Herrscher zu zahlen hatte. Dies einfach aus dem Grund, weil das gesamte Territorium als rechtmäßige Beute aus der Eroberung durch Alexander als Eigentum des Herrschers galt. Daneben hatte die Krone auch eigenen Landbesitz, von dem sie Pacht erhielt. Städte und Tempelländereien, von denen es im Orient viele gab, wurden bevorzugt behandelt. Die breite Masse der Landbevölkerung – welche insgesamt den überwältigenden Großteil der Bevölkerung ausmachte – zahlte voll. Einnahmen aus Staatsmonopo-

len über Metallminen, Forste, Salzgärten, Bewässerungsanlagen und Weideland ergänzten diese Steuern. Dazu kamen Abgaben, die auf Märkten und in Häfen erhoben wurden, Zölle auf Reisende und Warentransporte über Land. Nicht einmal vor der speziellen Besteuerung der Jahrmärkte, welche anlässlich religiöser Feste stattfanden, schreckte man zurück. Die Besteuerung der Herden, welche immer wieder unabhängig von der des bäuerlichen Landes erwähnt wird, war möglicherweise eine Maßnahme, um auch noch von den wirtschaftlichen Aktivitäten der im Nahen Osten häufigen nomadisierenden Viehhirten Einnahmen zu lukrieren. Ja, überhaupt war jeder Untertan des Reiches allein durch seine Existenz bereits steuerpflichtig, zog das seleukidische Reich doch eine jährliche Kopfsteuer ein.³⁷

Reichten all diese regelmäßigen Einnahmen nicht, was wiederum besonders während der zahlreichen und langen Kriege der Fall war, griffen die Könige auf verschiedene Gewaltmaßnahmen zurück. Die griechische Tradition, sich der Schätze von Heiligtümern zu bemächtigen, und ihre unabsehbaren Folgen im außerhellenischen Kontext sind schon angesprochen worden. Verschiedene Privilegien wie Stadtrechte wurden im Anlassfall auch einmal gegen klingende Münze verkauft, und schließlich ernährte zunehmend der Krieg selbst den Krieg: Der seleukidische Beamte Nikanor berechnete, dass er während des Makkabäeraufstandes etwa 2000 Talente durch den zu erwartenden Verkauf der gefangenen Juden Erlösen könnte (Ios. *ant. lud.* 12, 299) und Antiochos III. erpresste von den Armeniern Wiedergutmachungen im Wert von 300 Talenten sowie 1000 Pferde und 1000 Maultiere. Die Stadt Gerrha erkaufte sich ihre Verschonung durch 500 Talente in Silber sowie Weihrauch und Myrrhe im Wert von zusammen 1200 Talenten. Rebelischen Städten innerhalb des Reiches wurden als Strafe Zahlungen von einmal 1000 Talenten (Seleukeia am Tigris) und einmal 400 Talenten (Selge in Pisidien) auferlegt.³⁸ Die Liste ließe sich fortsetzen. In Summe können wir nach qualifizierten Schätzungen davon ausgehen, dass das seleukidische Reich zu seiner Hochzeit jährlich den Gegenwert von zwischen 14 000 und 19 000 Talenten in Silber in Form von Geld und Gütern einnahm. Auf dem absoluten Höhepunkt kurz vor der Schlacht von Magnesia 190 v. Chr. mögen es 20 000 gewesen sein. In schlechten Zeiten mögen sich die Einnahmen zwischen 10 000 und 15 000 Talenten bewegt haben.³⁹

Im welchem Verhältnis standen dazu die Ausgaben für die Armee und Flotte? Über ihre Größe und Zusammensetzung wissen wir relativ gut Bescheid.⁴⁰ Wir kennen die Größe seleukidischer Heere bei wichtigen Schlachten: Raphia 217 v. Chr. etwa 62 000 Mann Infanterie und 6000 Kavallerie; Magnesia im Jahr 190 etwa 60 000 Mann Infanterie und 12 000 Kavallerie und bei der großen Prozession von Daphne 166 v. Chr. etwa 41 000 Mann

Infanterie und 6000 Reiter. Doch waren diese Feldarmeen außergewöhnliche Konzentrationen von Truppen bei bedeutenden Ereignissen. 192 v. Chr. hatte Antiochos mit nur 10 000 Mann Infanterie und 500 Reitern die Römer bei den Thermopylen gestellt. Trotzdem bleibt das Faktum, dass die Seleukiden durchwegs in der Lage waren, Armeen von bis zu 80 000 Mann auszuheben und zu unterhalten. 30 000 Mann Infanterie und 6000 Mann Kavallerie scheinen sich zu jeder Zeit als Feldheer im Dienst der Könige befunden zu haben, dazu kommen noch mehrere Zehntausend Mann Garnisonstruppen und Söldner überall in dem großen Reich und 10 000 Mann Flottenmannschaften, welche in Kriegszeiten auf bis zu 30 000 Mann anwachsen konnten, vom Unterhalt für die Schiffe selbst einmal ganz abgesehen. Insgesamt lag die Friedensstärke des seleukidischen Heeres wohl um die 80 000 bis 90 000 Mann. Sie konnte in Kriegszeiten 120 000 Mann erreichen.⁴¹

Ein Großteil dieser Truppen musste regelmäßig bezahlt werden. Die Bezahlung setzte sich üblicherweise aus dem Sold (*misthós*) und einem Verproviantierungszuschuss (*sítos*) zusammen, der, wie der Name – wörtlich ›Getreide‹ – schon sagt, auch in Naturalien ausgefolgt werden konnte. Garnisonen, welche über eine längere Zeit an einem Ort stationiert wurden, gab man gerne Landlose (*kléroí*), von deren Erträgen sie leben sollten. Dabei darf man sich nicht ein System von Soldatenbauern vorstellen. Die Kleruchen verpachteten ihr Land lieber an örtliche Bauern, als es selbst zu bebauen. Man hat hier also eher ein Rentenwesen vor sich, wie man es vielleicht aus dem osmanischen Reich späterer Zeit kennt. Es gibt auch Indizien, dass einzelne Truppenteile nicht das ganze Jahr besoldet wurden. Im Winter etwa wurde die Zahlung für manche Söldnereinheiten ausgesetzt.

Es gibt keine gesicherten Daten für den Sold, der konkret von den Seleukiden bezahlt wurde. Aus den üblichen Verhältnissen im Mittelmeerraum zu der Zeit kann man aber schließen, dass eine Drachme pro Tag für einen Infanteristen und zwei Drachmen für den Reiter, jeweils zuzüglich der Verproviantierung, üblich waren, weniger vielleicht in den östlichen Teilen des Reiches, wo das Lohnniveau generell niedriger war. Wenn man für die Verproviantierung übliche Lebenshaltungskosten zugrunde legt, dürfte sie noch einmal zwei bis drei Obolen ausgemacht haben. Ausgehend von durchschnittlichen Kosten – über das ganze Reich gerechnet – von fünf bis sechs Obolen für den Infanteristen und Seemann und dem Doppelten für Reiter, mochte die seleukidische Armee in Friedenszeiten jährlich etwa 7000 bis 8000 Talente gekostet haben. Ein gutes Korrektiv für diese Schätzung mag die Reparation sein, welche die Römer dem Seleukiden Antiochos III. nach der Schlacht von Magnesia auferlegten: 15 000 Talente. Polybios (21, 17,4) behauptet, dies sei die Summe gewesen, die den Römern der Feldzug gekostet

habe.⁴² Vergleicht man diese Werte mit den obigen Berechnungen zu den Gesamteinnahmen des Reiches, wird deutlich, dass etwa die Hälfte der Staatsausgaben in Friedenszeiten in das Heer flossen, was in Kriegszeiten schnell ansteigen konnte, nicht nur wegen der zusätzlichen Truppenzahlen sondern auch wegen des erhöhten logistischen Aufwandes, der sich nicht in den Quellen fassen lässt. Der seleukidische Staat, wie alle zeitgenössischen Militärmächte, muss unter Kriegsbedingungen also rasch an seine fiskalische Leistungsgrenze gestoßen sein, was unter anderem die bereits oben erwähnten, hohen Reparationszahlungen rechtfertigt. Für den Verlierer waren sie wahrscheinlich oft der letzte Stoß in den finanziellen Ruin.

Resümee

Ursprünglich kleinräumig organisierte Gesellschaften von Ackerbauern, welche gemeinsam ihre Verteidigung übernahmen und politisch zu handeln begannen, entwickelten mit der Hopliten-Taktik eine geeignete Kampfweise, die sich im Rahmen ihrer üblichen Auseinandersetzungen ohne zusätzlichen finanziellen Aufwand, zu dem sie überhaupt nicht in der Lage gewesen wären, bewährte. Die aus diesen Hoplitenstaaten hervorgegangenen *póleis* begannen in der klassischen Zeit zunehmend, weitreichende politische Aktivitäten zu entfalten, ohne von den Prinzipien des alten Systems vorerst abzugehen. Die Kontrahenten im Peloponnesischen Krieg bauten es vielmehr aus und waren zu ihren langdauernden und weit ausgreifenden militärischen Aktionen nur in der Lage, weil sie jeweils atypische *póleis* waren: Sparta durch seine Kriegergesellschaft, Athen durch seinen ungewöhnlichen Reichtum und seine Unabhängigkeit von der einheimischen Landwirtschaft. Athens System war dabei eigentlich der Vertreter des in der griechischen Welt üblichen, Sparta die Anomalie. Athen versuchte durch große Geldinvestitionen und die rücksichtslose Anwendung der traditionellen Beschaffungsmethoden auf die eigene Elite das System aufrecht zu erhalten. Unter den geänderten militärischen Anforderungen erwies es sich aber zunehmend als nicht mehr tragbar. Die Innovation kam von der makedonischen Peripherie. Nach einer kurzen Übergangsphase unter Alexander, in der das Heer sich selbst aus seinen Eroberungen ernährte, waren nur mehr Großreiche in der Lage, zeitgemäße Massenheere zu unterhalten. Folgerichtig beherrschten sie die politische Bühne für die kommenden Generationen, bis sie auf Rom trafen, das ausgehend von ähnlichen Anfängen einen anderen Weg eingeschlagen hatte.

Glossar

Griechisches Münzsystem

Das griechische Münzsystem beruht auf den Einheiten:

1 Talent = 60 Minen = 6000 Drachmen

1 Mina = 50 Statere = 100 Drachmen

1 Stater = 2 Drachmen

1 Drachme = 6 Obolen

Münzfuß war die silberne Drachme, die regional unterschiedlich viel wog. Am verbreitetsten war die euböisch-attische mit einem Gewicht von 4,366 g. Angaben von Geldsummen sind also immer relativ.

Anmerkungen

- 1 Finley 1985.
- 2 Schmitz 2004, 42-100.
- 3 Garnsey 1988, Garnsey 1999, Schmitz 2004.
- 4 Hanson 1998, 43.
- 5 Morris 1991.
- 6 Garnsey 1988, 43-68 und Schmitz 2004, 60-101.
- 7 Hanson 1998, 3.
- 8 Hanson 1998, 5.
- 9 Siewert 1977.
- 10 Hanson 1998, 42-76.
- 11 Garnsey 1988 und Garnsey 1998, 34-61.
- 12 Hanson 1998, 4-8.
- 13 Busold, Swoboda 1920/26, 1220 und Ehrenberg 1968, 232.
- 14 Ehrenberg 1968.
- 15 Austin, Vidal-Naquet 1984, 91-92 und Finley 1973, 17-27.
- 16 Austin, Vidal-Naquet 1984, 92.
- 17 Ehrenberg 1968, 224-255.
- 18 Garnsey 1988, 89-166 und Garnsey 1998, 183-200.
- 19 Austin, Vidal-Naquet 1984, 94-96.
- 20 Ehrenberg 1968, 231-232 und 340-341.
- 21 Migeotte 1984.
- 22 Millett 1993, 186.
- 23 Busold, Swododa 1920/26, 1218ff.
- 24 Austin, Vidal-Naquet 1984, 100.
- 25 Morrison, Coates 1990, 124-138.
- 26 Millett 1993, 187.
- 27 Bremmer 1996, 38.
- 28 Parker 1983, 170-76.

- 29 Clauss 1999, 98.
- 30 Austin, Vidal-Naquet 1984, 97-106 und Busolt, Swoboda 1920/26, 1054 –1064.
- 31 Millett 1993, 190 und Pritchett 1974, 4-33.
- 32 Vgl. Rausch.
- 33 Austin, Vidal-Naquet, 107-114.
- 34 Lendon 2005, 141.
- 35 Bevan 1902, Grainger 1990 oder Sherwin-White, Kuhrt 1993.
- 36 Dieser Abschnitt beruht, falls nicht anders zugewiesen, auf Aperghis 2004.
- 37 Aperghis 2004, 117-166.
- 38 Aperghis 2004, 171-174.
- 39 Aperghis 2004, 251-252.
- 40 Bar Kochva 1976.
- 41 Aperghis 2004, 189-201.
- 42 Aperghis 2004, 201-205.

Literatur

- Aperghis 2004 = Aperghis G. G.: *The Seleucid Royal Economy. The Finances and Financial Administration of the Seleukid Empire*, Cambridge 2004.
- Austin, Vidal-Naquet 1984 = Austin M. und P. Vidal-Naquet: *Gesellschaft und Wirtschaft im alten Griechenland*, München 1984.
- Bar Kochva 1976 = Bar Kochva B.: *The Seleucid Army. Organization and Tactics in the Great Campaigns*, Cambridge 1976.
- Bevan 1906 = Bevan E. R.: *The House of Seleucus*, London 1906.
- Bremmer 1996 = Bremmer J. N.: *Götter, Mythen und Heiligtümer im antiken Griechenland*, Darmstadt 1996.
- Busolt, Swoboda 1926 = Busolt G. und H. Swoboda: *Griechische Staatskunde*. In: *Handbuch der Altertumswissenschaften IV, I, 1*, München 1926.
- Clauss 1999 = Clauss M.: *Das alte Israel. Geschichte – Gesellschaft – Kultur*, München 1999.
- Ehrenberg 1968 = Ehrenberg V.: *Aristophanes und das Volk von Athen*, Zürich, Stuttgart 1968.
- Finley 1985 = Finley M. I.: *Ancient Economy*, London 1985.
- Garnsey 1988 = Garnsey P.: *Famine and Food Supply in the Graeco-Roman World. Responses to Risk and Crisis*, Cambridge 1988.
- Garnsey 1998 = Garnsey P.: *Cities, Peasants and Food in Classical Antiquity*, Cambridge 1998.
- Garnsey 1999 = Garnsey P.: *Food and Society in Classical Antiquity*, Cambridge 1999.
- Grainger 1990 = Grainger J. D.: *Seleukos Nikator. Constructing a Hellenistic Kingdom*, London, New York 1990.
- Hanson 1989 = Hanson V. D.: *The Western Way of War, Infantry Battle in Classical Greece*, Berkeley, Los Angeles, London 1989.
- Hanson 1998 = Hanson V. D.: *Warfare and Agriculture in Classical Greece*, Berkeley, Los Angeles 1998.
- Lendon 2005 = Lendon J. E.: *Soldiers & Ghosts. A History of Battle in Classical Antiquity*, New Haven, London 2005.

- Meiggs, Lewis 1969 = Meiggs R. und D. Lewis: *A Selection of Greek Historical Inscriptions to the End of the Fifth Century B.C.*, Oxford 1969.
- Migeotte 1984 = Migeotte L.: *L'emprunt public dans les cités grecques*, Paris 1984.
- Millett 1993 = Millett P.: *Warfare, economy and democracy in classical Athens*. In: *War and Society in the Greek World*, hrsg. von J. Rich und G. Shipley, London, New York 1993, 177-196.
- Morris 1991 = Morris I.: *The early polis as city and state*. In: *City and Country in the Ancient World*, hrsg. von J. Rich, London, New York 1991, 25-58.
- Morrison, Coates 1990 = Morrison J. S. und J. F. Coates: *Die athenische Triere. Geschichte und Rekonstruktion eines Kriegsschiffes der griechischen Antike*, Mainz 1990.
- Parker 1983 = Parker J.: *Miasma: Pollution and Purification in Early Greek Religion*, Oxford 1983.
- Pritchett 1974 = Pritchett W. K.: *The Greek State at War II*, Berkley, Los Angeles, Oxford 1974.
- Rostovtzeff 1941 = Rostovtzeff M.: *Social and Economic History of the Hellenistic World*, Oxford 1941.
- Schmitz 2004 = Schmitz W.: *Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland*, Berlin 2004.
- Sherwin-White, Kuhrt 1993 = Sherwin-White S. und A. Kuhrt: *From Samarkand to Sardis. A new Approach to the Seleucid Empire*, Berkeley, Los Angeles 1993.
- Siewert 1977 = Siewert P.: *The ephebic oath in fifth-century Athens*. In: *Journal of Hellenic Studies*, 67 (1977) 102-111.

Sparta

Geschlechteregalität oder -eliminierung?

KORDULA SCHNEGG

Theoretische Vorüberlegungen

Sparta unter der Perspektive von *gendering of war* zu untersuchen erweist sich als besonders spannend, wird doch Sparta in zahlreichen schriftlichen Quellen als kriegerische Gesellschaft *par excellence* stilisiert. So bemerkt Aristoteles in seiner staats-theoretischen Abhandlung aus dem 4. Jh. v. Chr. kritisch, dass das gesamte spartanische System auf eine einzige Tugend, nämlich die Kriegstüchtigkeit, ausgerichtet war. »Daher erhielten sich denn auch die Spartaner nur, solange ihre Kriege dauerten, und gingen zugrunde, als sie die Oberherrschaft erlangt hatten, weil sie es nicht verstanden, in friedlicher Muße zu leben, und keine andere höhere Übung betrieben hatten als die kriegerische.« (pol. 2, 9, 5) Aus den Überlegungen von Aristoteles geht deutlich hervor, dass ausschließlich Männer dazu befähigt waren, sich im Krieg zu beweisen. Gleichzeitig wird auf die einzigartige Bedeutung von Kriegstüchtigkeit als Tugend in Sparta, aufmerksam gemacht. Von Kriegstüchtigkeit als spezifisch männlicher Tugend in Sparta zeugt auch ein Gedicht, das von dem spartanischen Lyriker Tyrtaios in archaischer Zeit verfasst wurde.¹ Darin wird der ideale Krieger beschrieben:² Er muss jung sein, denn nur junge Tote sehen attraktiv aus. Er muss tapfer und mutig sein, denn nur der Tapfere und Mutige bringt keine Schande über seine Familie. Diesem idealen Krieger werden ein alter Krieger, dessen toter Körper äußerst unangenehm für das Auge erscheint, und ein Feigling, der durch seine Flucht schlimme Pein und Schmach über seine Kinder bringt, gegenübergestellt. Neben diesen auf die kriegerische Fähigkeit konzentrierten Berichten über die Männer von Sparta ist auch Literatur überliefert, in der Kriegsmüdigkeit thematisiert wird. So verfasst der athenische Dramatiker Aristophanes im 5. Jh. v. Chr. eine Komödie (*Lysistrate*), in der Athenerinnen und Spartanerinnen ihre Männer, die sich gegenseitig bekriegen, dazu bringen, sich miteinander auszusöhnen. Schon viel zu lange dauert der Krieg für die Frauen. Und so verweigern sie den Männern bis zum Friedensschluss den Beischlaf.

Unter *gendering of war* ist eine geschlechtersensible Aufarbeitung und Be-

trachtung kriegerischer Auseinandersetzungen in Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen. Dabei müssen das Verhältnis zwischen Krieg und Geschlecht kritisch hinterfragt und Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit, die von den jeweiligen Gesellschaften durch Kriege geprägt und/oder vermittelt werden, ausgemacht und interpretiert werden. ›Geschlecht‹ als historische Kategorie ist nach Joan W. Scott ein konstitutives Element von sozialen Beziehungen, das auf wahrgenommene sexuelle Differenzen zurückgeführt wird.³ Darüber hinaus ist Geschlecht ein primärer Bereich, in dem Machtbeziehungen Bedeutungen verliehen werden. Der erste Teil von Scotts Definition erfordert die Berücksichtigung folgender vier Punkte, welche die Konstituierung von Geschlecht thematisieren: (1) Geschlecht wird durch die jeweils kulturell verfügbaren Symbole bestimmt, die verschiedene – oft auch widersprüchliche – Repräsentationsformen hervorrufen. (2) Geschlecht wird von normativen Konzepten festgelegt, mittels derer den jeweiligen Symbolen ihre Bedeutung(en) beigemessen werden. (3) Die historische Analyse muss sich auch auf Politik, soziale Institutionen und Organisationsformen (z.B. Verwandtschaft, Ökonomie, Erziehung) erstrecken, in denen Geschlecht konstituiert wird. (4) Der vierte Aspekt von Geschlecht umfasst die subjektive Identität.⁴ Frauen und Männer erfüllen nämlich nicht immer die ihrem Geschlecht zugeschriebenen gesellschaftlichen Bestimmungen.

Kriege aus einer Geschlechterperspektive zu betrachten ist keine neue Anforderung an die feministische Frauen- und Geschlechterforschung. Die Formulierung ›feministische Frauen- und Geschlechterforschung‹ ist vor allem als Abgrenzung zur essentialistischen Geschlechterforschung zu verstehen, welche von einer ontologisch begründeten Geschlechterdichotomie ausgeht und Geschlecht als anthropologische Konstante weitgehend unabhängig von Sozialisationsprozessen begreift.⁵ Der Begriff ›Feminismus‹ wird in Anlehnung an Herta Nagl-Docekal verwendet. In ihrem Sinne beinhaltet der Terminus alle theoretischen und praktischen Bestrebungen, die jeder Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres weiblichen Geschlechts entgegen-treten.⁶ Der in diesem Zusammenhang zentrale Begriff ›Egalität‹ bedeutet dabei nicht, dass alle Unterschiede zwischen den Geschlechtern auszulöschen sind, sondern dass Frauen die Möglichkeit haben, »ihre Interessen in gleicher Weise wie die Männer selbst wahrzunehmen«.⁷

Seit den 1990ern wird verstärkt auf dekonstruktivistische Ansätze zurückgegriffen, mittels derer »die symbolischen und diskursiven Herstellungsprozesse der scheinbar natürlichen Verbindungen von männlichem Krieg und weiblicher Friedfertigkeit« analysiert werden.⁸

Ob das Klischee von den ›Kriegsmännern‹ und den ›Friedensfrauen‹, das hier anhand einzelner antiker Zeugnisse aufgegriffen wurde, für das antike

Sparta zutrifft, wird im Folgenden erläutert. Die Vorstellung von einer strikten Ordnung der Geschlechter im Krieg setzt voraus, dass Weiblichkeit und Männlichkeit exakt definiert werden können (dass also die Handlungen im kriegerischen Kontext eindeutig geschlechtsspezifisch zuordenbar sind). Im Bezug auf Sparta stellen sich somit die Fragen, ob wir aus den antiken Quellen definitive Aussagen über Geschlechternormen zu einer bestimmten Zeit erschließen können – dies setzt eine breite und repräsentative Quellenlage voraus – und inwieweit diese Normen auch tatsächlich gelebt wurden. Um diese Fragestellungen verfolgen zu können, ist es notwendig, Spartas Geschichte zu skizzieren, auf literarische Überlieferungen einzugehen sowie die gesellschaftliche Struktur der antiken *pólis* näher zu beschreiben.

Die Rolle Spartas in der griechischen Geschichte

Sparta befindet sich im Süden der griechischen Halbinsel, auf der Peloponnes. Eingebettet in eine fruchtbare Ebene, welche im Westen vom Taýgetos-Gebirge und im Osten vom Parnón eingegrenzt wird, liegt Sparta am mittleren Flusslauf des Evrótas (antike Bezeichnung: Eurótas). Heute zeugen nur mehr wenige Ruinenreste von der einst historisch bedeutsamen Macht auf der Peloponnes. Die antike Stätte ist größtenteils von der modernen Stadt Sparti überdeckt, die 1843 gegründet wurde.⁹

Sparta entwickelte sich in der griechischen Antike zu einer bedeutenden *pólis*, deren Hochzeit im 5. und 4. Jh. v. Chr. anzusetzen ist.¹⁰ Unter *pólis* ist eine für die griechische Welt charakteristische soziale Organisationseinheit zu verstehen. Die Bürger (*polítai*, Plural zu *polítes*), nach Geschlecht, sozialem Stand und Alter privilegierte Einwohner, übernahmen die Verwaltung und Herrschaft in ihrer *pólis*.¹¹ Eine *pólis* verfügte über verschiedene soziale, religiöse, politische und militärische Einrichtungen. Eine der bevölkerungsreichsten *póleis* (Plural zu *pólis*) in der griechischen Antike war Athen; Sparta zählte nach den zwei Kriegen gegen Messenien (8.(?)/7. Jh. v. Chr.)¹² der Fläche, nicht aber der Bürgerzahl nach zu den größten *póleis*.¹³ Nach Herodot von Halikarnassos, der im 5. Jh. v. Chr. sein Geschichtswerk niederschrieb, soll Sparta im Jahre 480 v. Chr. an die 8 000 Bürger gezählt haben (Hdt. 7, 234). Bei Aristoteles (*pol.* 2, 9, 30) ist nachzulesen, dass Sparta ca. 100 Jahre später nur mehr über 1000 Bürger verfügte. Wenn auch die Zahlenangaben aus antiken Quellen im Einzelnen kritisch zu hinterfragen sind, so veranschaulichen sie zumindest ungefähre Größenordnungen.

Realpolitische Macht erlangte Sparta durch zahlreiche Kriege, welche die *pólis* im Laufe der Jahrhunderte führte. So erkämpfte sich Sparta die Vor-

herrschaft auf der Peloponnes, indem es gegen Nachbarn (z.B. Messenien, Argos erfolgreich zu Felde zog.¹⁴ Im Bündnis mit anderen griechischen *póleis* führte Sparta gegen die Perser Krieg (frühes 5. Jh. v. Chr.). Aber unterschiedliche Interessen einzelner griechischer *póleis* führten alsbald zu Auseinandersetzungen zwischen diesen. Der so genannte »Peloponnesische Krieg« bestimmte ab 431 v. Chr. fast drei Jahrzehnte die Geschehnisse der Beteiligten. Die hegemoniale Stellung, die Sparta nach diesem Krieg im griechischen Raum einnahm, musste mit sehr viel Einsatz verteidigt werden. Es folgten weitere Jahrzehnte kriegerischer Auseinandersetzungen, bis Sparta in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) seine Vormachtstellung im griechischen Raum endgültig verlor.¹⁵

Quellen zur spartanischen Gesellschaft – Der »männliche Blick von außen«

Nicht nur durch die aggressive Außenpolitik und seine militärischen Fähigkeiten machte Sparta von sich reden. Eine exponierte Stellung in der antiken Literatur erlangte die *pólis* auch durch die »außergewöhnliche« Lebensweise ihrer Einwohner sowie durch ihre besondere Verfassung. Die Beschäftigung mit Sparta erfolgte in verschiedenen literarischen Genres: in historiographischen Schriften (z.B. Herodot, Thukydides), in der Lyrik (z.B. Tyrtaios, Alkman), im Drama (z.B. Aristophanes, Euripides), in staatstheoretischen Abhandlungen (z.B. Platon, Aristoteles), in Verfassungsschriften (Xenophon) oder in Biographien (z.B. Plutarch).¹⁶ Diese Auswahl an Literaturangaben darf jedoch das Bild von der Quellenlage über Sparta, mit der sich Althistorikerinnen und Althistoriker bei ihrer Arbeit konfrontiert sehen, nicht verzerren.

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit althistorischen Gegenständen erweist sich aufgrund der Quellenlage mitunter als schwierig. Räumlich und zeitlich weit verstreut sind uns literarische Zeugnisse überliefert, die fast ausschließlich von Männern stammen. Nur vereinzelt sind uns Namen oder Schriftstücke von Literatinnen überliefert.¹⁷ Die spärlich erhaltenen Belege ermöglichen also nur einen sehr perspektivischen, androzentrischen Zugang zur Vergangenheit. Die Perspektivität ist aber nicht allein durch den sozialen Kontext und das Geschlecht des Autors bedingt, sondern auch durch die Auswahl der Motive für die jeweilige Erzählung. Die für die Geschichtskonstruktion hauptsächlich herangezogenen historiographischen Werke thematisieren nämlich vor allem männliche Interaktionen. Frauen finden häufig nur dann Erwähnung, wenn sie die Sphäre der Männer tangieren.

Auch für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sparta trifft dieses allgemeine Quellenproblem zu. So kann Sarah B. Pomeroy in ihrem Werk *Spartan Women* die wichtigsten Quellen über die spartanischen Frauen von der archaischen bis zur römischen Zeit auf 30 Seiten zusammenfassen.¹⁸ Was aber für die Spartaforschung erschwerend hinzukommt, ist die Tatsache, dass die überlieferten Erzählungen größtenteils von ›Fremden‹ verfasst wurden, die wie Xenophon (5./4 Jh. v. Chr.) prospartanisch oder wie Aristoteles (4. Jh. v. Chr.) antispartanisch schrieben.¹⁹ Nur vereinzelt liegen uns Zeugnisse über Sparta von Spartanern selbst vor, so wie die Gedichte von Tyrtaios oder Alkman.²⁰ Die Existenz von spartanischen Literatinnen darf wohl angenommen werden. Einzelne Namen sind uns in diesem Zusammenhang zwar überliefert, schriftliche Zeugnisse fehlen aber zur Gänze.²¹

Die unterschiedlichen Vorstellungen, die mit Sparta verknüpft und in den einzelnen Schriften tradiert sind, und die wenig repräsentative Quellenlage (wenn wir vom antiken Sparta sprechen, meinen wir damit einen Zeitraum ungefähr vom 10. Jh. v. Chr. bis zur Zerstörung der *pólis* im Jahre 395 n. Chr.)²² eröffnen für die Geschichtskonstruktion eine große Interpretationsbreite.²³ Dieser Umstand führte in der aktuellen Spartaforschung dazu, dass man von *legend of Sparta*, *Spartan mirage* oder *Spartan tradition* spricht.²⁴

Die spezielle Quellenlage für Sparta ermöglicht es nicht, die Ebene des realen Geschehens zu rekonstruieren. Wie sich die Bevölkerung Spartas in einem bestimmten Krieg konkret verhalten hat, bleibt uns verborgen. Welche Funktionen im Einzelfall von den jeweils Betroffenen – auch im Bezug auf ihre Identität als Frau oder Mann – übernommen wurden, kann aufgrund der Überlieferung nicht eruiert werden. Jedoch können die Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit im Kontext von Kriegen und die damit zugewiesenen Handlungsspielräume sowie soziale Hierarchien innerhalb dieser Konstruktionen thematisiert werden. Dazu muss zunächst auf die Struktur der spartanischen Gesellschaft näher eingegangen werden.

Die spartanische Gesellschaft – soziale Schichtung, ›Herrschaft‹ und Randgruppen

Sparta ist uns als *pólis* bekannt, deren Vollbürger sich selbst permanent in einem Kriegszustand hielten. Als eine Lebensmaxime der Vollbürger ist »herrschen und beherrscht zu werden« überliefert (Plut. *Sprüche der Spartaner*, 16). Das Leben aller Betroffenen im Umkreis der Vollbürger scheint auf Erreichung dieser Lebensmaxime ausgerichtet worden zu sein. Das war allerdings nur aufgrund einer bestimmten Gesellschaftsstruktur möglich.

Aus den antiken Quellen geht hervor, dass an der Gesellschaftsspitze die Spartiaten, die Vollbürger der *pólis* standen. Mehrere Kriterien waren Voraussetzung, um diesen sozialen Status zu erhalten. Spartiate konnte nur derjenige werden, dessen beide Elternteile aus der sozialen Oberschicht stammten. Neben diesem Geburtsrecht musste das Neugeborene für körperlich unversehrte erachtet werden, um in die Gemeinschaft der Spartiaten Aufnahme zu finden (Plut. *Lyc.* 16). Darüber hinaus waren noch weitere Fähigkeiten zur Erreichung des Vollbürgertums zu erwerben. So hatten die Knaben eine staatlich organisierte und finanzierte Erziehung (*agogé*) zu durchlaufen. Nach erfolgreichem Abschluss dieser Ausbildung mussten sie bestimmte Rechte und Pflichten übernehmen. Spartiaten, die sich die Ausbildung und das spartanische Leben nicht leisten konnten, wurden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und in ihren Bürgerrechten eingeschränkt.²⁵ Diese Benachteiligten wurden als ›Minder Berechtigte/Ungleiche‹ (*hypomeiōnes*) von den Vollbürgern, die sich selbst als ›Gleiche‹ (*hómoioi*) bezeichneten, unterschieden.²⁶ Die ›Hómoioi-Ideologie‹ lässt sich ab dem 5. Jh. v. Chr. nachweisen.²⁷

Weiter unten in der Gesellschaftspyramide rangierten die Perioiken (*perí-oikoi*), die so genannten Umland-Bewohner von Sparta. Die *póleis* der Perioiken verfügten über eine beschränkte Selbstverwaltung im Inneren, waren aber außenpolitisch von Sparta abhängig.²⁸ Die Umwohner selbst waren zwar Freie, standen aber in einem bestimmten Abhängigkeitsverhältnis zu Sparta.²⁹ In welchen Lebensbereichen (Wirtschaft, Rechtsprechung) die Perioiken ihre Selbstständigkeit leben durften, ist in der modernen Spartafor-schung umstritten.³⁰ Die Quellenlage über diese soziale Gruppe ist äußerst dürftig.³¹ Die vereinzelt Hinweise in der antiken Literatur erlauben nur wenige konkrete Aussagen über diese Bevölkerungsschicht. Ihre Pflichten den Spartiaten gegenüber bestanden offensichtlich darin, gewisse Abgaben und im Kriegsfall Heeresfolge zu leisten.³² Die Perioiken arbeiteten als Bauern oder übernahmen Berufe, die den Spartiaten ab einem bestimmten Zeitpunkt in der spartanischen Geschichte selbst verboten waren, wie Handwerker, Händler und Gewerbetreibende.³³

Auf der untersten Stufe der spartanischen Gesellschaftshierarchie standen die Heloten (*heilótes* bzw. *heilótai* Eroberte, Gefangene).³⁴ Sie waren Unfreie. Wie durch den Begriff bereits signalisiert wird, hatten sie sich als von Spartiaten Eroberte in die spartanische Gesellschaft zu integrieren. Sie waren Sklaven, die für das Gemeinwohl (der Spartiaten) eingesetzt wurden. Die Heloten waren nicht in Privatbesitz, sondern Sklaven der *pólis* Sparta. Als solche durften sie nicht einfach verkauft werden, sondern waren an das Land gebunden.³⁵ Sie arbeiteten auf den Ländereien der Spartiaten als Bauern und mussten hohe Erträge an diese abgeben.³⁶ In geringerem Umfang wurden sie

auch für den Kriegsdienst als Leichtbewaffnete oder Ruderer herangezogen. Einige Hinweise in den Quellen erlauben die Annahme, dass Heloten, die im Krieg besondere Verdienste um das Gemeinwohl (*eunomía*) der Spartiaten erworben hatten, die Freiheit erlangen konnten.³⁷ Obwohl für die spartanische Gesellschaft eine strenge soziale Differenzierung auszumachen ist, kam es nachweislich zu Kontakten zwischen Menschen unterschiedlicher Schichten. Kinder, die aus einer Verbindung zwischen Spartiaten und helotischen Frauen stammten (*móthakes*), konnten sogar eine bestimmte Ausbildung genießen, waren aber keine Vollbürger.³⁸

Es ist zwischen lakonischen und messenischen Heloten zu unterscheiden.³⁹ Die Helotisierung der messenischen Bevölkerung erfolgte durch zwei langwierige Kriege im 8.(?)/7. Jh. v. Chr.. Dieser Bevölkerungsanteil stellte für die Spartiaten auch nach ihrer Eroberung eine permanente Bedrohung dar. Seit Beginn ihrer Abhängigkeit strebten die Heloten nach Freiheit und kämpften für ein unabhängiges Messenien. Zwar konnte ein Helotenaufstand im Jahre 465/4 v. Chr. von den Spartiaten niedergeworfen werden, aber 371 v. Chr. waren die messenischen Heloten in der Lage, sich von der spartanischen Unterdrückung zu befreien.⁴⁰ Für Lakonien darf man annehmen, dass die Helotengebiete bis ins 2. Jh. v. Chr. bestehen blieben.⁴¹ Inwieweit die Heloten von den ›klassischen‹ Sklaven zu unterscheiden sind, ist in der aktuellen Spartaforchung umstritten.⁴²

In den antiken Quellen erfährt der Umgang mit den Heloten durch die Spartiaten immer wieder Kritik, unter anderem wegen einer außergewöhnlichen Behandlung, die uns bei Plutarch überliefert ist. Nach Ansicht des antiken Autors hatten die Ephoren (Männer an der Spitze der staatlichen Verwaltung in Sparta) den Heloten jedes Jahr erneut förmlich den Krieg zu erklären, so dass diese jederzeit und ohne Bedenken getötet werden konnten. Junge Spartiaten wurden zu militärischen Übungszwecken alljährlich ausgesandt, um nachts Heloten aufzuspüren, zu überfallen und umzubringen (Plut. Lyc. 28). Die mit diesem Ritual verbundene Ausbildung, die als Training für die jungen Männer gedacht war, wurde *krypteía* (das Verborgene) genannt.

Der aggressive Umgang der Spartiaten mit den Heloten deutet auf eine ständige Angst vor einer kriegerischen Auseinandersetzung mit diesen hin. Paradoxerweise ermöglichte die wirtschaftliche Unabhängigkeit den Spartiaten, sich ständig im Kriegswesen zu üben, um die Menschen, durch die ihnen ihr Leben erst ermöglicht wurde, zu unterdrücken und notfalls mit Gewaltanwendung an die eigene Gesellschaft zu binden.

Die spartanische Gesellschaft war nicht nur durch den sozialen Stand, sondern auch von Geschlechterhierarchien geprägt. Im Bezug auf Frauen aus

der sozialen Oberschicht ist festzuhalten, dass sie keinen Vollbürgerstatus erreichen konnten. Den angesehenen Frauen war es weder erlaubt, an der *agogé*, der Leitung der Staates teilzunehmen, noch hatten sie die Rechte (z.B. Bekleidung politischer Ämter) oder Pflichten (z.B. Teilnahme an der Speisegemeinschaft) der *hómoioi*. Der soziale Status der Frauen war dennoch bedeutend. Zum einen war er Voraussetzung für die Aufnahme der männlichen Kinder in die Gemeinschaft der Spartiaten, zum anderen profitierten Frauen selbst davon. Sie hatten in einem bestimmten Ausmaß Anteil an den Pflichten und Ehren der *pólis*. Auch in Athen verfügten Frauen aus der Oberschicht über keine politischen Rechte.⁴³ Sie waren keine »Bürger«, aber so wie ihren spartanischen Geschlechtsgenossinnen verschaffte ihnen ihr sozialer Status Begünstigungen. Informationen über Perioikinnen oder Helotinnen sind kaum überliefert. Diese Gesellschaftsgruppen sind unabhängig vom Geschlecht aufgrund ihres sozialen Status kaum beschrieben.⁴⁴ Wenn im Folgenden also Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte eruiert werden, dann konzentrieren sich die Ausführungen auf die spartanische Oberschicht.

Geschlecht und Sozialisation

Wie können wir uns die Sozialisation von Männern und Frauen aus der sozialen Oberschicht vorstellen? Einigen antiken Quellen zufolge soll Lykurg das Zusammenleben der EinwohnerInnen von Sparta geordnet haben. Er gilt als Gesetzgeber (*nomothétes*).⁴⁵ Für viele *poleis* bzw. antike Städte sind Männer als Gesetzgeber genannt, so zum Beispiel Solon für Athen oder Numa für Rom. Ihre Existenz wird zumeist im mythischen Bereich angesiedelt; so auch Lykurg, von dem Plutarch in seinem biographischen Werk berichtet, dass über sein Leben und Wirken keine Detailinformation existiere, welche nicht umstritten sei (Plut. *Lyc.* 1). Dieser mythischen Gestalt wird jedenfalls die Ordnung zugeschrieben, die Sparta so mächtig und berühmt gemacht hat. Dazu gehört zum einen die Verfassung (*politeía*) für Sparta und zum anderen die Organisation der Lebensweise der Spartaner und Spartanerinnen.

Lykurg sollte sein Augenmerk vor allem auf Disziplin und Gehorsam gelenkt haben. Zu den wesentlichen Dingen des Lebens zählte nicht der individuelle Besitz oder Reichtum, sondern das Wohl der Gemeinschaft (*eunomía*), die aus Spartiaten und ihren weiblichen Verwandten bestand (Xen. *Lac. pol.* 7, 1-6; Plut. *Lyc.* 9). Die straff organisierte Lebensweise machte auch vor der Familie, als kleinster sozialen Einheit, nicht halt. Für den antiken griechischen Raum gibt es »die Familie« im heutigen Sinn nicht. Dieser

Begriff ist eine Konstruktion des ausgehenden 18. Jhs.⁴⁶ Ein griechischer Haushalt (*oikos*) bestand nicht allein aus Eltern und Kindern, sondern konnte auch Großeltern und nahe Verwandte umfassen. Es zählten aber auch alle abhängigen Personen wie Sklaven und Sklavinnen dazu.

Neugeborene Kinder wurden von einem Gremium der Ältesten auf ihre »körperliche Makellosigkeit« überprüft. Befand das Gremium, dass das Baby zum Überleben kräftig genug war, wurde es in die Gemeinschaft aufgenommen. Hatte man (bzw. der Mann) jedoch Zweifel an der Überlebensfähigkeit des Kindes, wurde es ausgesetzt und damit willentlich sein Tod herbeigeführt. Diese Eugenik der Spartaner nimmt in der klassischen Antike eine Sonderstellung ein. Zwar wissen wir auch von anderen *póleis* oder auch von Rom, dass ein Neugeborenes nicht allein durch seine Geburt zur Familie gehörte. Erst musste es vom Vormund, den man im griechischen Raum *kýrios*, im römischen *pater familias* nannte, als ein vollwertiges Mitglied des Haushaltes anerkannt werden.⁴⁷ In Sparta jedoch wird die Entscheidung vom *oikos* auf ein politisches Gremium übertragen. Als Entscheidungskriterium für die Aufnahme bzw. Ablehnung des Kindes gilt die »körperliche Unversehrtheit«, was auch immer darunter konkret verstanden wurde. Hatten die Kinder das Glück, dass ihr Leben für überlebenswürdig erachtet wurde, dann durften sie unabhängig von ihrem Geschlecht bis zu ihrem siebten Lebensjahr in der Familie aufwachsen, wobei sie schon auf ihr zukünftiges Leben vorbereitet wurden. Dann wurde eine Geschlechtertrennung vorgenommen. Während die Mädchen weiterhin in ihrem *oikos* verweilten, lebten die Knaben von nun an in einer homosozialen Welt. Das war der Beginn ihrer staatlichen Erziehung (*agogé*), die von Xenophon (*Lac. pol.* 4, 1) für die *eunomia* Spartas verantwortlich gemacht wurde.

Xenophon und Plutarch zufolge wurden also beide Genus-Gruppen in getrennten räumlichen Bereichen auf ihre zukünftigen Funktionen in der *pólis* vorbereitet. Für die Mädchen hieß das, ihr späteres Schicksal als Mutter und Leiterin des *oikos* kennen zu lernen. Die Knaben wurden im Hinblick auf ihr Kriegerdasein erzogen. In diesen Erziehungsmaßnahmen für Männer lässt sich ein Unterschied zu den Erziehungsmodellen anderer griechischer *póleis* ausmachen. Die späteren Vollbürger wurden nämlich nicht in demselben Ausmaß in Rhetorik oder Philosophie unterwiesen wie es z.B. für das klassische Athen belegbar ist.⁴⁸ Die spartanischen Knaben mussten sich vor allem in körperlicher Ausdauer, Mut, Zähigkeit und Disziplin beweisen. Blinder Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten war ein Ziel der Ausbildung (Plut. *Lyc.* 16). Das Leben der Knaben begann sich auf eine reine Männergesellschaft hin auszurichten, in der sie gemeinsam aßen, schliefen und erzogen wurden.⁴⁹

Im Alter von 14 Jahren, wenn die Grundausbildung erfolgreich abgeschlossen war, wurden die nunmehr jungen Männer verstärkt auf das Soldatenleben vorbereitet. Weiterhin verbrachten sie ihr Leben in der Männerklausur. Kontakte zur Außenwelt ergaben sich auf öffentlichen Plätzen, wenn sie z.B. auf dem Marktplatz spazierten oder an Wettkämpfen teilnahmen. Bei der weiteren Ausbildung der jungen Männer wurde auf karge Lebensführung geachtet. Plutarch berichtet außerdem, dass Knaben ab einem bestimmten Alter stets ohne Unterkleidung gingen, nur einen Mantel pro Jahr erhielten. Sie durften sich mit wenigen Ausnahmen weder baden noch salben. Ihre Schlafstätte bestand aus Schilfstreu (Plut. *Lyc.* 16). Durch die ständige Teilnahme an Wettkämpfen sollten Knaben Ehrgeiz entwickeln und lernen, Konkurrenzdruck zu ertragen. Bis zu ihrem 30. Lebensjahr blieben die Männer abgeschottet, woran auch das Eingehen einer ehelichen Verbindung nichts änderte.⁵⁰

Diese Konzentration auf eine Gemeinschaft, die allein aus Personen eines Geschlechts bestand, legt die Praktik der Knabenliebe (Päderastie) nahe.⁵¹ Knabenliebe war in der klassischen Antike ein weit verbreitetes Phänomen.⁵² Sparta stellte diesbezüglich keine Ausnahme dar. Da aber scheinbar alle Maßnahmen in Sparta, die für den Lebensbereich Sexualität getroffen wurden, auf die Erzeugung kräftiger Nachkommen abzielten und homoerotische Beziehungen die Reproduktion einschränkten, versuchten antike Autoren in ihrer Idealisierung der spartanischen Gesellschaft homoerotische Beziehungen auf eine vorwiegend spirituelle Ebene zu heben und als erzieherische Maßnahme zu deuten.⁵³

Mit 30 Jahren verließen die Männer ihre Gemeinschaft. Erst jetzt konnten sie das Vollbürgerrecht erhalten. Ihr Leben blieb aber weiterhin durchorganisiert. Sie mussten Soldatentätigkeiten ausüben, öffentliche Ämter bekleiden und an der Speisegemeinschaft, die in Sparta *syssition* genannt wurde, teilnehmen. Solche Speisegemeinschaften wurden zwar auch in anderen griechischen *póleis* gepflegt, Sparta ging jedoch diesbezüglich einen Sonderweg. Die Teilnahme an der Speisegemeinschaft musste ab einem bestimmten Zeitpunkt in der spartanischen Geschichte teuer erkaufte werden. Die Teilnahme war nämlich nur möglich, wenn man über genügend Grund verfügte, um den Beitrag beglichen zu können. Im Laufe der Zeit wurde jedoch die Beitragssumme dermaßen erhöht, dass sich einige Vollbürger die Teilnahme nicht mehr leisten konnten.⁵⁴ Dies hatte ihren Ausschluss aus der Gemeinschaft zur Folge.

In der Sozialisation der Frauen aus der spartanischen Oberschicht wurde antiken Quellen zufolge auf Ernährung und Gesundheit geachtet. Xenophon überliefert in seinem Werk über die spartanische Verfassung (1, 3), dass Ly-

kurg großen Wert darauf gelegt habe, den Mädchen – in ihrer Funktion als künftige Gebärerinnen – eine ausgewogene Ernährung zukommen zu lassen. Gleichzeitig weist der antike Autor darauf hin, dass diese Vorkehrung eine Besonderheit in der griechischen Welt darstellte. Lykurg sei aber davon überzeugt gewesen, dass nur ein gut ernährtes Mädchen die nötige Gesundheit aufweisen würde, um ein ›überlebensfähiges‹ Kind unbeschadet zur Welt zu bringen. Was im spartanischen Kosmos besonders bedeutend war, weil nicht ›makellose‹ Kinder ja ausgesetzt und dem Tod preisgegeben wurden. Die Tötung von Kindern aufgrund körperlicher Gebrechen fand nach antiken Quellen auch außerhalb des spartanischen Lebensraumes statt. Diese Angaben sind jedoch allgemein kritisch auf ihren Realitätsgehalt zu überprüfen. Die Praxis der Kindesrötung ist von der Praxis der Kindesaussetzung strikt zu unterscheiden. Ein oft genannter Grund für die Kindesaussetzung im antiken Griechenland und Rom war die soziale Notlage: Eltern konnten sich die Versorgung des Kindes mitunter nicht leisten. Antike Quellen vermerken, dass in sehr vielen Fällen die betroffenen Eltern das ausgesetzte Kind nicht dem Tod preisgeben wollten, sondern vielmehr die Hoffnung hegten, dass es von jemandem aufgenommen und erzogen wurde.⁵⁵

Für ebenso wichtig wie die Ernährung erachtete Lykurg das körperliche Training. Mädchen mussten ihren Körper ebenso wie Knaben kräftigen. Dazu nahmen sie auch an Wettkämpfen teil, was in den antiken Quellen zum Teil großes Interesse fand.⁵⁶ Aber auch die Stärkung der Mädchenkörper ist im Hinblick auf die Aufgabe der Reproduktion zu verstehen; nach Xenophon die wichtigste Aufgabe der Spartanerin (*Lac. pol.* 1, 3). Und so führte Lykurg ein, »daß die Mädchen – ebenso wie die Knaben – im Wettkampf gegeneinander ihre Schnelligkeit und Körperkraft messen sollten, da er der Überzeugung war, daß – wenn beide Elternteile kräftig seien – auch ihre Nachkommenschaft kräftiger sei« (*Xen. Lac. pol.* 1, 4). Die in anderen griechischen Gesellschaften für ›typisch weiblich‹ erachteten Aufgaben, wie z.B. Weben, blieb den Frauen der untersten sozialen Schicht, den Sklavinnen vorbehalten. Xenophon überliefert nämlich den Gedanken, dass Mädchen, die im Haus eingeschlossen seien, nichts Großartiges leisten bzw. gebären könnten (*Xen. Lac. pol.* 1, 3). Diese Vorstellung wird auch bei Plutarch greifbar. Er überliefert, dass einst eine Frau aus Kleinasien mit ihren überaus kostbaren Webarbeiten prahlte. Als die Spartanerin das sah, zeigte sie auf ihre ›wohlgeratenen Söhne‹ und meinte, so müssten »die Werke guter und ehrbarer Frauen aussehen« (*Plut. Sprüche der Spartaner*, 33).

Um die Voraussetzungen für das Gebären gesunder Kinder möglichst optimal zu gestalten, wurde Xenophon und Plutarch zufolge ebenso Rücksicht auf das Heiratsalter der Spartanerinnen genommen. Die Mädchen wurden

erst verheiratet, wenn sie körperlich in der Lage waren, Geschlechtsverkehr und Geburt unbeschadet zu überstehen (Xen. *Lac. pol.* 1, 6; Plut. *Lyc.* 15). Auch diese Gewohnheit ist etwas Besonderes für die griechisch-römische Antike. Von Athen wissen wir, dass Mädchen sehr früh verheiratet wurden.⁵⁷ Der Altersunterschied zum Gatten war oft sehr groß, was die Subordination der Frauen häufig verstärkte. Von Sparta ist aber überliefert, dass Frauen mit einem gewissen Selbstbewusstsein, welches sie sich durch ihre Sozialisation aneignen konnten, die Ehe eingingen. Die Pflichten eines Spartiaten führten darüber hinaus dazu, dass die Eheleute nicht ständig gemeinsam unter einem Dach lebten. Der *hómoios* war ja bis zu seinem 30. Lebensjahr verpflichtet, in der Männergesellschaft zu leben.

Xenophon berichtet außerdem: So wie Essen und Trinken nicht übermäßig betrieben werden sollten, war es auch verboten, dem Sexualleben mit der eigenen Ehefrau ungehemmt zu frönen. Vielmehr sollte der Mann Scham empfinden, wenn er seine Frau aufsucht und wieder verlässt. Dadurch würde das gegenseitige Verlangen der Eheleute gestärkt, was wiederum zu kräftigeren Nachkommen führe (Xen. *Lac. pol.* 1, 5f.; vgl. auch Plut. *Lyc.* 15). Im Zusammenhang mit der Eheschließung zeichnet Plutarch ein bizarres Hochzeitsritual: »Man heiratet durch Raub, nicht kleine und noch nicht mannbar, sondern voll erwachsene und reife Mädchen. Die Geraubte nahm die so genannte Brautbedienerin in Empfang, schor ihr den Kopf bis auf die Haut ab, zog ihr ein Männergewand und Schuhe an und legte sie allein ohne Licht auf eine Streu. Dann kam der Bräutigam herein, nicht betrunken und ausgelassen, sondern nüchtern, nachdem er wie immer bei dem Gemeinschaftsmahl gespeist hatte, löste ihren Gürtel, hob sie auf und legte sie aufs Bett. Doch blieb er nicht lange bei ihr, sondern ging sitzsam davon, um wie früher am bewohnten Ort mit den anderen jungen Leuten zu schlafen. Und auch in der Folgezeit machte er es so, verbrachte den Tag mit den Altersgenossen und schlief mit ihnen bei Nacht, und nur heimlich und mit aller Vorsicht ging er zu seiner jungen Frau, mit Scheu und in der Besorgnis, dass jemand im Hause es bemerkte, wobei aber auch die junge Frau darauf bedacht war, es so einzurichten, daß sie zu guter Zeit und unbemerkt zusammenkommen konnten. Das machten sie nicht nur kurze Zeit so, sondern manchem waren Kinder schon geboren worden, bevor er seine Frau am Tage zu Gesicht bekam. Eine solche Art des Zusammenkommens war nicht nur eine Übung in der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, sondern führte sie auch mit zeugungskräftigen Körpern und mit immer neuem und frischem Begehren zur Vereinigung, nicht entkräftet und entnervt durch allzu häufigen Liebesgenuß, sondern so, dass eins immer im andern einen Rest und einen Funken von Liebe und Verlangen zurückließ« (Plut. *Lyc.* 15). Ob dieses Ritual als Initiation für den Mann

oder für die Frau auszulegen ist, wird in der modernen Forschung kontrovers diskutiert.⁵⁸

Lykurg soll auch den sexuellen Verkehr außerhalb der Ehe geregelt haben. Um gesunde Nachkommen zu erhalten, war es im Gegensatz zu anderen griechischen *póleis* offensichtlich erlaubt, Polyandrie zu betreiben, und zwar, wenn der Ehemann es für richtig erachtete. Ein alter Mann konnte einen angesehenen jungen Mann zum Sexualverkehr mit der eigenen Ehefrau bitten, um »sich von diesem Kinder zeugen zu lassen« (Xen. *Lac. pol.* 1, 7; Plut. *Lyc.* 15).

Hinweise in den antiken Quellen erlauben die Annahme, dass Spartanerinnen im Vergleich zu Frauen in anderen androzentrisch organisierten Gesellschaften eine »außergewöhnliche« Rolle in ihrer Gesellschaft einnahmen: (1) Die Quellen berichten von einer ausgewogenen Ernährung der Mädchen. Tatsächlich zeigen ethnologische Untersuchungen aus feministischer Perspektive, dass in männerdominierten Gesellschaften sehr häufig Mädchen weniger zu essen und trinken bekommen als Knaben.⁵⁹ (2) Auch die Bewegungsfreiheit war in Sparta für Mädchen gewährleistet. Sie mussten ihre Körper trainieren, zeigten sich in der Öffentlichkeit und wurden nicht weggesperrt (Xen. *Lac. pol.* 1,3f.). Auch dies ist eher ungewöhnlich für androzentrische Gesellschaften, in denen Frauen sehr häufig abgeschieden ihr Dasein verbringen müssen.⁶⁰ Dass in Sparta mit Körperlichkeit und Nacktheit recht offen umgegangen wird, ist ebenso bedeutsam.⁶¹ (3) Spartanerinnen werden verheiratet, wenn sie Geschlechtsverkehr und Geburt körperlich überstehen können. Die lykurgischen Vorkehrungen sollten die Spartanerin vor dem Schicksal, aufgrund des jugendlichen Alters im Kindbett zu sterben, schützen. (4) Die Spartanerin musste keine Mitgift in die Ehe einbringen. Nach Plutarch (*Sprüche der Spartaner*, 33) wollte Lykurg damit verhindern, dass Mädchen wegen ihrer Armut unverheiratet blieben, andere jedoch aufgrund ihres Reichtums viele Freier zur Auswahl hatten. (5) Hinweise in den antiken Quellen deuten darauf hin, dass die Spartanerin erbberechtigt war. In der aktuellen Spartaforschung wird dieser Aspekt jedoch kontrovers diskutiert.⁶² Unbestritten scheint hingegen die wirtschaftliche Macht der Spartanerin. Denn als Verwalterin des *oikos* war ihr Mann in gewisser Weise ökonomisch von ihr abhängig.⁶³ Nur wenn die Frau den *oikos* wirtschaftlich rentabel verwaltete, konnte sich der Mann die Mitgliedschaft in der Speisegemeinschaft leisten.

Mag in der aktuellen Frauen- und Geschlechterforschung auf die besondere Stellung der Spartanerin in der griechischen und römischen Antike hingewiesen werden,⁶⁴ so muss bei all diesen Überlegungen berücksichtigt werden, dass die Festlegung sozialer Wertigkeiten privilegierten Männern ob-

lag. Eine dünne Gesellschaftsschicht bestimmte, welchem Lebensbereich welche Bedeutung beigemessen wurde, und wer daran teilnehmen durfte bzw. musste. Frauen waren unabhängig von ihrer sozialen Stellung aus der politischen Sphäre ausgeschlossen.

Jede Rücksichtnahme auf die Spartanerin erfolgte im Hinblick auf das Gemeinwohl. Die Sorge um die Spartanerin ist als Sorge um die künftige Mutter zu verstehen. Dass diese Maßnahmen für einzelne Lebensrealitäten bedeutend sein konnten, steht nicht zur Debatte. Jedoch darf die Motivation solcher Anordnungen nicht vergessen werden. Das mit gesellschaftlicher Relevanz versehene Aktionsfeld der Frau wird ausschließlich auf ihre Reproduktionsfähigkeit reduziert. In diesem Zusammenhang gibt es für die oben angeführte Anekdote über das Gespräch zwischen einer Frau aus Kleinasien und einer aus Sparta noch eine zusätzliche Interpretationsmöglichkeit: Der Frau aus Kleinasien ist es abgesehen von ihrer Gebärfähigkeit möglich, sich in einem kreativen Feld zu betätigen und zu bestätigen. Der Spartanerin bleibt einzig die prokreative Macht.

Resümee und Ausblick

Die aus einzelnen antiken Quellen gewonnenen Informationen zeigen Sparta als eine durch unterschiedliche Hierarchisierungen strukturierte Gesellschaft. Im Zentrum dieses spartanischen Kosmos steht die Gruppe der Spartiaten. Das Leben dieser privilegierten Männer, ihre Erziehung, die das Gemeinwohl der *pólis* bedingte, war auf Krieg ausgerichtet. Jegliche andere Arbeit wurde an Menschen abgegeben, die auf unterschiedliche Weise ausgebeutet und diskriminiert wurden: an die Perioiken/Perioikinnen, Heloten/Helotinnen, Sklaven/Sklavinnen – aber auch an die Ehefrauen, die den *oikos* verwalteten. Das gesamte Leben der Spartiaten war aufs Kämpfen hin ausgerichtet, darüber wurde Männlichkeit definiert. Alle anderen Tätigkeiten, von denen die Vollbürger entbunden waren, sind als Stigma und als ›nicht gleichwertig‹ zu verstehen. Unbestritten waren auch die alltäglichen Arbeiten Voraussetzung für das Überleben der Spartiaten. Entscheidend ist jedoch, dass diesen Tätigkeiten von den Norm bestimmenden Personen keine große Bedeutung beigemessen wurde (Xen. *Lac. pol.* 1, 4; Plut. *Sprüche der Spartaner*, 38). Was bedeutet dies für die Spartanerin im Hinblick auf ihre wirtschaftlichen Kompetenzen? Es mag zutreffen, dass einzelne Spartanerinnen aufgrund ihrer wirtschaftlichen Macht großen Einfluss auf ihre Männer ausübten bzw. ein Abhängigkeitsverhältnis schufen. Für die Konzeptualisierung von Weiblichkeit und Männlichkeit ist jedoch entscheidend, dass diese Tätigkeit nicht

mit derselben Wertschätzung versehen wurde wie das Kriegerum, auch wenn es praktisch die Voraussetzung für das männliche (= spartiatische) Leben war. Musste sich der Spartiate im soziokulturellen Interaktionsraum verwirklichen, so konnte sich die Spartanerin allein durch ihre ›biologische Vorherbestimmung‹ beweisen. Weiblichkeit war allein über die Reproduktionsfähigkeit der Spartanerin definiert. Das Sterben im Kindbett wurde mit dem Sterben eines Soldaten auf dem Schlachtfeld verglichen.⁶⁵ Weiblichkeit wird also mit Kriterien gemessen, die eigentlich für das Männlichkeitskonzept vorgesehen sind. Weiblichkeit ist somit im Hinblick auf Männlichkeit (= Kriegersein) konzeptualisiert zu verstehen. In diesem Sinne kann eine Spartanerin auch Kriegerin in ihrem Aufgabenbereich, der Reproduktion, sein. Die spartanische Gesellschaft war somit ausschließlich an Männlichkeitsidealen und -konzepten orientiert; daher kann von einer Geschlechtseliminierung gesprochen werden. Aber: Im realen Leben hatten weder Männer noch Frauen in der Ausübung ihrer Pflichten Wahlmöglichkeiten. Unabhängig von ihrem Geschlecht mussten sie sich in eine straff organisierte Gesellschaft integrieren. Da weder Männer noch Frauen die Möglichkeit hatten, ihre individuellen Interessen zu vertreten, kann der Begriff Egalität, so wie er eingangs definiert wurde, zur Beschreibung der Geschlechterkonzeptionen für Sparta im Kontext von Kriegen nicht verwendet werden.

Es ist wenig verwunderlich, dass das antike Spartabild sehr stark in totalitären Gesellschaften jüngerer Zeit rezipiert wurde.⁶⁶ Die antike *pólis* und ihre überlieferten Bräuche eigneten sich nur allzu gut für Versuche, rassistische und sexistische Diskriminierung zu historisieren. Die ›natürliche Auslese‹ lebenswerten Lebens, der Umgang mit den Heloten, die Erschaffung eines idealen Krieger- und Muttertyps wurden bis in die Gegenwart herauf ideologisch instrumentalisiert.⁶⁷

Anmerkungen

- 1 Thommen 2003, 37; Luther 2004, 59-77.
- 2 Latacz 2004, 165-169.
- 3 Scott 1988, 42f.
- 4 Scott 1988, 43f.
- 5 Althoff, Bereswill, Riegraf 2001, 186f; Scott 2001, 42.
- 6 Nagl-Docekal 1990, 8.
- 7 Nagl-Docekal 1990, 12.
- 8 Wolff, Kätzel 2005; Nachtigall, Dietrich 2005, 6.
- 9 Waywell 2003, 173ff.
- 10 Welwei 2001a, 791ff.
- 11 Rhodes 2001, 23ff.
- 12 Baltrusch 1998, 38; Welwei 2004, 54.
- 13 Rhodes 2001, 24.
- 14 Thommen 2003, 25-30; Welwei 2004, 13-131.
- 15 Welwei 2004.
- 16 Thommen 2003, 7-10.
- 17 Plant 2004.
- 18 Pomeroy 2002, 140-170.
- 19 Boring 1979; Baltrusch 1998, 34f.
- 20 Boring, 1979, 73; Thommen 1996, 31ff; Luther 2004, 59-63.
- 21 Pomeroy 2002, 9-12; Plant 2004, 84ff.
- 22 Welwei 2001a, 784. 794.
- 23 Rawson 1969; Tigerstedt 1974.
- 24 Rebenich 1998, 2; Cartledge 2001, 169.
- 25 Welwei 2001b, 796; Thommen 2003, 145f.
- 26 Cartledge 1998, 701.
- 27 Thommen 1996, 134-137.
- 28 Shipley 2002.
- 29 Thommen 2003, 115f.
- 30 Shipley 2002, 185ff; Thommen 2003, 115.
- 31 Shipley 2002, 189; Kennell 1999, 189.
- 32 Kennell 1999, 189; Thommen 2003, 114-117.
- 33 Xenophon, *Verfassung* 7, 1-3; Thommen 1996, 72f; Shipley 2002, 189.
- 34 Baltrusch 1998, 32; Thommen 2003, 112ff; Luraghi 2002.
- 35 De Ste Croix 2002, 191; Ducat 2002, 197.
- 36 Ducat 2002, 199f.
- 37 De Ste Croix 2002, 193. 196.
- 38 Pomeroy 2002, 102f.
- 39 Thommen 2003, 113.
- 40 Figueira 1999, 211f.
- 41 Thommen 2003, 114.
- 42 Pomeroy 2002, 95f. 100ff; Ducat 2002.
- 43 Just 1989, 13-25.
- 44 Pomeroy 2002, 95-103.
- 45 Baltrusch 1998, 17.

- 46 Frevert 1986, 15-25.
- 47 Gardner 1995, 156-160; Wiesehöfer 1999a, 464; Eder 2000, 405f.
- 48 Christes 1998, 113.
- 49 Baltrusch 1998, 66.
- 50 Baltrusch 1998, 67.
- 51 Pomeroy 2002, 54f.
- 52 Hartmann 2000, 139ff.
- 53 Pomeroy 2002, 54f; Xen. Lac. pol. 2, 12ff; Plut. Lyc. 17.
- 54 Welwei 2001b, 796.
- 55 Wiesehöfer 1999b, 468f.
- 56 Plutarch, *Sprüche der Spartaner*, 32. Thommen 2003, 135f.
- 57 Wiesehöfer 1998, 256.
- 58 Cartledge 1981, 101; Schmitz 2002, 561-573.
- 59 Dumont du Voitel 1994, 256-260.
- 60 Dumont du Voitel 1994, 263-266.
- 61 Thommen 2003, 135f.
- 62 Dettenhofer 1994, 36f; Thommen 2003, 139f.
- 63 Dettenhofer 1994; Baltrusch 1998, 74.
- 64 Dettenhofer 1994.
- 65 Plut. Lyc. 27,3; Baltrusch 1998, 85; Dettenhofer 1994, 24.
- 66 Rawson 1969; Losemann 2003, 163-170.
- 67 Beispiele hierfür: Berve 1937, 50f; Patriarcheas 1939.

Literatur

- Althoff, Bereswill, Riegraf 2001 = Althoff, Martina, Mechthild Bereswill und Birgit Riegraf: *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*, Opladen 2001.
- Baltrusch 1998 = Baltrusch, Ernst: *Sparta. Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, München 1998.
- Berve 1937 = Berve, Helmut: *Sparta*, Leipzig 1937.
- Boring 1979 = Boring, Terrence A.: *Literacy in Ancient Sparta*, Mnemosyne, Supl. 54, Leiden 1979.
- Cartledge 1981 = Cartledge, Paul: *Spartan Wives. Liberation or Licence*, The Classical Quarterly, 31 (1981), 84-105.
- Cartledge 1998 = Cartledge, Paul: *Homoioi*, DNP, 5 (1998), 700f.
- Cartledge 2001 = Cartledge, Paul: *Spartan Reflections*, London 2001.
- Christes 1998 = Christes, Johannes: *Erziehung*, DNP, 4 (1998), 110-120.
- De Ste Croix 2002 = De Ste Croix, Geoffrey Ernest Maurice: *The Helot Threat*, Whitby, Michael, Hg.: *Sparta*, Edinburgh 2002, 190-195.
- Dettenhofer 1994 = Dettenhofer, Maria H.: *Die Frauen von Sparta. Ökonomische Kompetenz und politische Relevanz*, in: Dettenhofer, Maria H., Hg.: *Reine Männer-sache? Frauen in Männerdomänen der antiken Welt*, Köln 1994, 15-39.
- Ducat 2002 = Ducat, Jean: *The Obligations of Helots*, in: Whitby, Michael, Hg.: *Sparta*, Edinburgh 2002, 196-211.

- Dumont du Voitel 1994 = Dumont du Voitel, Waltraud: Macht und Entmachtung der Frau. Eine ethnologisch-historische Analyse, Frankfurt am Main/New York 1994.
- Eder 2000 = Eder, Walter: Patriarchat, DNP, 9 (2000,) 404-407.
- Figueira 1999 = Figueira, Thomas: The evolution of the Messenian identity, Hodkinson, Stephen und Anton Powell, Hg.: Sparta. New Perspectives, London 1999, 211-244.
- Frevert 1986 = Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986.
- Gardner 1995 = Gardner, Jane: Frauen im antiken Rom. Familie, Alltag, Recht, München 1995.
- Hartmann 2000 = Hartmann, Elke, Päderastie, DNP, 9 (2000), 139-141.
- Just 1989 = Just, Roger: Women in Athenian Law and Life, London/New York 1989.
- Kennell 1999 = Kennell, Nigel: From *Perioikoi* to *Poleis*: The Laconian Cities in the Late Hellenistic Period, in: Hodkinson, Stephen und Anton Powell, Hg.: Sparta. New Perspectives, London 1999, 189-210.
- Latacz 2004 = Latacz, Joachim: Die griechische Literatur in Text und Darstellung. Bd. 1: Archaische Periode, Stuttgart 2004.
- Losemann 2003 = Losemann, Volker: Sparta I. Bild und Deutung, DNP, 15/3 (2003), 153-172.
- Luraghi 2002 = Luraghi, Nino: Helotic Slavery Reconsidered, in: Powell, Anton und Stephen Hodkinson, Hg.: Sparta. Beyond the Mirage, London 2002, 227-248.
- Luther 2004 = Luther, Andreas: Könige und Ephoren. Untersuchungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte, Frankfurt a. M. 2004.
- Nachtigall, Andrea und Dietrich, Anette; (Mit-)Täterinnen. Weiblichkeitsdiskurse im Kontext von Gewalt, Krieg und Nation, ARIADNE. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 47 (2005), 6-13.
- Nagl-Docekal 1990 = Nagl-Docekal, Herta: Feministische Geschichtswissenschaft – ein unverzichtbares Projekt, L'Homme, 1 (1990), 7-18.
- Patriarcheas 1939 = Patriarcheas Angelika N.: Prolegomena zu jeder künftigen weiblichen Erziehung, Inaugural-Dissertation, Berlin 1939.
- Plant 2004 = Plant Ian M.: Women Writers of Ancient Greece and Rome: An Anthology, London 2004.
- Pomeroy 2002 = Pomeroy, Sarah B.: Spartan Women, New York 2002.
- Rawson 1969 = Rawson, Elizabeth: The Spartan Tradition in European Thought, Oxford 1969.
- Rhodes 2001 = Rhodes, Peter J.: Polis, DNP, 10 (2001), 23-26.
- Schmitz 2002 = Schmitz, Winfried: Die geschorene Braut. Kommunitäre Lebensformen in Sparta, Historische Zeitschrift, 247 (2002), 561-602.
- Scott 1988 = Scott, Joan W.: Gender. A Useful Category of Historical Analysis, New York/Oxford 1988.
- Scott 2001 = Scott, Joan W.: Die Zukunft von *gender*. Fantasien zur Jahrtausendwende, Honegger, Claudia und Caroline Arni, Hg.: Gender – Die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik, Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott, Zürich 2001, 39-63.
- Shipley 2002 = Shipley, Graham: Perioecic Society, in: Whitby, Michael, Hg.: Sparta, Edinburgh 2002, 182-189.

- Thommen 1996 = Thommen, Lukas: Lakedaimonion Politeia. Die Entstehung der spartanischen Verfassung, in: *Historia Einzelschriften*, 103, Stuttgart 1996.
- Thommen 2003 = Thommen, Lukas: Sparta. Verfassungs- und Sozialgeschichte einer griechischen Polis, Stuttgart 2003.
- Tigerstedt 1974 = Tigerstedt, Eugene N.: *The Legend of Sparta in Classical Antiquity II*, Uppsala 1974.
- Waywell 2003 = Waywell, Geoffrey B.: Sparta II. Geschichte der Ausgrabungen, DNP, 15/3 (2003), 173-181.
- Welwei 2001a = Welwei, Karl-Wilhelm: Sparta, DNP, 11 (2001), 784-795.
- Welwei 2001b = Welwei, Karl-Wilhelm: Spartiaten, DNP, 11 (2001), 796.
- Welwei 2004 = Welwei, Karl-Wilhelm: Sparta. Aufstieg und Niedergang einer antiken Großmacht, Stuttgart 2004.
- Wiesehöfer 1998 = Wiesehöfer, Josef: Heiratsalter, DNP, 5 (1996), 256f.
- Wiesehöfer 1999a = Wiesehöfer, Josef: Kind, Kindheit, DNP, 6 (1999), 464-466.
- Wiesehöfer 1999b = Wiesehöfer, Josef: Kindesaussetzung, DNP, 6 (1999), 466-469.
- Wolff, Kätzel 2005 = Wolff, Kerstin und Ute Kätzel: Editorial, ARIADNE. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte, 47 (2005), 3f.

Übersetzungen

- Aristoteles: Politik – Schriften zur Staatstheorie. Übersetzt und herausgegeben von Franz F. Schwarz, Stuttgart 2003.
- Herodot: Historien 2. Griechisch-deutsch, herausgegeben von Josef Feix, München 1963.
- Plutarch: Sprüche der Spartaner (ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Manfred Clauss, Frankfurt a. M. 1985.
- Plutarch: Große Griechen und Römer 1. Eingeleitet und übersetzt von Konrad Ziegler, Bern 1954.
- Xenophon: Die Verfassung der Spartaner. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Stefan Rebenich, Darmstadt 1998.

Mobilisierung und Beteiligung

Die griechischen Stadtstaaten, Karthago und Rom

WALTER SCHEIDEL

Stadtstaat, Krieg und Politik

Die Wechselwirkung zwischen militärischer Mobilisierung und politischen Rechten ist seit langem Gegenstand politikwissenschaftlicher Untersuchungen. Gegenüber der Annahme, dass intensive kriegerische Anstrengungen tendenziell die Entwicklung autokratischer Institutionen fördern, ergibt sich aus einer differenzierteren Betrachtung von konkreten historischen Fällen, dass die politischen Konsequenzen militärischer Aktivität sowohl durch die Ausgangsbedingungen als auch durch den Charakter der Kriegsanstrengungen bestimmt werden. In von vornherein autokratisch-zentralisierten Staaten wie auch in jenen konstitutionellen Systemen, die besonders große und langfristige Investitionen in die Kriegsführung vornehmen, ist eine Stärkung autokratischer Strukturen das historisch wahrscheinlichste Ergebnis. Die ›Streitenden Reiche‹ im antiken China oder Preußen und Frankreich im frühmodernen Europa bieten einschlägige Beispiele. Im Gegensatz dazu erfahren Systeme mit konstitutionellen Traditionen, die in weniger intensive Konflikte verwickelt werden oder aber in hohem Masse auf externe Ressourcen zurückgreifen können, keine derartige Entwicklung und bisweilen sogar eine Erweiterung politischer Rechte: England, Schweden und die Niederlande sind hier anzuführen.¹ In modernen Demokratien beschleunigt kriegerische Mobilisierung vielfach die langfristige Verbesserung des politischen Status breiter Bevölkerungsschichten.²

Im Bereich der Alten Geschichte wird solchen Wechselbeziehungen in der Regel nicht systematisch nachgegangen. Um diesem Defizit abzuhelpen, bieten die folgenden Ausführungen ein stark vereinfachtes Idealmodell der kausalen Vernetzung militärischer und politischer Mobilisierung, das sich aus Platzgründen auf den Typ des antiken Stadtstaats konzentriert. Dabei soll ganz knapp skizziert werden, wie sich in diesen sozial und kulturell kohäsiven politischen Einheiten das Ausmaß militärischer Beteiligung und der Umfang politischer Rechte und Konzessionen in einer dynamischen Rückkopplungsschleife (*feedback loop*) gegenseitig bedingen.

Massenmobilisierung für militärische Zwecke und die Bereitschaft zu politischen Kompromissen, die militärischer Massenmobilisierung zuträglich sind, sind charakteristische Merkmale von Stadtstaaten. Zumindest in dieser Hinsicht sind die Unterschiede zwischen Stadtstaaten mit verschiedenen Regierungsformen geringer als die Unterschiede zwischen allen Stadtstaaten einerseits und anderen (vormodernen) Arten von Staaten andererseits. Diese Schlussfolgerung ergibt sich aus einem auf Vollständigkeit ausgelegten komparativen Überblick über 36 Stadtstaatkulturen in Europa, Asien, Afrika und Amerika in den letzten 5000 Jahren.³ Für fast die Hälfte dieser Fälle sind keine einschlägigen Informationen verfügbar. Unter den 20 besser dokumentierten Systemen gab es in sieben sicher und in drei weiteren möglicherweise einen hohen Grad von militärischer Beteiligung, während fünf andere von einem Milizsystem zu militärischer Professionalisierung übergingen und ein weiteres sich in die entgegengesetzte Richtung wandelte.⁴ Insgesamt scheinen zumindest 16 von 20 Systemen, oder 80 Prozent, wenigstens zeitweise einen hohen militärischen Mobilisierungsgrad erreicht zu haben. Streng genommen müssten wir dieses Ergebnis mit dem durchschnittlichen Mobilisierungsgrad aller anderen vormodernen Staaten in der Weltgeschichte vergleichen, um seine Bedeutung präzise erfassen zu können: Allerdings ist es von vornherein extrem unwahrscheinlich, dass ein Grossteil aller vormodernen Staaten (anders als Stämme oder *chiefdoms*) breit angelegte Bürgermilizsysteme unterhielten, anstatt sich der Dienste mehr oder weniger professioneller Truppen zu bedienen, die aus Tribut- und Steuerzahlungen unterhalten wurden und bei Bedarf durch Anwerbungen in der eigenen Zivilbevölkerung, in peripheren Gruppen oder im Ausland ergänzt werden konnten. Weiter ergibt sich aus diesem Beispiel von 20 hinlänglich bezeugten Stadtstaatkulturen das Fehlen eines exklusiven Zusammenhangs zwischen politischem Regime und Mobilisierungsintensität: sieben der 16 »aktiven« System waren Monarchien, sechs hatten zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Verfassungen, und drei waren oligarchische Republiken.⁵ Dies legt den Schluss nahe, dass der Staats-Typus (d.h., Stadtstaat im Vergleich zu anderen Arten von Staaten) ein weit-aus bedeutenderer Determinant des Ausmaßes militärischer Mobilisierung war als die spezifische Regierungsform. Dies wird darauf zurückzuführen sein, dass ein – im globalen Kontext gesehen – vergleichsweise hoher Grad von Partizipation und Konsultation der Bürger dem Typ des Stadtstaates bereits von vornherein inhärent ist, wodurch der Verfassungstyp bloß von sekundärer Bedeutung sein kann. Dies stimmt mit den folgenden Fallstudien überein, die vergleichbare militärisch-politische Kompromiss- und Reformprozesse in verschiedenen Regimes verfolgen, nämlich sowohl in direkten Demokratien wie in Griechenland als auch in Oligarchien mit institutionalisi-

sierter Einbindung breiter Bevölkerungsschichten wie in Karthago und Rom. Der zumindest vordergründig plausiblen Annahme, dass demokratische Strukturen militärischer Massenmobilisierung in größerem Masse zuträglich waren als oligarchische oder gar monarchische Regierungsformen – d.h., dass auch zwischen einzelnen Stadtstaatkulturen bedeutende Unterschiede in der jeweiligen Mobilisierungskapazität bestanden, die mit der Regierungsform korrelieren – kann in dem hier zur Verfügung stehenden begrenzten Raum leider nicht näher nachgegangen werden, zumal ein solcher Ansatz einen einigermaßen präzisen Vergleich der Mobilisierungsintensität erforderlich machen würde. Es ist zu hoffen, dass diesem Problem in Zukunft größere Beachtung geschenkt werden wird.

Die griechischen Stadtstaaten

Militärische Krisen und Demokratisierung

Die karge Überlieferung zu den frühesten Demokratien stellt wiederholt eine Beziehung zwischen Demokratisierung und militärischer Mobilisierung her. Allerdings sind alle diese Prozesse ausgesprochen dürftig dokumentiert, und jegliche moderne Interpretation bleibt daher zwangsläufig unsicher. Demokratisierung konnte militärische Erfolge nach sich ziehen, vermutlich aufgrund des erhöhten Mobilisierungspotentials. Als Megara um 600 v. Chr. eine – laut feindseligen Quellen – »ungehemmte Demokratie« einrichtete, folgten maritime Operationen, wie etwa eine (erfolglose) Expedition in das Marmarameer, um die Samier zu bekriegen, sowie eine anfänglich erfolgreiche Kampagne gegen Athen, um Kontrolle über die Insel Salamis zu gewinnen. Der umgekehrte Prozess ist gleichfalls bezeugt. Nach ihrem Sieg über die Megarer kehrte die samische Flotte nach Samos zurück, stürzte die oligarchischen *geomoroi*, und »befreite« dadurch den Staat. Dabei könnte es sich wohl um die Schaffung eines demokratischen Systems gehandelt haben. Es ist auch denkbar, dass das »radikale« demokratische Regime im sizilischen Syrakus im Jahre 412 v. Chr. durch breite Teilnahme an der erfolgreichen Abwehr der athenischen Invasion ermöglicht oder gestärkt wurde. Weiter liefern unsere Quellen mehrere Beispiele von demokratischen Umstürzen im Gefolge von schweren Niederlagen. Kurz nach der Niederlage am Helarus-Fluss 492 v. Chr. erhob sich der Demos von Syrakus und entmachtete die oligarchischen *gamoroi*. In Akragas, ebenfalls auf Sizilien, wurde der Tyrann Thrasydeus nach seiner Niederlage gegen Hieron von Syrakus gestürzt und eine Demokratie eingerichtet. In Argos auf der Peloponnes zog die katastrophale

Niederlage gegen Sparta bei Sepeia (c. 494 v. Chr.) schwere Unruhen nach sich, in der die ›Sklaven‹ angeblich die Macht übernahmen; der genaue Charakter dieses Regimes bleibt allerdings unsicher. In Kyrene in Nordafrika führte eine Niederlage gegen die Libyer in der Mitte des 6. Jh. v. Chr. zu einer vorübergehenden Beseitigung der Monarchie und einem möglicherweise demokratischen Regierungssystem. Im Jahre 473 v. Chr. unterminierte ein erfolgloser Krieg gegen die Iapygier das aristokratische Regime in Tarent in Unteritalien und brachte Demokraten an die Macht.⁶

Diese wenigen Beispiele erlauben allerdings keine Verallgemeinerungen. Für die klassische Periode fließt die Überlieferung viel reichlicher: Die grundlegende Studie erfasst nicht weniger als 283 Fälle von Bürgerkrieg im 5. und 4. Jh. v. Chr.⁷ In bis zu 70 dieser Fälle wurde eine Oligarchie durch eine Demokratie ersetzt, wogegen sich in bis zu 63 Fällen der umgekehrte Prozess vollzog. Allerdings ist zu beachten, dass Regimewechsel im Zuge militärischer Misserfolge nur sehr selten ohne auswärtige Einmischung abliefen.⁸ Im Gegenteil boten Interventionen anderer Staaten häufig den Anstoß zu Umstürzen oder bildeten zumindest ein wesentliches Element: Nicht weniger als 204 derartige Fälle sind bezeugt. Dies erklärt sich daraus, dass im Zeitalter des voll entwickelten griechischen *state system* und komplexer Allianzsysteme nur wenige Stadtstaaten überhaupt imstande waren, ihre Regierungsform frei von auswärtigen Einflüssen zu bestimmen. Diese Tatsache macht es sehr schwierig, aussagekräftige Beziehungen zwischen politischem System und populärer Mobilisierung herzustellen.

Idealtypische Geschichte: Athen als Modell

Dank seiner ungewöhnlichen Größe und Stärke bietet der athenische Staat eine seltene Gelegenheit, politische Veränderungen zu beobachten, die (zumeist) ohne direkte äußere Intervention erfolgten. In diesem Fall kann festgestellt werden, dass militärische Ereignisse und politische Prozesse eng vernetzt waren und sich bis zu einem bestimmten Grad gegenseitig bedingen. So können – natürlich simplifizierend reduktiv – ›demokratisierende‹ Prozesse in Athen als eine Serie von Reaktionen auf militärische Impulse aufgefasst werden. Dabei erlaubt es die für antike Verhältnisse vergleichsweise gute Quellenlage, die zyklische und gleichsam sich ›selbst-verstärkende‹ Sequenz von militärischer Herausforderung – demokratischer Reform – militärischer Mobilisierung usw. nachzuzeichnen. Um die zentrale idealtypische These der gegenseitigen Bedingtheit militärischer und politischer Entwicklungen klar hervortreten zu lassen, sind die folgenden Ausführungen bewusst reduktiv ge-

halten, indem sie sich auf diesen fundamentalen Konnex konzentrieren. Eine Berücksichtigung der realen Komplexität und aller begleitenden Faktoren würde selbstverständlich eine viel längere Darstellung erforderlich machen.

Das frühe 6. Jahrhundert v. Chr.

Um 600 v. Chr., oder vielleicht schon etwas früher, etablierte sich in Megara ein »demokratisches« System (was immer das im Einzelnen heißen mochte), das zumindest später als radikal angesehen wurde. Gläubiger sollten genötigt werden, Zinsen auf Darlehen zurückzuzahlen, was vermutlich darauf abzielte, die Armen gegen die Reichen zu schützen, Abhängigkeit und Ungleichheit zu verringern und sozialen Konflikt einzudämmen.⁹ Regimewechsel, in Verbindung mit Reform, ermöglichte eine stärkere Mobilisierung der Bevölkerung, was wiederum die militärische Stärke Megaras erhöhte. Es wurde bereits oben auf den Feldzug in das Marmara-Meer hingewiesen. Um dieselbe Zeit herum fügte Megara Athen eine Niederlage zur See zu, welche Letztere dazu nötigte, Megaras Oberhoheit über die zwischen den beiden Staaten gelegene Insel Salamis anzuerkennen.¹⁰ In dieser Situation – sofern der sehr viel späteren Tradition überhaupt zu trauen ist – kam der Athener Solon dadurch zu Einfluss, dass er den Konflikt erneuerte, wodurch Salamis letztlich unter athenische Kontrolle gebracht wurde und, wiewohl erst mehrere Jahrzehnte später, sogar Megaras Hafen Nisäa besetzt werden konnte.¹¹

Solons Einfluss auf dieses Geschehen ist traditionell von seiner Rolle in den sozialen Reformen von 594/3 v. Chr. überschattet worden. Es ist verlockend, die dabei erfolgte *seisachtheia* – offenbar eine Form von Schuldentilgung – als eine (bewusste) Analogie zu den vorangegangenen vergleichbaren Maßnahmen in Megara zu verstehen, die sich als militärischer Mobilisierung zuträglich erwiesen und Erfolge gegen Athen ermöglicht hatten. Darüber hinaus müssen wir erwägen, dass Solons Reformen nicht bloß die interne Stabilität an sich verbessern sollten, sondern auch – oder letztendlich? – darauf abzielten, die militärische Schlagkraft Athens in Anlehnung an Megaras Erfolge zu steigern. Im breiteren Kontext von zwischenstaatlichem Konflikt in der frühen griechischen Polis-Welt können Solons Reformen (auch) als ein Beispiel von *bargaining* zwischen sozio-ökonomischen Gruppen zum Zweck der Intensivierung militärischer Mobilisierung interpretiert werden.

Das späte 6. Jahrhundert v. Chr.

Im 6. Jh. v. Chr. hatte sich Sparta zur stärksten Militärmacht im griechischen Mutterland entwickelt. Athen, außerhalb der spartanischen Hegemonie, aber unweit der spartanischen Bundesgenossen Megara und Ägina gelegen, war eine der flächen- und bevölkerungsmäßig größten *poleis*: In seinen militäri-

schen Möglichkeiten durch die angebliche Entwaffnung seiner Bürger durch die peisistratidischen Tyrannen erheblich eingeschränkt, hatte es doch dank seiner demographischen Ressourcen ein erhebliches Potential, durch intensivierte Mobilisierung zu einer regionalen Großmacht aufzusteigen. Im Jahre 510 v. Chr. besiegten spartanische Hopliten die Söldner des letzten Peisistratiden, was sowohl das Ende der Tyrannenherrschaft zur Folge hatte als auch den Athenern die militärische Schlagkraft gut trainierter Bürgersoldaten vor Augen stellte. Zwei Jahre später fiel Sparta in Attika ein und besetzte vorübergehend die Stadt Athen in Unterstützung einer der rivalisierenden lokalen Adelsfraktionen. Militärische Mobilisierung der Bürger beendete diese Intervention: 507 v. Chr. belagerte ein athenisches Aufgebot die Spartaner auf der Akropolis und erzwang ihren Abzug. Wahrscheinlich zur selben Zeit, um 508/7 v. Chr., implementierte der athenische Staatsmann Kleisthenes Reformen, die auf eine Reorganisierung der Bürgerschaft in Phylen, Trittyen und Demen abzielten. Ungeachtet der späteren Bedeutung dieser Einheiten als Baublöcke der demokratischen Verfassung schuf diese neue Struktur nicht bloß Wahlbezirke, sondern ebenso Aushebungsbezirke, die eine breit angelegte militärische Mobilisierung der Bevölkerung ermöglichen sollten. So ist die Schaffung einer starken Bürgerarmee wiederholt als ein zentrales Anliegen der kleisthenischen Reformen angesehen worden.¹² Diese Anschauung wird auch dadurch gestützt, dass athenische militärische Aktivitäten und Erfolge bereits unmittelbar danach deutlich zunahmen, wohingegen sich die politischen Konsequenzen dieser Reformen – d.h., eine graduelle »Demokratisierung« – erst allmählich und für geraume Zeit nur in mäßigem Umfang bemerkbar machten. Militärische Operationen intensivierten sich schon im Jahre 506 v. Chr.: Das athenische Bürgerheer stellte sich einem spartanischen Korps bei Eleusis entgegen und bewog es zum Rückzug. Unmittelbar danach wehrten die Athener Angriffe der Böotier und Chalkidier ab und erzielten zwei überzeugende Siege.¹³ 4 000 Athener wurden als Kleruchen auf konfisziertem chalkidischen Land angesiedelt.

Das 5. Jahrhundert v. Chr.

Als militärische und politische Institutionen, die auf der Teilnahme der Bürgerschaft beruhten, geschaffen worden waren, konnte sich eine selbst-verstärkende Rückkopplungsschleife zwischen militärischer und politischer Mobilisierung entwickeln und mit der Zeit intensivieren. In Herodots Worten, »solange [die Athener] von Tyrannen unterdrückt wurden, waren sie im Krieg nicht erfolgreicher als ihre Nachbarn, aber sobald sie befreit worden waren, erwiesen sie sich als die besten Krieger auf der Welt.«¹⁴ In der Praxis handelte es sich allerdings nicht um eine generelle Befreiung, sondern

vielmehr um viele kleine Schritte auf dem Weg zur Demokratie: Vielfältige Einschränkungen der politischen Anteilnahme wurden parallel zum Anstieg militärischer Mobilisierung geschwächt und beseitigt. Und tatsächlich weisen griechische Autoren wiederholt auf die politischen Auswirkungen partizipatorischer politischer Einrichtungen hin. Aristoteles stellte fest, dass sich Oligarchien in Zeiten des Kriegs dann wandeln, wenn sie dem Volk politische Beteiligung gewähren, um dadurch dessen militärisches Potential zu vergrößern. Der Tyrann Aristagoras von Milet hoffte die Schlagkraft der ionischen Poleis durch die Ersetzung von Tyrannen durch (vermutlich gewählte) Strategen und die rechtliche Gleichstellung des Volkes zu verbessern. Als die Oligarchen von Lesbos im Jahre 427 v. Chr. die Bürger als Hopliten ausrüsteten, forderten diese im Gegenzug eine faire Versorgung mit Lebensmitteln.¹⁵

Militärisch-politische Entwicklungen im Athen des 5. Jh. vollzogen sich nach dem selbem Schema: Kriegerische Aktivität und politischer Wandel erfolgten sozusagen im Gleichschritt. Auswärtige Interventionen und innenpolitischer Konflikt seit 511 v. Chr. hatten eine Reorganisation der Bürgerschaft um 508/7 v. Chr. eingeleitet. Dabei waren die politischen Reformen noch sehr beschränkt: Aristokraten wurden von der Volksversammlung zu Archonten gewählt und wurden dadurch Mitglieder des Areopags, einer senatsartigen quasi-oligarchischen Körperschaft. Militärische Erfolge folgten 507 und 506 v. Chr. Dies zog einige Jahre später die Einführung gewählter Strategen nach sich (501 v. Chr.), die als Generäle die Bürgermiliz der Hopliten führen sollten. Es ist kaum ein Zufall, dass sich die ersten politischen Veränderungen in jenem Bereich vollzogen, in der Massenmobilisierung am engsten mit militärischen Aspekten verbunden war, nämlich in der militärischen Kommandostruktur.

Im nächsten Schritt intervenierte Athen 498 v. Chr. im Ionischen Aufstand gegen die Perser. Das Scheitern dieser Bewegung erhöhte die Wahrscheinlichkeit persischer Aggression. Dieser Umstand, zusammen mit dem latenten Konflikt mit Ägina, einer lokalen Seemacht, die Megara als Lieblingsfeind Athens abgelöst hatte, bot neue Anreize zur militärischen Mobilisierung. Infolgedessen erhöhte Athen seine militärische Schlagkraft, insbesondere im Archontat des Themistokles (493/2 v. Chr.), mit der Befestigung des Piräus-Hafens und einem Flottenbauprogramm. 491 v. Chr. griffen die Athener Ägina mit 50 eigenen und 20 gemieteten Schiffen an. Dies zeigt, dass sich das Prinzip der Massenmobilisierung zu kriegerischen Zwecken bereits in die ärmeren Schichten der athenischen Bevölkerung auszudehnen begonnen hatte: Eine Flotte dieses Umfangs erforderte zwangsläufig die Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten über die Klasse der Hopliten hinaus. Darüber hinaus

wurden diese 50 Schiffe, an sich bereits eine der stärksten Flotten im griechischen Mutterland, im Jahre 482 v. Chr. noch durch weitere 100 Schiffe verstärkt.

Das Scheitern der persischen Invasion Attikas im Jahre 490 v. Chr., das der athenischen Hoplitenmiliz zu verdanken war, läutete eine neue Runde politischer Reformen ein. Drei Jahre später wurde das Scherbengericht (*ostrakismos*) zum ersten Mal angewendet (und sehr wahrscheinlich überhaupt erst erfunden). Gleichzeitig wurden die Archonten erstmals von Vertretern der Demen gewählt. Damit setzte sich der Prozess des *bargaining* zwischen der organisierten Bürgermiliz und der aristokratischen Führungsschicht fort, die ersterer größeren Einfluss in der Besetzung von Ämtern garantierte. Der Kampf um Wählerstimmen konzentrierte sich damit auf das Strategenamt, das für das ›Volk in Waffen‹ von zentraler Bedeutung war. Die dramatische Erweiterung der Flotte machte zudem eine Ausdehnung von politischen Kompromissen und Reformen auf ärmere Bevölkerungsschichten erforderlich.

Dies ergab sich insbesondere durch die erfolgreiche Abwehr der persischen Invasion von 480/79 v. Chr., an der sowohl die Hopliten als auch die Flottenmannschaften in vergleichbarem Umfang beteiligt waren. Die Schaffung eines ägäisweiten Alliansystems gegen das Perserreich unter athenischer Führung bewirkte die Akkumulierung von finanziellen Ressourcen in Athen, durch die eine außergewöhnlich große Flotte unbegrenzt lange unterhalten werden konnte, was wiederum den ärmeren Athenern, die als Ruderer dienten, auch langfristig eine Beteiligung im politischen Reformprozess sicherte. Eine erneute Intensivierung kriegerischer Aktivitäten in den 60er Jahren des 5. Jh. – mit erfolgreichen Operationen gegen die Perser und der Belagerung und Einnahme von Thasos – beschleunigte wie schon bei früheren Gelegenheiten politische Veränderungen. 462/1 v. Chr. büßte der Areopag einen Großteil seiner Macht ein, und Athen erfuhr eine merkliche Demokratisierung des politischen Geschehens, das nunmehr fest in den partizipatorischen Institutionen des Rats der 500, der Volksversammlung aller wehrfähigen Bürger und den Geschworenengerichtshöfen verankert war. Wie schon 507 v. Chr. ging dieser Prozess mit einer starken Expansion militärischer Unternehmungen einher, die schwere Anforderungen an alle Schichten der athenischen Bürgerschaft stellten. In den frühen 50er Jahren operierten athenische Streitkräfte auf Zypern, in Ägypten und in Phönizien gegen die Perser. Gleichzeitig bezwang Athen Ägina und begann damit, sein maritimes Alliansystem durch eine Hegemonie zu Lande in Mittelgriechenland zu erweitern. Von 454 bis 449 v. Chr. stieg die Zahl athenischer Bundesgenossen von etwa 135 auf zwischen 155 und 173. Die Finanzreserven der Allianz wurden nach Athen überführt, und die formelle Konsultation mit den Bündnisstaaten wurde ein-

gestellt. Allerdings stieß Athen trotz intensivierter Massenmobilisierung erstmals an die Grenzen seiner militärischen Leistungsfähigkeit: Die Intervention in Ägypten scheiterte ebenso wie die Expansion in Mittelgriechenland, und insbesondere die Hoplitenschicht erlitt massive Kriegsverluste.

Politische Reformen erfolgten parallel zu diesen außergewöhnlichen militärischen Anstrengungen. Geschworene wurden erstmals für ihre Dienste entlohnt, was breiteren Schichten eine Beteiligung ermöglichte. Zwischen 454 und 440 v. Chr. stieg die Zahl der Bürger, die von irgendeiner Form von staatlicher Entlohnung profitierten, auf etwa 20 000 an. Tausende Athener (vielleicht 15-20 000 im 5. Jh. insgesamt) erhielten Land in besetzten Gebieten. Laut Aristoteles bestand Perikles' Politik in diesen Jahren darin, die maritime Stärke Athens zu vergrößern, und dadurch die Demokratie zu stärken. Für die Transformation des athenischen Allianzsystems zu einem tributären athenischen ›Reich‹ war die Flotte von zentraler Bedeutung, nicht demokratische Institutionen an sich, obwohl letztere stark von diesem Prozess profitierten und ihn ihrerseits weiter vorantrieben.

Mit dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges stieg das Ausmaß der militärischen Mobilisierung der athenischen Bürgerschaft auf neue Rekordwerte. Finanzielle und demographische Investitionen und Verluste übertrafen bald alles bisher dagewesene.¹⁶ Der katastrophale Ausgang der athenischen Expedition gegen Syrakus im Jahre 413 v. Chr. bewirkte sogar einen kurzlebigen oligarchischen Umsturz, der als Konzession an jene Elemente verstanden werden könnte, die am teuersten für diese Operationen zu zahlen hatten, nämlich Kavallerie und Hopliten. Gleichzeitig kontrollierten allerdings die Hauptempfänger staatlicher – d.h. imperialer – Zuwendungen weiterhin das primäre Instrument imperialer Machterhaltung: Seesiege der weiterhin demokratischen Flotte gegen Sparta 411 und 410 v. Chr. stärkten die Position der sub-elitären Bevölkerungsschichten und führten folgerichtig zur Restauration des demokratischen Systems in Athen selbst.

Gemäß der Logik dieses militärisch-politischen Rückkopplungseffekts hinderte selbst eine ernste finanzielle Krise in den letzten Jahren des Peloponnesischen Krieges den athenischen Staat nicht an der Ausweitung finanzieller Zuwendungen an die Unterschichten, die nunmehr die Hauptlast des Krieges trugen: Da persische Subventionen nun erstmals die Schaffung einer starken spartanischen Flotte ermöglicht hatten, erwiesen sich maritime Operationen als ungleich verlustreicher als zuvor, und die athenischen Flottenmannschaften gingen dementsprechend größere Risiken ein, was wiederum ihre politische Position im Staat stärkte.

Das 4. Jahrhundert v. Chr.

Am Beginn des 4. Jh. v. Chr. erholte sich Athen rasch von dem militärischen Zusammenbruch und dem folgenden kurzen oligarchischen Zwischenspiel von 404/3 v. Chr. Sobald neue Jahrgänge das nötige Alter erreichten, unterstützten die sub-elitären Elemente der athenischen Bürgerschaft erneut imperiale Ambitionen durch den Aufbau einer starken Flotte, die durch die Besteuerung der Reichen finanziert wurde. Bis 374 v. Chr. hatte sich eine von Athen geführte Allianz wiederum zur führenden maritimen Macht in der Ägäis entwickelt. Die athenische Flottenstärke stieg von 100 Schiffen im Jahr 377 v. Chr. auf 283 zwanzig Jahre später. Mangels eines tributären Reichs erforderte diese Expansion diesmal, anders als im 5. Jh., eine starke Besteuerung der einheimischen Oberschicht und, ganz analog zur vorangegangenen imperialen Phase, Umverteilung von Ressourcen an die Unterschichten im Flottendienst: Die finanziellen Entschädigungen für die Teilnahme in der Volksversammlung stiegen um das sechs- bis neun-fache, und Geschworene wurden umfassender beschäftigt als zuvor. Ein 358 v. Chr. geschaffener Fonds subventionierte den Besuch öffentlicher Feste. Erneute Annexionen außerhalb Athens ermöglichten die Aussendung von Siedlern. Erst die zunehmend ruinösen Kosten militärischer Aggression und vor allem der Aufstieg Makedoniens bremsen die militärischen Aktivitäten Athens und unterminierten letztlich sein demokratisches System. Die dynamische Rückkopplungsschleife von militärischer und politischer Mobilisierung fand damit vorerst ein Ende.

Nach anfänglichen Reformen im frühen 6. Jh. v. Chr. machten militärische Mobilisierung und politische Beteiligung vom späten 6. Jh. bis in die 50er Jahre des 4. Jh. v. Chr. parallele Fortschritte. Streng genommen beweist diese langfristige Korrelation natürlich noch nicht das Vorhandensein eines kausalen Zusammenhangs zwischen diesen beiden Variablen. Allerdings scheint es angesichts der langen Dauer dieses dualen Prozesses und diverser Parallelen in anderen *poleis* nur schwer möglich, dieser Korrelation eine erhebliche Bedeutung für unser Verständnis der griechischen Geschichte insgesamt abzusprechen.

Karthago

Zwischen dem 6. und dem 3. Jh. v. Chr. etablierte der punische Stadtstaat Karthago eine Mischung aus direkter Herrschaft und Hegemonie über die Küstenzonen Nordafrikas, Sardinien, das westliche Sizilien, und zuletzt weite Teile Iberiens. Die formal privilegierte Bürgerschaft Karthagos stand an der

Spitze dieser komplexen Hierarchie. In einer Volksversammlung organisiert, bildete diese Gruppe lange Zeit das Rückgrat des karthagischen Militärapparats.¹⁷ Aufgrund der dürftigen Quellenlage sind die Wechselbeziehungen zwischen politischen und militärischen Prozessen nur in ganz groben Umrissen erkennbar, scheinen aber jedenfalls mit dem idealtypischen Modell einer Rückkopplungsschleife vereinbar. Größere konstitutionelle Veränderungen standen demnach jeweils mit militärischen Entwicklungen in Verbindung. So wurde ungefähr zur selben Zeit, als Karthago im späten 5. Jh. v. Chr. erstmals ernsthaft die territoriale Expansion in Sizilien in Angriff nahm, die jährliche Wahl der Strategen – der obersten militärischen Anführer – eingeführt, wohingegen diese zuvor nicht direkt von der Volksversammlung bestimmt worden waren. Dieser Schritt kann leicht als Anreiz zu erhöhter militärischer Mobilisierung erklärt werden. Kurz nach Karthagos Niederlage im 2. Punischen Krieg gegen Rom, als durch den Verlust der imperialen Ressourcen den Leistungen der karthagischen Bürger besondere Bedeutung zukam, wurde dann auch für die Mitglieder des aristokratischen Gerichtshofs der 104, der die hohen Staatsbeamten überwachte, zur Volkswahl übergegangen. Beide Maßnahmen können als integrationsfördernde politische Konzessionen verstanden werden, die aus den militärischen Umständen der Zeit verständlich werden.

Rom

Im frühen Rom lässt sich die Wechselbeziehung zwischen militärischer Mobilisierung und politischen Konzessionen in größerem Detail beobachten.¹⁸ Insofern den annalistischen Quellen Glauben geschenkt werden kann, genossen patrizische – d.h. altadelige – Familien in den Jahren von 444 bis 401 v. Chr. ein fast vollständiges Monopol auf die höchsten – und damit stets in erster Linie militärischen – Führungsämter im Staat. Trotz häufiger kriegerischer Aktivitäten fehlen größere Expansionserfolge in dieser Periode. Dies änderte sich mit der Reorganisation der Heeresvolksversammlung und des Aushebungssystems (wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jh. v. Chr.) und mit der Einführung von jährlichen Kriegssteuern (*tributum*), die erstmals eine Entlohnung der Bürgermilizen ermöglichte (um 406 v. Chr.). Der militärischen Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten wurde damit zumindest im Prinzip Vorschub geleistet. In den folgenden Jahrzehnten, von etwa 400 bis in die 70er Jahre des 4. Jh. v. Chr., traten dann auch verstärkt Plebeier – d.h. Mitglieder der Oberschicht, die nicht den traditionell privilegierten ältesten aristokratischen Familien angehörten – als Spitzenbeamte in Erscheinung.

Dies kann als erstes Anzeichen von Kompromissen innerhalb der Führungsschicht verstanden werden, zumal diese Jahrzehnte von stark intensiviertem militärischem Konflikt geprägt waren, der entsprechende Anstrengungen erforderlich machte: die Eroberung von Veji, Angriffe der Kelten, und die Eingliederung von Tusculum.

Die 60er Jahre des 4. Jh. v. Chr. brachten weitere politische Reformen, die vor allem den Zugang von Nicht-Patriziern zu politisch-militärischen Führungsämtern formal regelten und somit die innere Kohäsion der Oberschicht stärkten, mithin eine wesentliche Voraussetzung zur erfolgreichen Kriegsführung. Dies war nur der erste Schritt in einer ganzen Serie von Reformen, die sowohl die Machtverteilung innerhalb der Elite als auch das Ausmaß der politischen Anteilnahme der Bürgerschaft jeweils zugunsten bisher unterprivilegierter Schichten modifizierten. Zur ersten Kategorie zählt die Integration von Plebeiern in die oberste Führungsgarnitur: Seit 367/6 v. Chr. konnte einer der beiden jährlichen Konsuln ein Plebeier sein, und seit 342 (?) musste dies der Fall sein; der erste plebeische Prätor ist für das Jahr 356 belegt, der erste plebeische Zensor für 351; ab 339 musste einer der beiden Zensoren Plebeier sein und im Jahre 300 gewannen Plebeier Zugang zu den höchsten Priesterämtern. Konzessionen an das Volk insgesamt gewannen ebenfalls an Umfang: Zwei Gesetze im Jahre 339 schützten die Entscheidungsfreiheit der Volksversammlungen; im Jahre 326 wurde die Schuldknechtschaft abgeschafft; und 287 wurden verbleibende Restriktionen für Plebiszite beseitigt. Besonders auffällig und in diesem Zusammenhang relevant ist die Häufung von Iterationen in der Bestellung von Konsuln. Zwischen 366 und 291 v. Chr. hatten 14 Aristokraten nicht weniger als 54 jährliche Konsulate inne, acht davon (die Hälfte Patrizier, die andere Plebeier) ganze 38. Diese Praxis kann als plebiszitäres System mit – für römische Verhältnisse – stark demokratischen Zügen verstanden werden: Während es dem Adel – wie jeder oligarchischen Gruppe – kollektiv daran gelegen war, Ämterwürden möglichst gleichmäßig zu verteilen und eine übermäßige Prominenz einzelner Mitglieder der Führungsschicht zu vermeiden, präferierte die Volksversammlung der wehrfähigen Bürger – d.h. das römische Milizheer – in Zeiten intensiver militärischer Aktivitäten bestimmte Anführer, die ihre militärische Befähigung unter Beweis gestellt hatten. Die häufige Wiederwahl solcher Persönlichkeiten erzeugte eine engere Bindung zwischen militärischen Befehlshabern und ihren Truppen, die zwar oligarchischen Idealen zuwiderlief, gleichzeitig aber der Mobilisierung der Bürger zuträglich war.

Und in der Tat fiel diese Periode der politischen Konzessionen und der Iteration des Konsulats – gemäß der Logik der nun schon wiederholt angesprochenen Rückkopplungsschleife – mit einer beispiellosen Ausweitung

kriegerischer Operationen zusammen. So war die erste Phase von häufigen Wiederwahlen von Konsuln von den 60er bis zu den 40er Jahren des 4. Jh. v. Chr. von erfolgreichem Konflikt mit Latinern und Etruskern gekennzeichnet. Danach drängten die Oligarchen den Einfluss der Wähler vorübergehend zurück: 342 wurde Ämteriteration innerhalb von 10 Jahren untersagt. Diese Regelung fiel aber folgerichtig bald nach der Wiederaufnahme von intensiven Kampfhandlungen in den 20er Jahren des 4. Jh. v. Chr. Die Jahre von 321 bis 290 v. Chr. brachten eine Ausdehnung militärischer Operationen und Annexionen über den Grossteil der italischen Halbinsel, mit Anforderungen an die Bürgermilizen, die jene aller bisherigen Konflikte in den Schatten stellte. Es ist bezeichnend, dass die beiden Konsuln, die Rom in der Entscheidungsschlacht von Sentinum im Jahre 295 gegen eine pan-italische Allianz zum Sieg führten, zusammen bereits sieben Konsulate innegehabt hatten. Das darauf folgende Abklingen militärischer Herausforderungen resultierte sogleich in einem erneuten Erstarken des oligarchischen Elements: Bloß drei Konsuln wurden in den Jahren von 295 bis 274 wiedergewählt, und danach keiner bis 215, als die militärische Krise des Zweiten Punischen Krieges erneut die Konzentration auf erprobte Befehlshaber notwendig machte. Ähnlich verhielt es sich mit dem Amt des Diktators, einer auf sechs Monate befristeten nicht-kollegialen obersten Führungsposition, auf die in der Regel nur in Zeiten militärischer Notlage zurückgegriffen wurde: Während von 367 bis 300 Diktatoren in zwei Drittel aller Jahre bestellt wurden, geschah dies danach bis 217 nur selten.

Diese Korrelationen zeigen nicht nur, dass die Bürgerschaft in Zeiten großer militärischer Anstrengungen und größeren Mobilisierungsniveaus größere politische Autonomie genoss, sondern auch, dass diese Konzessionen nicht über die Periode besonders intensiven Kriegs hinaus andauerten. Vielmehr festigte die formale Konstituierung des Senats als politischer Körperschaft (bereits seit zumindest 318 v. Chr.) und die Rückkehr zur jährlichen Rotation der Spitzenämter seit den 90er Jahren des 3. Jh. v. Chr. die oligarchischen Züge des römischen Staatswesens und drängte die Wähler-Bürgermilizen auf ihre traditionelle Rolle der weitgehend symbolischen Affirmation aristokratischer Entscheidungen zurück. Dies wurde in erster Linie durch die großflächige Ausdehnung des nominellen Bürgerrechts auf hunderttausende Bewohner Mittelitaliens ermöglicht, wodurch die Bürger im Bereich des ursprünglichen Stadtstaats (d.h. Stadt Rom und Umgebung) zu einer demographischen Minderheit innerhalb des römischen Volkes (*populus*) wurden.¹⁹ Dies ermöglichte es der Führungsschicht, für weitere Kriege auf periphere Bürgermilizen zurückzugreifen, für die – fern von den partizipatorischen Institutionen des Zentrums – politische Konzessionen keinen besonderen An-

reiz boten. Für diese Neubürger waren Beuteanteile und vor allem Landzuweisungen in eroberten Gebieten von größerem Interesse, welche sich gut zur Konsensbildung und darauf basierenden militärischen Mobilisierung für zukünftige Raubkriege eigneten. Allein in Zeiten dramatischer Krisen, wie etwa nach 216 v. Chr. (durch die Invasion Hannibals) und erneut in den letzten Jahren des 2. Jh. v. Chr. (durch die Invasion der Kimbern und Teutonen), als eine möglichst intensive Mobilisierung wünschenswert wurde, kann eine jeweils kurzfristige Rückkehr zum Prinzip der selektiven Ämteriteration für populäre Befehlshaber beobachtet werden. Die Massenmobilisierungen in den Bürgerkriegen am Ende der Republik gehorchten hingegen ganz anderen Gesetzmäßigkeiten: In diesen Fällen war es die gewaltsame Umverteilung von gewaltigen finanziellen Ressourcen von italischen Eliten und der Provinzbevölkerung an die römischen Milizheere, die zeitweilig einen extrem hohen Grad militärischer Beteiligung ermöglichte.²⁰ Politische Konzessionen waren in diesem Kontext ohne Relevanz.

Das Beispiel Roms deutet somit darauf hin, dass die Rückkopplungsschleife zwischen militärischer Mobilisierung und politischen Begünstigungen nur solange wirksam war, wie der demographische Charakter des Stadtstaats erhalten blieb. In dem Ausmaß, in dem Eliten auf die militärischen Leistungen außerhalb des eigentlichen Stadtstaates gelegener Elemente der Bevölkerung zurückgreifen konnte, reduzierte sich der Zwang zu politischen Kompromissen und Konzessionen. Dieses Modell steht mit den hier skizzierten Fallstudien durchweg in Einklang. Obgleich der athenische Stadtstaat zumindest zeitweise stark von den tributären Zuwendungen seiner Bündnispartner profitierte, bediente er sich für militärische Unternehmungen in erster Linie seiner eigenen Bürger (sowie deren Sklaven und der Metöken, d.h. zugewanderter Ausländer), die zumeist in Attika selbst ansässig waren. Dies schuf ideale Voraussetzungen für dynamische Wechselbeziehungen zwischen militärischen Leistungen und politischer Beteiligung. Im Fall Karthagos kann eine vergleichbare Dynamik sowohl vor als auch nach der Periode der größten imperialen Machtentfaltung beobachtet werden, also zu jenen Zeiten, in denen der Beitrag der Bürgerschaft noch bzw. wieder von besonderem Gewicht war. In Rom wiederum ist ein solcher Zusammenhang primär auf die Anfangsphase der Expansion (im 4. Jh. v. Chr.) beschränkt, als die Bürgermilizen des eigentlichen Stadtstaats die Hauptlast kriegerischer Aktivitäten trugen und auch entsprechend in den partizipatorischen politischen Einrichtungen vertreten waren.

Glossar

Gamóroi bzw. Geomóroi: Bezeichnung für Grundbesitzende, aristokratische Familien auf Samos und in Syrakus. Ihre Angehörigen verfügten über privilegierte Bürgerrechte und regierten zeitweise den Stadtstaat. Ihre oligarchischen Regime wurden gestürzt und durch demokratische Herrschaft ersetzt.

Anmerkungen

- 1 Downing 1992; vgl. Hsu 1965.
- 2 Porter 1994, 137. 214-215. 256; Kasza 1996, 359; Rousseau und Newsome 1999.
- 3 Hansen 2000; 2002.
- 4 Scheidel 2005, 10.
- 5 Scheidel 2005, 10.
- 6 Legon 1981, 89. 120ff; Gehrke 1985, 119-120; Robinson 1997, 78-80. 84-88. 105-108. 118-119; Berger 1992, 53.
- 7 Gehrke 1985.
- 8 Gehrke 1985, 205. 283.
- 9 Legon 1981, 114-116.
- 10 Pausanias 1,40,5; Plutarch, Solon 8.
- 11 Legon 1981, 122-131; Oliva 1988, 40-46.
- 12 So v.a. Siewert 1982.
- 13 Herodot 5,75. 77.
- 14 Herodot 5,78.
- 15 Aristoteles, Politik 1306a19-26; Herodot 5,37; Thukydides 3,27.
- 16 Hansen 1988; Hanson 2005.
- 17 Ameling 1993 ist grundlegend.
- 18 Cornell 1995, 293-390.
- 19 Scheidel im Druck.
- 20 Alföldi 1976.

Literatur

- Alföldi 1976 = Alföldi, Andreas: Octavians Aufstieg zur Macht, Bonn 1978.
 Ameling 1993 = Ameling, Walter: Karthago: Studien zu Militär, Staat und Gesellschaft, München 1993.
 Berger 1992 = Berger, Shlomo: Revolution and Society in Greek Sicily and Southern Italy, Stuttgart 1992.
 Cornell 1995 = Cornell, Tim J.: The beginnings of Rome: Italy and Rome from the Bronze Age to the Punic Wars (c. 1000-264 BC), London und New York 1995.
 Downing 1992 = Downing, Brian M.: The Military Revolution and Political Change: Origins of Democracy and Autocracy in Early Modern Europe, Princeton 1992.

- Gehrke 1985 = Gehrke, Hans-Joachim: *Stasis: Untersuchungen zu den inneren Kriegen in den griechischen Staaten des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.*, München 1985.
- Hansen 1988 = Hansen, Mogens H.: *Three Studies in Athenian Demography*, Kopenhagen 1988.
- Hansen 2000 = Hansen, Mogens H. (Hg.): *A Comparative Study of Thirty City-State Cultures*, Kopenhagen 2000.
- Hansen 2002 = Hansen, Mogens H. (Hg.): *A Comparative Study of Six City-State Cultures*, Kopenhagen 2002.
- Hanson 2005 = Hanson, Victor D.: *A War Like No Other: How the Athenians and Spartans Fought the Peloponnesian War*, New York 2005.
- Hsu 1965 = Hsu, Cho-Yun: *Ancient China in Transition: An Analysis of Social Mobility, 722-222 B.C.*, Stanford 1965.
- Kasza 1996 = Kasza, Gregory J.: *War and Comparative Politics*, in: *Comparative Politics*, 28 (1996), 355-373.
- Legon 1981 = Legon, Ronald P.: *Megara: The Political History of a Greek City-State to 338 B.C.*, Ithaca und London 1981.
- Oliva 1988 = Oliva, Pavel: *Solon – Legende und Wirklichkeit*, Konstanz 1988.
- Porter 1994 = Porter, Bruce D.: *War and the Rise of the State: The Military Foundations of Modern Politics*, New York 1994.
- Robinson 1997 = Robinson, Eric W.: *The First Democracies: Early Popular Government outside Athens*, Stuttgart 1997.
- Rousseau und Newsome 1999 = Rousseau, David L. und Newsome, Bruce: *Women and Minorities: The Impact of War Time Mobilization on Political Rights*, in: *Paper at the American Political Science Association*, Atlanta GA, September 2-5, 1999.
- Scheidel 2005 = Scheidel, Walter: *Military Commitments and Political Bargaining in Classical Greece* (Princeton/Stanford Working Papers in Classics, www.princeton.edu/~pswpc, Version 1.0, November 2005).
- Scheidel im Druck = Scheidel, Walter: *The Demography of Roman State Formation in Italy*, in: *Herrschaft ohne Integration? Rom und Italien in republikanischer Zeit*, hrsg. von Jehne, Martin u.a., Frankfurt a. M., im Druck.
- Siewert 1982 = Siewert, Peter: *Die Trittyn Attikas und die Heeresreform des Kleisthenes*, München 1982.

Erobern und beherrschen

Militär, Staatlichkeit und territoriale Kontrolle in der Antike

GERFRIED MANDL

Einleitung

Gesellschaftliche Organisation verkörpert ein bestimmtes Muster der Nutzung sozialer und räumlicher Ressourcen. Grad und Ausprägung der Organisation einer Gesellschaft hängen dabei maßgeblich davon ab, wie viele Menschen beteiligt sind, welche Normen und Gewohnheiten des Zusammenlebens von ihnen im Laufe der Zeit entwickelt werden konnten und von den Möglichkeiten, die das besiedelte Terrain bietet; noch kürzer gefasst und metaphorisch formuliert also davon, wie viele Akteure welches Programm auf einer wie ausgestatteten Bühne umsetzen können. Im Folgenden werde ich zwei Faktoren im ›Karussell‹ sozialer Organisation herausarbeiten: die aktive Rolle der militärischen Macht und die passive Rolle der Wirksamkeit räumlicher Milieus. Der passive Faktor ›Wirksamkeit räumlicher Milieus‹ lässt sich mit der Bühne gleichsetzen, der Faktor ›militärische Macht‹ mit einer von vier sozialen Interaktionslogiken, welche die Programmkomponente bilden. Neben der militärischen unterscheide ich noch eine ideologische, eine ökonomische sowie eine politische und folge damit einem von Michael Mann erarbeiteten Konzept, welches sich in seiner breit angelegten, die Menschheitsgeschichte ›so weit die Quellen reichen‹ umfassenden Studie bewähren musste.¹

Mann hat in dieser Untersuchung hervorgehoben, dass in antiken Gesellschaften lokale Staatsorganisationen deswegen relativ häufig sind, weil die zeitgenössischen ökonomischen, politischen und ideologischen Interaktionslogiken zusammen mit dem technologischen Entwicklungsstand (Verkehrsmittel und Mobilität) die räumliche Konzentration begünstigten. Überregionale Staatlichkeit hing in der Regel vom militärischen Kontrollpotential ab, welches ein solcher Kernstaat aufbringen konnte bzw. dem Grad, in welchem dieses Potential den möglichen Gegnern überlegen war. Es ist vor allem die militärische Form sozialer Organisation, welche »konzentrierte Zwangsausübung (*concentrated coercion*)«² erlaubt, intensive und hohe Durchsetzungs- bzw. Lenkkraft ermöglicht. Das Zusammenspiel der vier Interaktions-

logiken führte in der Antike häufig zur Ausbildung eines typischen räumlichen Musters: einer direkt und intensiv kontrollierten Kernzone und einer durch potentiell eingreifen extensiv kontrollierbaren Peripherie (Musterbeispiele hierfür wären das assyrische oder neubabylonische Reich). Die im Saum des Kernstaates befindlichen Gesellschaften mussten in Anbetracht eines möglichen Militärschlages auf die Vorstellungen des mächtigen Nachbarn Rücksicht nehmen und konforme Verhaltensweisen an den Tag legen.³

Die griechische Geschichte ist geprägt von einer ungleich kleinräumigeren staatlichen Organisationsform der *polis*, des Stadtstaates: Eine Kernstadt kontrolliert ihr nächstes Umland. Nach wenigen Kilometern beginnt bereits das nächste Staatesgebilde. Athen musste sich etwa zu der Zeit, als es durch einen Seebund zur vielleicht mächtigsten *polis* im griechischen Kernland aufgestiegen war, die attische Halbinsel wie eh und je mit Megara (Luftlinie: 30 km) und dem böotischen Theben (Luftlinie: 60 km), mit welchem es immer wieder wegen des Territoriums von Oropos im Norden Attikas zu Streitigkeiten kam, teilen. In Bezug auf Dauer und Konstanz der Konfrontation waren beide in der etwas unglücklichen und dennoch treffenden Terminologie des 19. Jhs. »Erbfeinde« Athens. Westlich von Megara-Stadt begann, ging man die Küste entlang, bald das Territorium von Korinth. Nach 30 Straßenkilometern stand man in dessen Stadt(staats)zentrum. 15 Kilometer antike Straße weiter und damit noch näher lag, bereits auf der Peloponnes, Sikyon. Man sieht: Griechenland war damals in Hinblick auf die Staatsorganisation ein »Fleckerlteppich«, in weiten Teilen durch Machtzentren relativ gleicher Stärke geprägt, denen jeweils das beschränkte militärische Potential eines Bürgerheeres zur Verfügung stand. In dieser Konstellation blieb wenig Spielraum für Expansion und geographisch weit reichende Neuordnungen. Überregionale Staatlichkeit hing vor allem vom Aufbau von Bündnissystemen und deren zeitlicher Dauer ab. Jeweils unterschiedliche Sonderwege beschritten diesbezüglich Sparta und Athen. Ersteres schaffte es, durch direkte militärische Kontrolle fast die Hälfte der Peloponnes über viele Jahrzehnte hinweg zu kontrollieren. Letzteres konnte einen günstigen historischen Augenblick und Faktoren wie die Mobilität der Kriegsschifftechnik nutzen, um in einem Bündnissystem vom *primus inter pares* zu einer Art Hegemon aufzusteigen.

Polis und Bünde

Im antiken Griechenland gab es mehrere Regionen, deren Siedlungszentren im Lauf der Geschichte immer wieder Kooperationen eingingen, diese zeitweise auch institutionalisierten und zu einer quasi bundesstaatlichen Organi-

sation gelangten. Am bekanntesten sind die Bünde thessalischer und böotischer Städte (seit dem späten 6. Jh. v. Chr.). Böotien unter der Führung Thebens stieg als Bund in der ersten Hälfte des 4. Jh. kurzfristig zu der bestimmenden Macht auf dem griechischen Festland auf, das Athen und vor allem Sparta die Stirn bieten konnte. Parallel und noch kurzfristiger war die Machtakkumulation durch eine Neuorganisation als Bund der thessalischen *poleis* durch einen gewissen Iason (Xen. *hell.* 6, 1, 4ff.). Der begann in den 370er Jahren von Pherai aus mit ca. 6 000 Söldnern, mit denen nach eigenen, ihm von Xenophon in den Mund gelegten Worten, keine der lokalen *poleis* leicht fertig geworden wäre, Thessalien zu einen. Genau genommen wollte er in ein länger schon unbesetztes Amt eines Oberbefehlshabers (*tagós*) gewählt werden. Thessalien sei, heißt es weiter bei Xenophon, eine so weite Ebene und gutes Siedlungsgebiet, dass, wenn endlich wieder ein Oberbefehlshaber gewählt sei, der Bund sofort alle umliegenden Gemeinden unterwerfen könne, und der Gewählte als einer der mächtigsten Männer Griechenlands anzusehen sei. Iason wurde Tago und verfügte dann über 20 000 Hopliten, 8 000 Reiter und eine ungenannte Zahl von Leichtbewaffneten. Nach einem erfolgreichen Attentat auf die Integrationsfigur Iason war das geeinte Thessalien und seine Streitmacht jedoch gleich auch wieder Geschichte. Bundesstaaten mit starken Institutionen waren der Gefahr, dass mit dem Ableben eines charismatischen Führers automatisch wieder zentrifugale Kräfte die Überhand gewannen, weniger stark ausgesetzt. Vor allem die im frühen 3. Jh. v. Chr. sich konstituierenden Bundesorganisationen der Ätoler (Zentralgriechenland nördlich des korinthischen Golfes) und der Achäer (Peloponnes) scheinen im Vergleich zu allem bisher Dagewesenen besonders weit auf dem Weg zu einem integrativen Staatengebilde gelangt zu sein. Der Zeitgenosse Polybios (2, 37, 10f.) äußerte sich dementsprechend euphorisch über den Achaischen Bund: »Während in früheren Zeiten viele versucht haben, die Peloponnesier auf ein gemeinsames Interesse hin zusammenzuführen, keiner dies aber zu erreichen vermocht hat, ... wurde zu unserer Zeit in diese Richtung ein so bedeutender Fortschritt erreicht, ja eine vollständige Verwirklichung, dass nicht nur eine Gemeinschaft des Bundessinnes und der Freundschaft bei ihnen entstand, sondern dass sie sogar dieselben Gesetze befolgten, sich der gleichen Gewichte, Maße und Münzen bedienten, ja sogar nur einen Rat, alle dieselben Beamten und Richter hatten, kurz, dass der ganze Peloponnes sich nur darin von einer einzigen Stadt [*polis*] unterschied, dass ihre Bewohner nicht von einer Mauer umschlossen waren, in allem übrigen aber, sowohl wie im ganzen wie in den einzelnen Staaten [*poleis*], völlige Übereinstimmung bestand«.

Das, was Polybios in diesem Zitat anspricht, ist eine Wirkform von Macht

in der staatlichen Organisation einer Gesellschaft, die wenig und nur indirekt mit militärischer Zwangsausübung zu tun hat. Um noch einmal auf das Begriffsinventar von Mann zurückzugreifen: Es ist dies eine ›diffuse‹ Machtwirkung. ›Diffus‹ bedeutet, dass Individuen Verhaltensmuster und Normen adaptieren bzw. verinnerlichen, die mit einer bestimmten gesellschaftlichen Organisationsform einhergehen. Die staatliche Organisation wird dann im Idealfall ganz automatisch im alltäglichen Handeln und aus freiem Willen durch die sozialen Akteure reproduziert. Wir werden sehen, dass im Rahmen staatlicher Organisation dieser Wirkungsfaktor in der römischen Republik und später im römischen Imperium von besonderer Bedeutung war. Bleiben wir aber noch auf der Peloponnes und wenden wir uns, um Polybios' Aussage über den staatlichen Habitus, der sich im Achäischen Bund auszubilden begann, zu kontrastieren, jenem Staat zu, der im Inneren kaum bzw. nur partiell diffuse Machtwirkung ausbilden konnte, weil das grundlegende Moment seiner Staatsraison jenes direkter autoritativer militärischer Kontrolle war: Sparta.

Militärstaat Sparta

Wie anderswo auch liegt die Frühgeschichte Spartas gut vor dem Zugriff der HistorikerInnen geschützt im Dunkeln verborgen. Nur ein ungefährer Entwicklungsgang lässt sich rekonstruieren. Vom spartiatischen Kerngebiet um die Polis Sparta aus erfolgte zunächst die Einigung eines Gutteils der südöstlichen Peloponnes. Die dortigen Siedlungen wurden als Periöken-Poleis, Städte der Umlandbewohner, integriert, ihre Bevölkerung später wie die Spartiaten des Kernraumes Lakedaimonier genannt. Aber nur die Spartiaten hatten politische Rechte, waren also Vollbürger; letztere eine Art Halbbürger, denn sie mussten Heeresdienst leisten, bildeten aber, zumindest nach den Perserkriegen, zusammen mit den spartiatischen Vollbürgern die *eine* lakedämonische Armee.⁴ In Hinblick auf die Periöken war demnach eine staatliche Organisation durch diffuse Machtwirkung gelungen. Im sogenannten Zweiten Messenischen Krieg, der im späten 7. Jh. stattgefunden hat, unterwarf Lakedämonien dauerhaft die westlich angrenzende Landschaft Messenien. Die dortige Bevölkerung wurde zu einer Art unfreien Arbeiterklasse (Heloten) degradiert, die das unter den Spartiaten aufgeteilte Land zu bearbeiten und ihnen den Lebensunterhalt zu sichern hatte. Dadurch wurden die spartiatischen Vollbürger wirtschaftlich zu Rentiers und hauptberuflich zu Milizionären.

Dieses durch die Arbeit der anderen getragene Kriegertum musste sein Hauptaugenmerk auf den Erhalt des Status quo legen. Das, was direkte mili-



tärische Kontrolle ermöglichte, funktionierte also nur durch militärische Kontrolle. Durch das Voll-Kriegertum zusätzlich gewonnene militärische Kräfte konnten aber nach außen nur bedingt zum Einsatz kommen, weil sie im Inneren für den Erhalt des Systems unverzichtbar waren. So wurde Sparta, obwohl flächenmäßig ungleich größer, nie mit der Nachbarpolis Argos fertig, welche im 5. Jh. mit einer gewissen Regelmäßigkeit eine Streitmacht von etwa 5000 Hopliten stellen konnte. Überregionale Bedeutung erlangte Sparta vor allem dann, wenn Bündnissysteme zu einer Bündelung von Interessen und Machtmitteln führten. Sparta war etwa der Organisator des sogenannten ›Peloponnesischen Bundes‹. Diese Symmachie (Kampfbund), welche nichts mit Bundesstaatlichkeit zu tun hat, konstituierte sich in der 2. Hälfte des 6. Jhs. in einer damals »beachtlich großen« und »bislang einmaligen« Form.⁵ Und nur so, als *primus inter pares*, konnte Sparta im 5. und frühen 4. Jh. eine zentrale Rolle im Ägäisraum spielen. Sparta als Flächenstaat dürfte letztendlich an dem gescheitert sein, was als sein konstitutives Moment angesehen und für seinen Aufstieg verantwortlich gemacht werden kann: das Vollbürgertum, das auf Ausbeutung der anderen beruhte. Diese ›Militärdiktatur‹ behinderte langfristig die Ausbildung diffuser Machtmechanismen, eines staatlichen Habitus in der breiten Bevölkerung und band autoritative Macht, die zur Expansion hätte verwendet werden können, im eigenen Land. Es gab Heloten-Aufstände, besonders gravierend jener in den 460er Jahren, aber die staatliche Struktur Spartas konnte über viele Jahrzehnte hinweg stabil gehalten werden. Dass die Heloten-Territorien nie wirklich in den spartanischen Staat durch diffuse Machtwirkung integriert werden konnten, zeigte sich daran, dass, als nach über 200 Jahren zum ersten Mal die Möglichkeit bestand, Messenien sofort von Sparta abfiel. Die »verkrustete spartanische Gesellschaftsordnung«⁶ hatte die staatliche Entwicklung blockiert, sodass Sparta auf Dauer kein überregionaler stabilisierender Machtfaktor werden konnte. Es blieb über lange Zeit immer gleich groß bzw. klein und hätte sich auch ohne den Abfall Messeniens in der neuen hellenistischen Weltordnung als Zwergstaat wieder gefunden.

Kartenkommentar: Die beigegefügte Karte ist eine Zusammenschau von Ungleichzeitigem. Sie soll die territoriale Ausdehnung von Reichsbildungen vergleichbar machen, die in verschiedenen Zeiträumen stattgefunden haben. Roms kontinuierlicher Aufbau einer territorialen Herrschaftsstruktur ist durch Wachstumsringe angedeutet. Die Quadrate im italischen Kernbereich stellen die Koloniegründungen bis ins frühe 2. Jh. v. Chr. dar (Signatur ohne Punkt: Kolonien mit lateinischem Halbbürgerrecht; mit Punkt: mit römischem Vollbürgerrecht).

»Weltseemacht« Athen

Das Beispiel Spartas hat gezeigt, dass mit direkter militärischer Kontrolle und einer beschränkten Machtbasis weitreichende territoriale Kontrolle nur schwer umzusetzen war, zumindest auf dem Land. Denn Spartas großer Gegenspieler Athen konnte einen ganz anderen Weg einschlagen und via Seeherrschaft etwas, das als *symmachia inter pares* begonnen hatte, zu seinem »Empire«⁷, seinem »Reich«⁸, (sogar von Athens »Imperium« war schon die Rede⁹), ausbauen. In Thukydides' Skizze der Geschichte von Hellas seit dem Trojanischen Krieg gehören neue Herrschaftsformen (*tyrannis*), höhere Einkünfte und die Errichtung von Flotten zusammen (1, 13). In seiner retrospektiven Analyse arbeitet er eine typisch hellenische Form der Machtakquisition und Herrschaftsbildung heraus, deren Grundlagen der Stadtstaat, Schiffstechnologie, das homogene Medium »See« und ein entsprechender Einsatz von Human- und Finanzkapital waren: »Gleichwohl nahmen die hauptsächlichen Seemächte durch die Einkünfte und die Ausdehnung ihrer Herrschaft gewaltig zu. Sie griffen die Inseln an und unterwarfen sie sich, zumal wenn ihr eigenes Land zu klein wurde. Landkriege, die Machtzuwachs gebracht hätten, wurden dagegen nicht geführt. Die Kriege, die hier und da ausbrachen, richteten sich immer nur gegen die Nachbarn, Unterwerfungskriege gegen das Ausland, fern von der Heimat, führten die Hellenen nicht. Denn Untertanen, die für die großen Städte hätten mit in den Krieg ziehen wollen, gab es nicht, Bündnisse zur Führung gemeinsamer Kriege schloss man nicht ...« (Thuk. 1, 15; Übersetzung: A. Horneffer).

Athen hatte in den Jahren nach 480/79 v. Chr., nachdem unter seiner maßgeblichen Beteiligung das persische Expeditionsheer und die Flotte zurückgeschlagen worden waren, eine Flottensymmachie mitbegründet und dabei die prominenteste Stelle eingenommen. Zu diesem günstigen historischen Augenblick gesellten sich in einem ungeplanten Prozess nun eine Reihe weiterer Faktoren und am Ende stand Athen als unangefochtene Ägäis-Macht da. Die Ägäis und das Marmarameer waren zu einem *mare clausum*¹⁰ geworden, in dem ohne Zustimmung der hegemonialen Macht nichts unternommen werden, nicht einmal mehr frei Handel betrieben und die eigene Versorgung sicher gestellt werden konnte.¹¹ Einer der Faktoren in diesem Prozess war, dass Athen zuerst die finanzielle Organisation und dann die militärischen Machtmittel in die Hand bekam. Mitglieder der Symmachie mussten Schiffe stellen oder einen Geldbeitrag bezahlen. Die Machtkonzentration in Athen führte mit der Zeit dazu, dass fast alle Bundesmitglieder auf ihre Flotten verzichteten, dafür Steuern leisten mussten, somit Athens Flottenmacht uneingeschränkt wurde und Poleis, die nicht mehr zahlen wollten, mit militärischer

Zwangsausübung erpresst oder bestraft werden konnten. In diesem Stadium finanzierten die Bundes-Poleis ihre militärische Fremdbestimmung mehr oder weniger selbst. Obwohl anfangs rechtlich eine ähnliche Organisationsform wie der Peloponnesische Bund, war schon Thukydides klar, dass Athen mit dieser Symmachie einen ganz anderen Weg als Sparta eingeschlagen hatte: »Die Lakedaimonier nahmen keine Steuern von den unter ihrer Führung stehenden Bundesgenossen, sondern sorgten dafür, dass diese eine für Lakedaimon vorteilhafte oligarchische Verfassung einrichteten. Die Athener ließen sich mit der Zeit die Schiffe der anderen Städte ausliefern, ausgenommen die von Chios und Lesbos, und legten allen Städten Steuern auf« (Thuk. 1, 19). Seiner Analyse ist hinzuzufügen, dass das athenische Vorgehen durch die Logik des geographischen Milieus ›See‹, vor allem seine militärische Kontrollmöglichkeit und durch die relativ billige Schifffahrtstechnologie und Flottenorganisation begünstigt wurde. Eine Flotte auf der homogenen Fläche ›Meer‹ hatte einen großen Einsatzradius, war gewissermaßen omnipräsent und billig insofern, als der personelle und technische Aufwand in Relation zur Reichweite und potentiellen Zwangsausübung gering waren. Kontrollinfrastruktur und Verkehrsinfrastruktur, welcher auf dem Land hohe Bedeutung zukommt, waren auf dem Meer in der Schifffahrtstechnologie aufgehoben. Wie effizient die Kontrolle der See sein kann, haben im Lauf der Geschichte noch viele Staaten unter Beweis gestellt: etwa die Thalassokratie Syrakus, die sich im frühen 4. Jh. v. Chr. konsolidierte und, führend in Schiffbautechnik und Bewaffnung, große Teile Süditaliens und Siziliens trotz starker karthagischer Präsenz kontrollieren konnte;¹² oder die Seerepublik Rhodos, welche später als Partner Roms eine wichtige Rolle bei der Neuordnung des griechischen Ostens spielen sollte; Rom selbst, welches, nachdem das gesamte Mittelmeerbecken in das Imperium integriert und seine Piraten ausgeschaltet worden waren, mit einer in Relation zum Landheer relativ kleinen Flotte herrschte. Stellt man diesen Aspekt in den Vordergrund, ließen sich die antiken Seepoleis wie Korinth, Athen oder Rhodos auch in eine Reihe mit einigen der bekanntesten Seemächte der späteren Menschheitsgeschichte stellen und erscheinen so als Vorläufer der Seerepubliken Venedig oder Genua.

Athens Abhängigkeit von dem direkten Herrschaftsmittel Flotte¹³ illustriert die Beschränkung seiner Hegemonie bzw. *arché* auf das geographische Milieu ›See‹. Als Seemacht hatte es im griechischen Kosmos ein neues Kapitel in der Geschichte überregionaler Staatlichkeit aufgeschlagen. Aber nur als Seemacht. Auf dem Land, daheim in Attika, herrschten die ganze Zeit die alt-hergebrachten Verhältnisse. Die ›Weltmacht‹ Athen schaffte dort nie, was ihr in Bezug auf die Insel gleich vor der eigenen Küste, Ägina, leicht von der

Hand gegangen war: mit den lokalen ›Erbfeinden‹ Megara und Theben fertig zu werden.

›Groß-Makedonien‹

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass das Kräftegleichgewicht zwischen den Poleis bzw. ihren Bünden die Entwicklung von Landmächten im griechischen Kernraum blockierte. Xenophons griechische Geschichte (*hell.* 7, 5, 27) endet mit der Schlacht bei Mantinea 362 v.Chr., der letzten großen Auseinandersetzung zwischen Böotern und Spartanern und ihren jeweiligen Verbündeten. Konkret schließt Xenophon mit der resignierend wirkenden Schlussbemerkung, dass durch den unklaren Ausgang der Schlacht und ohne klare Dominanz der einen oder anderen Seite die Verwirrung und Unordnung unter den Griechen noch größer geworden sei. Die politische Geographie Griechenlands, auf die sich Xenophons Frustration bezog, musste v.a. in hellenistischer Zeit, als rundherum große Flächenstaaten entstanden, modernistisch formuliert ›balkanisiert‹ erscheinen. Weil der Balkan im 19. und frühen 20. Jh. ein buntes Durcheinander von Ethnien und Staaten war, wurde der Name einer Balkan-Region im Französischen bzw. Italienischen zum Synonym für den in der Regel ebenfalls sehr bunten Fruchtsalat: Macedoine bzw. Macedonia. Das antike Makedonien war hingegen der erste Staat, der den Großteil Griechenlands unter einer Oberherrschaft vereinigen konnte. Es stellte im griechischen Kulturraum neben den Landmächten, deren Machtreservoir auf Dauer zur Kontrolle der in etwa gleich starken Nachbarn nicht ausreichte, oder den Bünden, welche immer wieder an ihrer Instabilität scheiterten, und der Seemacht Athen gewissermaßen ein *tertium datur* dar. Hier ermöglichte eine breite Ressourcenbasis eine ungleich höhere autoritative Machtentfaltung und in Kombination mit dem Ausbau infrastruktureller Macht und der Ausnutzung von Bundesstrukturen und Bündnissystemen eine außergewöhnliche Erfolgsgeschichte.

Das makedonische Königtum schaffte es, einen relativ großen und zentralistisch organisierten Kernstaat aufzubauen. Es gab eine Art Lehenssystem, die Vergabe von Landgütern (*kléroï*) an Verdiente, welche in Königsbesitz blieben. Die adelige Jugend wurde an den Hof gebunden. Suzeränität und Loyalitätsfunktion scheinen in der Peripherie relativ widerstandslos funktioniert zu haben.¹⁴ Expansion und Erweiterung der Machtbasis erfolgten vor allem unter Philipp II. (359-336 v.Chr.) mehr oder weniger in alle vier Himmelsrichtungen. Nach einem erfolgreichen Feldzug in die Gebiete zwischen makedonischem Kernraum und dem Reich des illyrischen Königs Bar-

dyllis wurden diese stärker an den Zentralstaat gebunden, Burgen gebaut, bestehende Siedlungen befestigt, Bevölkerung um- bzw. neu angesiedelt. Auch Landzuweisungen scheinen stattgefunden haben, um diese Grenzzone »systematisch ... mit zuverlässigen Leuten« zu besiedeln.¹⁵ Im Osten wurde ab 342 das thrakische Kernland (heute Bulgarien) erobert und seine Kontrolle durch Stadtgründungen (z.B. Philippopolis/Plovdiv) und die Einrichtung eines Statogenamtes extra für diese Provinz sichergestellt.

Im Süden hatte sich Philipp, weil in einigen Poleis lokale Potentaten beseitigt worden waren, die Rolle eines Freiheitsbringers auf den Leib schreiben können (vgl. Diod. 16, 14, 2). Aufgrund weiterer Kooperationen mit dem thessalischen Bund wurde er in dessen Gremium als Archon, ein lebenslanges Führungsamt, gewählt, und konnte seine Position faktisch zu einer makedonischen Oberherrschaft ausbauen. Nicht Eroberung, sondern Einbindung in bestehende Bündnisstrukturen erweiterte zunächst im griechischen Kernland die makedonische Machtbasis. Es folgten Festungsbauten, Besatzungen in thessalischen Städten und eine Neuorganisation des Bundes. Die Integration der südlichen Griechen erfolgte nach kurzen Kämpfen auch über eine Art Bund, indem eine Ideologie in eine politische Struktur überführt wurde: Um die Idee eines »allgemeinen Friedens« unter den Griechen, ein Rachefeldzug gegen die Perser gehörte komplementär dazu, verwirklichen zu können, wurde 337 v.Chr. in Korinth eine entsprechende Interessensgemeinschaft gegründet. Philipp wurde Leiter dieses Vorhabens und nahm Titel und Amt des Hegemons an. De facto standen die Griechen nun unter makedonischer Oberherrschaft. Den revanchistischen Feldzug gegen die Perser sollte erst Philipps Sohn und Nachfolger in diesem Amt, sein Nachfolger als thessalischer Archon und auf dem makedonischen Königsthron in Angriff nehmen: Alexander III. Im Zuge dessen wurde er für die Nachwelt zum »Großen«.

Militär und Infrastruktur

Die militärische als am stärksten konzentrierte Form gesellschaftlicher Macht und effizienteste Form sozialer Organisation spielte immer eine wesentliche Rolle bei der Errichtung von Infrastruktur. Sie war automatisch eine starke Bündelung von Arbeitskraft bzw. ermöglichte durch Überwachung Zwangsarbeit (Sklaven). Großangelegte Infrastrukturprojekte ließen sich in der Antike oft nur im militärischen Kontext verwirklichen. Von Qualität und Ausmaß der Infrastruktur hing ab, in welcher Form sich die Organisation und Kontrolle von Räumen umsetzen ließ. Mann spricht diesbezüglich von »infrastruktureller Macht.«¹⁶ Von zentraler Bedeutung waren Investitionen in

Verkehrs- und Kontrollinfrastruktur. Etwa wurde in Makedonien unter dem König Archelaos (413-399 v. Chr.) die Infrastruktur ausgebaut, um den Zentralstaat zu stärken. Explizit erwähnt werden »gerade Straßen« (*hodoús euthéias* – Thuk. 2, 100), befestigte Wege, die die Mobilität von Heeresabteilungen verbessern sollten. Die Anlage von Festungen und Stützpunkten wird angenommen.¹⁷ Zu den Infrastrukturmaßnahmen kam die Bereitstellung von Pferden und Bewaffnung, also eine verstaatlichte Beschaffungsorganisation im Bereich der wichtigsten Waffengattungen. Zu dem Bild eines sich zentralisierenden Staates passt nicht zuletzt, dass die nunmehrige makedonische Hauptstadt Pella ausgebaut, neue Repräsentationsbauten (Palast) errichtet und griechenlandweit bekannte Künstler engagiert wurden, etwa der Maler Zeuxis zur Ausschmückung des Palastes oder Euripides, um als Dichter am königlichen Hof zu wirken.

Die Makedonen verwirklichten in Griechenland auch ein bisher nicht da gewesenes Kontrollsystem durch Besatzungen und neue Festungen. In Athen gab es ein Fort auf einem Hügel gegenüber der Akropolis, zusätzlich eine Besatzung im Piräus, Athens »Nabelschnur« zum Rest der Welt. Die Großfestungen Demetrias, Chalkis und Korinth wurden sprichwörtlich zu »Fußfesseln Griechenlands« und ermöglichten, dass sich die makedonische Oberherrschaft trotz heftigen Widerstandes über viele Jahrzehnte hinweg behaupten konnte. Akrokorinth war quasi eine Sperrfestung, die den Weg von und zur Peloponnes und von Meer zu Meer kontrollierte. Auf Besatzungen als Herrschaftsmittel hatten, wenn auch in viel geringerem Ausmaß, schon vorangegangene Mächte gesetzt. Athen legte solche während des Peloponnesischen Krieges in thrakische Städte.¹⁸ Sparta stationierte in demselben Krieg ebenfalls Garnisonen. Verwendung fanden dabei zum Kriegsdienst herangezogene Heloten, welchen als Neodamoden ein neuer gesellschaftlicher Status zuerkannt wurde.²¹⁹

Verkehrsinfrastrukturprojekte wurden oft aus militärischem Kalkül begonnen. Zum Beispiel durchstach das persische Expeditionsheer 480 v. Chr. den Ansatz des »rechten Fingers« der Chalkidike mit einem Schiffskanal, um nicht mehr deren gefährliches südliches Ende, den Berg Athos, umfahren zu müssen (Hdt. 7, 22-24; Thuk. 4, 109). Später taten sich die Römer, nicht zuletzt aufgrund der perfektionierten Arbeitsorganisation ihrer Heere, in diesem Bereich besonders hervor. Wir wissen von Kanalanlagen, um die Untiefen der Donau beim Eisernen Tor umschiffen zu können. Es gab Projekte, den Rhein und die Maas zu verbinden. Am Niederrhein, im Grenzsaum zwischen Imperium und Barbaricum, wurden durch das Militär Kanäle angelegt.²⁰ Und es war ein Heereskommandant, der sich daran machte, die Mosel und die Sâone, also letztendlich die Nordsee und das Mittelmeer miteinander zu verbinden (Tac. *ann.* 13, 53).

Die römische Expansion und das sich konsolidierende Imperium Romanum bauten in einem vorher nicht gekannten Ausmaß auf einem gut ausgebauten überregionalen Verkehrsnetz auf, vor allem seinen Fernverkehrsstraßen. »Der Beginn des römischen Fernstraßenbaus liegt im 4. Jh. v. Chr.; das Phänomen korreliert aufs engste mit der militärischen und wirtschaftlichen Expansion Roms. Straßenbau begleitete ... römische Eroberungen konstitutiv, bildete eine wichtige Voraussetzung hierfür und wurde seit spätrepublikanischer Zeit zu einer Metapher für die kulturell-technische Dominanz Roms über die Mittelmeerwelt.«²¹ Im 2. Jh. n. Chr. konnte man geschätzte 80 000 km auf römischen Straßen unterwegs sein. Ein Blick auf die bereits beschriebene *Tabula Peutingeriana* illustriert die Dichte der damaligen Hauptverkehrswege. Es gab eine gut ausgebaute Raststätteninfrastruktur (*mansiones, mutationes*) und ein staatliches Nachrichten- und Transportsystem (*cursus publicus*). Die römischen Straßen setzten Maßstäbe und zeichneten Strukturen vor, die in der langen Geschichte nach dem Imperium weiterwirkten. »Lugdunum aber liegt in der Mitte des Landes gleich wie eine Burg, sowohl wegen der Vereinigung der Flüsse, als auch weil es allen Teilen des Landes nahe ist. Deshalb hat auch Agrippa von da aus die Landstraßen gezogen;« in alle vier Himmelsrichtungen (Strab. 4, 6, 11). Marcus Vipsanius Agrippa war die »rechte Hand« des Augustus und hat diese verkehrsgeographische Organisation Galliens in militärischer Mission bzw. mit militärischen Befugnissen unternommen. Und gerade aufgrund der damals begründeten zentralen Lage im französischen Städtenetz konnte Lyon später, obwohl ewig Zweiter zeitweise mit Paris um die Hauptstadtfunktion in Frankreich konkurrieren.²²

Rom: Stadtstaat, Nation, Imperium

Könne es überhaupt so träge und unmotivierte Menschen geben, die sich nicht dafür interessierten, wie in nur 53 Jahren (von 220 bis 168/67 v. Chr.) die Ökumene zum ersten Mal in der Geschichte unter die Alleinherrschaft der Römer habe fallen können? Mit dieser pointierten rhetorischen Frage beginnt Polybios (1, 1, 5) sein Geschichtswerk und drückt seine Verwunderung darüber aus, wie Rom, aus zeitgenössisch griechischer Perspektive völlig unerwartet, eine tief greifende Neuordnung der »Alten Welt«, des östlichen Mittelmeerraumes, durchsetzen konnte. Insofern ergänzt Polybios' Staunen das oben angeführte Lamento Xenophons über Patt und Dauerkriegszustand unter den Griechen.

Was war nun der Sonderweg Roms, der zu einem Territorialstaat enormer Dimension führte? Polybios erklärt den römischen Erfolg durch seine Verfas-

sung, welche Aspekte der Diktatur, Demokratie und Oligarchie gleichermaßen berücksichtige, und verweist damit schon auf Besonderheiten der sozialen Organisation. In dem von uns verwendeten Modell erscheint Rom als ein Staat, der eine starke autoritative mit einer hohen diffusen Machtwirkung verbinden und dadurch seine Ressourcenbasis ständig verbreitern konnte. Aufgrund seiner starken Militärmacht war es Rom möglich, zu expandieren, durch spezifische soziale und juristische Normen neue Bevölkerungsteile und Territorien in das bestehende römische Gemeindesystem zu integrieren. Die Eroberten begannen sich, vereinfacht gesagt, selbst als Römer zu fühlen und zu handeln. Im Griechenland des Stadtstaates und seiner lokalen staatspolitischen *raison d'être* gab es keine vergleichbaren Akkulturationsprozesse, die zu einem überregionalen staatlichen Habitus führen konnten. Es fehlte das soziale und juristische Programm, welches die Entwicklung diffuser Machtwirkung begünstigt hätte. Das makedonische Großreich beruhte in erster Linie auf der autoritativen Macht seines militärischen Potentials. Unter dem Deckmantel der makedonischen Kontrolle existierte aber die staatliche Logik der alten Poleis-Bürgerschaften weiter. Konsequent folgte Alexanders Tod 323 v. Chr. im griechischen Kernland sofort ein großer antimakedonischer Aufstand (Diod. 18, 11, 1f.).

Als sich im 6. und 5. Jh. v. Chr. der Stadtstaat Rom daran machte, mit einem Milizheer seine Nachbarn zu unterwerfen, wurden die eroberten Gebiete zu römischem Staatsland (*ager romanus*). Die Siedlungen der Unterworfenen verschwanden, ihre Bevölkerung wurde nach Rom geführt und zu römischen Bürgern. Mit der Zeit und dem Anwachsen des zu kontrollierenden Gebietes entstand ein paralleles System. Die unterworfenen Siedlungen blieben bestehen, nur waren diese *municipia* nicht mehr eigene Staaten, sondern Teil eines übergeordneten Ganzen: »Für die Verhältnisse eines antiken Stadtstaates war diese uns heute nicht eben originell erscheinende Regelung eine gewaltige ›Erfindung‹. Dem griechischen Städtewesen ist sie fremd geblieben. Für Rom bildete sie das Strukturprinzip, welches es möglich machte, dass der Stadtstaat Rom über die ›normalen‹ Maße eines solchen hinauswuchs und schließlich die Möglichkeit zum Übergang in einen Territorialstaat erhielt.«²³ Diese territoriale Ordnung ging mit der Ausprägung eines Systems ›gradueller Staatszugehörigkeit‹ einher. Prinzipiell wurde zwischen Römern und Bundesgenossen (*socii*), Vollbürgern und »Halbbürgern«²⁴ unterschieden. Bei letzteren gab es noch eine Trennung in Latiner, eine Art privilegierte Nation unter den Bundesgenossen, und sonstige *socii*. Alle Bundesgenossen waren durch individuelle Verträge an Rom gebunden. Sie hatten untereinander nichts miteinander zu tun. Dieser zentralistische Aspekt unterstreicht, dass bei der Einigung der Apennin-Halbinsel alle Fäden in Rom zu-

sammenliefen und etwas entstand, das nicht als Bundesstaat bezeichnet werden kann.²⁵ Im Fokus der zentralistischen Organisation der Bürgerschaft stand das Militär. Das Heer war gewissermaßen die »einzige gemeinsame Institution« der Bundesgenossen. Mit dem Kommandosystem in römischer Hand bestimmte Rom allein die Außen- und Eroberungspolitik.²⁶

Wer etwa in Livius' römischer Geschichte (der Titel lautet sinnigerweise: *Ab urbe condita*) liest, findet dort alle paar Seiten geschildert, wie Jahr für Jahr nach den Beamtenwahlen in Rom die Magistrate mit dem Heeresaufgebot vom Senat in die gerade aktuellen Eroberungs- bzw. Krisengebiete ausgesandt werden. Dabei war das Militär an der Wachstumsfront des Reiches nicht nur zum Erobern, sondern auch zur Organisation und Verwaltung der Gebiete da. Zur Verwaltung »überseeischer Gebiete« außerhalb der italischen Halbinsel gab es zunächst kein eigenes System. »Annektierte Territorien, wie etwa der größte Teil Siziliens oder Sardinien, waren lediglich durch das Los zugeteilte Tätigkeitsbereiche (*provinciae*) eines Militärkommandanten.«²⁷ Provinzen wurden, wie Livius (z.B. 27, 7) es ausdrückt, »mit Legionen verwaltet.« In *Italia* funktionierte das Bundesgenossensystem als Organisationsprinzip. Dadurch wurden die neu erworbenen Gebiete adaptiert und annektiert. Zur Kontrolle der angestückelten Territorien wurden Kolonien gegründet; auch hier mit der konsequenten Unterscheidung zwischen Voll- und Halbbürgergemeinden. Die Kolonien mussten als Teil des Bundesgenossensystems Soldaten oder Geld stellen. Als etwa im Zweiten Punischen Krieg – Hannibal war mit seinem Heer in Italien eingefallen – zwölf von 30 Kolonien sich zur »Heeresfolge« nicht im Stande sahen, wurden sie von den Konsuln belehrt, dass dies nicht nur eine Verweigerung von Kriegsleistungen sei, sondern geradezu den Abfall vom römischen Staat bedeute. Sie seien ausgesandt worden, um den »Römerstamm zu vermehren.« Der Senat reagierte auf das bisher nie da gewesene entsetzt und übertrieb es als eine Art »Untergang des Abendlandes« (Liv. 27, 9). Seine Überreaktion illustriert indirekt die Loyalität der Kolonien bis zu diesem Zeitpunkt.

Die Gründungsdaten von Kolonien zeigen an, wie weit die römische Herrschaft zu welchem Zeitpunkt reichte. Placentia/Piacenza in der Mitte der Poebene wurde etwa 218 v. Chr., Aquileia in Nordost-Italien 181 v. Chr. angelegt. Zuvor gehörten diese Gegenden noch zu Gallien, nun wurden sie zu einem Teil des römischen Italien. Schon vor den Römern hatten andere Mächte Kolonien mit Milizionären angelegt. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Kolonien/Kleruchien in Athens Seebundzeit.²⁸ Aber diesen kam nie eine so tragende Rolle bei der territorialen Organisation zu wie ihren Pendants im entstehenden römischen Reich. Im römischen Kontext verkörpern die Kolonien im Zusammenspiel mit dem Auf- und Ausbau von

Infrastruktur eine neue Qualität der räumlichen Organisation. Das vorangegangene Infrastrukturkapitel hat bereits Beispiele für Roms diesbezügliches, konsequentes Vorgehen gebracht. Hier noch zur Ergänzung ein modernes und ein antikes Zitat: »Mit ihrem Werkzeug befriedeten die Legionen systematisch die eroberten Territorien, indem sie Verkehrsverbindungen, Festungen und Versorgungsdepots anlegten. Die Legionen waren *produktiv* ...«²⁹ und offenbar selten untätig: »... weil er [der Konsul C. Flaminius] auf seinem Standort Ruhe vom Krieg bewirkt hatte, legte er, um seine Soldaten nicht müßig sein zu lassen, von Bononia nach Arretium eine Heerstraße an« (Liv. 39, 2). Erobern und die territoriale Organisation zur Kontrolle des besetzten Territoriums waren im römischen Heer zwei sich überlagernde Aufgabenbereiche.

Obwohl es immer wieder zu Kämpfen mit bereits integrierten Bevölkerungsteilen kam (z.B. ›Latinerkrieg‹ 340-338 v. Chr.; 91-89 v. Chr. ›Bundesgenossenkrieg‹), zeichnete sich der Erfolg des Bundesgenossensystems bald ab. Die Gebiete unter römischer Kontrolle begannen zu einer Einheit zusammenzuwachsen. Es kam zu einer Art ›Nation-Building-Prozess‹. Eine ›Proto-Nation‹ *Italia* reichte ab 49 v. Chr. von der Straße von Messina bis zum Fuß der Alpen. Die Sogwirkung und Geschwindigkeit dieses Prozesses wird dadurch verdeutlicht, dass bis ca. 80 v. Chr. das römische Bürgerrechtssystem erst bis zum Po galt, 30 Jahre später die Grenze bereits erneut Richtung Alpen verschoben werden konnte, und durch den Umstand, dass römische Geistesgrößen wie Vergil oder die Plinii aus der Reichsgegend jenseits des Pos stammten, also aus dem ehemals gallischen Barbaricum. Roms Umwandlung von autoritativer und infrastruktureller Kontrolle in diffuse Macht funktionierte später auch außerhalb des italischen Kernraumes, selbst in sehr entlegenen Gebieten des Imperiums. Strabon (4, 5, 3) wusste von der Bevölkerung Britanniens noch zu berichten, dass ihre Insel keiner starken Besatzung bedürfe, »denn es würde zum Wenigsten eine Legion oder etwas Reiterei nötig sein, um die Steuern von ihnen einzutreiben; dann aber würde der für das Heer erforderliche Aufwand den eingehenden Geldern gleichkommen.« Ein paar Jahrzehnte später hatte sich das Bild radikal geändert. Die ehemals ›Wilden‹ schätzten nun die architektonische Gestaltung der Siedlungen (Säulenhallen, Bäder, Plätze), die Schulbildung, Esskultur oder Bekleidung. All das, was zuerst von den Barbaren abgelehnt worden sei, werde nun umso eifriger in Anspruch genommen, betrieben oder übernommen (Tac. Agr. 21). Was Tacitus in seinem Werk als Herrschaftsstrategie des lokalen Statthalters ausgibt, erscheint retrospektiv besser als Akkulturationsprozess erklärt. Die Briten machten nun übrigens auch beim Steuerzahlen keine Probleme mehr.

In der Kaiserzeit reichte Rom von Schottland bis Ägypten, von Portugal

bis Georgien und hatte damit ein Ausmaß erreicht, von dem Polybios wohl nicht zu träumen gewagt hätte. Was als ein kleiner, seinen Nachbargemeinden Grundbesitz wegnehmender Stadtstaat am unteren Tiber begann, war zu einem Weltreich geworden, das nicht nur von seinen Legionen, sondern auch durch die *pax romana* zusammengehalten wurde. Die innerstaatliche Organisation blieb nach wie vor in einem heute ungewöhnlichen Ausmaß mit dem zivilen Verwaltungsapparat verschmolzen, aber die Kernzonen militärischer Kontrolle selbst waren an die Außengrenzen gewandert. Die Legionen schützten die staatliche Organisation, ihre Infrastrukturen und deren Funktionieren durch Sicherung der Grenzen. Und auch in dieser Phase innerer Stabilität und der Bewahrung des territorialen Status quo wurden neue Qualitäten räumlicher Kontrolle erreicht. Ab der Mitte 2. Jhs. n. Chr. entstand zwischen Rhein und Donau in einem Abschnitt des Limes eine 550 km lange, baulich aufwendig gestaltete Grenze mit »wenigstens 900 Wachtürmen, zahlreichen Militäranlagen und 60 größeren Kastellen.«³⁰ Rom hatte im Vergleich zu anderen antiken Gesellschaften auch die Grenzziehung perfektioniert.

Anhang

Die Rolle des Militärs bei der Erforschung und Vermessung der Welt in der Antike

Weißer Flecken ...

»Denn wahrlich in vielen Stücken hat dem jetzt lebenden Geschlechte die Herrschaft der Römer und Parther an solcher Erkenntnis Zuwachs verschafft, wie es, dem Eratosthenes [276-194 v. Chr.] zufolge, auch bei denen der Fall war, die nach Alexanders Heerzug lebten. Denn dieser enthüllte uns einen großen Teil Asiens und vom Norden Europas alles Land bis zum Ister [= Donau], die Römer aber den ganzen Westen Europas bis zum Flusse Albis [= Elbe], der Germanien in zwei Teile scheidet, und das Land jenseits des Ister bis zum Flusse Tyras [= Dnjestr]. Die Länder jenseits der letzteren aber bis zu den Mäoten und der mit den Kolchern endenden Küste [= Ost- bzw. Nordost-Küste des Schwarzen Meeres] haben uns Mithridates mit dem Beinamen Eupator und dessen Feldherren bekannt gemacht; die Parther dagegen haben uns von Hyrkanien, Baktriana [in etwa Nordost-Iran, Afghanistan] und den oberhalb dieser Länder wohnenden Skythen ... genauere Kunde verschafft...«

(Strab. 1, 2, 1). Gemäß diesem Überblick Strabons (63 v. Chr. bis ca. 13 n. Chr.) über mehrere Jahrhunderte antiker Entdeckungsgeschichte hing ein Großteil der Erforschung unbekannter Randzonen der gräko-römischen Ökumene mit militärischen Aktionen zusammen. Eineinhalb Jahrtausende später, als sich ein abendländischer Zentralraum erneut für die außereuropäischen Gebiete zu interessieren begann, wurden geographische Informationen durch Expeditionen zusammengetragen, die zwar militärischer Natur sein konnten, mit zunehmender Akademisierung der europäischen Geisteswelt aber verstärkt auch aus rein wissenschaftlichem Kalkül geführt wurden. Heereszüge als Entdeckungsfahrten wie in der Antike spielten nur mehr eine untergeordnete Rolle. Umgekehrt findet man in der Antike kein Äquivalent zur wissenschaftlichen Expedition des aufgeklärten Zeitalters.

Erkundungsfahrten von Privatpersonen dominierten die Entdeckungsgeschichte in der Zeit der griechischen Stadtstaaten. Hochmobile gesellschaftliche Gruppen wie jene der Söldner, Wanderhandwerker, vor allem aber der Händler und Seeleute scheinen das Gros der Informationen über das jenseits der Ränder der eigenen Ökumene liegende Terrain zusammengetragen zu haben. Mit dem Schiff stand ihnen ein Fortbewegungsmittel zur Verfügung, mit dem mit relativ geringem personellem und materiellem Einsatz weite Strecken zurückgelegt werden konnten. Die Mobilität zur See war eine ungleich höhere als jene zu Land (konsequenterweise sind die Odysseen in den frühen Epen alle Schiffsfahrten ins Ungewisse; sei es mit Odysseus über den erdenklichsten aller Umwege von Troja heim nach Ithaka, sei es auf der Argo nach Kolchis/Georgien und, nun ebenfalls zur Irrfahrt geworden, über die Donau, eine imaginäre Flussverbindung und die Adria wieder nach Hause). Waren noch im 8. und 7. Jh. v. Chr. Fahrten von griechischen Seeleuten ins westliche Mittelmeerbecken und über Gibraltar hinaus Entdeckungsreisen und Erforschung von Neuland, so konnten sie zur Zeit der römischen Kaiser, als dieser Teil der Erde bereits seit mehreren Jahrhunderten zum Kernbereich der dominierenden Staatsmacht gehörte, nur mehr von historischem Interesse sein. Demgegenüber behielten Informationen von Fahrten über den Rand der römischen Ökumene hinaus ihre Aktualität und fanden Aufnahme in zeitgenössische Arbeiten: so z.B. die Fahrt eines gewissen Pytheas um 330 v. Chr. ins Nordmeer zu einer Thule, vielleicht Island, genannten Insel in Strabons *Geographika* (1, 4, 2). Die Fahrt des Historikers Polybios 148/47 v. Chr. die afrikanische Westküste entlang erweckte noch 200 Jahre später geographisches Interesse (Plin. *nat. hist.* 5, 9); jene eines griechischen Abenteurers auf der anderen Seite des Kontinents in Richtung Äquator wurde, nachdem erneut viel Wasser der Nil hinuntergeflossen war, von Ptolemäus zitiert (*Geogr.* 1, 9, 3; 4, 8, 2).

Im Gegensatz zu Inseln und Küstenzonen erscheint die systematische

Erkundung von Festlandgebieten eng an die Aufstellung großer Landheere und deren Eroberungszüge gebunden. Ein erster großer ›Paukenschlag‹ war Alexanders Neuordnung des Ostens, die bis an den Indus bzw. nach Afghanistan, in etwa das antike Baktrien, reichte. Nach der Einigung der Apenninhalbinsel und die ›Provinzialisierung‹ weiter Bereiche der hellenistischen Ökumene durch die Römer, begann eine Phase der Eroberung des ›klassischen‹ Barbaricum, von Nord- und Westeuropa und weiten Teilen Afrikas. Strabon hat zu seiner Zeit bereits Feldzüge an die Elbe (vgl. Vell. Pat. 2, 106, 2), ins nubische Kernland in Ostafrika (Strab. 17, 1, 54; Plin. *nat. hist.* 6, 181f.) oder den einer Heeresabteilung in den Süden der arabischen Halbinsel (Strab. 16, 4, 22; Plin. *nat. hist.* 6, 160) verzeichnen können. Dazu kamen noch Flottenexpeditionen wie die des späteren Kaisers Tiberius in die Nordsee, die des Drusus in Richtung Ostsee, vielleicht auf der Suche nach einer Nordostpassage zum Schwarzen Meer (Suet. Claud. 1; Vell. 2, 106, 3), und jene, im Zuge derer 84 n. Chr. Britannien umsegelt wurde (Tac. *Agric.* 10, 5). Ebenfalls im späten 1. Jh. n. Chr. gelangte ein römischer General mit seiner Armee von der libyschen Küste quer durch die Sahara bis in die Gegend des Tschadsees (Ptol. *Geogr.* 1, 8, 4ff.).³¹ Im frühen 2. Jh. eroberte Trajan den mesopotamischen Kernraum bis zum Persischen Golf und Teile Rumäniens im Karpatenbogen. Das römische Imperium hatte zu diesem Zeitpunkt seine größte Ausdehnung erreicht.

Feldherrnposten waren in Rom identisch mit den höchsten staatlichen Ämtern und wurden in der Regel von Angehörigen der Oberschicht bekleidet. Da spätestens in der späteren Republik die Erwartungshaltung bestand, dass zu einem hohem gesellschaftlichen und politischen Stand der Habitus eines *homme de lettres* gehöre, lagen Erobern und Abfassen landeskundlicher Schriften manchmal in der Hand ein und derselben Person. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Abfassung der Landeskunde und Eroberungsgeschichte Galliens durch dessen ›Eroberer‹: Caesars *bellum gallicum*. Ganz andere Formen der ›Veröffentlichung‹ waren Landschaftsgemälde, Ansichten oder Stadtmodelle (z.B. Liv. 37, 59; 38, 43), die dem Publikum bei Triumphzügen vor Augen geführt wurden. Auch wenn nicht erhalten und erwähnt bzw. möglicherweise Opfer strittiger Übersetzungen, sind Karten von Landschaften und Regionen anzunehmen. Eine Art ›kartographisches Bewusstsein‹, Aussagen, die die Nutzung von kartographischen Produkten voraussetzen, lassen sich bei den Griechen klassischer Zeit nachweisen. Erwähnt sei Platons Vergleich (Phaid. 109b), die griechischen Poleis säßen wie Frösche rund um einen Teich um das Mittelmeer herum, oder jene Szene in Aristophanes Wolken (Vv. 206-217), in welcher ein alter Athener dumm erscheinen muss und deswegen panisch verlangt, das feindliche Sparta auf der

Karte vor ihm so schnell und so weit wie möglich vom heimatlichen Attika wegzuschieben. Ein hoher Verbreitungsgrad kartographischer Darstellungen und Kognition ist auch für die hellenistische und römische Welt anzunehmen. In der Antike wurde das höchste Niveau bei kartographischen Produkten und Vermessungstätigkeiten der Quellenlage nach erst in römischer Zeit erreicht. Verantwortlich dafür zeichnet nicht zuletzt das römische Militär. In seinen Reihen hatte sich eine professionelle Vermessungstechnik entwickeln können.

... und Landkarten

Zentrales Problem bei der Beschäftigung mit antiker Kartographie ist, wie wäre es auch anders zu erwarten, die Quellenlage. Nur wenige Beispiele, sei es in späterer Kopie, sei es durch Aufzeichnung auf unverwüstliches, wenn auch nicht unzerbrechliches Material wie etwa Stein, sind erhalten. Und die moderne Forschung ist obendrein uneins, wie hoch der Stand der antiken kartographischen Wissenschaft angesichts dieser wenigen Beispiele einzustufen ist. Man weiß, dass es Weltkarten gab. Konstruktionsanleitungen (Projektionen), die astronomische Bestimmung der Position von wichtigen Orten (vornehmlich Städten) und entsprechende Listen von Berechnungen sind überliefert.

Karten von Erdteilen, Ländern und Regionen, also alles, was sich, um es modern auszudrücken, in einem Maßstabsbereich über ca. 1:20 000 (kleinmaßstäbige Stadtpläne) bewegt, ist bis auf ein Exemplar und ein paar wegen ihres Schematismus vernachlässigbaren Skizzen auf Papyrus verloren. Das einzige überlieferte Beispiel, die sogenannte *Tabula Peutingeriana*, ist obendrein eine Spezialkarte, ein für einen spezifischen Gebrauch entworfenes Kartogramm. In etwa 30 cm hoch und ursprünglich wohl 7,3 m lang, dabei Europa (ohne Skandinavien), das Mittelmeer, Nordafrika und den Nahen Osten den modernen Sehgewohnheiten konform von West nach Ost abbildend, wurde sie zu dem Zweck angefertigt, die Abfolge von Siedlungen, die Straßenverbindungen dazwischen und die jeweiligen Entfernungen anzugeben. Dass dabei die Strecke von Schottland bis zum Atlasgebirge bei 30 cm Papyrusformat nicht unverzerrt dargestellt werden konnte, liegt auf der Hand. Dafür hatte man eine handliche Papyrusrolle, die in jede Reisetasche passte. Teile der modernen Forschung haben das Konzept (*form follows function*) der Karte dennoch ignoriert und aufgrund der starken topographischen Deformation beschlossen, von den antiken Kartographen als Autoren kleinmaßstäbiger Karten nur wenig zu halten. Diese Lehrmeinung ist unbe-

gründet. Man konnte in der Antike mithilfe des Sonnenstandes sehr genau die geographische Breite eines Ortes ermitteln. Die Berechnung der geographischen Länge durch astronomische Beobachtungen setzt hingegen die Möglichkeit, Zeit relativ exakt messen zu können, voraus, was erst in der Neuzeit bzw. Moderne zuverlässig gelang. In der *Tabula Peutingeriana* erscheint also genau jene Dimension am stärksten verzerrt, die man in der Antike im Griff hatte. In Hinblick auf ihre Nutzung erscheint die *Tabula* als hochprofessionelles, aber sehr spezielles Produkt und damit nicht als ›Maß aller Dinge‹ der antiken Landschaftskartographie.

Das *missing link* zwischen großmaßstäbigen Karten und globalen Erd- bzw. Erdteilkarten ist anhand flüchtiger Notizen in literarischen Texten weniger greif- als bloß erahnbar. So wissen wir, dass im Jahr 174 v. Chr. im Tempel der *Mater Matuta* eine Sardinien-Karte geweiht wurde, in welcher die Schlachten des Stifters eingetragen waren (Liv. 41, 28, 8). Im Tempel der *Tellus* in Rom soll eine *Italia picta* (Varro rust. 1, 2, 1) ausgestellt gewesen sein. In beiden Fällen wurden aber auch andere Interpretationen, wonach hier keine Landkarten im modernen Sinne gemeint seien, in Erwägung gezogen. Ein unumstrittener Beleg ist hingegen der Verweis auf die Wandkarte einer Provinz in einer Lobrede aus dem späten 3. Jh. n. Chr. (Paneg. 9/4, 20, 2; 21, 3). Dass kleinmaßstäbige Karten zur Orientierung im antiken Alltag eine Rolle gespielt haben, ist wahrscheinlich; analog, dass kartographische Produkte auch im militärischen Bereich Verwendung gefunden haben. Wir sind aber nicht im Stande, diesen Gebrauch zu präzisieren. Eine Verwendung im Sinn von Generalstabskarten wie in einer neuzeitlichen bzw. modernen Armee hat es aber sicher nicht gegeben. Die antiken Fachautoren hätten uns das nicht vorenthalten.

Wie hoch der Stand der antiken Kartographie tatsächlich war, zeigen die erhaltenen großmaßstäbigen Beispiele: Katasterkarten und Stadtpläne. Auch hier kennen wir nur wenige Beispiele, und diese wenigen deshalb, weil sie in Steinplatten eingemeißelt waren und Bruchstücke davon gefunden werden konnten. Das bekannteste Beispiel stammt aus dem *caput mundi* selbst, die sogenannte *Forma urbis*, ein detaillierter Stadt- und Gebäudeplan Roms aus severischer Zeit (ursprünglich ca. 235m² groß!). Ein anderes Exemplar, die sogenannte *Tabula Arausiana*, bildet das antike Orange samt Umland ab.³² Qualität und Umfang dieser Kartenwerke sind auf einem technischen Stand, wie er erst wieder in der Frühen Neuzeit erreicht werden sollte, und Indizien für eine hoch entwickelte Vermessungskultur und lange Tradition im Planzeichnen. Landvermessung und Katasterpläne dürften im römischen Imperium und seinem Verwaltungsalltag omnipräsent gewesen sein. Zumindest zeitweise wurden Kopien von in staatlichem Auftrag erstellten Plänen nicht

nur am Arbeitsort, sondern auch in Rom in Form von Bronzeblechen zu den Akten gelegt.³³ In Bezug auf das Rahmenthema ist wichtig festzuhalten, dass wir es hier mit einem ›Kind‹ militärischer Technologie bzw. einer Technologie, die im militärischen Kontext intensiv betrieben und professionalisiert wurde, zu tun haben.

Vermessungssachverständige waren für die Errichtung der Armeelager unabkömmlich. Keine römische Einheit übernachtete außerhalb eines solchen, unterwegs zumindest im Schutz des professionellen Provisoriums Marschlager. Nicht nur römische Lager, auch neue Siedlungen wurden, wenn möglich, im Rastersystem ausgemessen und angelegt. Die Anlage von Heeresstraßen, Ackerflächeneinteilungen, Zuweisungen für Kolonisten oder die Versorgung von Veteranen – in der Antike wurden solche Tätigkeiten unter den Sammelbegriff *limitationes* subsumiert – bauten auf Landvermessung auf. Mit welcher Konsequenz man dabei vorging, ist mancherorts noch heute aus der Luft zu erkennen. Die Vielzahl der Aufgaben spiegelt eine Reihe unterschiedlicher antiker Bezeichnungen für diesen Berufsstand wieder: *mensores*, *agrimensores*, *gromatici* sind einige der geläufigsten. Eine Zeit lang begleiteten jede Legion elf Feldvermesser. Ebenso waren diese fester Bestandteil der Stäbe von Statthaltern und von Auxiliar- oder Prätorianerabteilungen. Die zentrale Rolle der Vermessungsfachleute im Militär illustriert etwa die Einleitung zu einem Vermessungsfachbuch, in welcher von einer »glänzenden Expedition unseres heiligsten Imperators« (*clara sacratissimi imperatoris nostri expeditio*), sehr wahrscheinlich ist hier Trajan gemeint, nach Dakien berichtet wird (Balbus, *Schriften der röm. Feldm.* 1, 92f.). Dort wird beschrieben, wie gleich nach Betreten des Feindeslandes auf Kaisers Befehl mit den Vermessungsarbeiten begonnen werden musste. Vermessungstechnik kam bei der Anlage von Befestigungen, Wegen oder Brücken zum Einsatz. Balbus' Abhandlung beginnt daher auch mit der Behauptung, dass seine Kunst wie die Kampfübungen für den Krieg von hoher Bedeutung sei, und dem Hinweis, dass dieser Umstand seine Publikation rechtfertige und motiviert habe.

Resümee

Die Kernaussagen des vorliegenden Textes sind: Militär spielte in der Antike bei der Erforschung der Randzonen der Ökumene eine zentrale Rolle. Vermessungstechnik und kartographische Informationsverarbeitung waren, zumindest in römischer Zeit, in hohem Maße vom Militär getragene Kultur-

techniken; Heere als hohe Konzentration von Arbeitskraft für groß angelegte und weit reichende Infrastrukturprojekte unabdingbar. Anhand von Fallbeispielen wurde die Entwicklung militärischer Macht und territorialer Kontrolle im Zusammenhang mit anderen gesellschaftlichen Faktoren analysiert. Griechische Stadtstaaten konnten aufgrund ihrer lokalen Machtressourcen und des überregionalen Kräftegleichgewichts über eine beschränkte Reichweite territorialer Kontrolle nicht hinaus kommen. Athens Aufstieg zur Großmacht hing stark vom geographischen Milieu See und der Flottentechnik ab, welche eine billige, zentralistische Kontrolle erlaubte. Auf dem Land waren vergleichbare Reichsbildungen durch direkte militärische Kontrolle (vgl. Sparta) ungleich schwerer umzusetzen. Makedonien verfügte über ein hohes militärisches Potential, welches auf einer für den griechischen Raum ungewöhnlich großen Machtbasis beruhte, und konnte dadurch über die Nutzung von Bundesstrukturen und infrastruktureller Macht ein Großreich aufbauen. Roms Expansion funktionierte anders und basierte auf einer engen Verknüpfung von direkter militärischer Kontrolle und der Einbindung erobelter Bevölkerungen in das eigene Sozialsystem. Dadurch wurde die Ressourcenbasis ständig vergrößert. Letztendlich entstand eine Art ›Proto-Nation‹, welche den Großteil der antiken Ökumene unterwerfen und einigen konnte.

Anmerkungen

- 1 Mann 1986.
- 2 Mann 1986, 127.
- 3 Mann 1986, 26.
- 4 Welwei 2004, 47f. 211.
- 5 Welwei 2004, 105.
- 6 Welwei 2000, 104f; Münkler 2005, 75.
- 7 Meiggs 1972.
- 8 Schuller 1974, 2. 198f.
- 9 vgl. Münkler 2005, 73f.
- 10 Schulz 2005, 101.
- 11 Meiggs 1972, 205f.
- 12 Schulz 2005, 133.
- 13 Schuller 1974, 11f.; Meiggs 1972, 205ff.
- 14 Errington 1986, 47.
- 15 Errington 1986, 46.
- 16 Mann 1986, 170.
- 17 Errington 1986, 32.
- 18 Schuller 1974, 32ff.

- 19 Welwei 2004, 317.
- 20 Glaser 1999, 232-237.
- 21 Höcker 2001, 1032.
- 22 Braudel 1989, 283f. und 297.
- 23 Heuss 2003, 64.hervorhebungen wie im Original
- 24 Heuss 2003, 63.
- 25 Heftner 1997, 98.
- 26 Galsterer 1997.
- 27 Badian 1980, 23.
- 28 Schuller 1974, 13ff.
- 29 Mann 1986, 297. Hervorhebung wie im Original.
- 30 Hüsen 1992, 37.
- 31 Generell zur römischen Entdeckungsgeschichte: Talbert, Brodersen 2004.
- 32 Piganiol 1962.
- 33 Talbert 1999, 305.

Literatur

- Badian 1980 = Badian, Ernst: Römischer Imperialismus, Stuttgart 1980.
- Braudel 1989 = Braudel, Fernand: Frankreich I. Raum und Geschichte, Stuttgart 1989.
- Errington 1986 = Errington, Malcolm: Geschichte Makedoniens, München 1986.
- Galsterer 1997 = Galsterer, Hartmut: Bundesgenossensystem, in: DNP 2, Stuttgart 1997, 846-850.
- Glaser 1999 = Glaser, Franz: Kanal: Kanalbauten. In: DNP 6, Stuttgart 1999, 231-237.
- Heftner 1997 = Heftner, Herbert: Der Aufstieg Roms. Vom Pyrrhoskrieg bis zum Fall von Karthago, Regensburg 1997.
- Heuss 2003 = Heuss, Alfred: Römische Geschichte, Paderborn 2003.
- Höcker 2001 = Höcker, Christoph: Straßenbau, in: DNP 11, Stuttgart 2001, 1030-1036.
- Hüsen 1992 = Grabungen und Forschungen der letzten 40 Jahre im obergermanischen und rätischen Limesgebiet, in: Der römische Limes in Deutschland. Herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Hamburg 1992, 33-70.
- Mann 1986 = Mann, Michael: The Sources of Social Power I. A History of Power from the Beginning to A.D. 1760, New York, 1986.
- Meiggs 1972 = Meiggs, Russell: The Athenian Empire, Oxford 1972.
- Münkler 2005 = Münkler, Herfried: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005.
- Piganiol 1962 = Piganiol, André: Les documents cadastraux de la colonie romaine d'Orange, Paris 1962.
- Schuller 1974 = Schuller, Wolfgang: Die Herrschaft der Athener im Ersten Attischen Seebund, Berlin 1974.
- Schulz 2005 = Schulz, Raimund: Die Antike und das Meer, Darmstadt 2005.
- Sordi 1958 = Sordi, Marta: La lega Tessala fino ad Alessandro Magno, Rom 1958.
- Talbert 1999 = Talbert, Richard: Kartographie, in: DNP 6, Stuttgart 1999, 302-307.

- Talbert, Brodersen 2004 = Talbert, Richard und Kai Brodersen (Hrsg.): *Space in the Roman World. Its Perception and Presentation*, Münster 2004.
- Welwei 2000 = Welwei, Karl-Wilhelm: *Polis und Arché. Kleine Schriften zu Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen in der griechischen Welt*, Stuttgart 2000.
- Welwei 2004 = Welwei, Karl-Wilhelm: *Sparta. Aufstieg und Niedergang einer antiken Großmacht*, Stuttgart 2004.

Übersetzungen

- Strabo: *Geographica*. Übersetzt von A. Forbiger. Wiesbaden 2005.

Abkürzungen antiker Autoren und Texte

In den Altertumswissenschaften ist es üblich, häufig verwendete antike Texte und Autorennamen abgekürzt zu zitieren, wobei gewisse Uneinheitlichkeiten und bei griechischen Texten die Verwendung der Abkürzung der deutschen oder lateinischen Übersetzung des Titels üblich sind. Die Werke von Autoren, von denen lediglich ein Werk überliefert ist, werden mit dem Namen des Autors zitiert. Die Herausgeber haben sich bemüht, die in den Artikeln vorkommenden Abkürzungen, die nicht jedermann leicht zu erschließen sein mögen, hier aufzulösen.

Agric.	= Tacitus: Agricola
Aischin. Leg.	= Aischines: Über die Truggesandtschaft
Aischin. Tim.	= Aischines: Gegen Timarchos
Anab.	= Xenophon: Anabasis
Ap.	= Philostrat: Leben des Apollonios
App. Sik.	= Appian: Sikeliké
Appian praef.	= Appian: Anabasis, Einleitung
Archil.	= Archilochos
Arist.	= Aristoteles
Aristot.	= Aristoteles
Ath. Pol.	= Aristoteles: Staat der Athener
Athean.	= Athenaios
Aug. civ.	= Augustinus: Gottesstaat
b.g.	= Caesar: Gallischer Krieg
Cass. Dio	= Cassius Dio
Claud.	= Sueton: Claudius
Crass.	= Plutarch: Crassus
Deipn.	= Athenaios: Deipnosophisten
Demosth.	= Demosthenes
Diod.	= Diodorus Siculus
Diog. Laert.	= Diogenes Laertios
Erga	= Hesiod: Werke und Tage
Eur.	= Euripides
fr./Fr.	= Fragment
FRH	= Frühe Römische Historiker
Geogr.	= Strabon: Geographie
H. A.	= Historia Augusta
Hdt.	= Herodot
Hell./hell.	= Xenophon: Hellenika
Heraclid.	= Euripides: Die Herakliden
Hom.	= Homer
Il.	= Homer: Ilias
Ios. Ant. Jud.	= Flavius Iosephus: Jüdische Altertümer
Lac. Pol.	= Xenophon: Der Staat der Spartaner
Lib.	= Libanios
Liv.	= Livius

Lyc.	= Plutarch: Lykurg
Lyk.	= Plutarch: Lykurg
M. Aurelius	= Marc Aurel: Selbstbetrachtungen
Marc aur.	= Marc Aurel in der Historia Augusta
Marc.	= Plutarch: Marcellus
mem.	= Xenophon: Memorabilia (Denkwürdigkeiten)
mor.	= Plutarch: Moralia
nat. hist.	= Plinius: Naturgeschichte
nat.	= Plinius: Naturalis Historia
oec.	= Pseudo-Aristoteles: Oikonomika
oik.	= Xenophon: Oikonomika
Paneg.	= Panegyriken (=Lobreden)
Paus.	= Pausanias
Phaid:	= Platon: Phaidon
Philostr.	= Philostrate
Pindar Ol.	= Pindar: Olympische Ode
Plat.	= Platon
Platon leg.	= Platon: Gesetze
Plin.	= Plinius
Plut.	= Plutarch
pol.	= Aristoteles: Politik
Pol.	= Polybios
Polior.	= Aeneas Taktikos: Poliorketik (Belagerungskunst)
Poll.	= Pollux
Polyb.	= Polybios
Ptol. Geogr.	= Ptolemaios: Geographie
Ptol.	= Ptolemaios
Strab.	= Strabon
Stratag.	= Polyän: Stratagema (Kriegslisten)
Suet.	= Sueton
Tac. Ann.	= Tacitus: Annalen
Tac.	= Tacitus
Thuk.	= Thukydides
Tro.	= Euripides: Troerinnen
Tyrt.	= Tyrtaios
Varro rust.	= Varro: Über die Landwirtschaft
Vell. Pat.	= Velleius Paterculus
Xen.	= Xenophon
Xen. Lac. pol.	= Xenophon: Verfassung der Spartaner
Zon.	= Zonaras

Alle im Band enthaltenen Abbildungen und Grafiken stammen, so nicht anders angegeben, von den Herausgebern.

Außer den Karten in den Beiträgen von M. Obenaus und R. Karl, welche von den Autoren beigelegt wurden, stammen alle anderen Karten von den Herausgebern.

Autoren

Jürgen Borchhardt, emer. Prof. für Klassische Archäologie (Univ. Wien); Fachgebiete: griechische Kunst- und Kulturgeschichte (griechische Malerei, Waffenkunde, gräko-persische Kunst, antike Kunsttheorie); Leitung von Ausgrabungen in Lykien.

Arthur M. Eckstein, Historiker mit Schwerpunkt römischer Imperialismus und Hellenismus, Professor für Geschichte an der Universität von Maryland in Baltimore.

Jürgen Flick, Historiker und Geograph mit Schwerpunkt Spätantike und Völkerwanderung.

Khaled Hakami, Anthropologe mit Schwerpunkt soziale Evolution, Lektor am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien.

Herbert Heftner, Althistoriker mit Schwerpunkt politische und Verfassungsgeschichte, Universitätsdozent am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

Alfred Hirt, Althistoriker mit Schwerpunkt römische Wirtschafts- und Militärgeschichte, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mavors-Institut für antike Militärgeschichte in Basel.

Raimund Karl, Keltologe und Archäologe mit Schwerpunkt spätbronzezeitliche bis frühmittelalterliche Archäologie und Geschichte, Professor für Geschichte und Kulturerbe an der Universität von Wales in Bangor.

Thomas Kolnberger, Historiker mit Schwerpunkt Krieg- und Militärgeschichte und Geschichte Südasiens, Historiker und Lektor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

Klaus Löcker, Archäologe der Ur- und Frühgeschichte mit Schwerpunkt geophysikalische Prospektion, Mitarbeiter an der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien.

Gerfried Mandl, Archäologe und Sozialgeograph, Studienassistent am Institut für Geographie und Regionalforschung (Univ. Wien); Arbeitsschwerpunkte: Sozialgeschichte des antiken Griechenland; Raumsoziologie, Ressourcengeographie, Sozialgeographie des Westbalkans.

Martin Obenaus, Grabungsleiter beim Verein ASINOE (Archäologisch Soziale Initiative Niederösterreichs); Fachgebiete: Ur- und Frühgeschichte (Schwerpunkt Archäologie des Frühmittelalters), Kriegs- und Militärgeschichte.

Bernhard Palme, Althistoriker und Papyrologe mit Schwerpunkt spätantike, dokumentarische Papyri und römisches Heerwesen, Professor für Alte Geschichte und Papyrologie am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

Mario Rausch, Althistoriker mit Schwerpunkt griechische Geschichte, unabhängiger Publizist in Klagenfurt.

Patrick Sängler, Althistoriker und Papyrologe mit Schwerpunkt dokumentarische Quellen und Sozialgeschichte der Antike, insbesondere des römischen Heeres, Assistent am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

Philipp Scheibelreiter, Rechtshistoriker und Klassischer Philologe (Gräzistik), hat seine Forschungsschwerpunkte im Griechischen und Römischen Recht, antiker Völkerrechtsgeschichte, antiker Rechtsvergleichung und ist Assistent am Institut für Römisches Recht und antike Rechtsgeschichte an der Universität Wien.

Walter Scheidel, Althistoriker mit den Schwerpunkten antike Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, historische Demographie, und vergleichende und interdisziplinäre Weltgeschichte, ist Professor of Classics an der Universität Stanford.

Kordula Schnegg, Althistorikerin mit Schwerpunkt antike Historiographie, Geschlechtergeschichte, ist Projektmitarbeiterin und Lektorin am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck.

Ilja Steffebauer, Althistoriker mit Schwerpunkt antike Staatsentstehung, Kriegs- und Militärgeschichte, ist Projektmitarbeiter und Lektor am Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

Julia Taita, Althistorikerin mit Schwerpunkt griechische Geschichte, ist Assistentin an der Universität Mailand.

In Vorbereitung:

Krieg im mittelalterlichen Abendland

Krieg in der europäischen Neuzeit

Krieg in der industrialisierten Welt

Krieg in der globalen Welt

Umschlagmotiv:

Pergamonaltar, Detail. Pergamonmuseum Berlin.

Die Autoren dieses ersten von fünf Bänden wollen der Präsenz des Krieges in vielen gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen der Antike nachspüren. So treten Schlachtbeschreibungen und systematische Chronologien zurück zugunsten einer Betrachtung der Auswirkungen auf das gesellschaftliche Umfeld.

Was musste sich historisch und gesellschaftspolitisch ändern, um vom kämpfenden Verwandtschaftsverband über die Bürgermiliz zum Söldnerheer zu gelangen? Wie beeinflusste die Entwicklung verschiedener Gesellschaftsstrukturen in der Antike – vom Stamm zum organisierten Weltreich – diese Wehrverfassung? Wie erlebte die Antike Welt Krieg? Gab es so etwas wie Kriegerrecht? Wie bezahlte man die Ausgaben für den Krieg? Gab es ein Verteidigungsbudget? Solche und andere Fragen versuchen die Autoren hier zu beantworten.

ISBN 978-3-88400-520-0



9 783884 005200

Gerfried Mandl / Ilja Steffelbauer (Hgg.)

MAGNUSVERLAG

KRIEG UND FRIEDEN
VON LEV N. TOLSTOJ

Title: Krieg in der antiken Welt

Creator: Gerfried MANDL | Ilja STEFFELBAUER

Publisher: Magnus Verlag, Essen

Language: deu

Date: 2007

Project Name: Saroj Neupane

Order Name: Thomas Kolnberger

Category: Book

Job Name: CC66B841-7922-49BE-87C6-B5015E0D935B

Identifier: ISBN: 978-3884005200

CUSTOM

Title: Krieg in der antiken Welt